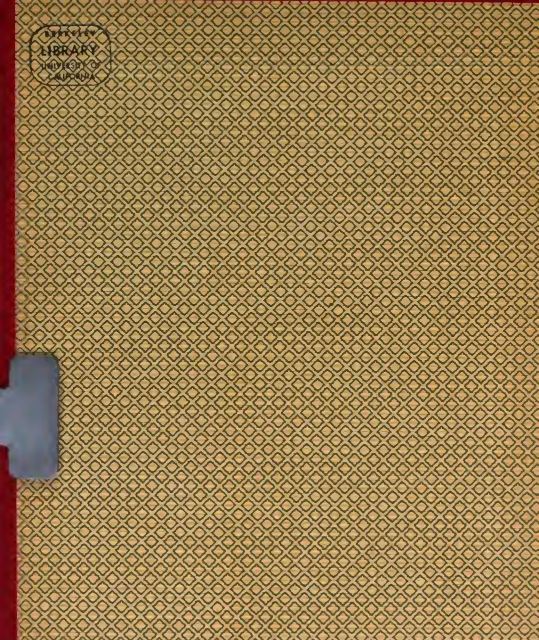
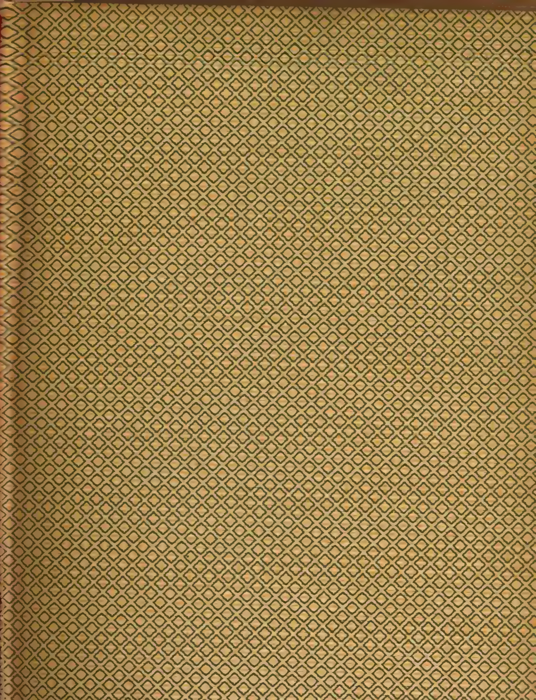


Velhagen & Klasings Monatshefte







Waise aus Groningen. Nach dem Pastell von Theo. Ernst.

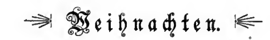
Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

X. Jahrgang 1895/96. Heft 4, Dezember 1895.

Weihnachtsheft.



Weihnachten.

Von

Wilhelm Langewiesche.

(Abdruck verboten.)

Liederklänge, Lichtgefunkel,
Frühling in der Winternacht,
Warum nicht in jedes Dunkel
Bahnt Ihr Euren Weg mit Macht?
Warum wollt Ihr nur der Reichen,
Der Gesunden Freude sein?
Warum fällt nicht auf des bleichen
Elends Antlitz Euer Schein? —
Erbarmt Euch der niedern, unfreundlichen Fenster
Und bannet die kauernden, finstern Gespenster
Hinweg von den Stufen!
Erbarmt Euch der Armen, der Kranken, der Bösen, —
Durch Liebe und Freude die Welt zu erlösen,
Seid Ihr ja berufen! —

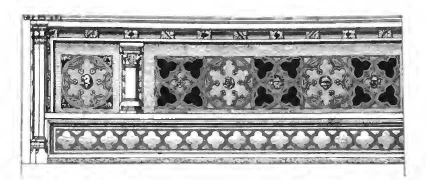
Oder galt des heut' Gebor'nen
Liebe denen nicht zumeist,
Die der Hochmut die Verlor'nen
Heute so wie damals heißt? —
Die mühselig und beladen,
Lud er liebend zu sich ein,
Keiner schien ihm seiner Gnaden
Zu gering und zu gemein! —

Weh', wenn Ihr, die noch seinen Namen Ihr führet,
Vom Geist seiner suchenden Liebe nichts spüret
Tiefinnen im Herzen!
Die Lieder verklingen, bald seid Ihr im Dunkeln
Und tastet und tastet — doch nimmermehr funkeln
Euch Augen und Kerzen! —

Aber nicht in weiten, hellen
Sälen gebt der Not ein Fest!
Überschreitet ihre Schwellen,
Sucht sie, die sich finden läßt!
Nicht mit edlen Gönnermienen
Sollt Ihr auf die Armen seh'n:
Eure Brüder ehrt in ihnen,
Wenn sie auch in Lumpen geh'n. —
Schaut mutig hinein in die dunkelsten Gründe
Und zittert nicht, wenn Euch die Blicke der Sünde,
Der zischenden, trafen:
In Jenen erweckte die Not die Dämonen,
Die heimlich in jeglicher Menschenbrust wohnen,
— Die Eurigen schlafen. —

Wehe! wer da schilt und tadelt!
Aber selig, wer da liebt!
Liebe sühnt und Liebe adelt
Den, der nimmt, und den, der giebt!
Liebe kann nicht ruh'n noch rasten,
Liebe überbrückt und eint,
Bis sich finden, die sich haßten,
Und zum Freunde wird der Feind! —
Sie läßt auch das Wort, das die Engel gesungen,
Das durch die Jahrhunderte mahnend gedrungen,
Einst Wirklichkeit werden:
Wenn Keiner mehr hungert und Keiner mehr weinet
In Angst und Verzweiflung, dann endlich erscheinet
Der Frieden auf Erden! — —





Im Mund der Leute.

Roman

von

T. Glaß.

(Fortsetzung.)

Chrestensen betrachtete mit wehmütiger Teilnahme das Schmuckwerk, das den Namen des Baumeisters umhüllte, und noch ein anderer folgte mit gierigem Blick Metas deutendem Finger.

Birnhagen war beim ersten Ton der Wechselrede mißtrauisch beobachtend an die Thür getreten, seinen scharfen Augen gelang jetzt zugleich mit Chrestensen, das ‚Richard Reimann' aus dem Gewinde zu lösen. Ein tiefer Atemzug der Beruhigung hob seine Brust, er empfand sogar etwas dem Danke Ähnliches gegen Meta.

Sie hatte übrigens recht, das war nichts anderes als ein Handwerkszeichen und der Alte hatte es selbst für versteckt genug gehalten, sonst würde er's nicht der namenlosen Preisbewerbung beigefügt haben. Auch genügten der Tochter offenbar diese Blumengewinde nicht; natürlich, sie hatte ja diesen Vater abgöttisch geliebt — Birnhagen hegte plötzlich den Wunsch, ihrer Liebe Genüge zu thun. — Vielleicht ließe sich sagen, daß eines der Medaillons bestimmt sei, Reimanns Kopf zu umfassen — richtig, Wolfert konnte dann immer noch nach Belieben entscheiden. —

Chrestensen war eben dabei, Meta die Pläne zu erläutern, die er seit gestern für die Wandfelder des großen Festsaales gefaßt hatte, und sie hörte mit innigem Anteil zu.

Da trat Birnhagen heran und jäh verwandelte sich ihr Gesicht, die Teilnahme erstarrte, die lebhaft gefärbten Wangen erblaßten, der Blick wurde regungslos und der Atem ging kurz.

Ihr erstes heftiges Verlangen war, dem Eintretenden Anklage und Verachtung in einem jähen Wort entgegenzuschleudern; nur mit aller Anstrengung ihres kräftigen Willens hielt sie sich zurück.

Chrestensens Hand aber hielt sie fest und er, der vorhin in ihr die liebende Schwärmerin gesehen, war unfähig, das Entsetzen zu deuten, mit dem sie dem Schöpfer dieses zärtlich geliebten Planes entgegensah.

Lebhaft und liebenswürdig kam Birnhagen auf die beiden zu.

„Mein gnädiges Fräulein, Sie haben mir gestern so gütige, herzliche Glückwunschworte geschrieben, daß ich aufs innigste dadurch ergriffen bin — ist mir doch Ihr Wort doppelt wertvoll, als das Wort derjenigen, die in jedem Sinn die treue Arbeitsgenossin meines allverehrten Meisters war und die als Kennerin —"

Ein stöhnender Laut, der sich Metas

Brust entrang, verwirrte ihn, er stockte, fand seinen Faden nicht wieder, sah ihr ins Gesicht und fühlte sich ernstlich erschreckt durch den Blick geisterhaften Entsetzens, der ihn traf.

Als er schwieg, milderte sich der Ausdruck in Metas Augen, sie wichen von ihm und glitten über die Zeichnungen hin. Das bittere Lächeln kam wieder, und hart und scharf sagte sie plötzlich in das Schweigen hinein: „Ja, es ist Ihnen gut geglückt, Sie haben sich ein Stück seines Geistes angeeignet, so vollkommen, daß man meinen könnte, dies sei die Arbeit meines Vaters."

Es war das erste Mal, daß sie, seitdem sie sich des Verlustes bewußt war, den geliebten Vatersnamen über die Lippen brachte, jetzt schien er ihr Kraft zu geben, sie ließ Chrestensens Hand los und sah mit Befriedigung Birnhagen erröten, erblassen, von ihr zu dem Plan, von dem Plan zu Chrestensen blicken, und erst als der Maler, der nur Metas befremdliche Wandlungen im Auge gehabt hatte, mit sachlicher Ruhe sprach: „Ja, eine glückliche Verwandtschaft, die Dinge aufzufassen, finde ich auch zwischen Ihnen und Reimann," raffte er sich zu stotternder Antwort zusammen.

„Ich fühle mich ihm auch dankbarlichst verpflichtet."

Metas Erregung war gebrochen, sie wandte sich von ihm ab, Chrestensen zu, begegnete dessen besorgtem Blick mit freundlichem Kopfnicken und verlangte nach seinem Bilde.

Einen Augenblick zögerte Chrestensen, doch schien ihm das Nächste das Beste, sie auf andere Gedanken zu bringen. Er bot ihr den Arm und führte sie, ein kurzes Abschiedswort an Birnhagen richtend, nach dem Nebenzimmer.

Das volle Licht des klaren Februartages fiel auf Helmar Chrestensens Ringbild: Drollig in seiner rührenden Ernsthaftigkeit tritt das kleine Pärchen dem Beschauer entgegen. Neben dem Knaben, trotzig zärtlich in Ausdruck und Gebärde, steht das Mädchen, mit lieblicher Innigkeit ihr Ringlein betrachtend; auf sie nieder schaut das verschmitzte Gesicht des grauhaarigen Händlers, der seinen Schnitt an dieser Liebe gemacht hat, schaut die rotbäckige Obsthökerin unter ihrem großen Schirm neugierig mütterlich und doch voll Gelüste, nun auch ihren Vorteil von der rührenden Dummheit einzuheimsen, und ringsum drängt sich das bunte Getriebe des Marktes, das gegen diese vier Gestalten merklich zurücktritt, aber doch nicht fehlen darf, da es die Unbekümmertheit der Kinder um alles andere als ihr Ringlein scharf hervorhebt; die lichtklare Herbstluft über den vergilbenden Lindenblättern des großen Angers umfließt das ganze Bild mit warmem Heimatsduft. Nichts war da mehr vom fremden Zauber des Südens, und doch fehlte weder Licht, noch Wärme, noch Klarheit, wie es den Hauptgestalten nicht an Schönheit gebrach und sie doch eine Innigkeit gewonnen hatten, die selbst jene des vielbewunderten Familienbildes übertraf.

Meta stand lange still vor der Leinwand, und Chrestensen freute sich am Beobachten der belebten Züge, in denen Lächeln, Rührung, gespanntes Schauen und hingebendes Genießen sich ablösten.

Als sie endlich zu ihm hinüberblickte, war nur noch Teilnahme und Freude in ihren Augen zu lesen.

„Das wird Sie noch höher hinaufheben," sagte sie herzlich.

„Nein, wenn mir geglückt ist was ich beabsichtigte, schwerlich; dann verstehen mich nur ein paar, die gelernt haben, ebenso wie ich in und auf die Welt zu sehen; aber das hebt nicht hinauf, wenigstens nicht mit einem Mal, die Menge muß dann erst sehen lernen. Besonders wenn es sich um eine Stilschwenkung handelt, das verblüfft und will zunächst überwunden werden. Aber ich bin mit der Erkenntnis der wenigen ganz zufrieden. Wie steht's? Kommen Sie mit zu uns. Erne wird gern hören, was Sie zu unseren Jugendstreichen zu sagen haben."

Er dachte in diesem Augenblick nur daran, Meta in der ruhigen Anteilstimmung zu erhalten, sie aber dachte zu eben der Zeit nichts als: ich wollte, ich wäre allein! um sich mit Gedanken an ihres Vaters Arbeit zu erquicken und zu verwunden.

Trotzdem begleitete sie nachgiebig Chrestensen ins Siebeneck und konnte nicht hindern, daß Reden über das Ringbild, Zärtlichkeit der Kinder im Verein mit Verwöhnung und Pflege der Großen sie erfrischten und beruhigten. —

Birnhagen war nicht mehr in der vorderen Halle gewesen, als die beiden das Bilderzimmer verließen.

Sobald er sich überzeugt hatte, daß sie wirklich nur um des Oktoberfestes willen Rede pflogen, verließ er das Künstlerhaus und eilte nach Hause.

Eine bessere Stunde, um mit Malli allein zu sprechen, würde sich nicht mehr finden. Meta mit dem unbequemen Blick und der noch unbequemeren Neigung, die sich zwar wunderlich, aber deutlich verriet, wurde von dem Maler zurückgehalten.

Und Malli mußte es sein; Meta heiraten wäre Selbstmord in qualvollster Form gewesen. Daß sie ihm überlegen sei, wollte er sich nicht gestehen, er fühlte es ab und zu, doch nur, um sich jedesmal sofort als Trost die bestandenen Examina und all seine Handwerksübung vorzurechnen. Geschmack, Phantasie, Urteil waren unwägbare Größen, aber unbequem blieb Meta und reizlos dazu. Er brauchte etwas Schönes fürs Auge, etwas Sanftes fürs Herz, ein gutes, liebes, kleines, zärtliches, arbeitsames Hausfrauchen und Mallis Sprödigkeit hatte sich seit des Vaters Tode entschieden vermindert, — er durfte hoffen.

Hoffen? Nun, alles in allem brachte er seinem zarten Gewissen ein sehr großes Opfer, denn jetzt hätte er dreist einen Griff unter die Reichen, in die besten Familien thun können.

Er schritt die Treppe des Rothenbeckschen Hauses hinauf, gehobenen Hauptes mit dem Bewußtsein einer trefflichen Gesinnung, war er doch auf dem Weg, den Reimannschen Frauen Ehre, Vorteil und Gewinn dieses Rathausplanes zuzuwenden.

Als er die Flurthür öffnete, sah Malli zur Küche heraus, lieblich und rotwangig.

Sie reichte ihm die Hand zu freundlichem Gruß und Glückwunsch, er stand, ohne Worte zu finden, vor ihr. Wenn das Schwere nur schon gesagt wäre! Drin im Zimmer saß natürlich die Mutter, hier konnte jeden Augenblick Doktor Grund herauskommen.

„Würden Sie mir ein Glas Wasser geben, Fräulein Reimann?" stammelte er endlich.

Sie trat arglos in die Küche, füllte ein Glas an der Wasserleitung, und er folgte, die Thür hinter sich ins Schloß drückend, nach.

Er nahm das Glas, trank, setzte ab, sah sie an, trank noch einmal und war mit dem Wasser fertig, ehe er Mut und Anfang gefunden hatte.

Sie sah ihm unbefangen freundlich zu, ein Sonnenstrahl tanzte als Zeuge des wieder emporsteigenden Lichtes über ihr Haar, Gold aus dem Dunkel spinnend, und an ihr und um sie blinkte alles in Sauberkeit.

Es wäre doch ganz hübsch so! — Diese Erwägung gab Birnhagen endlich Worte und in unglaublich kurzer Zeit hatte er seine Werbung angebracht.

„Fräulein Malli, ich kann mir nun einen Hausstand gründen, wollen Sie meine Frau werden?"

Klipp und klar, nicht mißzuverstehen. Trotzdem blickte ihn Malli an, als habe er Unbegreifliches gesprochen: hilflos, erschrocken, verwirrt.

„Ich?" stammelte sie, „ich? — Ach nein, Herr Birnhagen, ich doch nicht, ich habe nie daran gedacht. Nein, das kann ich nicht."

Sie hatte sich auf den Küchenstuhl gesetzt, das liebliche Gesichtchen tiefrot gefärbt, und sah schuldbewußt zu ihm auf. „Wenn ich je so etwas geargwöhnt hätte," brachte sie noch hervor, dann verstummte sie völlig.

Er biß die Lippen zusammen; wenn sie auch ein armes Mädchen war, kränkend blieb dieser stammelnde Schrecken doch. — Ihm, dem Gefeierten, einen Korb! Bestürmen und Bitten wäre unter seiner Würde gewesen — steif zog er sich nach der Küchenthür zurück, noch immer das geleerte Glas in der Hand.

Malli fühlte sich schwer bedrückt, sie merkte gar nicht, daß er lächerlich zwischen Eimern und Kohlenschütte hindurch balancierte, vergeblich bemüht, das Glas los zu werden.

„Es thut mir so leid," stammelte sie, „so leid, ich kann wirklich nichts dafür."

Da endlich brachte er das Glas auf der Anrichte unter und drückte sich mit einer hastigen Verbeugung zur Thür hinaus.

Zunächst fühlte sich Ludwig Birnhagen nur verletzt; als er aber in seinem Zimmer zur Besinnung kam, begann allgemach ein Gefühl von Erleichterung in ihm zu erwachen, ein Etwas, das singen wollte und

jubeln und sich frühlingsmäßig gebärden. Dann kam noch einmal, wie Reif über Knospengedränge, die Erwägung: mußte er nun um Meta werben? Mußte er auch der anderen Tochter seinen berühmten Namen anbieten?

Aber schnell hatte er sich ein Nein zurecht begründet. Meta Reimanns ungleiches, abstoßendes Wesen im Kunstverein enthob ihn jeglicher Verpflichtung — er hatte überhaupt das Äußerste an gutem Willen gezeigt, es wäre taktlos, nach dem Nein der einen Schwester sofort die andere zu begehren.

Die nächste Erwägung, die sich ihm wohlig aufdrängte, war, daß er nach Mallis Korb unmöglich länger in dieser Familie wohnen bleiben könne — kein Mensch würde ihm das Ausziehen verdenken.

Er wollte natürlich das Quartier empfehlen, ja, das wollte er gern thun. Er würde sagen, daß er in die Nähe des Bauplatzes ziehen müsse — ah — er hatte wirklich Glück, alles löste sich von selbst, alles arbeitete dahin, ihm den peinigenden Anblick dieser Meta aus dem Weg zu schaffen.

Er schrieb gleich ein paar kündigende Zeilen an die Mutter und steckte sie unten in den Briefkasten.

Als er gegen Mittag wieder ausging, um vor dem Reichsadler noch einmal nach den Urteilen im Künstlerhaus zu horchen, traf er Meta auf der Treppe.

Er errötete tief und nachhaltig bei ihrem Anblick, aber sie sah nichts davon, sie hatte ihm überhaupt keinen Blick gegönnt. Das Kleid drückte sie an sich, damit es ihn nicht streife, und erwiderte seinen Gruß mit einem kurzen, unverständlichen Wort.

„Recht so," dachte er, „recht so, solchem Betragen macht man keinen Heiratsantrag. Recht so, recht so!"

Oben fand Meta Mutter und Schwester in lebhafter Erregung über den Kündigungsbrief.

„Ich hätte das nicht gedacht, von ihm nicht!" seufzte die Mutter. Malli hatte Thränen in den Augen.

„Sei nicht bange, Mutterchen," bat Meta heiter, „wir finden gewiß einen anderen, das Zimmer ist gut."

Sie küßte die Mutter auf die Stirn, dann nahm sie Malli unter den Arm und führte sie hinaus.

„Armes Herz, das hast du nun allein durchquälen müssen; verzeih', daß ich so lange fortblieb — ich hatte einen schlimmen Morgen, aber nun ist das Ärgste überwunden und ich habe eine wunderbare Kraftquelle entdeckt. Ihr sollt euch nicht wieder über mich beklagen."

Da brach Malli in heftige Thränen aus, fiel der Schwester um den Hals, barg das Köpfchen an ihrer Schulter und flüsterte: „O Meta, ich — ich bin ja schuld an allem — er wollte mich ja zur Frau, und weil ich nein gesagt habe, zieht er aus."

Meta schrie auf, hob Mallis Kopf mit zitternden Händen empor, sah ihr ins Gesicht und fragte leise, hastig: „Er? Dich zur Frau? Dich goldnes Kind?"

Plötzlich ließ sie die Schwester los und lachte laut auf. „O, ob dieser schweren, wundervollen, mühelosen Sühne!"

Aber sie faßte sich schnell, sie nahm die beiden Hände der erregten Schwester zärtlich zwischen die ihren und sah ihr angstvoll prüfend ins Gesicht. „Und du, Liebling, du? Hast du ihm auch mit leichtem Herzen Nein gesagt? Weißt du auch gewiß, daß dir keine Reue und kein Bedauern kommen wird? Kannst du ihn dir so aus dem Sinn schlagen, als habest du ihn nie gekannt? Denkst du nicht etwa an mich bei deinem Nein — dann brächte dich und Mutter ein Irrtum um gute Versorgung."

„Ach, Meta," antwortete sie leise und ein glückliches Lächeln rang sich siegreich durch Kummer und Schuldbewußtsein hindurch, „liebe Meta — ich — ich habe doch Bernhard Wolfert lieb und er hat mich auch gern und ich werde niemals eines anderen Frau, niemals."

Sie hatte sich wieder an die Schwester geschmiegt, Meta streichelte ihr Haar und Wange mit zärtlicher Sorgfalt. „Wie gut ist das alles! Wolfert? — O wie gut! Es wäre gar zu bitter gewesen, wenn du an solchen Menschen deine Seele verloren hättest. O Malli, wie froh bin ich! Laß nur Mutterchen nichts davon erfahren, damit sie sich nicht nutzlos grämt."

Dann gingen die Schwestern an ihre Arbeit; Malli, getröstet durch Metas Zustimmung, wandte all ihre Aufmerksamkeit den Küchengeschäften zu, Meta setzte sich an ihre Vorzeichnungen, nicht so ruhig wie

die Schwester, aber doch von mancher Sorge befreit und kräftig genug, sich mit dem Feuerschwert der Cherubin zu rüsten, auf daß sie Ludwig Birnhagen aus ihrem Leben und Denken hinausweise auf Nimmerwiederkehr.

XVI.

Bieberfeld feierte seinen Karneval wie andre Städte auch. Tanz, Theater, Vorträge und Konzerte; die Werktagspflichten wohlgebildeter Jugend schienen auf Schlittschuhfeste, Schlittenfahrten, Kostümproben und Ballfreuden hinauszulaufen. Zwischenliegende Stunden waren für Ausschlafen, Putzstudien und Vorbereitung zu zeitgemäßer Unterhaltung kaum hinreichend und die lange Reihe der Feste sollte Reimanns Kunstverein mit einem Zauberball beschließen, der sich „hoch emporheben würde über den gewöhnlichen Lauf alltäglicher Freuden."

Chrestensen, der beim Entwerfen seiner Wandbilder schöpferische Tage genossen hatte, machte sich in der darauf folgenden Zeit der Abspannung als Vergnügungsvorstand nützlich und ließ sich mit mehr als ironischem Behagen durch Kostümproben und Klubabende treiben.

„Da sieht man denn, wie leicht sich's leben läßt, Frau Erne, du aber hast das Üble davon," sagte er mit Verzeihung heischendem Blick, als er wieder einmal zur Vergnügungssitzung wanderte. Wenn er um Stimmung oder Schaffenswillen Tage lang fort blieb, kamen ihm nie dergleichen Bedenken.

Erne saß an ihrem Nähfenster, das den Blick über Garten und Veilchengraben ins Land hinaus freigab, hatte seine Hand gefaßt und sah ihm forschend ins Gesicht.

Er ließ sie ein Weilchen schauen, dann lachte er herzlich, zog sich, ohne ihre Hand abzustreifen, einen Sessel heran, setzte sich zu ihr und fragte: „Nun, liebe Weisheit, welche Bedenken stecken hinter deinem forschenden Schweigen?"

Sowie sie sein Lachen hörte, wich der gespannte Ausdruck aus ihrem Gesicht. Miene und Worte konnten sie irre führen, auf den Ton seines Lachens durfte sie sich verlassen und heute kam es warm und ungekünstelt von innen heraus.

Sie antwortete heiter: „Du weißt, daß ich dich immer darauf ansehe, ob dir Bieberfeld nicht allzuviel zumutet."

„Ich weiß. Aber diesmal gab's auch ein wenig Mißbilligung in den gestrengen, grauen Augen. Liebe Weisheit, mit welcher Dummheit hast du mich in Verdacht?"

Sie errötete ein wenig und ließ den Blick nach den kahlen Bäumen schweifen, bis sein warmes Lachen ihn wieder zurückrief.

„Schau! böses Gewissen! fühlst dich erkannt."

„Das Fest," sagte sie leise, „leidest du darunter? Freut's dich? Beides, — ich meine, daß du dabei bist und daß du's ertragen mußt, macht mir Sorge."

„Das heißt," ergänzte er mit dem Schalk in den Mundwinkeln, „diese eitle, kleine Frau fühlt sich bekümmert darüber, daß der Hausherr nicht allzeit über den Wolken schwebt und auf Höhen horstet, sondern sich's gönnt, hübsche Mädel und schlanke Burschen zu Menschenbildern zuzustutzen, und sich müht, dem allgemeinen Vergnügungströdel Odem einzublasen."

„Beinah; wie weit du recht hast, weißt du schon."

„Also doch beinah!"

Er lehnte sich behaglich zurück und sah sie an. „Erne — denke nur und es macht mir — beinah — Vergnügen. So viel Naivetät, Gefallsucht, Hunger nach Langeweilescheuchern, selbstsichre Unbeholfenheit, geschmacklosen Kunstdrang, guten Willen und schlechte Kräfte hab' ich noch nie beisammen gesehen. Jede Probe, jede Beratung ist mir ein Lachen, ein lösendes, fruchtbringendes Lachen — sonst freilich könnte man sich dabei auch alle Genußfähigkeit verärgern. Nicht doch, Erne, nicht solch erschrockene Augen! Könnte man — das schiebt eine Möglichkeit in die Erwägung, die für mich keine ist — selbst in den Momenten, wo ich mal etwas von der Bitterkeit auf die Zunge bekomme, hat's immer noch sein behaglich Beruhigendes, zu empfinden, wie hoch herab aus der Vogelschau man das alles beobachtet."

Erne stand hastig auf, Helmar schob nur seinen Stuhl zurück und fuhr gemächlich fort: „Wenn ich dich nur zur Patrizierin bereden könnte, damit du mir nicht zu Hause auf deinem kritischen Standpunkt Grillen fängst."

„Nein, nein," fiel sie ihm ins Wort,

„was soll ich dabei? Ich brauche keine Ersatzmittel für Draußengelassenes, ich habe mein Alles mit nach Bieberfeld genommen: all das Gute, woran ich mir hätte genügen lassen sollen, und dazu noch überdem die ganze Kindheit in leuchtender Erinnerungspracht. Daß ich dich aber hierhergelockt habe mit meinem Heimweh, das bedrückt mich immer wieder und gibt mir ein Schuldgefühl gegen alles, was sich aus diesen Verhältnissen entwickelt. Du brauchst den Strom der Welt; fehlt er, mußt du dich mit seichtem Geplätscher behelfen — ach und allem Behelfen bin ich so feind. Wenn ich denke, was du hattest: Freunde, Artgenossen, Mitstrebende, und wie ich dich auf die wüste Insel verschlagen habe, zum Fürliebnehmen mit Hippophagen und Liliputanern" —

Sie brach ab, unzufrieden mit ihrem Eifer, bestrebt zu mildern, blieb vor ihm stehen, sah ihm ins Auge und griff mit Ton und Inhalt auf den Anfang zurück.

„Wenn alles fertig ist, komme ich zu schauen, was du aus deinem Rohstoff geschaffen hast, und von dem, was dich dort zur Wolkenhöhe hebt, erzählst du mir lieber. Aus deinem Mund hat das mehr Reiz und Farbe, als wenn ich mit ungeübtem Blick das Lustige aus dem unerfreulichen Durcheinander heraussuchen muß; ich möchte nichts finden als Tanz um allerlei goldene Kälber."

Chrestensen wurde sich schweifender Gedanken halber nicht völlig ihrer zärtlichen Sorge bewußt — es blieben ihm nur die letzten Worte deutlich im Ohr, und etwas gönnerhaft antwortete er: „Solchen Götzendienst der Eitelkeit werden alle offnen Augen allerorten erkennen, aber soll ich nicht hin und wieder herabsteigen und, weniger jähzornig denn Moses, versuchen, ob ich ihnen nicht in Tanz und Spiel einen Hauch des Lebens blasen kann, auf daß sie spüren nicht, *was* da fehlt, aber *daß* da fehlt? Holde Weisheit, sei nicht thöricht und liebe mich auch in Narrenkleidern."

Er küßte sie, die ihm schweigend die Lippen bot, und ging nach dem Kunstverein. Sie schaute ihm nach, lebhaft empfindend, daß er ihren Sorgen keine Antwort gegeben hatte. Aber kannte sie ihn nun nicht schon durch Jahrzehnte, gefeit gegen Werkeltagsgefühle? Was fürchtete sie eigentlich? Das war's! Sich groß fühlen unter Kleinen, mit Behagen ein Zwergengeschlecht überschauen, das immer höher Hinauswollen verlernen! Riese sollte er sein unter den Hochwüchsigen; was bedeutete denn aus der Wolkenhöhe herabschauen auf die Menge? Ein Atom eigne Meinung machte hier schon einsam, ein kleiner Stieg seitwärts führte schon über das Alltagsblumenfeld ihrer flachen Nützlichkeitswiese empor; dabei verschoben sich die Begriffe von Höhe und Größe und der Maulwurfshügel wurde zur Erhebung. —

Helmar Chrestensen leitete inzwischen die Sitzung seines Vergnügungsausschusses mit Herrscherhand; danach ließ er sich noch zum Klubzimmer bereden, wo er mit lauten Grüßen, Zurufen und Scherzworten empfangen wurde, deren Schöpfer er war.

Ganz im Innersten gestand sich Rat Rothenbeck, daß der Umgangston durch den berühmten Mann etwas gelitten habe, nach außen bezeugte er ihm alle nötige Hochachtung. Gegen den Strom der guten Gesellschaft schwamm der vorsichtige Herr nicht.

„Heute ist unser Olympier nicht recht aufgelegt," sagte Brennecke neckend zu Grund, dessen Blick und Ohr seit Chrestensens Eintritt befangen waren.

Er gab denn auch nur ein undeutliches Hm zur Antwort, statt dessen ließ sich Ludwig Birnhagen verdrießlich vernehmen: „Das klingt gerade, als lebe man hier nach der Melodie: ‚Heute war Prinz Doria lustig; streicht den Tag rot an im Kalender.'"

Am runden Vorstandstisch saßen die würdigen Spitzen der Gesellschaft, hüllten sich in Wolken und sprachen dies und das. Die wechselnden Stoffe, die sich der gebildete Deutsche aus der Zeitung schöpft, kamen und gingen im allgemeinen Geräusch; nur Grund gab sich Mühe um den Lauf jener Unterhaltung und vermochte bei Aufwand von großer Achtsamkeit so ziemlich zu folgen.

„Denn alle Schuld rächt sich auf Erden," schloß Direktor Brinkmann mit erhobener Stimme den längeren Bericht von einem durchgefallenen, nie auf die Höhen der Gesellschaft gekommenen Schulgenossen.

„Ist leider nicht wahr," bemerkte der Staatsanwalt.

„Gewiß ist es wahr," sagte Chrestensen lebhaft. „Ich bitte mir als Künstler aus,



Weihnachten in England. (Unter dem Mistletoe.) Nach einer Zeichnung von A. B. Wenzell.

der poetischen Gerechtigkeit nicht den Wahrheitsgrund abzugraben! Nur müssen Sie vom Leben keinen plumpen Kriminalroman verlangen, an dessen Ende sich das Laster erbricht, sondern vielmehr die rächende Strafe in den inneren Menschen verlegen."

„Das heißt, jeder ist sein eigner Richter, und Willkür macht alle straflos."

„Nicht doch," half Wolfert, und Gerke setzte hinzu, man könne vielmehr sagen, die Welt sei so logisch eingerichtet, daß jede Schuld den Keim ihrer Strafe schon in sich selber trage.

„Kanzelweisheit," flüsterte Selke dem kleinen Küppers zu, während Reynold dazwischenrief: „Aber Allerverehrtester, auf die Art würde ja nichts vergeben und vergessen, noch abgebüßt, alle Schuld bestünde ewiglich."

„Was einmal geschehen ist, kann auch nicht ungeschehen gemacht werden," ließ sich die Gymnasiallogik vernehmen.

„Nicht ungeschehen; aber so gut ich einen gerissenen Damm wieder stopfen kann und das verwüstete Land aufs neue der Kultur gewinnen, ebenso gewiß gibt es Thaten der Sühne, die die Schuld tilgen."

„Pastor, Pastor! Thaten? Ich dachte, Sie würden uns jetzt der Gnade Gottes getrösten; aber die ist eben das Wunder, das außer dem Lauf des Natürlichen liegt."

„Als ob der natürliche Lauf der Dinge nicht ein großes Wunder wäre."

„Na na, das ist auch wieder mal so'n kühnes Wort!"

„Nicht doch," fiel Chrestensen lebhaft ein, „gerade das rechte Wort, denn in der Schuld liegt wirklich allzeit schon die Strafe beschlossen. Nehmen Sie zum Beispiel das von der äußeren Gerechtigkeit am schwersten Nachzuweisende und zu Strafende, den geistigen Diebstahl. Einer steigt durch geschickte Benutzung fremden Talents empor, ihn lohnt Erfolg in jeder Beziehung, aber er trägt doch nur einen schlotternden Königsmantel. Die Angst, draußen könne einer merken, wie hohl es unter dem Prunkgewand ist, das Bestreben, zu füllen, sich aufzublasen, das Aussichtslose dieses Strebens, das erbarmungslos zu Boden drückt, ist just die Strafe, die dies Unrecht in sich trägt, die Rache, wie sie jeder Schuld, auch der, mit welcher kein Staatsanwalt zu thun bekommt, durch Lande und Leben folgt."

Regierungsrat Obermann räusperte sich und sagte halblaut zu seinem Nachbar: „Künstlergerechtigkeit, mit der sich unsere Gerichte glücklicherweise noch nicht zufrieden geben. Wohin würden wir kommen, wenn sich alle Welt mit diesem bequemen Ausgleich zufrieden geben dürfte."

„Bequem?"

Helmar Chrestensen sah den Sprecher mit seinen großen, hellblauen Augen erstaunt an, so daß diesen ein Gefühl der Beschämung beschlich, dessen Grund er nicht untersuchen mochte, während jener dachte: Wer wird Einohrigen in fremder Sprache predigen? und schwieg.

„Schuld ist Schuld und Strafe ist das Mittel, die menschliche Gesellschaft vor Überhandnahme von Verbrechen thunlichst zu schützen," theoretisierte Brinkmann; Reynold aber rief: „Muß denn uns braven Schuldlosen dies Schuldgespräch das beste Bier sauer machen? Ernst ist das Leben, heiter sei der Kunstverein."

Das Wort drang über die anderen Tische hin — zustimmendes Gläserklappen und Prositrufen entstand, ein Scherzgespräch allgemeiner Art durchschwirrte den Raum. Birnhagen war lebhaft witzig.

Wenige bemerkten in Dampf und Lärm des gefüllten Zimmers, daß Chrestensen, sich kurz von den nächsten verabschiedend, den Klub verließ. Nur Herwig sagte lächelnd: „Künstlerlaunen; weil wir zu seinen gewagten Hypothesen nicht schleunigst und gehorsamst Ja und Amen sagen, entzieht er uns die Sonne seiner Gegenwart."

XVII.

„Wer geht mit hinaus in den Frühling?" fragte Erne in Reimanns Wohnzimmer hineinschauend, wo Meta am Arbeitstisch saß, nur eine linke Hand frei zur Begrüßung.

Malli war gleich bereit, Meta deutete auf den Vorrat von Samt und lustigen Stoffen.

„Das häuft sich! — Die Frühjahrsmode braucht meine Muster, da sie benähen und besticken will; nachher muß ich doch wieder bis Weihnachten feiern."

Dagegen ließ sich wenig sagen, nicht einmal die Gesundheit konnte Erne ins Treffen führen, denn die Fleißige hatte

zufriedene Augen und rote Wangen — beides kam von dieser Arbeit, also mochte sie schon einmal Kerkermeisterin sein.

Meta fuhr mit Vorzeichnen fort, während sie fragte: „Aber Sie? Ist denn heute nicht die vielberühmte Hauptprobe?“

Erne hob abwehrend beide Hände: „Ja wohl, sie ist! Seitdem der Tag graut setzt die Siebeneckklingel nicht aus. Es war bei uns wie im Hauptquartier am Abend vor der Schlacht, und ich bin froh, daß Großmama meiner Begleitung entsagte; sie ging vorhin mit den Kindern ins Künstlerhaus — ich konnte heut' unmöglich mehr ertragen.“

Meta lächelte. „Sie sind verstimmt, weil man Sie allzusehr geplagt hat — aber bedenken Sie, daß Chrestensens mittelalterliches Maskenfest ein Ereignis ist.“

„Ja wohl, ein Ereignis für Helmchen Rothenbeck und andere Schmetterlinge, die sich als Elfen auf den Eitelkeitsmarkt begeben.“

„Und für Ernst, der sein Bild der fahrenden Schüler ganz prächtig entworfen hat.“

„Glauben Sie nicht, Meta, daß auch Ernst sich stark fühlen wird morgen abend als großer Mann und fertiger Held, zumal er recht gut weiß, daß nur seinetwegen mein Mann vom Direktor die Erlaubnis für die Schulfüchse ausgewirkt hat?“

Die Schwestern verteidigten Ernst und Erne mußte sich selbst sagen, daß er am wenigsten von ihrer Fastnachtsverstimmung verdiene. Das Mißbehagen war erst vorhin so übermächtig geworden, als sie, den Kopf noch wirr von den Wünschen der Verkleidungsbeflissenen, hinaus in die sonnige Luft trat.

Die Weide leuchtete rot von der Wiese herüber, die Baumspitzen strotzten braun in ihrer Saftfülle, Krokus und Hyazinthen dufteten aus dem Gartenbeet, das Schwatzen der Stare klang ihr ins Ohr: Frühlingsfreude. — Und dazu das mißtönige Gelärm des Narrenabends! Sie mußte sich bei den Schwestern Reimann Hilfe gegen ihre Verstimmung holen. Die Schwestern allein waren unberührt von dem Festtumult.

So war Erne nach dem Haus Rothenbeck geeilt.

Der erste Stock dieses Hauses war heute „durchaus toll“ und eben jetzt menschenleer. Der Herr Rat saß allerdings in unverrückter Pflichttreue auf seinem Bureau, die anderen aber hatte das Künstlerhaus verschlungen mit Seele und Leib. Helmchen gehörte zu Titanias Hofstaat, Ernst war Vagant und die Großmama „kam sich spanisch vor“ mit Staunen darüber, daß sie immer noch nach was aussehen könne.

Natürlich hatte es einen Kampf gegeben, ehe das Haus Rothenbeck also mit fliegenden Fahnen ins Narrenreich übergegangen war, aber was schadet ein Kampf, wenn der Sieg das Schlußwort spricht. Und sie hatten alle gesiegt — Großmutter, Helmchen, Ernst und der Rat.

Daß der Vater dem diplomatischen Verlangen Chrestensens, er solle sich persönlich am Mummenschanz beteiligen, bis zuletzt ein eisernes Nein zu entgegnen vermochte, das ließ auch ihm trotz allem übrigen Nachgeben ein stolzes Triumphgefühl, das that ihm heute besonders wohl, wo er nicht umhin konnte, den allgemeinen Karnevalsunsinn etwas zu mißbilligen.

Trotzdem erblühte ihm aus Mallis Munde ein Lob seiner Nachgiebigkeit und Erne sprach nicht aus, daß sie dachte, auch hier habe Helmar seine Überredungskunst um zu kleinen Zweckes willen mißbraucht.

Während Malli sich zum Ausgehen fertig machte, hielt Frau Reimann, blaß und ängstlich, heute wie ehedem, Ernes Hand fest und flüsterte, aus bangem Herzen heraus, mit der einzigen, auf die sie die Lasten ihrer Tage abzuschieben wagte.

Diesmal war Malli das Angstkind. Mit der wachsenden Sonne wurde sie still und blaß, jene frauenhafte Sicherheit, die das zaghafte Mutterherz so sehr beglückt hatte, war gewichen; ungleich, schreckhaft, Farbe und Stimmung wechselnd, verbrachte Malli ihren Tag und verlor den ruhigen Kinderschlaf. Gerade jetzt, wo Meta sich allgemach zu stiller Arbeitsfreudigkeit faßte, mußte dies Kind kränkeln.

„Und so kann ich die Sorgen wieder nicht schlafen schicken.“

Erne antwortete nur mit festerem Druck der Hand, denn Malli kam eben zurück und ließ die beiden nicht mehr allein.

„Wo wollen wir hin?“ fragte Erne draußen.

Durchs Thor fiel ein leuchtender Goldstreifen in die graue Straße hinein, natür-

lich wollten sie diesem Licht entgegen ins Freie. Draußen gingen sie lange schweigend zwischen den immer hüttenhafter werdenden Vorstadthäusern hin, bis die Nutzgärten der äußersten Ackerbürger zu den Wiesen überleiteten.

Dort faßte Erne plötzlich des Mädchens Arm, deutete ins besonnte Land hinaus und fragte: „Woran denken Sie, Malli? Sie sehen nichts von all der Frühlingsschönheit?"

Malli errötete über die unerwartete Ansprache, schüttelte dann heftig den Kopf und antwortete endlich leise: „Ich glaube, ich dachte gar nichts, — oder — ja — ich überlegte, ob man wohl inwendig für sich allein sehr glücklich sein darf, oder ob das ein Unrecht ist gegen die anderen, das bestraft wird."

„Welche Thorheit," rief Erne in zornigem Schrecken. „Lieb Mädchen, woher kommt Ihnen das?"

Sie blieb stehen und sah Malli mit forschender Zärtlichkeit ins Gesicht. Malli erwiderte den Blick nicht, still sah sie ins Weite hinaus, die Röte war verflogen, über den Augen lag's wie ein Flor.

„Was quält Sie?" bat Erne leise. Da schüttelte Malli den Kopf wieder und wieder mit kaum merklicher Bewegung. Erst nach einem neuen Schweigen antwortete sie: „Es dürfte mich nichts quälen, gar nichts, alle Menschen sind gut mit mir, wir leiden keine Not, man läßt uns leben und schaffen; Meta ist wieder gesund — nein, es wäre sündhaft."

Ihre Stimme war lauter und fester geworden, ihr Blick ging nicht mehr ins Blaue, sondern faßte, was vor ihm lag, und ehe Erne Zeit zu einem neuen Wort gefunden hatte, deutete sie nach dem stattlichen Gebäude, das seitwärts zwischen Buschwerk und Bäumen im Wiesengrund lag.

„Wollen wir am Spittelschlößchen vorbeigehen? — Alte, einsame Armut — ist das nicht das Allertraurigste auf der Welt?"

Erne antwortete nicht, bog aber in den Wiesenweg ein, der sich mit Heckenrosengesträuch und Weidenbesen aufgeputzt hatte; eine Lerche stieg vor ihnen in die Luft, lauschend und schweigend verfolgten sie den Weg.

Sie wollten eben am Thore des Männerhospitals vorbeigehen, um drüben bei der alten Susel vorzusprechen, als sie Ludwig Birnhagen bemerkten. Er stand, ihnen den Rücken zukehrend, den Hut nachlässig in der Hand, mit der Gebärde der Ungeduld vor einem verwitterten Alten, der heiser auf ihn einsprach, und schnitt, da er Schritte hinter sich hörte, mit kurzem: „Ja doch, Großvater! Aber ich habe mehr zu thun, als hier herauszulaufen!" das Gespräch ab.

Dann wandte er sich schnell um, wurde dunkelrot, als er die hinter ihm Stehenden erkannte, zog linkisch den Hut, murmelte etwas Unverständliches und wußte nicht, sollte er zurückbleiben oder mit den Damen zusammen weitergehen.

Er hatte sich diesen Tag zu dem lange verschobenen Besuch seines Großvaters ausgesucht, weil er heute alles im Künstlerhaus glaubte, was an bekannten Bieberfeldern sonst den beliebten Spazierweg am Spittelschlößchen unsicher machte, und nun begegnete er nicht nur den Vermiedenen, sie sahen auch noch diesen Großvater, dessen Armut, dessen Bildungsgrad, dessen „unmögliches" Aussehen seine Eitelkeit aufs heftigste bedrückte.

„Wenn man selbst noch im Steigen ist, kann einem jedes Steinchen einen Absturz bereiten," sagte er sich allmorgendlich, wenn er aufs neue sein Soll und Haben für eine glänzende Laufbahn erwog. Eine reiche Frau war schließlich das einzige Fundament, das Sicherheit versprach; aber gerade reiche Frauen konnte dieser spittelbewohnende Großvater abschrecken.

Nun auch noch Malli! Diese fatale Malli! Obgleich er ihren Korb lebhaft als Glücksfall empfand, hatte sie seine Eitelkeit doch bitter verletzt, und er stand ihr jetzt steif mit der Miene eines Beleidigten gegenüber. Aber auch Malli konnte sich in ihrer gedrückten Stimmung nicht zu unbefangenem Gruße durcharbeiten.

Frau Erne allein hielt die Unterhaltung in trägem Fluß. Birnhagen, der eine peinliche Wanderung bis zum Stadtthor vor sich sah und versuchen wollte, die Probe als Eilegrund vorzuschieben, atmete auf als Erne am zweiten Thore still stand.

„Wir besuchen hier alte Freunde."

Er murmelte etwas von Probe und Bedauern, dann eilte er davon und Ernes Blick folgte ihm nachdenklich.

Auch Mallis Gedanken gingen mit zur Fastnachtsprobe. Ob der junge Wolfert da-

Aus unserer Studienmappe:



Junge Katzen. Nach einer Bleistiftstudie von Julius Adam.

bei war? Ob er vergnügt war? Ob er sich gern zu dem Mummenschanz gefunden hatte?

In schweigender Versunkenheit schritt sie neben Frau Erne in die große Halle, die Treppe hinauf. Mitten auf dem Weg blieb diese plötzlich stehen.

„Malli," sagte sie, „was habt ihr mit diesem Menschen erlebt? Können Undankbarkeit und Hochmut solche Blasen werfen?"

Der Ton, in dem Erne sprach, löste einen verwandten Klang in Mallis Herzen aus und weckte Zustimmungsgefühle. Aber ihr Gerechtigkeitssinn verlangte Entschuldigung.

„Wir — er — ich —" stotterte sie und endlich kam leise zu Tage: „Ich habe ihn gekränkt, ich mußte ihm eine Bitte abschlagen — es ist allein meine Schuld."

Erne verstand und schwieg, aber entschuldigt schien ihr Birnhagen nicht. Sie zog Mallis Hand in ihren Arm und drückte sie leise an sich.

Malli dachte indes, ob sie Bernhard Wolfert wohl je wiedersehen werde, ob er wirklich im Frühling sein Examen machen könne, oder ob mit dem vergangenen Jahre alle alten Vorsätze vergessen und vergangen wären — verweht — spur- und wesenlos geworden — alle. —

Die alte Susel war matt und krank, keuchend lag sie im Bett; die Augen waren trübe, sie sah nichts mehr von dem aufblühenden Frühlingslicht draußen, nichts mehr von dem Silberglanz der Weidenkätzchen, die Erne ihr aufs Bett legte.

Aber die liebe Stimme erkannte sie und lächelte dem freundlichen Lebensgruß ihren Dank.

Die Freundinnen saßen ein Weilchen an dem Bett und versuchten einen Hauch von Frühling und Hoffnung in das Winterzimmer hereinzuplaudern, aber während ihnen das gelang, das Seufzen der Alten nachließ und ein leiser Freudenschein ihre Runzeln glatt zu streichen schien, legte sich auf die beiden Gäste des Elends immer schwerer des Mitleids Last. Der Gegensatz von Armut, einsamem Alter und Freudlosigkeit zu dem, was draußen im Leben und im Genusse stand, schien ihnen noch

nie so groß gewesen wie heute, und als sie der Alten Lebewohl gesagt hatten, fanden sie kein Wort mehr füreinander; schweigend wanderten sie durch die sprossende Flur zurück, schweigend betraten sie die Stadt und standen vor dem Rothenbeckschen Hause still, noch immer von unwilligen und traurigen Gedanken gebunden.

Da endlich kam Malli zur Gegenwart zurück, ihr liebliches Lächeln huschte über das Gesicht, dem auch die Luft keine Farbe gegeben hatte, sie bot Erne die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen."

„Danken? Wofür denn? Daß ich Sie einer unangenehmen Begegnung aussetzte, daß ich Ihrer Jugend die Last des Mitleids aufbürdete?"

„Dafür, daß Sie an mich gedacht, dafür, daß Sie mich dahin geführt haben, wo ich erkennen mußte, wie reich ich bin — trotz allem Verlorenen," sagte Malli sehr leise.

Ernes antwortender Seufzer wurde fast zum Stöhnen, aber sie schüttelte nur hastig den Kopf, Mallis Hand mit herzlichem Druck festhaltend.

„Übermorgen kommen Sie mit Meta zu uns, da werden wir Ihnen bei einer Tasse Kaffee erzählen, ob das Fest dies Hasten und Schaffen gelohnt hat. Wollen Sie?"

Ein verlegenes Lächeln irrte um Mallis Mund, aber ihr fehlte der Mut, nein zu sagen, und Erne dachte: komme du nur, selbst wider Willen; vielleicht vermag ich dann besser wie heute deiner Mutter Genüge zu thun und einen hellen Strahl in deinen lieben Augen zu entzünden.

Mit kurzem Gruß schieden sie, und Erne wollte eben nach dem Siebeneck abbiegen, als aus der nächsten Seitenstraße Bernhard Wolfert hervorschlich, vom Seifensieder Schilch mit grinsendem Lachen beobachtet.

Kaum sah Wolfert Erne, so bog er quer über die Straße und brachte sie mit hastigem, zwingendem Gruß zum Stehen.

„Sie kommen von Reimanns? Ist da jemand krank? Alle Fenster sind leer! Sie — die Fräuleins sahen so blaß aus, als ich gestern — Sie verzeihen, gnädige Frau —"

Er hielt inne, sah Frau Erne prüfend an, und atmete unter ihrem heiteren Lächeln auf, während sie erwog: „Meta sieht frischer aus denn seit lange — er denkt an Malli."

Sie nahm ihn mit bis zum Siebeneck, von dem Spaziergang erzählend, den sie soeben gemacht hatten, von Mallis trüber Stimmung berichtend und sein Gesicht wurde zum Spiegel jener Melancholie.

„Und Sie selber, Herr Wolfert? Wo ist Ihre Faschingslaune? Wo Ihre Frühlingsfreude?"

„O ich — Frühlingsfreude —" sagte er mit tiefunglücklicher Gebärde. „Ich war vier Wochen verreist — ich habe meinen Assessor gemacht."

„Bestanden?" fragte Erne erstaunt.

„Ja wohl, bestanden." Er seufzte tief auf und sah bekümmert vor sich hin.

„Aber wo ist denn dabei ein Grund zu bekümmerten Mienen? Ich wünsche Ihnen Glück dazu, daß Sie nun niemand mehr beweisen müssen, wie brav Sie nach der Schablone gearbeitet haben. Und wohin treibt jetzt Ihr Lebensschiffchen?"

„Das ist's ja eben," rief er und fuhr sich auf offner Straße verzweiflungsvoll durch die dichten Haare. „Hinaus! — fort von hier! Ich muß in die Hauptstadt, dazu Assessorengehalt und warten und warten. Meine linke Hand gäbe ich drum, wenn sie mich hier zum Stadtrat machten."

„Gefällt Ihnen denn Bieberfeld gar so gut, daß Sie sich schon in jungen Jahren hier festwurzeln wollen?" fragte Erne kopfschüttelnd.

„Gefallen? — Bieberfeld? — O ja — natürlich — ist doch eine aufstrebende Stadt, wächst schnell, macht Arbeit — ich bin nun schon seit ich denken kann Bürgermeisterssohn — da kommt einem das Interesse."

Er sprach lebhaft, aber ohne Wärme; sie standen vor dem Siebeneck, sein Blick ging stetig ab nach der Richtung des Rothenbeckschen Hauses — Frau Erne meinte plötzlich die zwiefache Frühlingswehmut zu verstehen.

„Mir fehlt's jetzt an Zeit, Herr Assessor," sagte sie kurz entschlossen, „aber ich würde gern mehr von Ihren Plänen und Zukunftshoffnungen hören. Trinken Sie übermorgen den Kaffee bei uns, da wollen wir von Bieberfeld, seinem Fest und seinen Reizen plaudern; wer weiß was sonst nach alles zu Worte kommt."

Er sagte mit kühlem Danke zu und wandte sich zum Thore zurück.

Droben bei Reimanns standen die Flügel

der Frühlingsluft offen, aber keine Frauenhände fingen den herauswehenden Vorhang, kein Kopf neigte sich auf die Straße nach denen draußen auszuschauen; nichts gab's als leere, höhnische Scheiben.

„Sie ist schwermütig, und ich kann noch immer nicht vor sie hintreten und sagen: ‚Ich habe nun eine Heimat für uns geschaffen, komm, laß dich hegen.'"

XVIII.

Wolfert hatte keine Neigung, die Einladung der Malersfrau ernsthaft zu nehmen.

Natürlich verehrte er Chrestensen ebenso wie die anderen, aber für verliebte Leute sind Menschen, die man nur verehrt, nebensächlich. Frau Erne hatte das ja auch nur so hingesagt. — Noch einmal über dies Fest reden? — Unerträglich, wo er schon heute von früh an die übelste Laune darüber empfand, daß er als Sohn seines Vaters zur Teilnahme gezwungen war.

Ziel- und steuerlos trieb er sich im Patriziergewand durch die bunten Gestalten und ersehnte sich einen Menschen, der bereit gewesen wäre, seinem einzigen Gedanken mit Teilnahme zu folgen.

Mit Birnhagen hätte er vielleicht von Reimanns reden können, der aber hatte schon Ziel und Steuer und eilte nach den ersten Fragen mit der flüchtigen Erklärung: „Frauendienst" zurück zu Kommerzienrats dunkeläugiger Ella, bei deren bewundernden Blicken ihm vorhin ein „guter Gedanke" gekommen war.

Drauf versuchte der jüngste Assessor Ernsts habhaft zu werden, aber der übermütige Vagant trieb sich zwischen den Schulgenossen umher oder folgte mit strahlender Grandezza seinem Meister. Verächtlich fast blickte er den Patrizier an, der „hier" fragte, ob Meta Reimann noch immer so viel vorzuzeichnen habe und —

Ernsts großartige Armbewegung schnitt den Satz mitten durch. „Mein Herr," antwortete er in würdevoller Entrüstung, „bei solchem Feste spricht man im Ton der Zeit. Ich kann Ihnen genau Bericht erstatten über das Befinden meines illustrissimo maëstro Buonarotti, allenfalls noch über die Streiche der erlauchten Medicäer — aber alles Spätergeborne i s t n i c h t — w i r v o n Karnevals Gnaden haben es ausgelöscht auf der Tafel des heutigen Tages — Schrumm."

Wolfert mußte lachen, ärgerte sich aber doch und hatte noch nichts Wohlthuendes erfahren, als die Trompeten zur Tafel riefen.

Da gesellte sich Grund zu ihm und belebte seine Stimmung. Mit Grund konnte man entschieden von Reimanns reden, wenn auch natürlich vorsichtig.

Der junge Doktor freute sich aus seiner Mönchskutte heraus, daß er sich ohne Kavalierspflichten sättigen dürfe, und dann sprach er zunächst mal von seinem „Vollmenschen," den er sich mit viel Geschick bequem ins Auge gebracht hatte.

Wolfert gab lächelnd alles mögliche zu.

„Nicht wahr, er ist der Einzige: Anschaun macht Freude."

„Gewiß, er kann Freude machen — schauen wir ihn an — aber ich habe auch noch andere seinesgleichen gekannt."

„Reimann?"

Wolfert nickte lebhaft Zustimmung und sprach nun von Reimann.

Eine Zeitlang hörte Grund friedlich zu, dann setzte er wieder kräftig auf den Ton Chrestensen ein und am Ende gab's eine Erörterung darüber, was die beiden Männer einander in den letzten Monaten gewesen und was das Ehepaar Chrestensen den Überlebenden noch heute sei.

Zwischen Leckerbissen und Tischreden wurde das festgestellt. Der Tischreden waren viele und stolz befriedigt überblickte Professor Brinkmann „die geistige Kapazität der Stadt," wenn er auch im einzelnen dies und das zu mäkeln fand, — schließlich durfte man von Nichtphilologen billigerweise kaum so wohlgebaute Schachtelsätze erwarten, wie e r sie zum Lobe der klassischen Kunst aufmarschieren lassen konnte. Er versagte nicht seinen Beifall, wie Obermann — Feierlichkeit vom Scheitel bis zur Sohle — dem neuen Rathaus wünschte, daß Weisheit in ihm wohne, und Gerechtigkeit als schöner Kern die schöne Schale füllen möge.

Danach schnellte Reynold empor zu einem honigsüßen, schnörkelreichen Hymnus auf der guten Stadt trefflichen, rathausschaffenden, weitblickenden Bürgermeister.

Wolfert ließ sich's lachend gefallen, daß man ihn „im Blumenstil vergangener Zei-

ten" lobe, und noch hatte die Bürgermeisterhuldigung nicht völlig ausgebrandet, als Kommerzienrat Herwig aufstand, um „endlich" das Lob der guten Stadt selbst ertönen zu lassen, die sich diesen Bürgermeister berufen, dies Rathaus erwählt, diese Künstler gelockt und erzogen habe. Chrestensen hörte hier, daß just jene Jahre, während denen er im Siebeneck den verzweifelten Kampf um seine Kunst gekämpft, den Grund seines Erfolges gelegt hatten; Birnhagen erfuhr, daß jener gern verleugnete, Bieberfeld entstammende Großvater es war, der seine Arbeit volkstümlich machte; alle eingeborenen Würdenträger bekamen ein Zuckerwort dafür, daß sie just hier das Licht der Welt erblickt hatten. Der Redner selbst pries sich glücklich, daß ihn die Zeit der Lehrjahre hierher geführt habe, wo ihn damals schon das kernhafte Wesen dieser Stadt so mächtig angesprochen, daß er sein Lebensschifflein in Bieberfeld vor Anker zu legen beschloß.

„Ja unser Boden — gesund, kräftig und fruchtbar! — ja unsere Söhne — tapfer, treu und ehrenhaft! — ja unsere Frauen — schön, keusch und tüchtig! — ja unsere Stadt — betriebsam, tugendhaft und gerecht! Unsere Stadt über alle Städte des deutschen Vaterlands: Hoch, hoch, hoch!"

Die allgemeine Begeisterung wuchs bergehoch; Wolfert und Grund mußten jegliche Zwiesprache aufgeben. Der Kommerzienrat hatte es am besten verstanden: mit der Stadt war jeder gelobt. Grund stieß lachend mit kräftigem Stoß ringsum an, der Wein spritzte über, die Backfischchen kreischten.

„Den Göttern! Damit ihr Neid nicht diese treffliche Stadt verfolge mit Teuerung, Zwiespalt, Einfalt und Unglücksfällen!" rief er aus.

„Auf daß sich all ihren Söhnen der beste Herzenswunsch erfülle," fügte der Assessor hinzu und leerte sein Glas.

Auch der Bürgermeister lachte, aber nur in Chrestensens Augen hinein. „Spiegelfechterei des Nützlichkeitsprinzips," sagte er leise, „sie sollen ihm endlich vergessen, daß er kein Eingeborner ist. Ich aber will 'mal mit meinem kleinen auswärtigen Bildhauer anstoßen, damit er sich nicht gar zu ungeboren fühlt."

Das Jubelgeschrei über die gute Stadt hallte noch nach, als die beiden jungen Männer schon wieder bei ihren besonderen Stadtsternen angekommen waren. Grund wurde mit vielem Vergnügen ausführlich über die Helferrolle des Malers bei seinen Wirten, und während drüben Chrestensen von dem Elfengesindel gezwungen wurde, das Gipfelsträußchen des Baumkuchens anzustecken, kam Wolfert hüben zu der Überzeugung, daß die Kaffeeeinladung Frau Ernes geradewegs für ihn vom Himmel gefallen sei und daß dieser Mann, so gewöhnt im Hause Rothenbeck Vorsehung zu spielen, unbedingt auch seinem Lebensschifchen die nötige Fahrtgenossin verschaffen könne.

So ging er gleich den anderen festmüde, aber zufrieden nach Haus, träumte vom Siebeneck in Sonnenbeleuchtung und wachte hoffnungsfreudig auf.

Die Sonne schien auch im Siebeneck vom frühen Morgen an.

„Nun Erne," lautete Helmars Morgengruß, „war es nicht etwas? Was hast du an meinem Märchen zu tadeln?"

„Nichts," sagte sie halblaut, „nichts." Und dabei lag ein schwerer Vorbehalt in der Stimme.

„Spröde Erne. Gib nur zu, daß die Leute über sich hinausgehoben waren, daß die kleinen Seelen Flügel bekommen hatten, daß die braven Biedermänner sich selbst nicht mehr genau kannten und die Frauen einen Hauch fühlten vom Selbstgenuß der Schönheit, der über Eitelkeit erhaben ist.

„Ja, ja, ja!" rief Erne lächelnd, „auch du strahltest im Selbstgenuß, du wunderlicher Mann; aber was ist's heute? —"

„Luft im Laub und Wind im Rohr
Und alles ist zerstoben."

„Nein; Katzenjammer! der vom Dache gefallene Nachtwandler, der sich darüber schämt, daß er den Mond für ein erreichbar Götterbild gehalten, und noch froh ist, wenn er sich mit heilen Gliedern wieder ins Joch des Alltags zu spannen vermag."

„Erne, sei kein Philister," sagte Chrestensen, aber obwohl er heiter dazu lachte, errötete sie doch und widersprach nicht mehr, als er fortfuhr: „Soll ich nur versuchen, was unbedingten Erfolg verspricht? Soll der Herbst keinen Samen schaffen, weil die Zukunft nicht aus jedem Korn Blüte und Frucht ziehen kann? Sieh, wenn auch nur



Im Salon. Nach dem Gemälde von M. Bredt.

einem von Hunderten deiner Nachtwandler das Bild seiner Göttin lebendig bleibt, ist das schon Wirkung genug; ein Hauch der Schönheit umwitterte meine Böotier — vielleicht fassen und begreifen sie ihn nicht, aber die irdischen Dünste werden ihnen zuwider. Laß mich nur verschwenden — wer Kraft fühlt, geizt nicht; ich weiß, daß ich ihre bleiernen Gemüter zu bewegen vermag, und allerlei Pläne gären in mir, die Gesamtheit der guten Leute ein wenig emporzuziehen. Sollte das nicht lohnen — für ‚unser Bieberfeld‘ — für ‚unsere Stadt‘?“

Er lächelte schalkhaft, Erne aber fiel ihm um den Hals. „Du hast recht, tausendmal recht — ich bin wirklich der Philister, aber ich will mich bessern.“

„Und da soll man nicht übermütig werden,“ rief er. „Der größte Erfolg meines Zauberfestes bist du.“

„Mich hungert,“ rief sie und entlief seinem Triumph. Als er ihr nachkam, leuchtete er ihm wohl noch aus den Augen, aber seine Lippen verrieten nichts mehr davon.

Gute Geister bedachten heute das Siebeneck. Erne und Helmar saßen noch mit Großchen beim Kaffee, als ein Gast einkehrte, den herzliche Freude empfing.

Robert Neef war einer der jungen Maler, deren etliche in Rom täglich an Chrestensens Tisch gesessen hatten. Er war auf der Reise nach den deutschen Kunststätten, er wollte München, Düsseldorf, Dresden und Berlin ausprobieren, wo etwa es sich künftig leben lasse; zunächst aber wurde sein Kofferchen vom Bahnhof geholt und er mußte sich's in Bieberfeld bequem machen.

Mit liebevoller Neugier beobachtete er den verehrten Mann, um den sich die kunstübende Jugend am liebsten geschart hatte, weil er selbst noch im lebendigen Wachstum stand und doch schon Frucht trug für sich und andere. Wie fand er sich hier mit dem Leben ab? Eine Verbannung unter Barbaren mußte es ihm doch sicher sein?

Aber Chrestensen zeigte keine Heimwehstimmungen, ebenso zielsicher, heiter und bereit, mit dem Freunde des Freundes Angelegenheiten zu besprechen, fand ihn der junge Maler hier wie in Rom.

Erne sah tiefer, das Aufleuchten in seinen Augen bei des Jünglings plötzlichem Erscheinen, die Lebhaftigkeit, mit der er nach den anderen Genossen, nach dem Stand der künstlerischen Bewegung „draußen in der Welt“ fragte, der Eifer, mit dem noch vor dem Frühstück das Atelier aufgesucht und Speis' und Trank über dem Schauen und Reden vergessen ward, zeigten ihr deutlich, daß er gedarbt hatte.

Noch genügte ihm der lorbeergeschmückte Baumkuchen der kleinen Mädchen von Bieberfeld nicht.

Als am Nachmittag die Schwestern Reimann ins Siebeneck traten, fanden sie durch den Gast aus der Ferne einen neuen, hellen Ton in die Hausmusik getragen.

Vom gestrigen Tag war zunächst nicht die Rede. Die Rathausfresken, die Neef ebenso leidenschaftlich beschäftigten wie Meta, regierten durchaus und Chrestensens Freude an dieser Aufgabe sprach sich in jedem Wort, in jedem Ton aus, der dieser Zukunftsarbeit galt.

Erst als Ernst und Helmchen kamen, wurde das Fest der Berichterstattung gewürdigt, und obgleich neben dem Stolz am völligen Gelingen auch das Bedauern über den Aufwand von Kraft und Geschmack für solch verhuschende Augenblicksfreude Ausdruck fand, beklagte Neef doch, um einen Tag zu spät gekommen zu sein.

Außerdem zeigten sich Malli und Helmchen so sehr als Augenweide, daß ihm Chrestensens guter Humor nicht länger verwunderlich schien. Wenn dies Bieberfelder Art war, mochte sich's leben lassen. Auch Ernst gab dieser Art kein schlechtes Zeugnis; weit entfernt von Eifersucht, warf er sich ins Mitgenießen und gab sich so warm und ehrlich, daß Neef fragte: „Haben Sie sich als Magnet das Beste herangezogen, oder ist diese Insel ein treues Bild der Bieberfelder Kultur?“

„Es gibt überall nur ein paar Menschen,“ antwortete Chrestensen und sah im selben Augenblick erstaunt auf, als Bernhard Wolfert, nicht ganz fähig, seine Verlegenheit zu überwinden, in die Halle trat. Der junge Mann war bisher nur bei feierlichen Anlässen im Siebeneck gewesen.

In Mallis Wangen glühte es dunkel auf, als die Ursache ihrer Kümmernisse so plötzlich unter dem Thürbehang auftauchte.

Wolfert sah sich um und sah sie doch nicht, trotzdem färbte auch ihm Hoffnung und Wunsch die Wangen tiefer.

Als er ihrer nun aber endlich ansichtig wurde, war sie schon wieder blaß und die Augen sprachen nicht mehr: Grüß Gott. Still und stumm sahen sie vor sich hin auf das Myrtenmuster im Damastgedeck.

Wolfert brachte kein Begrüßungswort fertig, es schnürte ihm etwas die Kehle zusammen; aber da streckte ihm Frau Erne freundlich die Hand entgegen und geleitete ihn sicher in den ersehnten Hafen.

„Das ist recht, daß Sie mir Wort halten; unser Erzählen ist im besten Gange. Setzen sie sich dorthin zu den Mädchen und helfen sie Helmchen in ihrem Festbericht; sie schwärmt eben von der überraschenden Schönheit des sei Sorge und Kummer mit einem Mal von ihr genommen. Sie hatte die Hände ineinander gelegt und sah ihn an, wie er sie ansah, und unter diesem Blick wußte auch er nichts mehr von den Tücken des Lebens.

Als sich später Chrestensens Gäste im Siebeneck zerstreuten, trat er an ihre Seite. „Wünschen Sie mir Glück?“ Und sie gab ihm die Hand zu schüchternem, langem Druck, dem nur Helmchens dringender Ruf aus der Kinderstube ein Ende machte.

Sowie Malli das Zimmer verlassen hatte, fühlte sich Wolfert von einem lähmenden Zauber befreit und wußte wieder, was er sich von dem heutigen Nachmittag schenken lassen wollte. Er suchte nach dem Hausherren und fand ihn die Treppe herab-



Pommersches Stranddorf nach dem Regen. Von Eduard Fischer.
Nach einer farbigen Reproduktion der „Vereinigung der Kunstfreunde.“

jungen Birnhagen und wir bösen Zungen sagen dazu: Kleider machen Leute.“

Wolfert bekam Ottos Platz neben Meta, Malli gegenüber; anfangs blieb er befangen, ließ Helmchen und dem nach rechts und links hörenden und sprechenden Ernst die Führung. Nur einmal sagte er halblaut zu Meta mit einem Blick auf sein Gegenüber: „Ich war verreist; vorgestern kam ich als staatlich anerkannter Assessor zurück, aber meine Hoffnungen hängen noch alle an losen Fäden.“

Malli, die still und traurig dem Schweigenden gegenüber gesessen hatte, erglühte unter Blick und Worten wieder wie bei seinem Eintritt ins Zimmer, ein stiller Glanz ging in ihren Augen auf, ein Leuchten und Lächeln erhellte das ganze Gesicht, als kommend, wo er das Großchen zum Ausruhen nach ihrem Zimmer gebracht hatte.

„Wollen Sie sich davonstehlen?“

Bernhard schüttelte entschlossen den Kopf. „Nein; ich kam, ehrlich gestanden, um anderer Dinge willen, als um Kaffee — sie sind nun schon als allgemeiner Helfer bekannt —.“

„O weh!“

„Und zu dem Helfer bin ich gekommen.“

„So? Wissen Sie was — nehmen wir Hut und Cigarre und gehen wir in den Garten, am leichtesten kommt uns mit der frischen Luft ein gescheiter Einfall. Und nun heraus mit der Hilfsbedürftigkeit.“

Das Historische seiner Gefühle und Erlebnisse mit Malli war schnell, in Erinnerung ihres Händedrucks, auch gern erzählt;

schwieriger gestaltete sich die Antwort auf das „Was nun?"

„Ich lebte der Hoffnung, Vater müsse mich im Stadtdienst unterbringen können. Bin ich zum Stadtrat wirklich noch zu jung, so gibt's doch einen oder den anderen Platz, der uns Nestbau erlauben würde, und da ich den Assessor zum besten bestanden habe, so könnten doch selbst Böswillige nicht behaupten, daß Verwandtschaft der Unfähigkeit eine Futterstelle schaffen wolle."

„Würde? könnte? — Das heißt, Ihr Vater will nicht?"

„Er will nicht. Eben deshalb bitte ich Sie! Bereden Sie ihn für mich! Mir stockt die Zunge, gilt's eine eigne Sache."

„Will er nichts von dem Mädel wissen?"

Bernhard errötete; so leicht ihm vorhin die Anerkennung seiner Liebe von Herzen gegangen, so unmöglich hatte er's bisher gefunden, dem Vater seine Hoffnungen vorzutragen. Er gestand, und das heitere Lachen, mit dem Chrestensen ihm einen Hasenfuß an den Kopf warf, that ihm herzlich wohl.

„Das heißt also, ich soll mich an den grimmigen Alten machen und Braut und Anstellung aus dem heißen Ofen holen, wo man Ihnen das Glück gebacken hat. Wär's nicht um die Malli, Herr Assessor, ich ließe Sie gewiß selber zufassen, ein bißchen brennen ist gesund, aber ich mag's nicht mit ansehen, daß einer das Glück von dem Dingelchen in allem Ungeschick etwa verpfuscht, da greif' ich schon lieber in Backöfen, die mich nichts angehen. Aber das sage ich Ihnen: Glücklich machen! sonst komme ich Ihnen wie's wilde Wetter über den Nacken. Die Reimanns-Mädel hab ich mir inwendig adoptiert und auf das Filigranpüppchen muß man besonders aufpassen." —

Schon am nächsten Tage saß Chrestensen in der Bürgermeisterei und brachte die Sache an. Wolfert fiel mitten in die Neuigkeiten hinein, wie der Nachtwandler vom Dache fällt.

„Die Malli? In Gottes Namen! Für die zwei Kinder, die ich habe, wird mein Verdientes ja wohl langen. Die Malli ist von guter Art; hübsch, gesund, und mein Junge mag sich eine Liebesheirat gönnen. — Solch ein Hansdampf! verdirbt sich die Examenfreude um nichts. Ei, so mag er sich doch verloben, mit Anstellung oder Zuschuß wird dann schon Rat werden, hier möcht' ich ihn so jung noch nicht festnageln."

Mallis Verlobung war das letzte, was Chrestensen augenblicklich in Bieberfeld erlebte. Frau Erne hatte Reisegelüste vorgeschützt und das Ehepaar begleitete Robert Neef nach München unter das Malervolk.

Die Bieberfelder schmeichelnden Abschiedsworte in den Ohren, die Fresken in Kopf und Herzen, den jungen Freund zur Seite, lebte Chrestensen dort königliche Tage im vollen Genuß seiner selbst.

Zweiter Teil.

I.

Die Gemäldeausstellung in Berlin war eben eröffnet; Neugierige drängten sich mit Kunstverständigen in buntem Gemisch, Robert Neef, mitten unter ihnen, ließ sich vom Strome treiben.

Buntes Durcheinander an den Wänden wie in der Menge; hier und da blieb der junge Maler stehen, mit schnellem Blick etwas für spätere Beachtung vormerkend; alles in allem war er heute nur um des Überblicks willen hier und um auszukundschaften, wo Chrestensens Ringbild seinen Platz gefunden habe.

Er entdeckte es endlich in einem der Nebensäle. Der Platz in dem großen Raum war offenbar ehrenhalber, doch ohne Neigung gewählt. Das Licht wirkte falsch und die reizvolle Luftstimmung kam wenig zur Geltung.

„Hm — höchstens anständig, — das war man der goldenen Medaille schuldig — aber nicht warm, nicht kalt — nun, wir vertragen sogar das." —

Neef fand drei feststehende Beschauer vor dem Bilde. Des einen entsann er sich von Bieberfeld her, der zweite war ein Kunstjournalist, den man ihm Tags vorher in der Kneipe als Doktor Drewes von der X.-Zeitung bezeichnet hatte.

Zwischen den beiden lebhaft sprechenden Männern stand eine Frau. Groß, blaß und blond, mit lassen Bewegungen, schlaffen Zügen und bequemer Sprechweise, die kaum hier und da ein halblautes Wort der Mühe wert hielt, wirkte sie zunächst abstoßend auf den jungen Mann. Als sie dann die Augenlider hob, der halb schläfrige, halb forschende Blick, den sie nach dem Neu-

gekommenen wandte, sich langsam zu einem Feuerstrahl verdichtete, reizte ihn dieser Gegensatz und er fing an auf das Gespräch zu achten.

„Trotz all Ihrer Fachgründe und kritischen Anmerkungen — dies Marktgedränge wirkt, wirkt noch stärker als das sogenannte Medaillenbild," sagte der Bieberfelder.

„Lokalpatriotismus, Herr Brennecke."

„Bei mir, dem durch den Welthandel mit verflachenden internationalen Gefühlen durchseuchten Kaufmann?" spottete der junge Mann, die Beiwörter wie Citate betonend.

„Das Bild hat Erdgeruch, bester Drewes," sagte die Dame langsam dazwischen.

„Sie sollen beide recht haben. Es wirkt auf den Naturmenschen, das heißt den künstlerisch ungeschulten, weil es trivial ist und Erdgeruch mag man wittern — das heißt: es klebt am Alltäglichen und hat sich nicht emporgerungen zur himmelanschwebenden, zusammenfassenden, vertiefenden Idee. Was ist denn das da? Nur Genre, ganz gewöhnliches Genre, und dabei dieser Umfang!"

„Erdgeruch haben heißt: die Persönlichkeit spricht aus dem Werk," sagte die Dame.

Brennecke stimmte vergnügt bei, just das habe er gemeint, aber der Kritiker bestritt solchen Erdgeruch. Persönlichkeit sei zwar die conditio sine qua non jeder Kunst, aber eben hier fehle sie, hier sei nichts dran als Technik.

(Fortsetzung folgt.)



Winterfrühling.

Von

Julius Stinde.

Mit einer Zeichnung von A. Zick.

Maria saß am Wege,
Zur Herberg' war es weit;
Die Wege und die Stege
Die waren dicht verschneit.

Da ist ein Wandrer kommen
In himmlischem Gewand,
Der hat Marie genommen
An ihrer weißen Hand.

Der Schnee, der ist zerflossen,
Im Grünen stand die Au',
Und ringsumher entsprossen
Viel Blumen rot und blau.

Und alle Blumen sangen,
Es klang wie Glocken lind:
Hier ist Maria gangen
Mit dem Christuskind.



Graupapageien.

Gefiederte Spielkameraden.

Von

Christian Schwarzkopf.

Mit Abbildungen nach Aquarellen von **Ch. Votteler.**

(Abdruck verboten.)

Die Neigung, sich aus der Tierwelt Spielkameraden zu holen, ist unter uns Menschen weit verbreitet. Von den unzähligen Hunden und Katzen, die in Deutschland gehalten werden, haben verhältnismäßig sehr wenige eine andere Aufgabe, als ihre Besitzer durch ihr munteres oder anschmiegendes Wesen zu unterhalten, und die alljährlich in immerhin beträchtlicher Zahl zu uns gebrachten Affen werden erst recht fast ausschließlich Spielkameraden erwachsener Menschen. Solche Spielkameraden finden sich aber nicht nur unter den Säugetieren, auch die Vogelwelt enthält eine Ordnung, deren Mitglieder seit uralter Zeit von den Menschen ausschließlich zu dem Zwecke gefangen gehalten wurden, um mit ihnen zu spielen, oder sich an ihrem klugen, spaßhaften Wesen zu ergötzen. Das sind die Papageien. Wo immer in den zwischen den Wendekreisen liegenden Ländern Menschen leben, da halten sie auch gezähmte Papageien, und seitdem diese Länder von Europäern betreten wurden, brachte man diese Vögel in stets steigender Anzahl in den einzigen Weltteil, in dem sie nicht vorkommen, nach Europa. Von dem Umfang, den die Einführung der Papageien heute angenommen hat, machen sich nur die Liebhaber dieser Vögel eine ungefähre Vorstellung. Jedes aus der Tropenwelt kommende



Amazonenpapageien.

Schiff bringt eine Anzahl Papageien mit. Aber nicht nur das, Liverpooler Großhändler haben eigens für den Transport von Papageien eingerichtete Schiffe erbauen lassen und schicken sie immer wieder nach Westafrika, der Heimat des beliebtesten Papageien, des Graupapagei.

Wo bleiben nun diese zahllosen Vögel? Die Zahl der in Europa gefangen gehaltenen Papageien ist ja eine sehr große, aber sie entspricht doch keineswegs der Einfuhr.

Nun, die ungeheure Mehrzahl der eingeführten Papageien geht eben kläglich zu Grunde. Die meisten erliegen einer Art Blutvergiftung, über deren Entstehung man eigentlich nichts Bestimmtes weiß. Man nahm früher an, daß der Transport den Keim zu dieser Krankheit lege. Die Vögel müssen auf den Schiffen vielfach in dunklen, schlecht lüftbaren Räumen untergebracht werden; man gab ferner den Papageien, die lange ohne Wasser leben können, oft während der Überfahrt nicht zu trinken, weil man das für zuträglich für sie hielt. Nun hat sich aber herausgestellt, daß die mit den Liverpooler Schiffen herüber gebrachten Vögel, auf deren Pflege die größte Sorgfalt verwendet wurde, ebenso erkrankten und eingingen, wie die anderen auch. Es ist ein durchaus geheimnisvoller Vorgang. Die Vögel kommen scheinbar vollständig gesund bei uns an, blicken aus klaren Augen munter in die Welt und zeigen auch nicht das kleinste Symptom von



Kragenpapagei.



Inseparabel.



Rosenroter Kakadu.

sonders frisch und gesund, ja sie nisten wohl gar noch in dieser Zeit und bringen ihre Jungen glücklich auf. Nicht nur in England, sondern auch in unserem doch viel kälteren Deutschland haben wohlhabende Vogelfreunde Papageien Sommer und Winter hindurch in ihren Parks frei umherfliegen lassen, und die Vögel gingen nicht an unserem Klima, sondern an der Schießlust von Nachbarn oder Sonntagsjägern zu Grunde. Wahrscheinlich würde es keine

Unwohlsein. Trotzdem erkranken sie nach einiger Zeit auch bei der sorgfältigsten, sachkundigsten Pflege, und es gibt kein Mittel, sie zu retten. Die wenigen Papageien aber, die gesund bleiben, gehören zu den kräftigsten Vögeln, die wir kennen, werden von unserem Klima nicht angefochten und erreichen ein erstaunlich hohes Alter. Papageien der verschiedensten Art werden in unseren zoologischen Gärten den ganzen Winter über in im Freien stehenden Flugkäfigen gehalten und sind dabei ganz be-



Gelbgehaubter Kakadu.



Inkakakadu.

Helmkakadu.

Schwierigkeiten machen, manche Arten bei uns einzubürgern, es würde uns aber, wenn das gelänge, mit diesen Fremdlingen gehen wie den Nordamerikanern und Australiern mit unseren Sperlingen, d. h. wir würden sie nach einiger Zeit mit großer Mühe wieder auszurotten suchen. In ihrer Heimat sind die Papageien nichts weniger als beliebt. Ihrem kräftigen Schnabel widersteht keine Frucht, und sie verstehen es meisterhaft, sich im Laube der von ihnen heimgesuchten Bäume so zu verstecken, daß kein Jäger ihnen etwas anhaben kann. Auf ihren Wanderungen von den Schlaf- zu den Futterstellen und zur Tränke aber lassen sie ein so furchtbares Geschrei hören, daß



Nymphensittiche.

die menschlichen Ohrenzeugen von Entsetzen erfüllt werden. Wer jemals eine Amazone so recht nach Herzenslust hat kreischen hören, kann sich davon eine lebhafte Vorstellung machen. Das einzige, was die wilden Papageien dem Menschen bieten, sind ihre Federn, denn als Wildbret taugen sie nichts. Die alles essenden Neger verschlingen allerdings auch diese Speise, die Europäer aber benutzen geschossene Papageien nur zur Bereitung einer Suppe, finden aber, daß auch diese keineswegs eine Delikatesse ist.

Die Papageien führen in der Freiheit ein sehr regelmäßiges Leben. Sie übernachten nach Art unserer Krähen in großer Gesellschaft auf gewissen, besonders hohen Bäumen. Vor Sonnenaufgang erwachen sie und verteilen sich dann in immer mehr sich zerstreuenden Scharen unter gräßlichem Geschrei über die Umgebung. Der Flug zur Tränke führt sie wieder zusammen, am Nachmittag wird der Nahrung nachgegangen und um Sonnenuntergang fliegen alle wieder den Schlafbäumen zu.

Die Papageien leben in Einehe und nisten fast alle in Höhlungen von Bäumen oder auch Felsen. In ersterem Falle wählen sie gern die von ihren früheren Eigentümern verlassenen Baumhöhlen der Spechte, erweitern sie nach ihrem Bedürfnis und legen ihre weißen Eier auf den Mulm, ohne für eine andere Unterlage zu sorgen.

Während die Papageien in der Freiheit fast ausnahmslos zu den, der Kultur der Menschen entschieden schädlichen Tieren gehören, bereiten gefangene und gezähmte in der That dem Tierfreunde viel Vergnügen, und wenn einsame Menschen sich gern einen dieser Vögel halten, so wissen sie, was sie thun. Die Papageien sind sehr kluge Kreaturen und sie sind auch einer gewissen Anhänglichkeit für ihre Pfleger fähig. In dieser Beziehung glaubt man eine interessante Beobachtung gemacht zu haben: die männlichen Papageien sollen eine Vorliebe für Frauen, die weiblichen für Männer haben. Ob sich das wirklich so verhält, bleibe dahingestellt. Nach meiner persönlichen Beobachtung haben die Papageien beiderlei Geschlechts eine scheinbare Vorliebe für die Frauen, die ich aber nur dem Umstande zuschreibe, daß die Frauen mehr zu Hause sind und sich infolgedessen auch mehr mit Papchen beschäftigen.

Der Papagei läßt sich, im Gegensatz zu anderen Vögeln, gern streicheln und krauen,



Rotschulteriger Schönsittich.



Wellensittiche.

liebt es überhaupt, wenn man sich viel mit ihm abgibt und mit ihm spielt. Immerhin muß er völlig gezähmt sein, ehe man ihm ganz trauen kann. Vorher ist man vor einem plötzlichen, böse gemeinten Schnabelhieb nie sicher. Höchst auffallend ist das treue Gedächtnis, das diese Vögel für ihnen wirklich oder vermeintlich zugefügte Unbill haben. Sie vergessen eine solche thatsächlich nie und es gibt kein Mittel, die einmal gründlich verscherzte Zuneigung eines solchen Vogels wiederzugewinnen. Man thut deshalb gut, dem Papagei unangenehme Prozeduren, wie z. B. das Herausnehmen aus dem Versandkäfig oder das Anlegen einer Fußkette von anderen Personen vornehmen zu lassen. Schon mancher Besitzer eines Papagei, der sich einbildete, seinem Liebling bei einer solchen Gelegenheit zur Seite stehen zu müssen, hat seinen Irrtum dadurch gebüßt, daß das vorher vertrauensvolle Tier ihm von Stund an für alle Zeit entfremdet war.

Eine der reizvollsten Eigenschaften des Papagei ist aber, daß er so leicht das Aussprechen menschlicher Worte lernt. Bekanntlich können viele Vögel sprechen; in erster Reihe die rabenartigen, aber man hat auch schon sprechende Kanarienvögel gehabt. In diesem Fall handelte es sich allerdings nur um ein oder zwei Worte, aber sie wurden immerhin gesprochen. Unter den Papageien nun gibt es in der That Arten, die das Sprechen nicht nur erstaunlich schnell lernen, sondern auch die mensch-




Olivgrünlich-gelbe Plattschweifsittiche.

liche Sprache so getreu nachahmen, daß der unvorbereitete Hörer getäuscht wird und wenigstens für kurze Zeit glaubt, einen Menschen sprechen zu hören. Ich habe das selbst einmal erfahren, als ich an einem heißen Sommertage ein Gartenlokal betrat, in dem sich augenblicklich niemand zu befinden schien. Als ich mich dem Büffett näherte, um eins der dort aufgestellten Butterbrötchen zu nehmen, rief mir jemand zu: „Zehn Pfennige, mein Herr, zehn Pfennige!“ Während ich mich nun nach dem Rufenden umsah, schrie mir dieselbe Stimme zu: „Du Schlingel, schließ die Thüre!“ Ich stürzte wüthend ins Nebenzimmer und fand dort einen Graupapagei, der mich durch die gemütliche Mitteilung: „Napoleon ist ein Kujohn“ vollständig beruhigte. Dieser Vogel sprach in der That wie ein Mensch.

Man kennt Papageien, die viele Hunderte von Worten sprechen und denen von ihren Lehrern beigebracht worden war, gewisse Worte sinngemäß zu gebrauchen, also z. B. am Morgen: „Guten Morgen“ und am Abend: „Guten Abend“ zu sagen. Natürlich folgt ein solcher Vogel nur der Gewohnheit, und wer aus dergleichen auf ein geistiges Erfassen des Begriffs schließt, irrt. Solche Sprechtalente sind übrigens selten, die meisten Papageien bringen es auch bei sorgfältigem Unterricht über ein paar Dutzend Worte oder Redensarten nicht hinaus und werfen diese überdies ganz sinnlos durcheinander. Was denn freilich mitunter sehr komisch wirkt.

Für den besten Sprecher unter den Papageien gilt unbestritten der Graupapagei oder Jako. Die Heimat dieses Vogels ist das westliche Mittelafrika, er kommt



Karolinensittiche.



Pennants Plattschweifsittiche.

aber auch noch an den Ufern des Uelle und auf der Wasserscheide zwischen Kongo und Nil vor. Nach Reichenow (vergl. Ruß: Fremdländische Stubenvögel unter Graupapagei) sind die Graupapageien in Guinea sehr zahlreich, zumal in den Mündungsländern der Flüsse. „Hier in den Gras- und Mangrovewaldungen nisten sie in den Astlöchern und anderen Höhlungen der Bäume, welche sie nötigenfalls mit Hilfe ihres kräftigen Schnabels erweitern. Das unzugängliche Schwemmland schützt sie meistens vor der Verfolgung durch die Eingeborenen, und unter den Tieren haben sie nur einige Feinde, die ihnen gefährlich werden." ... „Ihr Flug ist erbärmlich; mit ganz kurzen schnellen Flügelschlägen streben sie in gerader Richtung ihrem Ziele zu, und es sieht fast aus, als ängstigten sie sich und fürchteten, jeden Augenblick herabzufallen." Die Graupapageien werden fast ausnahmslos von den Negern aus dem Nest gehoben oder als ganz junge Vögel in Schlingen gefangen. Man beschneidet ihnen dann die Flügel und läßt sie sich frei auf den Strohdächern umhertreiben, bis sich Gelegenheit findet, sie an Europäer zu verkaufen.

Nächst den Graupapageien gelten die



Rosella's.



Halsbandsittiche.

bare Schreier und es gibt nicht viele unter ihnen, die allmählich ganz darauf verzichten, ihren Empfindungen auf eine für uns Menschen so schwer erträgliche Weise Ausdruck zu geben. Auch die Amazonen werden, wenn man sich mit ihnen beschäftigt, ungemein zahm.

Weniger wegen ihrer Sprechbegabung als wegen ihres überaus lebhaften, munteren Wesens schätzt man die Kakadus. Diese bewohnen den indischen Archipel, Australien und Vandiemensland und kommen in allen möglichen Größen und Arten vor. Sie nisten in Baumhöhlen und Felsspalten, leben in großen Scharen zusammen und fliegen vorzüglich. Sie nähren sich hauptsächlich von den Kernen der Früchte und von den Knollen der Gewächse, die sie geschickt aus der Erde zu graben verstehen. Den Ansiedlern sind sie im höchsten Grade verhaßt und werden von ihnen in jeder Weise verfolgt.

Als Gefangene sind die Kakadus arge Schreier und

Amazonen für die besten Sprecher. Diese Papageien, die in vielen Arten und in sehr verschiedener Größe vorkommen, bewohnen Mittel- und Südamerika. Auch sie sind am häufigsten in den undurchdringlichen Waldungen, welche die Flüsse ihrer Heimat begleiten, kommen aber auch in recht hoch gelegenen Gebirgswäldern vor. Ihr Flug ist schwerfällig, aber ausdauernd, und sie klettern vorzüglich. Die Gefangenen werden von den Indianern aus den Nestern gehoben und dann mit großem Geschick gezähmt. Überstanden sie die Überfahrt glücklich, so erweisen sie sich als sehr harte Vögel und erreichen ein ungemein hohes Alter. Sie stehen an Klugheit gar nicht, an Sprechbegabung kaum hinter den Graupapageien zurück, doch ahmen sie — für mein Ohr wenigstens — den Ton der menschlichen Stimme nicht so täuschend nach wie diese. Leider sind sie vielfach furcht-



Alexandersittiche.

überdies oft überaus tückisch, wie sie denn überhaupt vielfach an die Affen erinnern. Ihr Temperament ist ein äußerst cholerisches und ihre Ab- und Zuneigungen sind meist ebenso ausgesprochen wie, menschlichem Ermessen nach, unmotiviert. Drollig sind diese Hitzköpfe aber allerdings im höchsten Grade und sie machen ihrem Besitzer in ihrer Unrast viel Spaß. Wenn sie nur leichter zahm werden wollten. Bei nur zu vielen von ihnen ist alles Werben um ihre Liebe ganz vergeblich.

Von den von uns abgebildeten Kakadus stammt der gelbgehäupte aus Ost- und Süd-, der Inkakakadu aus Westaustralien. Der rosenrote Kakadu bewohnt mehr das Innere Australiens, der Helmkakadu den Süden dieses Weltteiles.

Ein höchst auffallendes Aussehen hat der **Kragenpapagei**, der aus den Wäldern Guayanas stammt.

Er scheint in seiner Heimat nicht sehr häufig zu sein und wird wohl deshalb verhältnismäßig selten nach Europa gebracht. Das Sträuben des Halskragens ist der Ausdruck gemütlicher Erregung.

Während bisher nur von den großen Papageien die Rede war, vertreten die **Inseparables** die zahlreiche Sippschaft der Zwergpapageien. Diese kleinen Vögel stammen von der Guineaküste, werden paarweise gehalten und können nur sehr anspruchslose Vogelfreunde auf die Dauer fesseln, denn ihr Wesen ist herzlich langweilig. Dagegen können die ebenfalls kleinen **Nymphen-** und **Wellensittiche** in der That als reizende Stubengenossen gelten. Beide stammen aus Australien und sind Strichvögel, die sich nach den in ihrer Heimat so willkürlichen Regenfällen richten. Haben diese einen Flußlauf für eine Weile mit Wasser versehen, so stellen sich unsere Vögel ein. Man hält sie in Vogelstuben oder großen Käfigen und erfreut sich an ihrem Familienleben. Übrigens ist der Wellensittich ungleich lebhafter und ansprechender als sein (wissenschaftlich zu den Kakadus gezählter) Landsmann. Er ist ein reizendes Vögelchen, das in der Vogelstube regelmäßig nistet und sich überaus zierlich und ansprechend gibt.

Die sechs anderen von uns abgebildeten Sittiche werden ihres prächtigen Gefieders wegen gefangen gehalten. Von ihnen stammt der **olivengrünlichgelbe Plattschweifsittich** aus Südwestaustralien, der **Karolinensittich** aus den Südstaaten der Vereinigten Staaten. Er ist wohl der am meisten nach Norden wohnende Papagei. Der prachtvolle **Pennants Plattschweifsittich** kommt aus Neusüdwales, der **Rosella** oder bunte Plattschweifsittich ebendaher. Der **Alexandersittich** ist ein Bewohner des südlichen Asiens, während der **Halsbandsittich**, der einzige über zwei Weltteile verbreitete Papagei, in Indien und Mittelafrika lebt. Alle diese Papageien und ihre zahlreichen Verwandten hält man am besten in Außenkäfigen, da man in kleinen nicht eben viel Freude an ihnen erlebt. In großen Gartenkäfigen aber, in denen die Pracht ihres Gefieders voll zur Geltung kommt, bilden sie immerhin einen schönen Schmuck.

Vendetta.

Novelle

von

G. v. Berlepsch.

An der äußersten Westseite der Residenz liegt das „Cottage." Man darf die Bezeichnung nicht allzu wörtlich nehmen; sie ist ein bischen kokett, wie alles Ländliche, das in der Großstadt gemacht wird. Das Häuslein Naturschwärmer, welches die Ansiedelung einst gegründet, meinte es freilich anders. Als man aber dahinter kam, wie frisch hier die Luft, wie reizvoll die landschaftliche Umgebung, da schlug die ursprüngliche Einfachheit bald in kleinere und dann größere Arabesken aus. Statt der „Hütten" gab es schmucke Villelein und Villen mit allerlei Zier. Doch auch heute noch liegt die Kolonie mit dem bescheidenen Namen wie ein Eiland süßer Stille da, reizend zusammengedrängt ihre Giebel, Türmchen

und Dächer, aus deren Schornsteinen die Räuchlein ruhig wie Hirtenfeuer steigen.

Die Häuser sind meist klein; die Gärten, welche sie umgeben, auch. Das liegt so nett hingehuschelt, von Bäumen umschattet, die einzelnen Besitze durch luftige, in Gebüschen versteckte Zäune getrennt, damit die Illusion der Größe und Einheit nicht gestört werde. Eine vortreffliche und menschenfreundliche Idee! Denn der Weltfriede im kleinen ist damit gewissermaßen vorausgesetzt. Man kann von einem Garten in den anderen blicken; kann sehen, wie der Nachbar rechts beschaulich seine Rosen pflegt, der zur Linken mit einem Buch lustwandelt oder mit seinen Kindern spielt. Und wie Friedensbanner flattern weiße Frauengewänder durchs Grün. Die Damen treiben im Freien allerlei hübsche Hantierung, sitzen arbeitend an lauschigen Plätzchen, schaukeln in Hängematten, pflanzen und graben an bunten Blumenbeeten. Da und dort hört man ein silbernes Lachen, ein Lied, die Akkorde eines Flügels. Es ist, als läge Hader und Unrast der Welt weiß Gott wie weit von hier.

Wer dieses Fleckchen Paradies, dicht an der Grenze der lärmenden Großstadt sieht, der mag einen Hauch arkadischer Ruhe verspüren und sehnsüchtig denken: Beati possidentes! —

Eine der reizendsten Villen war im Frühling an einen neuen interessanten Besitzer übergegangen, den ersten Heldenspieler des Hoftheaters. Er bezog sie aber nicht sogleich, sondern benutzte den Sommer, um allerlei bauliche Änderungen daran vornehmen zu lassen und im Herbst erst einzuziehen. Das Haus war sehr geschmackvoll eingerichtet, in seinen Räumen eben recht für einen eleganten Junggesellen, der Luft, Licht, Ruhe, Bequemlichkeit um sich wünscht, ein bischen Kauz ist, allerlei Liebhabereien für originelle Dinge und Sammlungen hat. Der schöne Richard Mahre war ebenso bekannt als eifriger Spürer und Kenner einzelner, teilweise ganz verzwickter Spezialitäten, wie als mächtiger Nimrod — und Herzensbezwinger. Dies zeigte denn auch seine neue Behausung. Sie war ein kleines Museum und anmutendes Heim zugleich, geschmückt von Kunstwerken der erlesensten Art, Geschenken von Fürsten, Mäcenen und schönen Frauen. Diesen Reichtum nun ganz nach Geschmack unter dem *eigenen* Dache geordnet, ohne jede Rücksicht auf Andere, hier souveräner Herr und Meister sein; — dazu draußen die köstliche Stille, hundert Schritte nur zu Feld und Wald, wo man ungestört stundenweit sich ergehen kann — der verwöhnte Mime, der nahezu wie Ben Akiba sagen konnte, daß es für ihn nichts Neues unter der Sonne gebe, hatte Momente eines ihn selbst überraschenden Glückes, als er endlich ruhend seiner Schöpfung gegenüberstand.

Solitude nannte er den Sitz, den er sich erkoren, um einem Gesellschaftsleben zu entfliehen, das ihn jahrelang in seine Strudel gezogen, endlich übersättigt, gelangweilt hatte.

Mit Vergnügen gewahrte er, daß gerade die ihm zunächst liegenden Villen recht still, schier wie unbewohnt standen, da ihre Insassen wohl noch auf dem Lande oder auf Reisen waren, — ihm übrigens ganz gleichgültig, indem er nicht einmal die üblichen Nachbarsbesuche machen wollte. Was gingen ihn, der hier Freiheit von allem Zwang suchte, die Leute an? —

Vergnügt pfiff er seinen Hunden — er besaß ihrer vier — und ließ sie nach Herzenslust im Garten umhertollen. An den hochstämmigen Edelrosen waren noch einzelne Blüten, schöne Exemplare. Er verweilte bei ihnen und betrachtete sie liebevoll; sie waren Produkte *seines* Grund und Bodens! Das ist etwas ganz anderes, als die Lawinen von Blumen und Lorbeer, die oft auf ihn niedergehen. Er haßte diese Blumenladungen; sie hatten für ihn etwas Üppiges, Weichliches, besonders die südlichen narkotischen Winterblumen, deren Duft ihm eins war mit der Vorstellung von elektrischem Licht, gleißenden Stoffen und Geschmeiden, dekolletierten Damen, Ballmusik u. s. w. — der alten, immer gleichen Geschichte. Fort damit! — Franz, sein vertrauter Diener, kennt das schon. Verschiedene Kammerkätzchen seiner Freundschaft heimsen bei solchen Gelegenheiten incognito die kostbaren Ruhmesspenden ein. —

Heute brach Richard Mahre eine von *seinen* Rosen und steckte sie ins Knopfloch!

Er wollte noch einen Abendspaziergang machen, den ersten hier. Seine vier Hunde sprangen mit Freudengebell ins Freie. Die wußten ihre Ungebundenheit hier auch zu

schätzen. Die ganze abendstille Straße war erfüllt von ihrem Lärmen, aber nur einen Augenblick; ein Pfiff brachte sie zur Ruhe.

An einigen Fenstern zeigten sich spähende Köpfe. Man war natürlich begierig, den berühmten neuen Ansiedler ein wenig zu beobachten, und sah ihm und seiner Meute voll Interesse nach.

An der nebenan liegenden Gartenpforte stand ein Zweispänner, in welchen gerade, als Mahre in die Nähe kam, eine sehr elegant gekleidete junge Dame einsteigen wollte. Er begegnete ihrem Blick. Es war ein flüchtiges, gänzlich gleichgültiges Streifen. War das die Nachbarin?

Da rasten seine Hunde, durch eine vorüberhuschende Katze wild gemacht, geradewegs gegen die Dame los. Bestien! — Ein kurzer zorniger Pfiff —

Mit dem ersten Schritt hinaus womöglich die erste Entschuldigung!

Doch nein. Leicht wie ein Schulmädchen sprang sie in den offenstehenden Wagen, und die Pferde zogen auch gleich an. Ihre Wangen waren nur ein wenig mehr gerötet. Nochmals so ein Vorüberstreifen des Blickes, gleichgültig, hochmütig — ein Blick, wie Richard Mahre sie von Frauen nicht gewohnt war.

Sie mußte übrigens eine Hundefreundin sein, da sie dem Anprall so tapfer widerstanden.

„Wer sind unsere Nachbarn?“ fragte Mahre seinen Diener, als er, vom Spaziergang heimgekehrt, in dem prächtigen Speisezimmer allein bei Tisch saß, nur von seinen Hunden umgeben.

Franz verzog den Mund zu einem eignen Lachen. — „Ja, da habe ich eben vom Gärtner drüben eine Neuigkeit gehört. Die Villa ist, wie sie da steht, Knall und Fall vermietet worden an die Sängerin Wirskin.“

„Die Wirskin?“

„Ja — die das große Aufsehen macht — so heißt sie ja?“

„Richtig — das Stülpnäschen kam mir doch bekannt vor,“ sagte Mahre mehr für sich.

„Kennen sie natürlich?“

„Nein,“ war die kurze Antwort.

Franz ging bedienend ab und zu. Es kribbelte ihm noch ein Gespräch auf der Zunge. Wenn sein Herr dazu aufgelegt war, unterhielt er sich manchmal prächtig mit ihm.

Diese ländliche Stille hier behagte dem Diener nämlich durchaus nicht. In der Stadt wollte er unter Menschen sein, aber nicht wie in diesem Cottage da, am äußersten Rande, wo Füchse und Hasen sich Gutenacht sagen. Sein Herr hatte seine Zerstreuungen, wenn er nur wollte, aber er kam sich wie verbannt hier vor. Allzu lange konnte das übrigens nicht dauern mit dieser Solitude; die bekam sein verwöhnter Gebieter selbst bald satt, und was die Beschleunigung dieses Überganges anbelangte, so wollte Franz das Seinige schon dazu beitragen.

— „Der Baron, dem das Haus drüben gehört, soll verkaufen wollen,“ hob er an, — „das wird auch für uns eine Lebensfrage werden —“

„Wieso?“

„Nun, so Garten an Garten —“

„Ich kümmere mich nicht um die Nachbarschaft.“

„Hm! In der Stadt geht das — aber hier!“

„Wir wollen schon fertig werden.“

Franz lächelte überlegen seinen Herrn an. „Wenn man sich etwas so viel Geld hat kosten lassen, will man doch auch sein Vergnügen davon haben!“

Mahre runzelte die Stirn. — — „Was schwatzen Sie da eigentlich?“

„Weil vom Fertigwerden die Rede ist — wir sind ja erst beim Anfang.“

„Lassen Sie mich in Ruhe; ich will allein sein!“

Franz entfernte sich gleichmütig.

Die Verandathüren standen offen. Man hörte im Garten eine späte Grille zirpen und von den Rebenbergen her das eigentümlich melancholische Tuten der Weinhüter. Es klang in der dunklen, luftstillen Herbstnacht wie ein Klagen; es erregte Mahres Phantasie.

In diesen Tagen hatten sie einen Kollegen begraben, einen jungen, talentvollen Menschen, der aus der Blüte des Lebens jäh hinweggerafft worden war. Wie ein toter Adonis hatte er ausgesehen, ganz herrlich, noch am Tage des Begräbnisses. Mahre trug den Eindruck noch immer mit sich herum. Diese Gestalt sah er jetzt bei den klagenden Lauten durch die Nacht ziehen, aus dem kleinen Dorffriedhof dort drüben

am Berge, wohin man ihn gebracht, — über die öden Felder her — — —

Er saß lange draußen im Garten, rauchte und lauschte, seine Hunde zu Füßen, von denen der eine und andere einmal aufschnupperte oder anschlug.

Durch das Gezweige sah man kaum irgendwo ein Licht.

Ja, das Leben hier hatte entschieden seinen Reiz und diese Solitude ihre Poesie!

Spät noch mußte Franz in Mahres Arbeitszimmer Licht machen. Eine neue Rolle lag in seinen Händen; er war gerade aufgelegt, sie vorzunehmen.

In den nächsten Tagen schon hielten Wagen mit Koffern, Kisten, Riesenkörben vor der Nachbarvilla. Alle Fenster standen offen; man hörte verschiedene weibliche Stimmen. Es ging recht lebhaft zu.

„Die Primadonna ist eingezogen," verkündete Franz seinem Herrn mit einer gewissen malitiösen Beflissenheit, als dieser spät abends — er hatte gespielt — heimkehrte.

Mahre war abgespannt und schweigsam.

„Mir scheint," fuhr der Diener fort, — „sie hat sich, wie der gnädige Herr, etwas Gesellschaft mitgebracht — eine ganze Vogelmenagerie."

„Wieviel Menschen?"

„Ein Schock Frauenzimmer, unter denen man sich erst orientieren muß." —

Mahre schlief bei offenen Fenstern, nach dem Garten hinaus. Wenn er große Rollen gespielt hatte, ging er meist sehr spät zu Bette und schlief dann in den Morgen hinein. Danach richtete sich alles im Hause; selbst die Meute verhielt sich still, bis sie die Stimme ihres Herrn hörte, um dann freudewinselnd vor der Thür zu harren, bis sie geöffnet wurde. Der Wink des Herrn war hier überhaupt Gebot.

Heute wurde sein Morgenschlummer seltsam gestört.

„Brava, brava signora! Bravissima!" krächzte es dicht vor dem Fenster.

Der Schläfer fuhr auf. War jemand im Zimmer? Er horchte —

Da kam es schon wieder: „Brava signora! Bravissima! — — Toni, bist schlimm? — — Oh na!" — — —

Zum Donnerwetter! Welche Hexenstimme schnarrte diesen Dialog?

„Brava! Brava! Brava!" wiederholte es kosend zehn, zwanzigmal.

Mahre läutete Sturm.

„Was ist das für ein Lärm?" fuhr er den Diener an.

„Bitte, die Menagerie drüben."

„Nein, hier, dicht vor den Fenstern ist es."

„Wollen sich selbst überzeugen," bat Franz.

Mit einem Satz war Mahre aus dem Bett und in seinem Morgenanzug.

Ja, so war es. Da drüben auf der Terrasse stand eine ganze Anzahl von Gestellen und Vogelbauern, alles belebt von buntgefiederten, schwatzenden, schreienden, piepsenden Bewohnern.

Mahre sah wütend hinüber.

„Toni, bist schlimm!" klang es süßhöhnisch herüber. „Oh na!" — Und dann wieder mit anderer Stimme, schnarrend, gönnerhaft verliebt: „Brava! brava signora! Brava!" — Man sah bei diesem Ton förmlich ein monoclebewaffnetes Auge, schwimmend verzückt, ein Gesicht voll ausdrucksvoller Fältchen und Furchen — —

„Scheußlich!" knirschte Mahre. — — „Franz, gehen Sie augenblicklich —" Er verstummte und trat tiefer ins Zimmer zurück.

Drüben erschien in einem weißen, schleppenden Gewande eine schlanke Gestalt. Jetzt ging der Lärm erst recht los. Einer der Papageien flog ihr gleich auf die Schulter und pickte mit seinem Krummschnabel nach ihren Lippen; ein anderer schrie auf vor Eifersucht, bis sie auch ihn auf die Hand nahm. Das war ein Geflatter, Gekreisch, ein Flügelschlagen, der helle Aufruhr!

Mahres Augen sprühten Zornesfunken.

„Gehen Sie hinüber, Franz, und sagen Sie, daß ich mir diesen Menageriespektakel verbitte."

Franz zögerte. Es schien ihm nicht geheuer, gleich am ersten Tage mit dem „Schock Frauenzimmern" da drüben feindlich anzubinden. — „Es ist vielleicht bloß während des Einzuges," sagte er begütigend; „die Viecher können doch nicht im Freien bleiben — wir sind ja im Herbst!"

„Geh, sag' ich!" fuhr Mahre auf.

Da gab es keine Widerrede. Franz kannte den Jähzorn seines Herrn; ein

Am Dorfweiher. Nach dem Gemälde von Hugo König.

ganzes Gewitter prasselte da in wenig Augenblicken nieder.

Er ging.

Der Gebieter blieb mit untergeschlagenen Armen stehen, des Effektes seiner Botschaft gewärtig.

Nach einigen Minuten trat ein ältliches Frauenwesen zu der Diva auf die Terrasse, deutete mit den Augen herüber und sprach leise etwas. Diese, ihre Lieblinge noch auf Arm und Schulter, wandte den Kopf ein wenig, lachte leicht, melodisch und verzog dann geringschätzig die Lippen, indem sie einige Worte sprach.

Mahre las die Antwort aus ihren Zügen. Er war blaß vor Zorn.

Franz kam verlegen zurück. Fräulein Wirskin wisse nicht, wer ihre Nachbarn seien, und nehme keine Botschaften an.

„Das läßt sie sagen?"

„Wenigstens brachte mir so eine Mamsell die Antwort."

„Gut."

Franz konnte gehen. Die Geschichte nimmt einen heiteren Anfang, dachte er; wenn das so fortgeht, sitzen wir binnen vier Wochen wieder in der Stadt!

Mahre machte Toilette, frühstückte. Dann ging er an seinen Gewehrschrank, nahm dies und jenes Stück heraus, probierte und pfiff dabei leise durch die Zähne. Das war seine Franz Mohr-Stimmung, wenn er so pfiff.

Von drüben klangen indessen zwischen das Vogelgeschrei die Triller und Läufe einer herrlichen Stimme, dann und wann ein paar Akkorde auf dem Flügel — hierauf wieder das laute Zurufen verschiedener mehr oder weniger grelltönender Frauenorgane; auch etliches Klopfen von Möbeln, Teppichen und dergleichen machte sich vernehmbar. Der ganze Luftkreis war erfüllt von den verschiedensten Lauten und Geräuschen.

Und dazu lächelte ein Himmel, so sonnig, so sanft blau, daß man trotz allem die Fenster nicht schließen mochte.

Wie paradiesisch war es vor wenig Tagen, gestern noch in dieser sonnigen Ruhe gewesen! Junge Amseln sangen zaghaft, mezza voce, ihre ersten Melodien unter dem goldig gefärbten Laub. Hoch in den Lüften schwebten ein paar „Drachen," die Knaben auf den Feldern draußen steigen ließen. Das alles war so wunderbar still gewesen. Und jetzt —! Der ganze triviale Lärm hier, wie er die Höfe der Stadthäuser erfüllt und durch die Resonanz der Mauern bis zur Unerträglichkeit gesteigert wird. Es fehlte nichts mehr dazu, als eine Drehorgel! — — —

Richard Mahre pfiff nicht mehr. Er sah um sich mit einem Ausdruck stummer Verzweiflung und Wut. — War das noch seine Solitude? —

Da mußte etwas geschehen, ein Protest, ein Zeichen der Wehr! Mahre war nicht der Mann der stummen Verzweiflung.

Er hatte im Theater heute nichts zu thun und gestern schon sich gefreut, den Tag ungestört zu genießen — —

Nun, da fiel ihm denn ein, Schießübungen anzustellen und zwar von seiner Terrasse aus, die sich in schwesterlicher Höhe mit derjenigen der Nachbarvilla befand.

Franz trug ein Tischchen heraus, verschiedene Waffen, Pistolen, Gewehre. An diesen hantierte Richard Mahre, ließ die Läufe in der Sonne blitzen, einen Hahn zuweilen knacken und sah dazwischen, wenn der Tumult drüben sich gerade wieder einmal so recht steigerte, mit seinen Falkenaugen dräuend nach dem Gevögel.

Baff! Da knallte plötzlich ein Schuß —

Ein wahnsinniges Geflatter folgte, ein unterdrückter Schrei aus einem der Zimmer drüben, — unmittelbar darauf flog die Gestalt in dem weißen Schleppgewand wieder herbei.

Eine Schar Tauben schoß im selben Augenblick mit pfeifendem Flügelschlag dicht vorüber.

Mahre senkte ruhig die Flinte und trat an sein Tischchen zurück. Er hatte nach einem Drachen gezielt, der wie ein zitterndes Pünktchen hoch in der Luft schwebte.

Im Nu waren drüben vier erschreckte Frauen beisammen, atemlos, durcheinander redend, nach einem Gemordeten suchend. Mahre vernahm Worte wie Brutalität — empörend — Polizei. Er schien aber weder zu sehen noch zu hören; er hantierte gleichmütig weiter.

Allmählich wurde es wieder stiller drüben, ja auffallend still. Er blickte auf — siehe, da waren die Papageien samt ihren Beschützerinnen verschwunden und nur kleinere Vögel in ihren Bauern noch am

Platze, die sich infolge des Schreckes jetzt ganz geduckt verhielten.

Um den Mund des Mimen zuckte es humorvoll. Er verschwand darauf ebenfalls bald von der Bildfläche.

„Bitte, ein Herr von der Polizei," meldete Franz bereits am nächsten Morgen seinem Gebieter, als dieser eben wieder Anlaß hatte, die Vollzähligkeit der „Menagerie" drüben zu konstatieren. Zu den Vögeln kamen heute noch zwei weiße Seidenpintscher mit himmelblauen Schleifen auf dem Kopf, die kläffend auf und nieder rannten und wie besessen herüber bellten, als sie des Nachbars ansichtig wurden.

Also kein Rückzug, sondern Verstärkung! So war die Fehde denn erklärt.

Der Polizeimann, in Civilkleidung, vielleicht der delikaten Mission wegen, trat mit beinahe verlegener Höflichkeit auf den Künstler zu.

„Ich bedaure, Sie stören zu müssen. Es geschieht —" hier lächelte er diskret, „in Angelegenheiten Ihrer Nachbarschaft."

„Mir sehr erwünscht," gab der Mime zurück.

„Fräulein Olga Wirskin beklagt sich über Schießübungen, welche Sie auf Ihrer Terrasse vornehmen."

„Ist ihr dadurch Schaden zugefügt worden?"

„Das nicht, aber wie Sie wissen, sind derartige Ruhestörungen nicht erlaubt."

„Ich weiß."

„Und deshalb möchte ich Sie aufmerksam machen —"

„Daß ich straffällig werde —"

„Allerdings."

„Ich begreife vollkommen und stehe Ihnen zu Diensten."

„Gestatten Sie, daß ich den Lokalaugenschein nehme?"

„Hier ist der Schauplatz."

Sie traten auf die Terrasse hinaus.

„Toni, bist schlimm?" tönte es gerade neckend herüber, und darauf fielen die beiden Seidenpintscher, erbost über die fremden Erscheinungen, mit neuem Gekläff ein, bald zu zweit, bald abwechselnd einzeln, im leidenschaftlichsten Fortissimo.

„Von hier aus schossen Sie — in welcher Richtung?"

„In die Luft."

„Zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf?"

„Ich wollte mir Ruhe verschaffen."

Ueber das Gesicht des Beamten huschte, gleichsam verstohlen, ein Licht menschlichen Verständnisses. — „Nun — hoffentlich findet sich ein anderes Mittel, dies zu erreichen," sagte er höflich.

„Nützt dieses nichts, so probiere ich es mit einem anderen," erwiderte Mahre ruhig und ebenso höflich.

„Vorerst werde ich, nach den hier gemachten Wahrnehmungen, versuchen, das nötige Einvernehmen anzubahnen."

„Sehr verbunden! Ich wünsche Ihnen Erfolg dazu!"

Der Beamte empfahl sich und klingelte hierauf an der Nachbarspforte.

Es dauerte ziemlich lange, bis jemand öffnete.

„Was wünschen Sie?" rief es, nicht eben einladend, aus einem Fenster herab.

„Fräulein Wirskin zu sprechen."

„Ist nicht zu sprechen."

„Aber zu Hause?"

„Sie empfängt jetzt nicht."

„Melden Sie mich nur — in einer Polizeisache."

Da wurde das widerhaarige Hauskätzchen etwas zahmer. Es ließ den Beamten ein, hüpfte die Treppen wieder hinauf und verhandelte oben eine geraume Weile mit anderen Stimmen, während das Organ der öffentlichen Sicherheit und Ordnung Zeit hatte, sich in dem heiteren Chaos umzusehen, welches im Vorsaal herrschte. Da standen zwischen Bergen von Kränzen, goldgleißenden Schleifen, Blumen in Füllhörnern, Tempelchen, Glücksschiffen u. s. w., auch ganzen Lorbeerbäumen, Garderobekörbe von monumentaler Größe, halb und ganz ausgepackt, glänzendes, geheimnisvoll duftiges Frauenzeug, sorglos umhergestreut, rosa, mattgelb, weiß; schwere Schleppkleider mit wunderbar zierlichem Leib, in die man sich die berühmte Trägerin mit ihrem süßen Gesang hineindenken konnte, — — Spitzenhüllen, Fächer, spinnwebzarte Wäsche — ein ganz verwirrend holdes Durcheinander, zwischen dem auch die Prosa von Schaufeln, Besen, halbgeleerten Wasserkrügen sich sehen ließ.

Jetzt kam von oben herab so etwas

wie eine Duenna, ein blaßblaues Spitzenhäubchen schief auf dem unfrisierten Haar; mit welken, ärgerlichen Zügen.

„Sie sind von der Polizei? Nun, werden wir Schutz vor weiteren Roheiten finden?“ fragte sie, beim bloßen Gedanken an diese „Roheiten“ schon in Wallung.

„Ich habe — vermutlich nicht die Ehre, mit Fräulein Wirskin zu sprechen?“

„Nein, aber —“

„Sie ist die Klägerin.“

„Ich bin ihre Cousine. Sie können ebenso gut mit mir verhandeln; ich war auf der Polizei.“

„Bedaure, Ihre Stellvertretung genügt hier nicht.“

„Das Fräulein empfängt jetzt niemand.“

„So wird sie sich auf das Polizeibureau bemühen müssen.“

„Wegen so einer Bagatelle?“ fragte die Dame verwundert. „Da genügt doch ein Verweis oder eine Strafe für die drüben.“

„Da die Klägerin also nicht zu sprechen ist,“ brach der Beamte mit kühler Höflichkeit ab, „so werden andere Maßnahmen —“

„Was wird denn geschehen?“

„Ich bin nicht im Fall, hierüber Auskunft zu geben. Ich empfehle mich.“

„Warten Sie — ich will einmal fragen —“

„Ich kann mich in keine weiteren Zwischenverhandlungen einlassen.“

„Einen Augenblick! Vielleicht läßt sich das Fräulein —“

Das blaue Fanchonhäubchen mit seiner gelblichen Trägerin war schon die Treppe hinauf und verschwunden. Nach einigen Minuten erschien sie wieder.

„Fräulein Wirskin läßt bitten.“

Aha! — Ohne Eile stieg der Beamte die Treppe hinan.

Eine Thür wurde geöffnet. Das bekannte Gekläff der zwei Seidenpintscher töute ihm entgegen. Sie kamen von der Terrasse herein und fuhren ihm sogleich gegen die Füße.

„Fiferl, gehst!“ —

Fiferl kümmerte sich aber gar nicht um den Zuruf, sondern bellte mit ihrem Gespons Mannerl (das Pärchen hatte von seiner Herrin, einer geborenen Wienerin, die gemütlichen Namen bekommen) unbeirrt weiter.

Die Diva schien mißgelaunt.

„Sie wünschen?“ fragte sie mit kalter Miene den Eintretenden.

„Es handelt sich um Ihre Beschwerde, meine Gnädige.“

„Nun ja, die ist doch einfach: Ich will Schutz gegen Überfälle, wie ich sie erfahren habe — das ist ja Polizeisache? Ich wünsche Ruhe zu haben, deswegen zog ich hierher.“

Fiferl und Mannerl wüteten in einem fort, so daß man sich kaum verstand. Der Beamte blickte bei dem Wort Ruhe beziehungsvoll auf die zwei schneeweißen, lärmenden Geschöpfe zu seinen Füßen und sagte: „Dasselbe wünscht Ihr Herr Nachbar.“

Die Künstlerin nahm kurzer Hand einen ihrer beiden Lieblinge und warf ihn in eine Ecke, worauf der andere winselnd nach folgte. — „Mein Nachbar kümmert mich nicht,“ erwiderte sie ungnädig; „ich verlange bloß Rücksicht.“

„Darauf ist man hier gegenseitig angewiesen.“

„Machen Sie das dem Herrn Nachbar halt klar.“

„Er hat auch seine Gegenklagen ausgesprochen.“

„Gegenklagen? Haben wir etwa zuerst geschossen? Ich habe gar keine Waffen.“

„Keine Schußwaffen, meine Gnädige, aber —“

„Also, was denn?“

Diese Wirskin war eine zwar hochfahrende, aber — reizende Persönlichkeit, das echte Wienerblut, naiv, ohne viel Kopfzerbrechen über Dinge, die ihr nicht gefielen. Also was denn? Wie sie das hinwarf, schmollend, natürlich, kurz angebunden, wie ein verzogenes Kind, das einfach sagt: So will ich's! — Und das charmante, rosige Gesicht mit dem feinen Capricennäschen! — Aber das gehörte nicht zur Amtshandlung.

„Herr Mahre bezeichnet seinen Schuß — es war ein harmloser Schuß in die Luft — als Gegenwehr.“

„Ah! ein Aufsitzer*) noch dazu!“ rief die Sängerin empört. — „Gegenwehr! Mit so was einen schrecken wollen — mit einem Theaterschuß! Weil er sich dachte: wenn's knallt, da erschrecken die Frauensleute gleich!“

*) Zum besten gehalten werden.

„Wäre Ihnen lieber gewesen, wenn einer Ihrer kostbaren Vögel getroffen worden wäre?“

„Das hätt' ich ihm raten mögen!“

„Sehen Sie, meine Gnädige, es ist also nichts geschehen, was das Einlenken in gewisse gegenseitige Rücksichten unmöglich machte. Ihrem Herrn Nachbar wird es nicht mehr einfallen, zu schießen, wenn Sie Ihre Vögel irgendwo anders unterbringen.“

„Er soll seine Fenster zumachen, wenn er's nicht vertragen kann.“

„Wenn Sie ihm diesen Rat vielleicht selbst erteilten —“

„Mit einem solchen Gewaltmenschen mag ich nichts zu thun haben.“

Der Beamte sah, daß hier das Schicksal seinen Lauf haben mußte, zuckte die Achseln und empfahl sich. Er hatte seine Schuldigkeit gethan, den Streit zwischen den zwei verwöhnten Lieblingen des Publikums möglichst schonend beizulegen. Aber gegen Götter kämpfen Menschen vergeblich.

Wie eine zürnende Göttin entließ sie ihn denn auch, kaum nickend auf seinen respektvollen Gruß.

Die Zwistigkeiten der beiden Größen blieben selbstverständlich nicht verschwiegen. Schon die Dienerschaft hüben und drüben sorgte für geflügelte Nachrichten, die prompt ihre Reise in die Öffentlichkeit machten.

Mahres Freunden und Kollegen bot diese blitzartig entzündete Fehde Anlaß zu allerlei Witzen und pikanten Geschichten, — den Verehrern der Diva zu ritterlicher Entrüstung. Keiner der letzteren unternahm es aber, im Dienste der Angebeteten dem feindlichen Recken gegenüberzutreten.

Die Ärgernisse kehrten in verschiedenster Gestalt immer wieder, eine Kette von Stoß und Gegenstoß. Ruhte die Herrschaft, so spielten die Dienstleute sich kleine boshafte Streiche, und ging diesen der Faden aus, so gerieten die Hunde in Raufereien, wenn Fiferl und Mannerl einmal vorwitzig Exkursionen vor das Gartenthor hinaus machten und die Rüden Mahres daherkamen.

Kurz, die zwei lauschigen Villen wurden zu förmlichen Burgen des Hasses, jede mit ihrem Parteilager, das weit über die Grenzen des stillen Cottage hinauswuchs, bis in das Herz der Residenz, wo die verschiedensten Histörchen über diesen interessanten Nachbarkrieg von Salon zu Salon flatterten, und auf deren Ausgang im guten und bösen man sehr gespannt war. Es schien nur noch die Frage, wer von den beiden Streitern zuerst die Waffen strecken, die Wahlstatt räumen werde. Und diese Frage schwankte sehr, denn die göttliche Wirskin hatte mit ganz anderen Dingen schon originell kurzen Prozeß zu machen gewußt. Die Enthusiasten flehten sie an, die kostbare Stimmung sich nicht verderben zu lassen, dem Zwist einfach aus dem Wege zu gehen.

„Nein,“ entschied sie, „justament nicht, diesem — groben Apollo gegenüber!“

Justament nicht! Wenn das eine Wienerin und noch dazu eine solche sagt — (Olga Wirskin, die vor zehn Jahren noch Wirsing geheißen, war eine Hausmeisterstochter aus Liechtenthal, einer jener Gegenden der Haupt- und Residenzstadt, wo die feschesten*) der feschen Wienerinnen gedeihen) — dann gilt das eine Wort so viel als ein Parlamentsbeschluß.

Der „grobe Apollo“ bekam Flügel. Dieses neueste Epitheton des schönen Mahre wurde hinter den Coulissen, in den Kaffeehäusern belacht, ja eines der Witzblätter brachte eine Illustration: Apollo mit den Zügen Mahres, auf der Zinne einer tempelartigen Feste, grimmen Ausdrucks, den gespannten Bogen angelegt, über einen Abgrund zielend nach der Feindesburg, wo die Amazone Wirskin in voller Wehr, mit erhobenem Schilde Trotz ihm bietet; — tief unten eine gespannt schauende Menge, elegantes Publikum mit Fernrohren und Operngucker.

Mahre ließ alles ruhig an sich vorüber gehen in dem Bewußtsein schließlichen Sieges.

Indessen schien die Zeit selber einen Waffenstillstand herbeizuführen.

Nach grauen frostigen Spätherbsttagen kam der Winter, der alles Leben in die Häuser trieb.

Nun war es wieder erträglich. Kein Papageienlärm, kein Gekläff, auch kein Klavierspiel, kein Gesang. Das war nun auf geraume Weile hinter geschlossene Fenster

*) Schneidig, zungenfertig im ernsten und heiteren Sinne.

gebannt. Ein heiterer Lärm mochte das oft da drüben sein! Genug. Jetzt konnte Richard Mahre seine Solitude wenigstens wieder genießen. O Hohn! Man wohnte im Grünen, um im Winter des Lebens froh zu werden!

Die Gärten und Straßen des idyllischen Viertels lagen jetzt wunderbar still. Zuweilen rollte ein Wagen vorbei, gingen ein paar Menschen. Dann war es wieder ruhig, wie hundert Meilen weit von der Stadt. Schneeflocken wirbelten an den Fenstern vorüber; man hörte das Ticken der Uhr im Zimmer, das Knistern im Ofen. Und draußen im beschneiten Garten krächzte ein Rabe — —

Richard Mahre stand am Fenster und sah dem schwarzen Gesellen mit dem ergrauten Kopfe zu, wie er sich duckte, bevor sein Krakra laut wurde; wie er klug umherängte nach Beute und von neuem sein Krächzen anhob, ein bißchen heiser, gemächlich wie ein Rabengroßvater, der seine Sippschaft herbeiruft, weil hier etwas zu holen ist. Jetzt breitete er die Flügel — sie sahen zerzaust aus wie alte Kriegsfahnen — und flog schwer auf den Nußbaum, um sich eine der stehengebliebenen Nüsse zu holen. Schlau pochte er mit dem Schnabel auf die Schale, um zu hören, ob sie nicht taub sei. Nein, da war etwas drin. Statt sie zu verzehren, nahm er sie und schwang sich auf, mühsam, wie einer, der die Gicht hat — und davon.

Der alte Kauz eroberte Mahres Jägerherz. Er erkannte ihn, als er wiederkam, und fing an ihn zu füttern. Da gab es weiteren Zuzug. Bald flatterte es in Scharen herbei, hockte breit und schwarz im leeren Geäste, auf Futter lauernd, oder in den Gartenwegen stolzierend, als wäre man da zu Hause. Einträchtig verweilten sie stundenlang so, wie Arbeitslose, die nichts versäumen und warten können, ob ihnen der Zufall etwas in den Weg führt. Und wenn ihre Zeit kam, flogen sie lautlos einzeln oder zu zweien wieder davon nach ihren fernen Horsten.

Mahre hatte Freude an den schwarzen Wegelagerern und kam auf vertrauten Fuß mit ihnen.

Aber siehe, auch das sollte ihm nicht ungetrübt vergönnt sein.

Eines Tages wurde ein stark parfümiertes Briefchen ohne Poststempel abgegeben; feinstes Papier, modernstes Format, indiskret duftend. Schrift — mehr nach Galerie als Logen aussehend.

„Was ist das?" fragte Richard, seine schöne, feingeflügelte Nase abwendend — und er war doch an parfümierte Briefe gewöhnt.

„Von drüben!" antwortete Franz, bedeutsam lächelnd.

Mahre zog die Stirn zusammen und riß die lineallange Hülle mit einem Ruck auf.

„Mein Herr!

Ich möchte mich nicht an Sie wenden, wenn es nicht die Not erfoderte. Aber, was zu viel ist, ist zu viel. Dieses Gevögel in Garten ist unausstehlich. Sie haben im Herbst auf unsere Paperln geschossen, warum, das wissen wir bis jetzt noch nicht. Aber was ist daß gegen diese Unglücksvögel, die den ganzen Tag das Haus belagern? Glauben Sie, daß geht einen nicht auf die Nerfen? Fräulein Wirskin verträgt das einfach nicht, sie ist sehr verstimt. Und dazu muß sie jetzt gerade die schwierige Rolle von der neuen Oper studieren. Sie ist embört über diese Rabenviecher und sagt oft: die bringen mir Unglück. Denn sie ist sehr abergläubisch. Ich werde in die Stadt ziehen, hier halt ich's nicht mehr aus, sagt sie. Jetzt mitten in Winter ausziehen, möchten Sie das? Die Kusin merkt freilich nichts davon, die setzt sich in Wagen, aber ich!

Wenn Ihnen das Schießen schon Freude macht, schießen Sie diese Unglücksvögel, aber nicht auf Haustiere. Meine Kusin, Fräulein Wirskin, weiß nichts von diesen Brief. Ich will es ihr aber sagen, wenn Sie ein Einsehen haben, wo nicht, gibt es auch noch Zeitungen, in die man so eine Barbarei geben kann!

Mit aller Achtung

Antonia Blamper,

Haushälterin von Frl. Wirskin, Hofopernsängerin."

Mahre war von diesem Brief und seinem naiv kategorischen Ton belustigt, ja sehr angenehm berührt. Ausziehen! Das waren ja herrliche Perspektiven. Was menschliche Vernunft nicht zuwege gebracht, das hatten also seine Krähen da draußen

vermocht. Dafür mußten sie ihren Lohn bekommen, doppelte Ration heute!

Es kann der Beste nicht in Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

Diese Handvoll Frauensleute, sieh da! versteigt sich gleich zu Drohungen, wo sie einmal zu fordern hat — und zu so unorthographischen! Wenn die Wirskin selbst sich wenigstens bemüht hätte! — „In den Kamin," murmelte Mahre, das duftende Schriftstück verächtlich wegwerfend. Was ging ihn der Aberglaube der Wirskin an?

„Franz!"

„Gnädiger Herr?"

„Bringen Sie mir Fleisch für die Vögel."

„Sogleich." — Franz schmunzelte. Er hatte vor seinem Herrn um diesen Rabenhaß gewußt.

Mahre öffnete das Fenster.

Da saßen sie draußen und blickten klug nach dem Hause. Keiner entfloh. Es gab nur eine gewisse Spannung und Unruhe. Die Vorwitzigsten flatterten noch näher herbei und guckten keck erwartungsvoll empor. Andere blieben breit auf ihrem Plätzchen hocken, bis der rechte Moment kam. Auf dem Nußbaum fing sogar einer in freundschaftlichem Parlando zu krächzen an, eine Art Begrüßung. Es war der Patriarch mit den zerzausten Schwingen.

Mahre hatte plötzlich eine triumphierende Freude an diesen seinen Kampfgenossen. Er bereitete ihnen ein glänzendes Mahl.

Drüben an einem der Fenster, die nach dem Garten gingen, stand indessen diejenige, welche den Pfeil abgeschossen, die unorthographische Schreiberin. Eine Antwort war bis jetzt nicht zurückgelangt, so wollte sie indirekt den Eindruck ihrer That beobachten.

Olga Wirskin war zur Probe in die Oper gefahren. Das hatte die „Kusin" abgewartet, um den Brief, der ihr schon mehrere Tage im Kopf herumgegangen, nun endgültig zu verfassen. Bis die Diva zurückkehrte, konnte der Notenwechsel bereits vollzogen und etwas erreicht sein.

Siehe — da gab es drüben ein Geflatter — es ging etwas vor! — — Nun — — wo blieb der erste Schuß? —

Fräulein Antonie begann vor Ungeduld die verhaßten Geschöpfe zu zählen: zehn — zwölf — fünfzehn dieser Unglücksvögel trieben sich da herum. Also fünfzehnmal zu schießen. Sie ist begierig, was er thun wird.

Aber — was sieht sie? Statt des Gewehrlaufes, den sie einmal so höhnisch-unheimlich hatte herüberblitzen sehen, — Fütterung — Fütterung statt Vertilgung! Ach, dieser Unhold! Solch ein Spott! Solch eine Gewaltthätigkeit! Eigenhändig wirft er Stück um Stück hinab und lacht über das Einhacken und Flügelschlagen, — unterhält sich prachtvoll dabei!

Und das muß man sich gefallen lassen, bloß weil man eine wehrlose Frau, vom „schwächeren" Geschlecht ist. Schwächer? — o nein! denkt Fräulein Antonie, gelb vor Ärger, — wart', es gibt noch andere Wege! — Ihre erste Regung ist, noch einmal schreiben, sich Luft machen, um nicht vor Zorn zu ersticken. Aber nein! Keinen Federzug ist er mehr wert, wenigstens keinen an ihn. Über ihn, ja, o ja! Und das sogleich. Fräulein Antonie ist gerade in der rechten Stimmung!

Zum zweitenmal setzte sie sich an Olga Wirskins eleganten Schreibtisch, auf dem Papierkassetten, Briefe, Zeitungen, Blumen, Nippes im holdesten Durcheinander lagen und standen. Ein Eingesendet wurde verfaßt, ein geharnischtes! Man stand nicht umsonst mit so und so vielen der Herren Journalisten auf gutem Fuß. Die würden einer Wirskin gegenüber menschlicher sein als dieser — dieser — na, er soll etwas erleben!

Und ohne viel Besinnen, im hellen Feuer der Empörung, schrieb Fräulein Antonie eine Geschichte von „urwäldlichen Zuständen in unserer schönen Residenz," von einem Krieg, der zwischen zwei der bekanntesten Persönlichkeiten mit Pulver und Blei begonnen und mit abscheulichen, wilden Tieren fortgesetzt wird, „ohne daß auch nur ein Hahn der Gerechtigkeit danach kräht," und der nächstens, wenn das so fortgeht (nämlich der Krieg), zu einer „Kadastrofe" führt, bei welcher alle Welt erfahren wird, wie es unter „eifilisirten" Menschen zugehen kann!

In immer noch steigender Aufregung flog Fräulein Antonie mit ihrer Feder nur so übers Papier. Stil und Rechtschreibung kümmerten sie noch weniger, als vorher, — nur Rache, Rache!

Sie legte dieser Sendung ein Briefchen bei, welches sie kühn mit dem Namen Olga Wirskin unterzeichnete und um möglichste Verbreitung in den Journalen ersuchte. Derjenige, an den sie dies sandte, war einer der Wirskin-Getreuesten, einer, der sozusagen sein ganzes Geistesblut schon in Vergötterung der Künstlerin verspritzt, einer Partei angehörte, die für den neuen Stern, einer mächtigen älteren Rivalin gegenüber, heftig Stellung nahm.

Als er die stark duftende Sendung mit der zerfahrenen Schrift erhielt, stutzte er. Dann die Unterschrift Olga Wirskin erblickend, ging ein Staunen, ein Lächeln über sein Gesicht, zuerst ungläubig, dann betroffen — dann mokant. So also ist die Wirskin ohne den Königsmantel ihrer Kunst! Daß sie eine Feindin alles Schreibens sei, war ihm bekannt. Sehr, sehr Wenige nur konnten sich rühmen, etwas Eigenhändiges von ihr erhalten zu haben. Dies war denn auch das erste Schreiben, welches Ferdinand Breiner von ihr empfing. Es war offenbar in höchster Erregung hingeworfen; doch immerhin — diese Schrift! Diese Orthographie! dieser Stil, durch den etwas vom Geiste Wippchens huschte — unglaublich! Eigentlich entzückend! Ein origineller und — tröstlicher Defekt an diesem oft unheimlich genialen Weibe!

Nun — ihr sollte geholfen werden. Breiner kannte durch mündliche Mitteilungen manches Detail dieser Nachbarsfehde. Ein ganz nettes Stöffchen. Pikant verschleiert, scheinbar harmlos erzählter Klatsch, den alle Welt lesen, dessen Kern und Persönlichkeiten jedermann sofort erkennen würde; — Ritterdienst und Reklame zugleich; anderseits willkommener Anlaß, diesen Recken Mahre ein bißchen zu kitzeln, der sich von jeher der Kritik gegenüber eine ganz unverschämte Hochnasigkeit herausgenommen — —

Donna Wirskina sollte für ihren Ärger entschädigt werden! —

Die Schrift war kaum trocken, so wanderte das Opus in die Druckerei und zwar für das Sonntagsblatt. Breiner wußte, daß die Wirskin eifrig alles sie Betreffende in den Zeitungen las. So wollte er ihr denn gleich mit der That antworten und Sonntag nachmittag — (einen Blick ins Repertoire; nein, sie sang am Sonntag nicht!) persönlich den Kommentar dazu geben; auch — da sie ja keine Freundin des Schreibens, einen allfälligen Dank gleich in Empfang nehmen.

* * *

Schon am Samstag hatte Fräulein Antonie nach ihrem Eingesendet in der Zeitung gesucht. Sie las die Morgenblätter immer zuerst, da Olga Wirskin lange schlief. Heute am Sonntag fand sie es wieder nicht, aber dafür etwas anderes — ihre Augen glänzten auf — —

Jetzt vermochte sie kaum zu erwarten, bis die Cousine aufwachte, damit sie es ihr zeigen, den ganzen Hergang erzählen könnte, denn Olga wußte ja noch gar nichts. Dieser gelungene Streich sollte ihre Laune ein wenig aufbessern; sie liebte es ja, daß viel und allerlei über sie geschrieben wurde. Herrgott! was für Launen hatte sie in letzter Zeit gehabt, schon nicht mehr auszuhalten. Nichts war ihr recht, nicht einmal ihre Papageien. Mit dem Kapellmeister der Oper war sie scharf aneinander geraten; Worte wie Größenwahn waren gefallen, ein Bruch, eine residenzerschütternde Katastrophe ganz nahe gewesen. Außerdem aber mußten noch andere Dinge mitgespielt haben, die die Stimmung der Diva umwölkten. Daß sie mit ihren Papageien nicht mehr spielte, war ein kritisches Zeichen.

Mehrmals schlich Fräulein Antonie in das Schlafgemach. Noch immer rührte sich nichts.

Auf einmal gab es ein lang anhaltendes Geklingel. Der ganze Hofstaat stürzte herbei.

Olga saß aufrecht im Bette, mit einem bösen Gesicht.

„Schafft mir die Vögel fort, die einem keine Ruh lassen!“ rief sie. „Augenblicklich weg mit ihnen!“ —

„Haben's dich schon wieder gestört, Herzerl?“ fragte Antonie, die das Zeitungsblatt gleich unterm Arm mitbrachte. „Gift dich nit, das wird jetzt schon anders werden. Da, lies einmal!“

„Was lesen?“ schmollte die Künstlerin wie ein übelgelauntes Kind.

„Da — dieses.“

Während Olga gähnend ihr schweres Blondhaar aus den Schläfen strich, eilte Antonie ans Fenster, riß es auf und wehte mit einem großen Handtuch hinüber gegen den Nachbargarten.

„Was machst denn?“ rief Olga.

„Die Rabenbrut fortscheuchen. Du willst's ja.“

„Die mein' ich nicht; — die unsrigen.“

„Was? Die unsrigen?!“

„Das Geschwätz wird mir zu dumm; ich mag's nicht mehr. Den ganzen Morgen hör' ich sie plappern und kann nicht mehr schlafen.“

„Aber geh — recht gut hast du bis jetzt geschlafen.“

„Schaff' sie fort, sag' ich dir! Verschenke sie, mach', was du willst, aber fort damit!“ befahl Olga fast weinerlich vor Ärger über den Widerspruch.

Dann besann sie sich, nahm mißmutig das Zeitungsblatt und begann an der bezeichneten Stelle zu lesen. — „Was soll denn das heißen?“ fragte sie, ihre Chocolade rührend, die inzwischen, wie gewohnt, ans Bett gebracht worden war. — „wer hat das geschrieben?“

„Der Doktor Breiner, ganz gewiß!“ — (Fräulein Antonie nannte alle die Herren bei den Zeitungen Doktor.) Und jetzt erzählte sie, in der Meinung, etwas recht Gescheites zu thun, die ganze Geschichte, wie sie entstanden war.

Olga unterbrach sie heftig. „Du hast einen Brief an Mahre geschrieben?! Hast gar um etwas gebeten?“

„Nicht gebeten,“ beruhigte Antonie; „verlangt hab' ich's und wenn's keine Ruh' gibt, mit der Zeitung gedroht. Jetzt sieht er's, daß wir keinen Spaß verstehen.“

Eine fliegende Röte schoß über das Gesicht der Diva.

„Wir! — Wer ist denn wir? — Was gehen dich denn diese Geschichten an?“ fragte sie zornbebend.

Fräulein Antonie war einen Moment sprachlos vor Schreck und Staunen.

„Ich hab' dir ja einen Gefallen thun wollen!“

„Gefallen — mit so einem Unverstand!“ knirschte Olga, außer sich. „Geh mir aus den Augen! Ich mag dich und keinen Menschen sehen — —“

Blitzschnell fiel ihr ein, wie diese Drohung mit der unmittelbar darauf folgenden That ihr eben jetzt, wo sie sich mit dem Kapellmeister, der Intendanz auf gespanntem Fuße befand, wo sie durch die neue Rolle vor dem Kampf mit ihrer mächtigen Rivalin und deren ganzer Partei stand, zum zweitenmal in Mahre einen bös gereizten Feind heraufbeschwören konnte. Man weiß ja nie, wie die Größen der Bretter und der Kritik untereinander, gegeneinander verbündet sind, wie die Schicksalsfäden der Triumphe gesponnen und zerschnitten werden. Mahre hatte großen Anhang, bedeutende Verbindungen. Gerade jetzt paßte es ihr nicht, diesen Leu zu reizen. Gerade jetzt dürstete sie aus verschiedenen Gründen danach, einen größeren Triumph denn je in ihrer Kunst zu feiern.

Sie war furchtbar aufgebracht. Sie biß nervös die Lippen mit ihren wundervollen Zähnen, während sie die kleine, mit boshafter Pikanterie erzählte Geschichte las.

„Toni!“ rief sie plötzlich hart und kalt.

Antonie erschien verlegen unter der Thüre.

„Du fährst augenblicklich auf die Redaktion und fragst, wer das geschrieben hat.“

„Aber der Doktor Breiner wird's sein.“

„Du gehst hin und fragst! Ich will es ausdrücklich wissen.“

„Heut' ist aber Sonntag,“ wendete Antonie kleinlaut ein.

Jetzt schoß ein Blitz auf in den Augen des schönen Weibes. Sie wies mit ausgestrecktem Arm und Zeigefinger nach der Thür.

Da schickte sich Antonie an zu gehen.

„Gut,“ sagte sie, halb ergeben, halb grollend, — „aber schau, wannst so die G'schnaufte*) machst gegen mir — das ist nit recht!“

„Laß mich mit Ruh!“

„Wird halt was anders auch noch hinter dem Grant**) stecken!“ — Damit ging sie, in dem Bewußtsein, einen kleinen Gegentrumpf ausgespielt zu haben, erleichtert ab.

Eine Weile saß Olga Wirskin brütend auf ihrem Bette mit den spitzenbesetzten Kissen und Decken, die in wirrem Durcheinander um sie lagen. Endlich ließ sie die Füße langsam zu Boden gleiten, eine tiefe, trotzige Falte auf der Stirn.

Sie schlüpfte in ihren seidengefütterten, blaßblauen Schlafrock, schauerte gähnend

*) Die Großartige.
**) Üble Laune.

und ließ sich wieder auf den Puff sinken, der in der Nähe des Bettes stand.

Wie grau war dieser Wintertag! Dazu das eintönige Summen ferner Sonntagsglocken und — Krakra! flog dicht am Fenster ein Rabe vorbei. Olga zog die Brauen zusammen und starrte eine Weile sinnend hinaus. Dann stand sie auf und trat ans Fenster.

Da waren sie alle wieder im Garten drüben versammelt! Vernichten möchte sie diese Unglücksgesellschaft, die ihr einmal wieder prompt das Böse angekündigt hatte, welches eingetroffen war. O, sie konnte sich darauf verlassen, daß es nie Gutes bedeutete, wenn Raben in ihre Nähe kamen, die waren nun einmal ihr persönliches Unglücksorakel.

Und hier das Kreischen und Pappeln der eignen Vögel, ein ganz fanatisches Bravarufen, als wollte der gefallene Liebling damit seine zürnende Herrin versöhnen. Olga hielt sich die Ohren zu.

Ist denn das alles nur da, um einen zu quälen, zu foltern?

Es rief und lockte fort mit dem verhaßten Brava, dazu ein neues Wort, welches Coco erst gelernt: Olga! — Olga! — Wie ihm die Stimme zärtlich dabei aufschlug! — Sie mochte sie nicht mehr hören, diese Stimme, die sie an allerlei erinnerte — —

Plötzlich ging sie hinüber in das Zimmer, wo die Vögel waren, und öffnete das Fenster. — „Coco — hierher!“ rief sie.

Gleich flatterte der Gerufene ihr auf die Schulter, in der Meinung, daß es eine Liebkosung gebe. Aber die Herrin schaute den Schmeichler mit einem grausamen Blick an.

„Da hinaus, Coco — geh!“

Coco glaubte das nicht. Er guckte mit seinen runden Papageienaugen die schöne Freundin sehr aufmerksam an und trippelte verlegen von einem Fuß auf den anderen.

„Geh! — Ich mag dich nicht mehr!“

Da näherte er mit zärtlich seitwärts geneigtem Kopf den Schnabel ihrem Munde.

Sie wandte sich weg — sie war von der stummen Bitte besiegt. Was konnte der arme Schelm auch für den, der ihr ihn einst geschenkt, nein, demütig zu Füßen gelegt, — der die kühnsten Hoffnungen in ihr geweckt, gehätschelt und — mit einem einzigen Worte kühl zerstört hatte!

Aber seine Stimme mochte sie nicht mehr hören, absolut nicht! Es regte sie auf —

Da fuhr ihr blitzartig ein Gedanke durch den Kopf.

Sie reckte sich empor — und mit einem Male war ihre Stimmung anders.

Fast sanft nahm sie den Vogel auf die Hand und trug ihn zurück auf sein Plätzchen. Dann drückte sie auf die Klingel.

Antonie erschien.

„Du bist noch da?“ fragte sie verwundert.

„Man muß sich doch anziehen.“

„Ich will mich jetzt ankleiden — sogleich! — Du kannst zu Hause bleiben.“

„Hab' mir's ohnehin gedacht,“ brummte Antonie; — „wir werden uns doch vor so etwas nicht —“

„Das lavendelblaue Sammetkleid!“

„Gehst du aus?“

„Wieviel Uhr ist's?“

„Halb zwölf.“

„Sophie soll kommen.“

Wenn dieses Tempo angeschlagen wurde, gab es keine weitere Frage, keinen Widerspruch.

Sophie erschien.

„Gehen Sie hinüber in die Villa Solitude. Ich laß fragen, ob zwischen zwölf und ein Uhr Herr Mahre meinen Besuch empfangen kann.“

Fräulein Antonie und die Dienerin wechselten einen Blick, als wäre es nicht richtig bei der Diva.

Diese schritt, ohne das verblüffte Schweigen der beiden zu beachten, in ihr Ankleidezimmer, um unverzüglich Toilette zu machen.

„Aber Oltschi —!“ wagte Antonie nun doch einzuwenden, — „diesem Unmensch willst du — — sei g'scheit, ich bitt' dich!“

Da wandte sich die Wirskin bloß um und sah sie mit ihren funkelnden, dunkelblauen Augen an. Rein wie der Teufel konnte sie schauen, wenn es so aufloderte in den großen Pupillen! Nicht umsonst hatte ein Kritiker geschrieben: aus den Augen der Wirskin schauen Engel und Dämonen, ihr ganzes Temperament. —

Sie machte sehr sorgfältig Toilette. Ihr reiches, goldblondes Haar war zu einem spitzigen Knoten gesteckt; die ge-

wundenen Strähne glänzten wie Atlas. Dazu das matte Graublau des Sammetkleides, auf welchem silberne Lichter spielten. Olga Wirskin stand vor ihrem großen Ankleidespiegel und betrachtete so kritisch als nur je vor einem Auftreten ihre Erscheinung.

„Der Herr Mahre ist zu Hause und laßt bitten." —

Lächerlich! Sie hatte einen Moment Herzklopfen bei dieser Nachricht — aber auch nur einen Moment. Wozu den Einfall schwierig nehmen? Das war doch ihre Sache nicht!

Ein großer, weicher Sammethut à la van Dyk, auf dem ein Heer von kostbaren Federn wallte, dann ein Pelzcape mit hohem Stehkragen, aus dem das rosige Jugendantlitz wie eine Blume hervorblühte, vollendete das Ganze — ein Ganzes, vor dem alle Geister der Zwietracht, sofern sie nicht blind, sich beugen mußten.

An der Villa Solitude wurde die Glocke gezogen.

Franz machte vor der schönen Feindin von „drüben" eine tiefe Verneigung. Er hatte Schule in solchen Dingen und nicht umsonst — wie er von sich selbst sagte — den Umgang eines großen Künstlers schon jahrelang genossen. Manche Bewegungen seines Herrn ahmte er geradezu nach, z. B. ein gewisses großartiges Ausschreiten, wenn er vor einem Besuche herging, um eine Thür zu öffnen, eine Portiere zu heben.

Diesen Schritt schlug er auch jetzt an, als er erhobenen Hauptes die Sängerin in eines der prächtig ausgestatteten Zimmer führte und dann zurücktrat, um sie seinem Herrn zu melden.

Im oberen Stockwerk hörte man dann männliche Stimmen, Schritte, Hundegetrappel.

Olga hatte Zeit, sich umzusehen in den Räumen, die trotz ihres Reichtums förmlich Ruhe und Stille atmeten, eine vornehme Ruhe, die ihr imponierte. Fast neidisch blickte sie umher. Ja, Geschmack! Das ist auch so etwas, das man erst durch die Übung bekommt, dachte sie. Nur Geduld, auch das lernt man noch. Was hatte sie in der Zeit ihrer kurzen, glänzenden Laufbahn nicht schon alles gelernt! Spielend war es ihr zugeflogen — und was von dem gewissen allgemeinen Schliff noch fehlte, das nahm man von ihr als entzückende Urwüchsigkeit, die um Himmels willen nicht verloren gehen darf. Verwöhnt, ja, das war sie schon genug, — aber es fehlte ihr dabei doch öfter etwas, sie wußte nicht, was, — vielleicht so eine Umgebung wie diese, still und schön, in der man ausruhen und so recht in etwas sich versenken kann; — eine andere Luft, eine andere Welt, als bei ihr drüben, wo alles hell, grell, laut, zufällig ist, überall Unordnung und doch sehr viel Geld kostet. Dann die Toni, die so viel Dummheiten macht und eben immer dieselbe bleibt — —

Olga hatte sich in einen der behaglichen Lehnstühle niedergelassen, die Hände im Muff, den Cape etwas gelüftet, und ließ die Augen mit ihren Gedanken schweifen.

Da ging im Nebengemach, ohne daß sie es merkte, lautlos eine Thür. Der persische Teppich verschlang das Geräusch der Schritte. Unversehens stand Mahre vor ihr.

Sie erhob sich.

Er begrüßte sie sehr höflich, sehr kalt, und lud mit leichter Handbewegung ein, ihren Sitz zu behalten. Die eherne Ruhe seiner Züge zeigte nicht die mindeste Überraschung, Olga Wirskin bei sich zu sehen.

Das hatte sie nicht erwartet! Es verwirrte sie ein wenig. Um keinen Preis aber sollte er ihre Befangenheit merken. Sie schlug darum gleich einen scherzhaft leichten Ton an.

„Vorzustellen brauchen wir uns wohl nicht?" lächelte sie, indem sie beide sich setzten.

„Ich habe vollkommen die Ehre —"

„Was heißt das: vollkommen!?"

„Die volle Bedeutung Ihrer Persönlichkeit zu kennen! — Was — wenn ich fragen darf — verschafft mir die Auszeichnung dieses Besuches?"

„Sie können sich's ja denken: dieser dumme Brief."

„Ein Brief?" fragte Mahre, scheinbar zerstreut, ohne alle Neugier.

O du Heuchler! dachte die Wirskin; — wenn du gegen mich solche Saiten aufziehen willst —!

„Meine Haushälterin (sie sagte nicht Cousine) wollte mir einen Dienst erweisen und schrieb, ohne daß ich es wußte;

sonst wäre es selbstverständlich nicht geschehen."

Er erinnerte sich. — „Ja — richtig. Pardon! Ich hatte es vergessen."

„Um so besser! Hätte ich das gewußt, so würde ich Ihnen diese Störung erspart haben."

„Deshalb bemühten Sie sich?" — Er richtete seine dunklen Augen, von deren Gewalt allerlei Sagen gingen, verwundert auf sie. Der Schein eines Lächelns huschte hindurch. — „Das ist — sehr großmütig!" sagte er langsam, während es auch um seinen Mund leise zuckte.

„Finden Sie?" fragte sie leichthin, — „ich nicht. Es ist bloß Eitelkeit von mir. Ich will nicht, daß man dieses dumme Geschreibsel als irgendwie von mir herrührend betrachte und mit der heutigen Zeitungsgeschichte in Verbindung bringe. Unsere kleine Nachbarsfeindschaft" — nun blickte sie mit ihren blauen Funkelaugen ihn launig an — „kann auch ohne das in Ehren fortbestehen!"

„Wenn es zu Ihrer Beruhigung dient: ich weiß auch von der Zeitungsgeschichte nichts."

„Gehn's!" entfuhr es der Diva. — „Lesen Sie die Journale nicht?"

„Höchst unregelmäßig und bloß, was mich interessiert."

Wie boshaft der Mensch war! — Aber Prachtaugen hatte er — —

Sie stand rasch auf. — „Dann ist ja alles gut und dieser saure Gang wäre unnötig gewesen."

Auch er erhob sich. „Ich weiß ihn um so mehr zu schätzen! — Seine Feinde kennen zu lernen, hat immer Reiz."

„Besonders, wenn sie, in der Nähe gesehen, anders sind, als man dachte."

„Die Gnade Ihres Entgegenkommens erwartete ich in der That nicht."

Sie lachte hell. „Sehen Sie, mir geht es ebenso. Sie sind wirklich menschlicher, als ich glaubte!"

„Wenn dieses hohe Lob mich etwa für künftige Fälle entwaffnen soll —"

„Ich denk' nicht daran! Obgleich so ein kleiner vernünftiger Waffenstillstand nicht schaden könnte." — Sie merkte, daß das Eisen anfing warm zu werden. — „Wir müßten uns ja nicht gar so sehr zum Verdruß leben," warf sie wie im Spaß hin.

„Zum Verdruß? — Haben Sie die Güte, Ihre Beschwerden auszusprechen."

„Gut! Kurz heraus: Sie haben sich über meine Vögel geärgert, — ich ärgere mich über die Ihrigen, nein, ich leide unter ihnen —"

„Ich weiß, — weil Sie abergläubisch sind!" sagte er, wieder mit jenem leisen seinen Zucken um den Mund, wie zuvor.

„Wer sagt das?"

„Der Brief, der Sie zu diesem liebenswürdigen Nachbarsbesuch veranlaßte."

„Ja, das bin ich! — Ich mag diese schwarzen Vögel nicht."

„Und sie haben doch so viel mehr Charakter, als diese plappernden, kreischenden —"

„Ist das Krächzen etwa schön?"

„Schön nicht, aber es stimmt zu den wilden Gesellen; es ist ihre Sprache, während das öde —"

„Bitte! — Bitte!" rief die Wirskin, nervös sich abwendend.

„Sie hören es doch tausendmal am Tage, meine Gnädige — bis zum Überdruß, sollte ich meinen —"

„Ich will es nun eben nicht mehr hören," sagte sie ernst.

„Wie kann das Ohr einer Sängerin dergleichen auch ertragen!"

„Haben Sie nie Launen?" fragte die Wirskin, ihren Cape leicht zurückschiebend.

„Pardon! Ich vergaß —" Mahre wollte ihr den Pelz von der Schulter nehmen.

„Danke. Ich lege nicht ab."

„Sie werden sich aber erkälten. Bitte, für einige Minuten wenigstens noch." — Er nahm den Mantel und legte ihn beiseite.

Sie besah sich ein Bild an der Wand. — — „Ich wollte Ihnen nämlich einen Vorschlag machen," sagte sie.

„Ah! — Sollen wir zuerst die weiße Fahne hissen?" lächelte er, während sein Blick mit verschleiertem Wohlgefallen auf ihr ruhte.

„Die Friedensfahne? Nein, noch nicht!" — Sie setzte sich auf ihren Platz zurück. — „Vertreiben Sie dieses Unglücksgevögel und ich will dagegen ein anderes Opfer bringen: — meine Papageien!"

Sieh da!! —

Doch mit einem so kurzen Handstreich sollte sie ihn nicht besiegen.

„Ich liebe diese Unglücksvögel!" sagte er eigensinnig.

„Das ist eine Marotte —"

„Haben Sie solch' eine Marotte schon einmal gründlich kennen gelernt, d. h. irgend ein Geschöpf lieb gehabt?"

„Eine komische Frage!"

„Dann wissen Sie, wie zähe das sein kann."

Sie hob ihr feines Näschen. Er sollte sehen, daß solche Behauptungen aus seinem Munde erheiternd wirkten. — „Zähe!" wiederholte sie. „Und gerade von Ihnen sagt man — —"

Sie hielt inne. Er fragte nicht. Er stand vor ihr, auf die Lehne seines Stuhles gestützt und erwartete gelassen, wie jemand, der keine halben Sätze liebt, die Fortsetzung.

Diese, wie ihr dünkte, sehr blasierte Pose reizte sie just, es auszusprechen.

„Daß Sie in allem stärker seien, als in dieser Zähigkeit!" vollendete sie mit einem gewissen spitzfindigen Humor.

„Was sagt man nicht alles!" erwiderte er achselzuckend. — „Sie selbst belehren mich einmal wieder über den Wert dessen, was man so sagt."

„Wieso? — Reden Sie! Reden Sie!" bat sie neugierig.

„Man sagt z. B., Olga Wirskin fehle die Poesie. — Das ist nicht wahr!"

Ihre Augen blitzten gespannt zu ihm auf.

„Denn," fuhr er fort, — — „Aberglaube ist ja auch eine Art Poesie —"

Sie lauschte noch. Sie erwartete etwas anderes! — — Eine rasche heiße Blutwelle stieg ihr ins Angesicht.

„So — das sagt man. — Wer sagt das?" fragte sie aufstehend.

Mahre lächelte, ein vornehm reserviertes Lächeln. — „Ich — nicht!"

Olga Wirskin suchte mit den Augen nach ihrem Pelz. Sie war erregt.

„Sehen Sie, die weiße Fahne war überflüssig!" rief sie. „Sie geruhen, auf meinen Vorschlag nicht einzugehen, — also, bleiben Sie Ihrer Zähigkeit treu — und vergessen Sie, daß ich Ihnen diesen Besuch gemacht habe."

„Mit nichten. Ich werde im Gegenteil die Ehre haben, diesen Besuch zu erwidern, — sofern Sie es gestatten."

„Wozu?"

„Um zu sehen, ob Sie das große Opfer wirklich bringen wollen."

„Und Sie?"

„Ich werde nicht Ihr Schuldner bleiben."

Mahre legte der schönen Nachbarin den Pelz um und geleitete sie dann bis zur Treppe. Ja, er küßte ihr mit einem eigentümlich beredten Ausdruck langsam die Hand.

Hierauf gingen sie, fast wie nach einem Maskenscherz, heiter auseinander.

Die Wirskin war wirklich ein originelles Geschöpf, frisch wie eine Rose und unverfroren auf ihre Ziele losgehend — das echte Wiener Volkskind — in eleganter Ausgabe. Es verlohnte sich, mit ihr Frieden zu machen bis auf weiteres — warum nicht?

Und dem also sollten die schwarzen Freunde da draußen zum Opfer fallen!

Mahre stand am Fenster und hielt in Gedanken einen ironischen Monolog, während er sie betrachtete, wie sie erwartungsvoll dasaßen, alle dem Fenster zugewendet, aus dem sie ihren Sonntagsschmaus erwarteten.

„Ihr harrt umsonst, ihr armen Getäuschten! — Da habt ihr die gepriesene menschliche Freiheit: wider Willen lasse ich euch im Stich und gebe eure Freundschaft hin für einen buntscheckigen Mausklaven, der sich euresgleichen nennt. Fliegt heim in eure Wälder und krächzt ein neues Lied von der Unechtheit der Menschen!" — —

„Gnädiger Herr!"

Mahre wandte sich mit ungehaltener Miene.

„Soll ich das rohe Fleisch für die Krähen bringen?" fragte Franz.

„N— nein —"

Der Diener entfernte sich wieder mit pfiffigem Gesicht. Auch er hielt in Gedanken einen Monolog.

Mahre schritt dann im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken. Er wollte studieren.

Jedesmal, wenn er ans Fenster kam, sah er sie hocken, frostig und harrend — stumme Forderer!

„Zum Teufel!" rief er endlich, das Heft, in welchem er gelesen, auf den Tisch schleudernd.

Es ärgerte ihn jetzt, daß er so nachgiebig, so höflich gewesen. Eine schuftige Höflichkeit, die so billigen Kaufes die Freiheit hergibt! Denn sie wird, nachdem sie seine Menschlichkeit einmal kennen gelernt, auch noch mit anderen „Vorschlägen“ kommen, die schöne Nachbarin, nur Geduld!

Er hatte ein Gefühl, als wäre seinem Haupte meuchlings eine Locke geraubt worden.

Um fünf Uhr wurde bei Olga Wirskin Dr. Breiner gemeldet.

Sie besann sich, ob sie ihn empfangen wolle. Heute früh war sie böse über ihn gewesen. Aber das war nun vorbei und nicht mehr nötig, ihm zu zürnen. Er meinte es ja doch gut bis zur Narrheit mit ihr und — sie brauchte ihn.

„Er soll kommen,“ sagte sie lässig, ohne sich aus ihrer bequemen Lage auf der Chaiselongue irgendwie zu rühren.

Die Vorhänge waren zugezogen, die große Stehlampe mit den dunkelrotseidenen Schleiern, die eine Mohnblume bildeten, angezündet. Das ganze Gemach war dadurch in Glut getaucht; nur ein kleiner, greller Lichtkreis fiel auf das gelbseidene Ruhebett und die verschiedenen farbigen, weichen Kissen, in die hineingeschmiegt die Künstlerin mit einem Buche in der Hand saß.

Breiner trat ein, den Cylinder in der Hand, lässig elegant in Kleidung und Gehaben; etwas zum Embonpoint neigend, zu früh für sein Alter von etwa dreißig Jahren.

„Grüß Sie Gott!“ rief ihm die Wirskin entgegen, — „nicht wahr, ich darf sitzen bleiben? Ich bin ganz matt vor Langeweile.“

„Wieso das?“ fragte Breiner, das weiße Händchen, welches sie ihm reichte, mit Inbrunst küssend.

Er zog einen niedrigen Puff heran und stellte den Cylinder neben sich auf die Erde.

„Gelesen hab' ich bis jetzt und bin g'rad so gescheit wie vorher. Da hat mir so ein wohlwollender Kunstbiedermaier neulich gesagt, ich soll mich mit dem Stoff von der neuen Oper etwas bekannt machen, mit dem historischen Hintergrund — ich bitt' Sie! etwas bekannt machen und schickt mir so ein Ding, groß wie ein Grundsteuerbuch! — Was nutzt mich der historische Hintergrund, wenn meine Partie mich nicht ergreift?“

„Ganz recht, das in erster Linie. Aber ein bißchen darüber hinaus — kann ja nicht schaden.“

„Gehn's, das ist mir zu fad. Da soll man einem was Kürzeres geben, wo es drin steht: so und so, aber nicht gleich eine halbe Bibliothek.“

Er nahm den Band, der allerdings von ernsthafter Größe war, blätterte gedankenlos darin und legte ihn dann beiseite. — „Also reden wir von etwas anderem. — Wie geht's im übrigen?“

„Sie, Doktor, haben Sie das Ding geschrieben, von Mahre und mir?“

Er schwieg und lächelte einen Moment erwartungsvoll. — „Sind Sie damit zufrieden?“

„Ja, so, daß ich Sie am liebsten dafür ein bisserl hätt' schopfbeuteln mögen!“

„Aber Verehrteste — Sie haben mich ja selbst darum gebeten.“

„Ist mir nicht eing'fallen. Die Toni hat's in ihrem einfältigen Eifer gethan.“

Und er hatte bereits einigen Intimen das interessante Autograph der Wirskin gezeigt! Ja, es waren ihm von Enthusiasten sogar Summen dafür geboten worden. — „Nun,“ sagte er, etwas pikiert, „es wird Ihnen keinesfalls schaden.“

„Dafür hab' ich selber gesorgt. Wissen Sie, was ich gethan hab? Dem Mahre einen Besuch gemacht!“

„Überraschend, wie Sie immer sind! Und —?“

„Mehr erreicht, als mit aller Schreiberei! Er war ganz artig, ganz — Sie, das ist ein eigner Mensch, der g'fallt mir! Er hat das Ding nicht einmal gelesen, wie er sagt.“ — Sie ahmte den eigentümlichen Klang seines tiefen Organs nach. „Ich lese selten Zeitungen und dann bloß, was mich interessiert! — — Haben Sie vor seinen Augen keine Gnade gefunden?“

„Ich vor seinen?!“ lachte Breiner. „Wie käme ich dazu, sie zu suchen?“

„Na! na!“ neckte sie, „seien wir ehrlich, braucht ja doch eins das andere — mehr oder weniger freilich! — Wissen Sie, aber so ein Stolz, das ist was Schönes, das imponiert mir. Entweder man kann was oder man kann nix. Da sollen's halt

schreiben, was sie mögen; sehen und hören einen doch so viel Hundert, die auch was verstehen."

Breiner kniff die Lippen ein. Die Wirskin spielte heute einmal wieder mit ihm. Sie hatte zuweilen ein förmliches Vergnügen, ihn zu ärgern, und gewöhnlich dann, wenn er am intensivsten unter ihrem Zauber stand.

„Wer hält Sie ab, meine Gnädigste, es mit diesem Stolz auch einmal zu probieren?" warf er lässig hin.

„Ich bin nicht so — leider! Ich glaub', das muß man mit auf die Welt bringen oder wenigstens aus seinem Stand mit. Wie hab' ich gezittert vor den ersten Kritiken und vor euch Herren meine schönsten Buckerln gemacht! Jesus Maria! Und jetzt noch — — Schaun's, ich hätt' Sie zum Beispiel erwürgen können für Ihre Bemerkung damals über meinen Geschmack: daß der Farbensinn, der sich in meinen Toiletten offenbare, manchmal an die Bewohnerinnen jenes Landstriches erinnere, wo das zarte Geschlecht in hohen Stiefeln und steifabstehenden Balletröckchen einher geht. — So eine Bosheit! Es war gut, daß ich Sie damals noch nicht gekannt hab'!"

„Man scheint damit entschieden mehr Eindruck auf Sie zu machen als mit Bewunderung. Sie bewahren diesem Ausspruch ein geradezu schmeichelhaftes Gedächtnis."

„Ja — schmeichelhaft!" schmollte sie.

Breiner nahm sein Lorgnon und kniff kritisch die Augen zusammen. — „Weil wir gerade davon reden — wie können Sie sich das nun wieder anthun, dieses brutale Gelb der Ottomane und das Karfunkelrot der Beleuchtung! Zu Ihnen, einer Blondine, einer Rokokoerscheinung, die lauter zarte, heitere Farben braucht! Dies hier paßt für eine Judith, aber nicht für Sie."

„Wirklich?" — Sie sprang fast erschrocken auf und betrachtete nun ebenfalls kritisch die Farbenwirkung. — „Ja ja, — aber die Möbel gehören ja gar nicht mir, die sind halt da."

„Fragt man danach bei einer Künstlerin, wie Sie es sind? Harmonie, meine Gnädige! Wissen Sie noch immer nicht, welch' eine Macht das ist?"

„Plagen's mich nicht!" rief die Wirskin; — „auf einmal hat unser Herrgott die Welt auch nicht erschaffen. — Heut' morgen sagt mir der Mahre, daß man mir — mit Unrecht notabene, sagt er! die Poesie abspreche. Ja, was heißt denn das auf einmal? Ist das eine Verschwörung? Wer hat das gesagt oder geschrieben? Wissen Sie's?"

„Weiß nicht," sagte er, phlegmatisch aufstehend, da er nun Oberwasser gewonnen hatte. „Ich küss' die Hand!"

„Sitzen bleiben!" befahl sie.

„Geht nicht," erwiderte er und sah mit trockener Miene auf die Uhr.

„Aber ich möcht' noch ein bisserl plauschen. — Brav sein."

Sie holte eine kostbare Bonbonniere, nahm ein Stück daraus und hielt sie Breiner hin.

„Danke."

„Eins! Sie, sie sind gut!" sagte sie, mit ihren gesunden Zähnchen unerschrocken in die süßen Dinger beißend. — „Alsdann heraus! Wie soll hier die Farbenstimmung sein?"

„Man dociert nicht auf Kommando," sagte er kalt.

„Aber wenn ich darum bitte?" — Sie lächelte mit ihrem reizendsten Ausdruck. — „Jeh, daß ich es nicht vergiß!" rief sie, in die Hände klatschend, „ich muß Ihnen ja was bringen." — Sie flog aus dem Zimmer.

Nach wenig Minuten kam sie mit Coco auf der Schulter zurück.

„Sie haben das Burscherl gern, da hab' ich mir vorgenommen, ich schenk's Ihnen."

Breiner traute seinen Augen und Ohren nicht. Ihren Liebling, von dem sie sich nie getrennt!

„Ich hab' Ihnen schon lang' eine kleine Freud' machen wollen; da ist mir der Coco eing'fallen. — Sag' grüß Gott, Coco! Schau, das ist jetzt dein Herrl! — Na, wird's — grüß Gott!" —

Coco hatte schon geschlafen und zwinkerte dumm bald seine schöne Herrin, bald seinen neuen Herrn an.

„Was fällt Ihnen ein?" fragte Breiner mißtrauisch.

„Ich sag's ja, eine Freud' will ich Ihnen machen."

„Warum gerade die? Fiel Ihnen das vielleicht heute bei Mahre ein?"

Sie nahm den Vogel mit einer wunderhübschen Bewegung von der Schulter auf die Hand. — „O nein, schon früher."

„Unbegreiflich!" murmelte Breiner mit einem Blick, in dem glühende Leidenschaft und Mißtrauen zugleich lauerten.

Sie lachte. „Ich?"

„Ihre Huld!"

„So soll's auch sein. Wenn einem was Gutes einfallt — wie ein Stern vom Himmel soll's schießen."

Breiner betrachtete sie einige Augenblicke stumm in ihrer warmen Natürlichkeit.

„Sie selber sind ja in dieser öden Welt so ein niederfliegender Stern!"

„Ein niederfliegender? Sie können mir gefallen! Auffliegen will ich — weit, weit noch!"

„Und uns arme Narren da unten zurücklassen."

„Fliegen's halt mit!" lachte sie fröhlich. — „Aber nein, im Ernst, schaun's, Sie haben mir jetzt wieder einen ganz guten Humor gemacht!" — Sie tippte auf die Glocke. — „Dem Coco sein Manterl und sein Reisecoupé."

Es wurde nach längerem Suchen gebracht, ein wirkliches, rotseidenes Mäntelchen und ein allerliebstes Ding in Form eines Schilderhäuschens, worin er alle Reisen der Diva mitgemacht hatte.

Sie nahm den armen verschlafenen Coco und zog ihn an wie eine Puppe, während Breiner in einem der niedrigen Fauteuils lehnte und sie schweigend betrachtete.

„So, Cokerl," sagte sie zärtlich, „jetzt gehst mit deinem neuen Herrn. Behüt dich Gott, Burscherl, und sei recht brav!"

Der Papagei hüpfte ihr ängstlich von der Hand auf den Arm und suchte mit den Flügeln zu schlagen, aber das seidene Mäntelchen fesselte ihn.

„Armer Teufel!" sagte Breiner, dem Beginnen des Tieres zusehend. „Behalten Sie ihn! Ich kann ihn nicht nehmen, ich — trau ihm nicht!"

Sie sah ihn an mit einem kalten, großen Blick. „Sie wollen ihn nicht? — Gut!"

„Das Liebste, was Sie haben, so weggeben — mich überläuft's!" sagte er, halb Scherz, halb Ernst. „Können Sie wirklich so grausam sein, ihn zu verstoßen?"

„Verstoßen? Wenn ich Ihnen den kleinen Freund schenk?" fragte sie über die Schulter. „Gehn's, thun Sie nicht so, als ob ihr Männer gar so ein Herz und ein Gewissen für alle Geschöpf hättet!" lachte sie spöttisch. — „Jetzt aber muß ich noch studieren — —"

Er stand auf — ungern. — „Wann darf ich wiederkommen?" fragte er gedämpften Tones.

„Bis die Premiere vorbei ist. Dann lassen Sie sich sehen und von sich hören."

Er verstand. O Schlänglein! — Aber welch' ein Schlänglein!

Sophie trug ihm Coco in den Wagen nach.

Er protestierte nicht mehr.

Als am Montag Morgen Franz seinem Herrn beim Ankleiden half, sagte er mit seinem schlauen Dienerlächeln: „Gestern ist drüben der eine Papagei fortgeschafft worden."

„Wie?" fragte Mahre zerstreut.

„Der kostbare Papagei von Fräulein Wirskin. — — Da kann ja nun der schönste Friede werden! — Ist auch wirklich besser, hier in der Einsamkeit, wo die Leute ohnehin dünn gesät sind, wie die Telegraphenstangen da draußen am Feld. Wenn die noch feind miteinander sind —"

„So ist das wohl sehr traurig, besonders für Sie, Franz," sagte Mahre gut gelaunt.

Franz schmunzelte. „Ja, eine Ansprache muß der Mensch haben, wenn er nicht zu Grunde gehen will. Man könnte sie ja so weit auch hier finden. — Die Dienerschaft drüben z. B. ist nicht so stachlig, wie es anfangs schien, — zwei Mädchen außer dem gewissen Fräulein. — — Wenn die Herrschaften eben gut mit einander stehen, so herrscht auch zwischen den Domestiken ein anderer, ein freundlicherer Geist — "

Mahre legte die Hand auf Franzens Schulter. „Ich werde mir Mühe geben, mein lieber Franz, Ihre Zufriedenheit zu erwerben!"

Franz lachte zutraulich seinen Herrn an. Wenn der so seinen lieben Tag hatte, dann wunderte es den Diener nicht, daß

alle Weiber in ihn vernarrt waren, — als neueste Eroberung nun also auch die Wirtin! Denn daß dies der Fall, stand für ihn außer Frage. — Ja, nur fest den Herrn zeigen, das ist eine alte Mannesregel, und nachher ritterlich sein, wie sein Herr gestern es gewesen, — das ist die Kunst, wenn man Eindruck machen will! —

Richard Mahre ging ins Speisezimmer, um zu frühstücken. Er hatte noch keinen Blick heute in den Garten gethan; etwas wie ein Verrätergefühl hielt ihn ab. Da draußen harrte nun die Einlösung seines Versprechens. Wie sollte er die Gesellschaft los werden? Unter sie schießen? Pfui! —

Gedankenvoll schlürfte er seinen Thee. Da gab es draußen mit einemmal lebhafte Bewegung, ein Geflatter.

„Was ist los?“ fragte er den Diener, als dieser wieder ins Zimmer trat.

Franz legte den Kopf ein bißchen schief. — „Bitt' um Vergebung — ich hab' ihnen bloß ein Schinkenschwartel hinausgeworfen. Jetzt raufen sie d'rum, so einen Wolfshunger haben sie.“

„Das geschieht nicht mehr, Franz!“

„Sehr wohl!“ —

Nach einer Weile rief der Gebieter abermals.

„Befehlen?“

„Das Fleisch — — ist welches da?“

„Für —?“

„Nun ja — für die Krähen,“ rief Mahre ungeduldig. „Besorgen Sie es, gleich!“

„Ich glaubte —“

„Was glauben? Ich will es haben!“

Franz that, wie ihm geheißen.

Aus dem Sprachschatze seines Herrn hatte er ein französisches Wort gelernt, das er auch sonst schon in Büchern und Zeitungen gelesen: Où est la femme? Er hatte sich das einmal übersetzen lassen und klug, wie er war, den Sinn sofort begriffen. Das Wort wurde ihm zur Leuchte in gar mancher Unerklärlichkeit; er wendete es dann mit Vorliebe an. Dachte er: Ulafam? (das war nämlich seine Schreibart des Wortes) — so brachte ihn das wie eine Zauberformel gewöhnlich auf die richtige Fährte, und war es nicht der Fall, so sagte er sich wenigstens: wird nicht weit davon sein! — „Ulafam?“ erklärte er denn auch bedeutungsvoll, als die Köchin mit breitspurigen Fragen kommen wollte, nachdem gestern bereits das Thema von der aufgehobenen Krähenfütterung ausführlich mit ihr besprochen worden war. Er sagte es mit der gewissen Überlegenheit höherer Bildung, die der Küchengeist nicht vertrug und ihn gut deutsch heimschickte: „Gehn's mit Ihrem Kauderwelsch, was selber nit verstehn!“

Mahre nahm seinen kurzen Jagdpelz, die hirschledernen Fäustlinge und — in Papier eingewickelt das Krähenfutter. Wo wollte das hinaus? — Die Hunde durften nicht mit.

Zuerst ging er in den Garten. Da gab es auf der Stelle eine frohe Aufregung.

Mit wahrem Feldherrnblick sah er auf die erwartungsvolle Schar, als hielte er im stillen eine Anrede, eine Verteidigung. Dann öffnete er langsam das Paket mit dem leckeren Futter und warf einen — zwei Bissen hinaus.

Wie sie sich darauf stürzten und die Eroberer sich flugs damit fortmachten!

Nun wandte er sich, ging weiter, dann und wann ein Stück hinter sich werfend, bis er draußen im freien Felde war. Hier ließ er krächzende Lockrufe ertönen und streute das übrige umher.

Als er sich entfernte, sah er, wie sein neuer Futterplatz bereits Zuspruch fand.

Das wurde die folgenden Tage wiederholt. Die Wegelagerer im Garten verschwanden allgemach. Mahre hielt sie draußen schadlos und setzte seine Freundschaft in der Öde der winterlichen Felder fort. Dieser ehrenwerte Ausweg machte ihm Spaß. Manchmal freilich fuhr ihm durch den Kopf: Weshalb thust du das? Der Grille eines kindischen Weibes zu Gefallen! — —

Er hatte seinen Gegenbesuch noch nicht gemacht. Wozu auch! Denn eigentlich sah er durchaus keinen Grund zu weiteren Aufmerksamkeiten gegen die Nachbartyrannin, die ihn zu diesem Rückzug gezwungen.

Sie aber erwartete ihn; ja sie brannte auf seinen Besuch. Denn seit jenem Histörchen in der Sonntagsnummer hatten sich aufs neue allerlei Fabeln über die zwei interessanten Einsiedler gebildet, die ihr nicht übel gefielen. Sie waren eine neue



Marktscene in Budapest. Nach einer Aquarellskizze von Alexander Wagner.

Variation der Reklame, und ihre Eitelkeit war sehr durstig. Immer, immer wieder mußte sie ihren Namen lesen, genannt wissen. Jetzt war man, nach der neuesten Wendung der Dinge auf die Art und den Bestand des Friedens ebenso begierig, wie zuvor auf den Krieg. Aber was war dieser stumme, langweilige Friede? Sie wurde ungeduldig über Mahres Unhöflichkeit. Wollte er wieder den Schroffen, Blasierten spielen? Bereute er etwa sein Versprechen? Nein, denn er hielt es, und wie er es hielt — schau, das hätte sie dem kühlen Menschen gar nicht zugetraut. Durch den Diener Franz war Sophie es inne geworden, durch sie das Fräulein Antonie und diese hatte es triumphierend der Diva verkündigt, daß Mahre aufs Feld hinausgeht, um dort, statt im Garten, seine Krähen zu füttern.

Er mußte ein rechter Kauz sein, dieser Mahre! Aber die Zähigkeit, von der er gesprochen, war also kein leeres Wort. Gar zu gern hätte sie ihn einmal bei dieser Fütterung gesehen. Eine Frage von ihr genügte, um auf dem bekannten Wege hinüber und herüber die Antwort zu bringen, um welche Stunde gewöhnlich der Akt vor sich ging.

Wie von ungefähr begegneten sie sich denn richtig einmal draußen im freien Felde.

Mahre war auf dem Rückweg begriffen. Olga Wirskin wollte einen kleinen Spaziergang machen. Er meinte, sich zu täuschen, als er sie erblickte.

„Guten Tag!“ rief sie ihm fröhlich entgegen, ohne irgend verwundert zu thun, daß sie ihn hier traf.

Seine Hunde umschnupperten sie freundschaftlich.

„Allein wagen Sie sich hier heraus?“ staunte er.

„Warum nicht? Ich hoffte überdies, daß ich Sie hier irgendwo finden würde und Ihnen bei dieser Gelegenheit meinen schuldigen Dank sagen könnte. Sie hielten ihr Versprechen ritterlich! Warum haben Sie sich den Dank dafür nicht geholt?“

„Einen Dank holen?“

„Sollte ich Ihnen eine zweite Staatsvisite machen?“

„Wir haben Wort gehalten, das ist die Hauptsache.“

„Und dafür ein Opfer gebracht! — Ich habe gehört, daß Sie Ihre Raben jetzt hier auf dem Felde füttern. Ist das wirklich wahr?“

Ein Zug von Spott huschte über Mahres Gesicht. „Hier bringen sie Ihnen ja wohl kein Unglück mehr?“

„Schaun's!“ sagte sie, „wenn die Menschen so anhänglich untereinander wären!“

„Darum hält man sich an die Tiere.“

Sie sah ihn schalkhaft an. — „So zeitweis halt! Es ist ja auch nur ein Ausweg. Und warum mag man sie? Weil man gar so schön Herr über sie ist, weil sie einem nicht widersprechen können, das ist der Witz! — Wenn die oft reden könnten! Ich hab's ihnen schon völlig angesehen, was sie sagen würden. Aber so ducken sie sich gescheit in die Ecken, wenn man seinen grantigen Tag hat, und mag man wieder, ruft man sie her und läßt sich die Händ' von ihnen schlecken, und sie sind froh, daß man wieder gut ist.“

Mahre blickte befremdet in die lachenden, dunkelblauen Augen der Wirskin. Sah da naive Grausamkeit oder der Hohn eines tieferen Gemütes heraus?

„Es kommt auch bei Tieren darauf an, wen man sich zum Freund — oder in Ihrem Sinn zum Sklaven — wählt. Sie kennen ja das Sprichwort: Sage mir, mit wem du umgehst —“

„O, das paßt nicht immer,“ rief sie lebhaft; „davon können solche reden, die sich ihren Umgang nicht immer haben aussuchen können — ich zum Beispiel. — Wie hab' ich mich als junges Mädel oft nach so recht gescheiten Menschen gesehnt, die ich über allerlei fragen könnt', oder so mit dem oder jenem Künstler nur einmal zu reden, mit der Wolter, mit der Materna, wenn ich's so vom vierten Stock herunter gesehn und gehört hab' und ganz hin war vor Begeisterung. Bin ich nachher spät z' Haus gekommen, hat mich die Mutter recht auszankt und die Weiber, „der Umgang“, haben gesagt: Sperren's das Madel halt ein, daß es nit so oft ins Theater laufen kann! Nachher haben's freilich anders geredet. — Sie, damals hab' ich mir wohl einen anderen Umgang, überhaupt was anderes gewünscht! Und wär' ich nicht halb durchgebrannt — wer weiß, wie's heut' mit mir stünde.“

Mahre sah ihr mit steigendem Interesse in das reizende, von der scharfen Winterluft gerötete Antlitz.

„Dafür haben Sie sich jetzt volle Freiheit erobert.“

Sie warf die Lippen auf. — „Freiheit! — — Ja, erobert hab' ich mir schon etwas — — aber reden wir von was anderem. — Wie schön es da heraußen ist!" sagte sie aufatmend. — „Wo kommt man denn hin, wenn man da weiter geht?"

„Ins Thal, auf die Höhen, wohin Sie wollen. Aber mit Ihren Schuhen kommen Sie im Schnee nicht weiter."

„Ich probier's!"

Er kehrte um und schlenderte mit ihr dieselbe Richtung zurück, in der er eben gekommen war.

Da blieb sie stehen und fragte: „Haben Sie Ihre Raben schon gefüttert?"

„Weshalb fragen Sie?"

„Weil Sie jetzt auch noch etwas Menschenfreundliches thun könnten, nämlich ein Stück weit mir den Weg zeigen."

„Wie Sie befehlen. Ich bin frei —"

„Und ich auch heute!" rief sie mit rückhaltlosem Vergnügen. „Jetzt freut's mich, ein bisserl in der Einöd' da zu gehen."

Sie schlugen einen lebhafteren Schritt an. Über der Schneelandschaft stand der klare, blaue Nachmittagshimmel. Die Bergwälder waren leise rötlich angehaucht; an den Lehnen glitzerten da und dort Fenster im Sonnenschein.

Olga Wirskin war eine gute Fußgängerin. In flottem Tempo ging es vorwärts, bis die Sonne — urplötzlich, wie es den beiden schien — hinter einem Hügel sank und nur noch so mit einem letzten Strahl herüberblinzelte.

„Ich dank'!" rief die Wirskin gut Wienerisch, „bis wir zurückkommen, ist's ja Nacht."

Mahre lachte. „Seien Sie unbesorgt; wir sind ganz nah von menschlichen Wohnungen. Nur jenen Abhang hinunter und es winkt ein Wirtshäuschen, wo Sie einen Wagen bekommen können, und auch zuvor einen Schluck zu trinken, falls Sie durstig sind."

„Ja, das bin ich," sagte sie resolut.

„Der Förster schenkt da unten einen guten Wein."

„Das ist gescheit! Gehn wir." —

Im Extrazimmer wurde flugs Licht gemacht und ein frisches, rotes Tischtuch aufgebreitet. Es war sehr gemütlich, ein geräumiges Ledersofa in der einen Ecke, von dem man hinaussehen konnte auf den dunklen Wald und den tiefgelben Abendhimmel. An den Wänden hing eine ganze Reihe grüner Vogelkäfige mit allerlei Insassen, Drosseln, Nachtigallen, Lerchen, die, schon eingeschlafen, noch einmal die Köpfe hoben und mit ihren Schwarzäugelchen neugierig herunterschauten. Eins fing jetzt beim hellen Licht sogar wieder zu rufen an und halb zu singen.

Die Wirskin kannte sie alle, obgleich sie ein Stadtkind war. Das hatte sie von früher her, wo in dem Hof vor ihrer elterlichen Wohnung, wie in jedem Wiener Hof und sei er noch so eng und schattig, zur Sommerszeit ein Waldvogel singt und etwas Grünes blüht.

Der Förster selber brachte den Trank. Mahre war gut bekannt hier; man erwies ihm besondere Aufmerksamkeit.

„Wie gemütlich ist's da!" rief die Wirskin. „So etwas hab' ich seit Jahren nimmer gehabt — und früher, eine Landpartie — das war was! Darum bin ich auch in das dumme Cottage gezogen, wo ich geglaubt hab, daß die Leute friedlich leben wie die Lamperln*) auf der Weide."

„Was nicht so ganz der Fall ist!" bemerkte Mahre, sie launig betrachtend.

„Wissen Sie, daß ich im ersten Zorn gleich wieder habe ausziehen wollen?"

„Wer weiß, wen ich dann zum Nachbarn bekommen hätte! Es ist vielleicht doch besser so."

„Ist das eine Red'! — Warten Sie, bis wir das nächste Mal in Streit geraten — da denk' ich nicht mehr gleich d'ran, den Platz zu räumen!"

Mahre hielt ihr mit stillem Lächeln sein Glas hin. „Es lebe die Rache!"

„Gut," sagte sie und trank darauf den Rest in ihrem Glase aus.

Nach einer Weile war der Wagen da, der sie nach Hause bringen sollte. Sie bot auch Mahre Platz an.

„Meine Freunde —" er deutete auf seine Hunde, — „warten auf mich!"

„Adieu denn und schönen Dank auch — für Ihre Menschenfreundlichkeit!"

Sie lachten wie zwei ganz junge, fröhliche Menschen und schüttelten sich die Hand.

Olga schlüpfte in den Wagen. Er ging noch einmal in die Försterstube zurück.

*) Lämmer.

Am nächsten Tag schon machte er ihr seinen Gegenbesuch.

Alles lebte, trillerte, tönte, als er in das Haus trat. In der Küche wurde geschäkert; Fiferl und Mannerl kollerten wie zwei weiße Kugeln belfernd die Stiege herab. Oben wurde Klavier gespielt; dazwischen tönte Vogelgezwitscher und über alledem schwebte die herrliche Stimme der Wirskin, die gerade sang.

Als Mahre eintrat, fand er mehrere Musiker bei ihr. Sie kam ihm vom Flügel in rosigster Laune entgegen. Es lag etwas Glückliches in ihrem Gruß.

„Jetzt aber schnell das Klavier zu," rief sie, — „Herr Mahre verträgt die Musik nicht."

„Es kommt darauf an, was für Musik," sagte er, ohne eine Miene zu verziehen über die ihm untergeschobene Ketzerei, die aus dem Munde der gottbegnadeten Wirskin doppelt ketzerisch klang. „Bitte, lassen Sie sich nicht stören." — Er zog sich nach kurzem Gespräch auch gleich wie ein Zuhörer in eine Ecke zurück.

Dieser großherrliche Ton klang hier ja fast wie eine Lästerung in einem Tempel! Und sie selber beachtete das gar nicht.

Ein junger Komponist hatte Manuskripte bei sich. Er war im Himmel, wenn sie etwas von ihm sang. Schweigend legte er die Noten auf den Flügel. Gefielen sie ihr, dann war das Schicksal der neuen Werke entschieden. Da der träumerische Jüngling aber wahnsinnig in die Diva verliebt war, hatte er es heute noch nicht so weit gebracht, ihr die Sachen direkt vorzulegen, sondern nur in Extasen am Flügel gesessen, um sie zu begleiten, oder wenn ein anderer diesen Platz einnahm, mit glühenden Blicken ihre Erscheinung verschlungen.

Jetzt griff sie danach, zuerst zerstreut, denn sie plauderte nach allen Seiten; dann wurde sie aufmerksamer, blätterte weiter und wandte sich endlich nach ihm mit gnadenvollem Blick. Sie wollte ihm eine Freude machen; sie war in der Stimmung dazu! Ein Text zog sie besonders an.

„Ein Winterlied!" lächelte sie sinnend. Sie las ein wenig. — „Das wollen wir singen. Aber Mahre wird es uns zuvor lesen. — Das sind schöne Verse!" —

Er kannte das Gedicht, und er willfahrte ihr.

Es hieß:

Geistergruß.

„Ich sah ein holdes Weib im Traum
Auf rotem Laube sitzen,
Wohl unter einem bereiften Baum,
Der thät wie Silber blitzen.

Er blitzte wie Silber und Krystall
In lieblicher Wintersonne;
Leis rauscht der Wind, wie Demantenfall
Perlt's von des Baumes Krone.

Und auch der Schönen wallendes Haar
Sah weiß wie Schnee ich prangen;
Denn ach, wie manches liebe Jahr
Ist schon ins Land gegangen!

Doch blühte noch ihr Antlitz fein
Gleich weißen Rosenauen,
Im Aug' der alte Sternenschein
Und rot der Mund zu schauen.

Wo kommst du her, wo gehst du hin?
Sprach ich mit sanftem Beben;
Bist selig? Bist du Büßerin?
Wo lebst du nun dein Leben?

Sie lächelte mild am selben Ort,
Auch hab' ich sie nicken sehen;
Sie sprach ein halb gehauchtes Wort.
Das konnt' ich nicht verstehen.

Des Reifes Flocken fing sie dann,
Die fallenden, unverdrossen,
Und bot mir die Juwelen an,
Die auf der Hand zerflossen.

Drauf stieg der Nebel aus dem Thal,
Empor aus Fluß und Weihern,
Verhängend rasch des Waldes Saal
Mit seinen dichten Schleiern.

Ich sah sie zwischen die Bäume hinein
Tief in den Schatten gehen
Und ihres Haares Silberschein
In Düsternis verwehen.

Noch hat es hier, noch hat es dort
Wie Augenglanz gefunkelt;
Zuletzt war die Erscheinung fort
Und auch der Traum verdunkelt."

„Wie schön!" sagte die Wirskin ergriffen zu Mahre, der das Gedicht mit dem geheimnisvollen Zauber seiner Stimmung ganz eigentümlich, wie selbst aus einem Traum heraus gesprochen hatte. — „Ich soll es nach Ihnen eigentlich nicht mehr singen." —

Aber sie baten alle darum.

Der Komponist setzte sich an den Flügel, um sie zu begleiten.

Sie sang es mit allen Mitteln ihrer Kunst — aber es war etwas anderes, grundverschieden von dem, was Mahre zuvor gesprochen.

Dem jungen Musiker glühte der Kopf. Er küßte ihr stumm beide Hände, als sie zu Ende waren.

Sie trat zu Mahre. „Eine gute Komposition, nicht wahr?"

„Sie sind brillant bei Stimme," antwortete er.

„Aber —?"

Er sah sie fragend an.

„Ich will mehr hören," sagte sie leiser. — „Sie gaben mir einmal zu verstehen — und andere haben es Ihnen vielleicht nachgeschwatzt —: es fehle mir an Poesie der Empfindung. Das war ja nun so etwas, wo es sich zeigen mußte —"

„Die Komposition paßt nicht für Sie."

„Warum?"

„Das Dunkle — Geheimnisvolle —"

„Das bring' ich nicht heraus —?"

„Ihre Natur ist anders gestimmt."

„Ich will sie aber stimmen durch meine Kunst!"

„Wenn Sie es können —!"

Es zuckte etwas wie die Empfindung eines Schmerzes über ihr erregtes Gesicht. — „Sie sind — sehr ehrlich!"

„Ist Ihnen Ehrlichkeit ein so seltenes Schauspiel?"

Sie sah ihn einen Moment mit einer ganz düsteren Stirnfalte an, ohne zu antworten — dann wandte sie sich zu den anderen.

Man musizierte weiter; sie sang anderes, diesmal etwas Glänzendes, Großes — und wie sie nun siegte!

Aller Augen waren begeistert auf sie gerichtet, auch die Mahres. Sie that ihm aber nicht ein zweites Mal die Ehre an, nach seinem Beifall zu fragen, obgleich sie darauf wartete.

Während die übrigen in lebhaftem Gespräch sich um sie drängten, stand er auf und empfahl sich dann, ohne ihr Genugthuung für seine „Ehrlichkeit" gegeben zu haben.

Fast übermütig entließ sie ihn. Er sollte den Dorn nicht sehen, den er in ihr künstlerisches Bewußtsein gedrückt. O, sie kannte die Art so mancher dieser Erbgesessenen im Ruhm, an deren Kopfschütteln vorbei ihr Siegeszug trotz allem rauschend dahinging! — —

„Ein wirklich schöner Mensch, dieser Mahre!" sagte einer der Musiker. „Bringt Ihnen seine Nachbarschaft nun keine Unruhe mehr?"

„Sie sehen," erwiderte sie lächelnd, „ich habe mir Ruhe geschaffen."

„Hm! Es kann auch so Konflikte geben. Wo Götter nebeneinander hausen —"

Jetzt lachte sie laut und herzlich. „Die streiten aus Langeweile über ihre Ewigkeit — wir nicht!"

Nein, an Langeweile litten diese beiden Erdengötter wahrlich nicht! Nun schon gar nicht, wo ihre wenigen Mußestunden, wenn sie es nur wollten, auch noch durch den angenehmsten nachbarlichen Verkehr gewürzt waren.

Und Mahre meldete sich öfter zu Besuch. Olga Wirskin gefiel ihm, ohne alle Illusion, gerade so wie sie war: klug, schlau, lebensprühend, unbändig eitel, großzügig mitunter und wieder kindisch klein, hochfahrend — und eindrucksfähig für das Geringste, — ein Naturell mit hundert Reizen und Schlacken. Bald war er von diesen behext, bald von jenen bezaubert. Und dann interessierte ihn an dem genialen Geschöpf die Lernbegierde, die manchmal wie ein wildes Feuer aufloderte, nach den verschiedensten Seiten.

Sie hatte großen Respekt vor seinem Wissen. Sie überraschte ihn mit Fragen, die ihm imponierten, weil sie stracks auf den Kern der Dinge losgingen. Aus alledem entwickelten sich oft die reizvollsten Stunden des Verkehrs.

Auch im Theater erschien sie ab und zu, wenn er spielte. — „Weil ich von Ihnen noch lernen will," sagte sie mit einem Ausdruck, ernst, fast andächtig, der ihn seltsam berührte, — sie, die im nächsten Augenblick alles Unüberwindlichen in der Welt spotten konnte.

— — — — — — — — — — —

Wenige Tage vor Aufführung der neuen Oper, deren Hauptträgerin die Wirskin war, traf Mahre in einem von Künstlern und Schriftstellern besuchten Café unter anderen Bekannten mit Breiner zusammen.

Dieser war seit der letzten Wendung der Dinge tödlich eifersüchtig auf Richard Mahre. Er haßte ihn mit dem ganzen heimlichen Neid des Kleineren, der durch die Macht der Persönlichkeit einfach vom anderen beiseite geschoben, nicht einmal besiegt worden ist.

Seine Wirskinschwärmerei war bekannt, auch die gereizte Art, mit welcher er in neuester Zeit über Mahre sprach und schrieb. Es war also — da Mahre in diesem Kreise sehr selten zu sehen war — ein pikantes Zusammentreffen.

Der Schauspieler grüßte die Anwesenden und rückte seinen Stuhl ein. Das Gespräch war durch seinen Eintritt unterbrochen worden; man schenkte ihm besondere Aufmerksamkeit. Nach und nach erst wurde die Unterhaltung wieder allgemein; sie drehte sich unter anderem natürlich auch um die bevorstehende Premiere und den voraussichtlich neuen großen Triumph der Wirskin.

Da rief plötzlich eine hohe, scharfe Stimme zu Breiner hinüber, so daß es jeder hören konnte: „Apropos, wie befindet sich Coco?"

Das klang exotisch. Man horchte auf. Es wurde gefragt, wer Coco sei.

Breiner lehnte, ohne zu antworten, faul im Stuhl zurück, während er einen schnellen, boshaften Blick nach Mahre schoß.

„Ein Wesen," erklärte an seiner Stelle ein anderer, „das mit in die Geschichte unserer Unsterblichen gehört — denn Olga Wirskin war seine Herrin bis vor kurzem. Von ihr ist es in den Besitz dieses Beneidenswerten übergegangen;" — er klopfte auf Breiners Schulter —, „nicht bloß ein beredtes, sondern ein redendes Zeichen ihrer Gunst!"

„Ist es etwa einer von jenen Lieblingen, die Sie sich, Mahre, einst zum Opfer auserſehen hatten?"

Mahre zuckte lässig die Achseln. Auch Breiner blieb schweigsam.

„Was redet denn dieses Wundergeschöpf?"

„Ein Claqueur ist's, aber welch eine Ausgabe! Ein reizender Bursch, ein Boudoirclaqueur sozusagen, der der Göttlichen im Schlaf sogar applaudiert. Und wie zärtlich, wie ausdrucksvoll er das thut: Brava — brava — brava signora!"

Der Betreffende, ein junger Komiker, machte die Papageienstimme täuschend nach.

Man lachte.

„Das kitzelt euch auch, nicht wahr, so einen famosen Maulhelden stets zu Diensten zu haben?" warf Breiner scheinbar gemütlich hin.

„Er wird ja nicht ewig in Ihrem Asyl für obdachlose Lieblinge bleiben," war die beißende Antwort, bei welcher es in Breiners halbbedeckten Augen aufblitzte. „Vielleicht gelangt er auf seiner Wanderung —"

„Halt! Wie ist mir denn," rief ein anderer, — „natürlich, richtig! Coco war ja das geistreiche Huldigungsgeschenk des Prinzen Lermitschew an die Wirskin. Er ließ sich den Papagei für ein Heidengeld aus Paris kommen, und als er da war, fiel ihm erst ein, daß die Diva nichts von dem Französisch verstand, welches der kleine Kerl so charmant parlierte. Da richtete Durchlaucht ihn im Schweiß des Angesichtes selber ab. Deutsch wollte es absolut nicht gehen, denn der Papagei war mit Leib und Seele Franzose. Also italienisch! Ganz seine Stimme sei es denn auch schließlich gewesen, die der Angebeteten zu allen Stunden dieses Brava zurief, -raunte, -flüsterte. Der Prinz soll über diesen Erfolg gestrahlt haben."

„Und sie natürlich mit ihrem übermütigsten Lachen ihm dafür gedankt!"

„Was nicht hinderte, Coco in Gnaden aufzunehmen und zu hätscheln, bis sein Donator plötzlich in Ungnade fiel."

„Weshalb?"

„Pah! vielleicht um einer Fürstenkrone willen, die sich die Wirskin in den Kopf gesetzt und zu welcher Idee wohl Coco, aber nicht sein Meister Brava gesagt haben mag!"

Mahre stand auf, wie des Gespräches überdrüssig.

„Sie gehen schon, Mahre? Und gerade jetzt?" rief die hohe Stimme.

Breiner gewahrte mit Vergnügen, daß auch er bei diesem Thema nervös wurde.

„Er ist kein Freund des Dankes, unser stolzer Recke," sagte er mit einem Anlauf spöttischer Großmut, um die Spitze der Unterhaltung zum Schluß gegen ihn zu lenken.

„Das wissen Sie ja längst," gab Mahre kalt zurück. — „Übrigens in diesem Fall — wofür Dank?"

„Sie fragen? Daß ich Ihre Solitude vom schlimmsten Feind befreite!"

Mahre blinzelte lächelnd auf ihn herab. — „Wenn Sie es so auslegen — sehr verbunden!"

„Da der Feind gerade Olga Wirskins Coco war —"

„So kannte sein Erbarmen keine Grenzen!"

„Ja, ja," lachte Breiner, der allgemeinen Heiterkeit sich diplomatisch anschließend, „denn Ihretwillen —" er beugte sich vor Mahre — „hätte sie den armen Schelm wohl auch erwürgt."

„Hört! — Eine Rettungsmedaille, ein

Verdienstkreuz an Breiner für seine Liebe zu Mensch und Tier!" rief die hohe Stimme. — „Ihr Knopfloch, Breiner, ist doch noch leer?"

„So leer wie euer Witz!"

— — — — — — — — — — —

Mahre verließ den lärmenden Kreis; bald nach ihm auch Breiner, — jeder mit einem sehr unangenehmen Nachgeschmack. —

So viel Klugheit hatte Mahre seiner schönen Nachbarin doch nicht zugetraut. Das reihte sich ja alles folgerichtig aneinander: der Bruch mit Lermitschew, dessen Verehrung die Diva so lange begünstigt, als ihre Primadonnenhoffnungen auf eine Krone oder ein Krönlein geblüht. Nachher ihr nachbarlicher Friedenspakt, in dem sie ein überflüssig gewordenes Erinnerungsstück als Opfer dargebracht und obendrein ihren Ruhmesherold Breiner noch damit beglückt! — Diese Diplomatenkunst wäre einer größeren Sache würdig —

In gleicher Nachdenklichkeit ging Breiner seines Weges. Ihn ärgerte das „Asyl für obdachlose Lieblinge," — das Wort eigentlich mehr als die Thatsache, daß Olga Wirskin seine Schwäche so kinderleicht zu fassen gewußt. Und dazu Mahres sarkastische Hochnasigkeit. — — Man hatte ein kleines Fiasko erlebt, nicht zu leugnen —

Nun — Breiner hob den Kopf —: wir sind ja nicht wehrlos und werden diese Scharte auszuwetzen wissen!

— —

Die Premiere war vorüber. Olga Wirskin hatte einen glänzenden Sieg errungen. Alle Blätter brachten begeistertes Lob. Eins derselben zergliederte ganz besonders eingehend das charakteristische Spiel in ihrer neuen Rolle und wies, etwas absichtlich, ätzend, die auffallenden „Fortschritte" nach, welche die Sängerin seit jüngster Zeit in der dramatischen Gestaltung ihrer Rollen zeige; oft sei es eine Geste, eine Klangfarbe, ein vorüberhuschender Moment des Spiels, mit denen sie mahrhaft raffiniert zu wirken verstehe (der Druckfehler mahr- statt wahrhaft wurde dann in der folgenden Nummer mit fetter Schrift korrigiert!) — die neu bei ihr erscheinen — an gute, sehr gute Vorbilder erinnern, — ja, an welche gleich? Genug, es wirkt und ist schön — —

Fräulein Antonie las der Diva, die noch zu Bette war, die ersten Berichte vor. Olga lauschte schärfer auf, als sie an diesen kam. Sie lag, den Kopf zurückgebogen, auf ihren herrlichen Arm gestützt, und ließ die Augen träumend an der Zimmerdecke schweifen.

„Von Breiner natürlich! Schau, wie boshaft!" sagte sie. „Diese Tonart werde ich ihm verbieten." —

Das Stubenmädchen brachte ein Büschel Briefe, Glückwünsche, Huldigungen, Verse.

„Mach' sie auf," sagte die Gefeierte, ohne sich in ihrer Lage zu rühren; kaum, daß sie einmal die Hand von der weichen Atlasdecke hob, um auf die eine oder andere der Briefschaften selber einen Blick zu werfen.

Toni las auch diese vor. Enthusiasmus, Vergötterung von allen Seiten.

Abermals trat das Stubenmädchen dazwischen, um zu melden, daß der Wagen mit den Blumen, Kränzen, Geschenken von gestern abend da sei; wo sie untergebracht werden sollten?

Da mußte Fräulein Toni selbst hinaus, die nötigen Anordnungen zu treffen. Das Haus war wie belagert vom Glück; bei allen Thüren wollte es herein. Sogar die Sonne guckte mit goldenen Augen durch alle Fenster.

Als Olga Wirskin allein war, griff sie nach den noch uneröffneten Briefen, besah die Schrift, die Namen. Unter allen diesen fehlten gerade zwei, die sie erwartet: von Breiner und — Richard Mahre. Sie werden selbst kommen, dachte sie. Und sie lehnte sich wieder zurück, an den Augenblick denkend, wo Mahre ihr sagen würde: ich beuge mich vor deiner Kunst. Du hast es doch, was ich dir vor kurzem noch abgesprochen, das Unbeschreibbare, Dunkle, — Poesie! Wie sie sich auf diesen Sieg freute! Der war die Krone des Triumphes für ihren Ehrgeiz und — für das oft an Qual grenzende Gefühl des Beherrschtseins, welches sie ihm, wie noch keinem anderen Manne gegenüber empfunden. Niemand war so karg mit seinem Lob, wie er, und aus niemandes Mund sehnte sie sich so, es zu hören, wie aus dem seinen.

Der erste, der zweite Tag ging vorüber. Mahre erschien nicht. Auch Breiner nicht, dem sie doch gesagt, daß sie nach der Premiere zu sprechen sei. Was hieß das? Eine peinigende Unruhe kam über sie, die Unruhe des Erwartens. Thorheit! Mußte sie überhaupt auf jemand warten? —

Einen der nächsten Nachmittage ließ sie ihren Wagen kommen, um eine Spazierfahrt zu machen. Es war schön draußen, wohlig warm. Die ersten Frühlingstage klopften an.

Sinnend saß sie in die Ecke gelehnt und schaute auf das Treiben der Straßen, durch die ihr Wagen dahinsauste. Wer sie erkannte, sah neugierig nach ihr. Die Wirskin! Die Heldin des Tages! sagten ihr diese Blicke, die sie wieder zum vollen Bewußtsein ihrer selbst weckten und sie innerlich lachen machten über den einen kleinen dunklen Punkt am Sonnenhimmel dieser Zeit, der ihr das Licht verdüstern wollte und — Richard Mahre hieß. —

Als sie abends nach Hause kam, fand sie die Fenster im Salon noch offen. Fräulein Antonie, die sie, besorgt um die kostbare Gesundheit der Diva, sonst lange schon geschlossen hätte, war ausgegangen, um in diesen Tagen auch das ihrige vom Triumph der „Kusin" einzuheimsen.

Das ganze Gemach war voll Blumen. Düfte von Rosen, Flieder, Orchideen mischten sich mit dem köstlichen Odem der frischen Luft, die da hereinströmte. Dicht vor einem der Fenster flötete im Schweigen des Abends eine Amsel ihre ersten Melodien. Es klang wie ein süßer Gruß in das stille, dämmerige Zimmer.

Olga Wirskin horchte auf — —

Sie hatte ihre eignen Anwandlungen. Wie eine Prinzessin war sie eben in den Salon gerauscht und hatte den Mantel in die Hände der Dienerin gleiten lassen — — jetzt, allein, blieb sie mitten in dem Gemach stehen — lauschte eine ganze Weile wie verloren und hob langsam die gefalteten Hände zum Mund, als käme ihr in diesen Tönen auf einmal aller Reichtum ihres Lebens überwältigend zum Bewußtsein. — — Die Vorstadtgasse dort unten in Liechtenthal, das Haus, der schattige Hof standen ihr plötzlich vor Augen, wo sie als armes Mädchen bei ihren Eltern gewesen, — wie sie damals sich hinausgesehnt hatte nach etwas Unbekanntem, in die Welt, weiß Gott, wohin — so zur Frühlingszeit, wenn die Werkeln*) bis in den Abend hinein ihre schönen, sehnsüchtigen Walzer spielten und in den Lüften oben die Vögel flogen und zwitscherten — — — Wie war ihre Sehnsucht erfüllt worden!

Selten fiel ihr das ein.

Jetzt glitt sie auf den nächsten Stuhl und horchte auf die kleine Sängerin draußen, die ihr all das ins Gedächtnis rief.

Als die Amsel weiterflog, stand sie auf und trat zum Flügel. Ein Liedchen ging ihr im Kopf herum, das sie in jener Zeit gesungen und geträllert.

„Wie mein Ahnl zwanzig Jahr
Und a lustiger Wildschütz war — —"

Sie sang sich's halblaut vor. Und dann fiel ihr noch eins ein — —

Das Mädchen wollte Licht bringen. Sie schickte sie wieder fort.

— — — — — — — —

Im Nachbargarten ging zur selben Zeit Richard Mahre umher mit dem Wohlgefühl des Grundbesitzers, der das erste Grün auf eignem Boden keimen sieht. Auch ihn hatte der schöne Abend, der Vogelgesang hinaus gelockt. Um diesen nicht zu stören, mußten die Hunde sogar drinnen bleiben. Man wurde in dieser idyllischen Umgebung ein ganz empfindsamer Mensch.

Da fing die Wirskin zu singen an. Also zu Hause!

Wie schön das klang über die stillen Gärten!

Jetzt eine Pause. — Dann hob sie noch einmal an. Was sang sie denn da? Simple Melodien, Volkslieder — und in der Dämmerung. Prächtig sang sie sie, ganz schlicht, sogar mit dem gewissen sentimentalen Vorschlag, wie ihn der Geselle in der Werkstatt liebt und das Dienstmädchen in der Küche, wenn sie das Singen ankommt.

Sie ist ein originelles Geschöpf — ein Teufelsweib. Und eine Kehle hat sie! —

Seit der Erfahrung neulich war er nicht mehr drüben gewesen — wie lange? Acht, neun — zehn Tage. Dieser Caféhausklatsch hatte ihn geärgert, — dieses Spiel von ihr. — Pah! es war nicht des Ärgers wert. Was wollte er denn? Aus einer kleinen Weiberlist einen Casus machen?

Sie hatte ihn natürlich zur Kniebeugung, zum Handkuß erwartet nach dem großen Abend. Ein geradezu toller Enthusiasmus, der bei der Premiere getobt hatte; eine Siedehitze der Gemüter, wie sie nur die Musik bei ihrem Publikum zuwege bringt. Er wußte doch auch, was Beifall, was Begeisterung ist! Das aber war Wonneraserei. Und da wundert man sich über Primadonnenlaunen!

*) Große Drehorgeln.

Ist das dieselbe, die jetzt da drüben singt?

Es zog ihn unwiderstehlich hinüber. Warum nicht? Man hat Tonarten, Nuancen, die alles sagen. Es reizte ihn geradezu, sie damit herauszufordern — zu sehen, wie weit seine Macht ging. Denn daß er sie hatte, das wußte er.

— — — — — — — —

Sie sang noch.

Er klopfte an ihre Thür, leicht, behutsam, eigentlich nur pro forma, da sie es kaum hören konnte, er aber nicht draußen stehen wollte. Die Dienstleute meldeten ihn nicht. Hier im Hause gab es keine Regel, sondern bloß Gebote der Klugheit, die jeweiligen Stimmungen, nämlich das, was die Diva momentan „vertrug" oder „nicht vertrug," zu erraten.

Mahre trat ein. Sie bemerkte nicht, daß die Thüre hinter ihr ging, auch nicht seinen leisen Tritt. So setzte er sich denn einstweilen im Hintergrund auf den nächstbesten Sessel, hörte zu und ließ den Blick unverwandt auf ihrer Gestalt ruhen, die nur noch in den Umrissen zu sehen war.

Plötzlich schloß sie mit einem kurz angeschlagenen Akkord, erhob sich und griff nach Noten, die auf dem Flügel lagen.

Auch Mahre stand auf.

Ein leichter Schrei. Sie wandte sich schnell. — „Wer ist da?" —

„Verzeihung! Ich wartete nur auf den Moment, wo ich mich bemerkbar machen konnte."

Sie mußte sich an den Flügel lehnen, so war sie erschrocken. — — „Da soll man nicht abergläubisch sein," murmelte sie, — „jetzt eben dacht' ich —"

„Woran?"

„An Sie und — an das Gedicht, welches Sie damals vortrugen — den eigentümlichen Text."

„Und —?"

„Ich wollte mir's vorsuchen."

„Thun Sie es."

Sie klingelte. — „Licht!"

„Warum Licht? Es war schön so."

„Sie haben mich zu Tod erschreckt. — Fanden Sie keine frühere Stunde, um zu kommen?"

Er küßte ihre Hand. — „Diese war mir gerade recht."

„I h n e n! — Unerhört!"

„So ungeschminkt zu reden?"

Ihre Augen blitzten ihm durch die Dämmerung entgegen. — „Jawohl!"

„Bedenken Sie, es kommt kein Knierutscher zu Ihnen, bloß jemand, den Sie mit Ihrem Liedchen angelockt haben."

Die Dienerin zündete den Lüster an.

„Heller!" befahl die Wirtin.

Sie war wirklich bleich.

„Was war es, das Sie da eben sangen?" fragte Mahre leichthin, als das Mädchen wieder verschwunden war.

Sein Ton empörte die Diva — und doch war sie in diesem Augenblick so glücklich, daß ihr das Herz aufschlug.

„Etwas aus alten Zeiten," sagte sie langsam.

„An die denken Sie noch?"

„Warum nicht?"

„Sie erscheinen mir wie die verkörperte Gegenwart, — ich traute es Ihnen nicht zu."

„So! — das heißt, Sie trauen mir nicht zu, was der geringste Mensch haben kann, so etwas wie Gemüt, wie ein bißchen Treue!" — Sie lachte auf. — „So wenig wie das, was noch ein wenig tiefer — was nur in den Hintergründen g r o ß e r Seelen wohnt: das D u n k l e, von dem Sie einmal sprachen, die geheimnisvolle Welt, in die allein das Genie blickt und sie offenbart!"

Er widersprach ihr nicht; er sah sie bloß ruhig lächelnd an.

„Nun — antworten Sie! Sie können ja so schön reden!"

„Jetzt eben haben S i e ganz gut gesprochen."

„Wie gnädig!"

Es zuckte um ihren Mund, aber sie zwang sich, scherzhaft zu sein.

„Wer ist's denn eigentlich, von dem ich mir das alles gefallen lasse?" fragte sie, einen Schritt zurücktretend, wie um ihn in seiner Kühnheit zu betrachten.

Er saß nach vorn gebeugt in einem der niedrigen Fauteuils. Sie stand. Ihre Blicke begegneten einander, kampflustig, aufgeregt.

„Der feindliche Nachbar ist es."

„Und ein K u n s t k o l l e g e!" rief sie bitter.

Er sah sie wieder schweigend an — schön war sie! Und rührend offenherzig neben der Schlangenklugheit, für die sich zu rächen, ihn nun doch gelüstete.

Aber warum gerade diese Stunde ihr und sich verderben?

„Sie wollten jenes Lied hervorsuchen,"



Der Tag. Nach dem Relief von H. Schievelkamp.

sagte er in ganz anderem Tone, weich und bittend.

„Das Singen hat ein Ende.“

„Und doch wären Sie heute in der Stimmung für das Lied gewesen.“

„Keine Kapitulation! Es steht Ihnen schlecht.“

„Ist auch keine. — — Ich weiß es, daß Sie in der Stimmung waren!“

Die Worte wirkten wie ein Bann auf sie. Sie wandte sich ab und trat ans offene Fenster, um die Kühle einzuatmen.

— „Hörten Sie vorhin die Amsel?“ fragte sie.

„Dicht vor Ihrem Fenster — wieder einmal ein schwarzer Vogel!“

„Die hab' ich wenigstens besiegt,“ rief sie zurück.

„Und mit welchen Waffen!“ — Er sprang auf, trat neben sie und faßte heftig ihre Hand. Das Blut jagte ihm plötzlich zu Kopfe. — — Doch er besann sich. Wer wird Weiberlist wie ein verliebter Knabe strafen!

Sie wendete ihr Gesicht ihm zu, mit einem Ausdruck, den er noch nie an ihr gesehen, — groß leuchtend die Augen, fragend, jubilierend, glücklich; — dann zog es wie ein Schleier darüber — —

„So will ich denn das Lied noch singen —“ sagte sie und löste ihre Hand zögernd aus der seinen.

Er blieb am Fenster stehen, nur mit dem Blick ihr folgend.

Sie schlug die Notenblätter langsam auf.

Im Haus und draußen in den Gärten war es so still, daß man nichts als das Geräusch des Papiers hörte, — das leise Streifen ihres Kleides, als sie sich zum Flügel setzte.

Sie sann einen Augenblick — dann glitten ihre Hände über die Tasten.

Das war etwas anderes, als damals, was sie jetzt sang, — sie selber eine andere; nicht die Wirskin der Bühne, überhaupt nicht die Wirskin, wie Mahre sie bisher gekannt; — das war ein traumverlorenes Weib, ein dämonisch seelenhaftes Wesen, aus dessen Stimme Märchenzauber klang.

„Wo kommst du her, wo gehst du hin?
Sprach ich mit sanftem Beben;
Bist selig? Bist du Büßerin?
Wo lebst du nun dein Leben?

Des Reifes Flocken fing sie dann,
Die fallenden, unverdrossen
Und bot mir die Juwelen an,
Die auf der Hand zerflossen. — — —

Sie hielt inne, wie in Gedanken versunken, und wendete sich dann zu Mahre zurück.

Er lauschte noch hingerissen. Ein dunkles Feuer glomm in seinen Augen.

„Das ist auch unsere Kunst,“ sagte sie: „Juwelen, die auf der Hand zerfließen! — Wenn der Ton verhallt — — was bleibt davon? — Und da wirft man uns vor, daß wir die Gegenwart voll haben wollen. — Nun — macht' ich es diesmal besser?“ —

„Was hindert Sie, vom Augenblick Besitz zu nehmen?“ fragte er vom Fenster her, ohne sich zu rühren.

„Mein Ehrgeiz,“ sagte sie sinnend. Sie stand auf und ging erregt durchs Zimmer, auf und ab. — „Mein wahnsinniger Ehrgeiz — der läßt mir keine Rast! — Sehen Sie, zum Beispiel das Wort vom ‚Dunkeln,‘ das Sie mir einmal so kühl hingeworfen haben — ja, ja!“ — Sie streckte die Hand abwehrend aus, — „kühl hingeworfen haben! Das wurmte mich unsäglich; ich haßte Sie darum. Aber durch Sie — jetzt thu' ich Ihnen eine Ehre an! — durch Sie bin ich auch zu dem gekommen, was Sie meinten — —: es ist etwas zu allerinnerst — eine andere Welt, die man noch in sich hat —“

„Die hätte ich in Ihnen erschlossen?“

„Ja!“ —

Er biß die Lippen und sah sie durchdringend an. Er kämpfte mit sich.

„Das ist — von Ihnen — ja ein großmütiges Bekenntnis!“

Ein bitteres Lächeln zuckte um ihren Mund. — „Mir wird es nicht so schwer, ein Lob zu sagen.“

Kein warmes Wort noch hatte er gehabt — und sie sich fortreißen, ihr Herz reden lassen —

Da plötzlich faßte er mit beiden Händen nach ihrem Kopf, bog ihn zurück, um im vollen Licht ihre Augen zu sehen, in ihnen zu lesen, diesen blauen, lebenfunkelnden Augen, die jetzt schwarz erschienen, wie ein aufgewühlter See. Er knirschte leise mit den Zähnen. — — „Wir haben noch eine kleine Rechnung auszutragen — eine falsche Rechnung!“

„Was heißt das?“ fragte sie trotzig und doch mit unsicherer, bebender Hand sich befreiend. — „Sind Sie von Sinnen?“

„Weit entfernt! — Ich lasse nur nicht mit mir spielen!“ — —

Weit entfernt!! Das durchfuhr sie eisig, schmerzhaft wie ein Stich. Es benahm ihr den Atem und für einige Augenblicke die Sprache.

Aber schnell war sie wieder Herrin ihrer selbst.

„Weshalb kamen Sie eigentlich?“ fragte sie verwundert.

„Zufällig! Sie sangen —“

„Richtig! Und Sie baten mich um das Lied. Nun ja, ich ließ es Sie hören — was weiter? — Sahen Sie vielleicht, daß Ihr Spruch damals doch nicht so ganz unfehlbar gewesen — daß ich kann, was ich will? — — Schulde ich Ihnen noch etwas — weil Sie von einer Rechnung reden?“ —

Aus seinen Augen sprühten Funken auf das höhnende Weib. Er wußte jetzt, daß sie ihn liebte, trotz des kalten Lächelns, mit dem sie von der Seite zu ihm sprach.

Ein Wort — und sie wäre verwandelt! Aber ihre Frage sollte eine Antwort haben.

„Ich verzichte auf den Ausgleich,“ sagte er schneidend höflich. „Ich übertrage ihn an Herrn Breiner, der das Opfer, welches Sie einst großmütig auf den Altar des nachbarlichen Friedens legten — in anderem Sinn für sich reklamiert.“

Sie horchte auf.

„Die Krähen sind ja nun weit, — jetzt singen die Amseln!“ setzte er lachend hinzu, während er nach seinem Hute griff. — — „Und für das Lied, welches Sie — wunder schön gesungen haben, danke ich!“ —

Er verneigte sich tief und ging nach der Thüre.

Sie starrte ihm nach. — —

Was war geschehen? — Sie wollte ihn zurückrufen. — — Nein, um keinen Preis!

Wortlos ließ sie ihn gehen, aber ihr Herz schlug wild auf, als sie die Hausthür unten sich schließen hörte.

Sie liebte ihn trotz all seiner Kälte und Tyrannei, wie sie noch niemand geliebt hatte. Ein gutes Wort von ihm machte sie glücklicher, als die Huldigungen von Tausenden. — —

War das heute Abend ein seliger Moment gewesen, als sie plötzlich seine Stimme hörte! — — Aus dem rauschenden Lärm ihres Lebens sehnte sie sich oft nach einem solchen Moment — nach einem Heimgefühl in einem geliebten Menschen. Es überkam sie manchmal wie Verlassenheit in allem Glanz und Erfolg. Das Glück hatte sie aus ihrem Mutterboden entwurzelt, im Sturm emporgetragen, — aber da oben war sie nun einsam, hatte unter dem großen Schwarm, der der Künstlerin folgte, keine vertraute Seele. Das Glück ließ ihr ja keine Zeit, ihre Kunst, ihr Ehrgeiz keine Rast — —

Was wollte er mit seinen letzten Worten sagen? Daß sie zweifaches Spiel gespielt? — Hatte Breiner geprahlt? — Mein Gott, was lag an jenem Einfall, bei dem sie nichts gedacht, als dem armen Schelm Coco, den sie eben nicht mehr hören mochte, einen guten Herrn zu geben! —

Sie stand mitten im Zimmer und sann — und sann — bis Cousine Toni hereinkam und verwundert sagte: „Du vergißt ja ganz das Essen, Oltschi; es wartet schon eine Ewigkeit.“ —

Mit düsterem, zerstreutem Blick sah die Diva sich um. Es war derselbe Blick, mit dem sie aufsah, wenn sie studierte und gestört wurde: wie aus einem anderen Sein erwachend.

Fräulein Antonie sah, daß hier etwas vorgegangen sein mußte, daß die Luft gewitterhaft war! In solchen Situationen fühlte sie sich stets unsicher und überflüssig. So zog sie sich auch jetzt still zurück und setzte sich einstweilen allein zu den guten Gerichten, auf deren reale Genüsse sie mehr hielt, als auf alle großen Leidenschaften der Welt.

Olga Wirskin wurde an diesem Abend nicht mehr sichtbar. Sie schloß sich ein und gab keine Antwort, wenn man pochte.

Endlich legte sie sich zu Bette. Sie weinte aber die halbe Nacht, stöhnte, verwünschte sich und das Leben — und lauschte in Gedanken wieder dem tiefen weichen Klang von Mahres Stimme — —

War es wirklich vorbei?

Sie sprang von ihrem Lager auf und lachte: Er hatte sie strafen wollen. Aber sie ließ sich nicht strafen! Ließ ihn gehen ohne ein Wort. Sie war Siegerin geblieben!

Ein armseliger Trost! Und doch wie ein Trunk frisches Wasser für das Fieber ihres Selbstgefühls, das nirgends, nirgends unterliegen wollte.

In den Kaffeehauszusammenkünften, wo täglich zur selben Stunde die kleine Börse

für Kunst- und Tageserscheinungen stattfand, tauchte plötzlich die Kunde von einer neuen Fehde zwischen Mahre und der Wirskin auf. Es wurde erzählt, daß die Diva die Idylle da draußen im Westen satt habe und wieder in die „Ruhe und Unabhängigkeit“ einer Stadtwohnung zurückverlange.

Breiner spitzte die Ohren. Ei, da lohnte es ja der Mühe, Olga Wirskin einmal wiederzusehen. Bis heute hatte er sie darauf warten lassen! Vergeltung muß sein — wenn man sie üben kann. Der „Asylvater für obdachlose Lieblinge“ hielt die Stunde nun für gekommen. Er schob diese Genugthuung deshalb auch gar nicht länger hinaus, machte äußerst sorgfältig Toilette, steckte ein Veilchensträußlein ins Knopfloch und stieg in einen offenen Zweispänner.

Revanche! — Ein wohliges Vorgefühl durchströmte ihn. Er hielt in Gedanken schon einen kleinen Dialog mit spitzfindigen Wendungen.

Es war ein wundersamer Frühlingstag. Das Villenviertel mit seinem jungen Grün und Vogelgesang, seiner sonnigen Stille, den weit offenen Fenstern, durch die man in schöne große Gemächer blicken konnte, wo Palmengruppen in üppiger Frische standen, — es machte den Eindruck, wie eine Heimstätte höher gearteter, glücklicherer Menschen. Und von hier also strebte sie wieder fort? Hm! Das mußte gewichtige Gründe haben. Nun — Breiner wirbelte den Schnurrbart — wir werden ihr ja auf den Zahn fühlen!

Der Wagen hielt.

„Fräulein Wirskin zu Hause?“ — Er gab der Dienerin seine Karte.

Sie blieb etwas lange aus. Er ging einstweilen in dem teppichbelegten Vestibüle hin und her. Da — hörte er oder glaubte ganz bestimmt durch geöffnete Thüren die Stimme der Diva zu hören.

Kam sie ihm etwa selbst entgegen, im Bewußtsein, etwas gut machen zu müssen? Nein —

„Fräulein Wirskin bedauert, heute niemand empfangen zu können.“

Er sah einen Augenblick verblüfft das Mädchen an. Ihre Miene zeigte ihm, daß er sie recht verstanden, jene halb verlegene, halb verlogene Dienermiene, die da sagt: Mich geht's nichts an! —

Der Wagenschlag klappte wieder zu.

Ein Feind verließ das Haus. —

Olga Wirskin kümmerte sich nicht darum — wenigstens vorläufig. Sie krankte geradezu an dem Bruch mit Mahre. Ihre Leidenschaft schlug durch den Kampf erst recht in Flammen auf.

Im stillen hatte sie gehofft, Mahre werde am anderen Tage kommen und sagen: Ich war ein Narr!

Das that er aber nicht.

Sie hoffte auch die Tage, ja die Wochen nachher.

Er ging an ihrem Hause vorbei, mit einer Miene, als hätte er es nie gekannt; er ging drüben in seinem Garten, als wäre niemand da jenseits des Zaunes, der ihn beunruhigen könnte.

Und sie — spähte heimlich hinab zwischen geschlossenen Gardinen, horchte auf, wenn sie seine Stimme — die tiefe weiche Stimme — ja wenn sie bloß das Gebell seiner Hunde hörte, an dem sie erkannte, ob er ihnen folgte oder nicht.

Willenlos gab sie sich diesen Qualen hin — träumte, grübelte, litt.

Da mit einem Male schnellte die frühere Energie auf. Ah! Weg mit dieser Thorheit! Sie riß den süßen Bann entzwei, wie einen Liebesbrief, der von unzähligen Küssen und Thränen geweiht gewesen.

Ganz unerwartet nahm Olga Wirskin einen Urlaub. Sie bestand darauf, daß sie ihn haben müsse. Gründe: ihre Nerven verlangten Luftveränderung.

Freilich, sie hatte die große Partie der neuen Oper, häufige Wiederholungen derselben u. s. w. gehabt. Sie war höchst nervös in letzter Zeit; das leugnete niemand, der mit ihr zu thun hatte, vom Hofkapellmeister bis herab zur Garderobiere. Der Urlaub mußte gewährt werden, obgleich er an der Neige der hohen Saison empfindliche Lücken riß. Er wurde von den Tagesblättern denn auch verschieden kommentiert. Eins derselben sagte boshaft (Olga Wirskin kannte sofort die Feder:)

‚Den souverainsten der Herrscherinnen gegenüber gibt es keine Fragen. Also haben wir die uns auferlegte Fastenzeit, deren Gründe nur tiefer blickendem Verstand und Wissen zugänglich sind — einfach hinzunehmen, vor der Majestät dieser Nerven uns zu beugen und in Gehorsam zu warten,

bis sie uns neue Wunder und — Überraschungen bescheeren — punktum! —'

Das thaten sie denn auch. Die Nerven der Diva zeigten sich, als sie nach ihrer Rückkehr wieder auftrat (auf der Bühne wenigstens) wunderbar erholt. Sie sang und spielte herrlicher denn je. Oft schlug es wie Feuergarben auf in ihrem Spiel, etwas elementar Hinreißendes, das früher nie mit solcher Macht sich offenbart hatte.

Wo der Feuerherd saß, der ihre Kunst höher durchglühte, das erfuhr man von jenem Kaffeehausstammtische her, wo Geschichte, Kritik, Schicksale von Kunstwerken und Künstlern gemacht wurden. Bald war es stadtbekannt, daß Olga Wirskin eine „große" Liebe zu dem schönen Mahre gefaßt und eines Papageien wegen (!) in blitzartiger Folge Feindschaft — Freundschaft — und abermals Feindschaft entstanden sei.

Was die Beteiligten von dieser Mär dachten, erfuhr niemand: die waren ja an Mären gewöhnt. Über die neuesten zu reden, wie sie es sonst zur Unterhaltung der Diva gethan, hatte nicht einmal Fräulein Toni den Mut, die recht stürmische Zeiten mitmachte und die „idyllische Wirtschaft da heraußen" mit ihren Erlebnissen kräftig verwünschte.

Mahre schwieg konsequent, vornehm, was ihn in den Augen der Welt, besonders der weiblichen, immer noch interessanter machte.

Eines Morgens beim Ankleiden sagte Franz zu seinem Herrn, indem er listig durch den Spiegel den Eindruck seiner Mitteilungen beobachtete: „Drüben zieht man aus!"

Mahres Miene verriet ihm nichts, und da nicht einmal eine Antwort erfolgte, setzte er mit gewisser Betonung hinzu: „Fräulein Wirskin muß es schon gar nicht mehr hier aushalten, da sie den Termin nicht abwartet."

Mahre schien nicht zu hören. O, er hörte sehr wohl! Franz kannte das. Darum fuhr er unbeirrt fort. Er mußte seinem Mißvergnügen ein wenig Luft machen; denn auch für ihn hatten sich zwischen hier und drüben zarte, jedoch dauerhaftere Fäden angesponnen.

„Da wird die Villa Solitude ja wieder in die alte Stille versinken." (Er liebte es, sich so gewählt auszudrücken.)

„Wissen Sie, was Solitude heißt?" fragte Mahre.

„Ja, gnädiger Herr sagten es mir, als wir das Haus kauften."

„Also!" —

„Das ist etwas für große Geister."

„Nun?"

Franz schmunzelte verlegen. — „Aber nicht fürs Herz!" —

„So zählen Sie sich zu den großen Geistern," entschied sein Herr.

„Bei denen spielt das Herz oft auch eine sehr hervorragende Rolle! Von Fräulein Wirskin sagt man jetzt zum Beispiel —"

„Warum ist das Wasser so lau?" schalt Mahre; „ich will frischeres Wasser." —

. . . .

Am selben Tage traf es sich, daß die beiden Nachbarn zum erstenmal, seit ihr Verkehr abgebrochen war, einander begegneten. Der Wagen der Wirskin stand vor der Thür. Sie trat eben auf die Straße, als Mahre vorüberging.

Sie erbleichte bis in die Lippen.

Er grüßte tief und ihre Blicke trafen sich — ein Blick von ihr, der es verschmähte, sich zu verstellen, ein wetterleuchtender, aus Tiefen kommend, wo Liebe und tödlicher Haß dicht nebeneinander wohnen.

Im nächsten Moment schon waren sie sich entschwunden.

Aber ihr Blick ging mit ihm. Er hatte ihn geblendet, gepackt mit elementarer Gewalt.

Welche Ursprünglichkeit und Kraft steckte in diesem Wesen! —

Weshalb hatte er den Faden zerrissen? — Um jener kleinen List willen, die seinen Stolz beleidigt? Im Wagemut unbegrenzter Macht, einer Ebenbürtigen, nein, Reicheren gegenüber, die doch immer etwas wie Auflehnung, wie Kampf in ihm herausgefordert? — Wie er auf sie gewirkt, er hatte es an jenem Abend gesehen, von ihr selbst gehört — jede ihrer Rollen zeigte es seitdem: es war die Erweckung, die alles im Weibe vermag.

Was hätte daraus werden können? Vielleicht etwas, von dem er manchmal träumte. — — —

Nachdenklich ging er über die Felder in den Frühlingsabend hinein. Und die Sonne sank dabei, wie sie schon manchem Nachdenklichen gesunken.



Der letzte Mann an Bord.

Von

Reinhold Fuchs.

Mit Kopf- und Schlußvignette von **Johannes Gehrts.**

Wie lang die Nacht! — In kalten Bö'n
Peitscht der Nordwest das Inselland;
Der Dachstuhl ächzt im Sturmgestöhn;
Ans Fenster klopft, wie Geisterhand,
Der Wanderdünen stiebender Sand;
Dazwischen dröhnt, in kurzen Pausen,
Vom Strande dumpf der Brandung Brausen.
Die Witwe Jensen sitzt allein
Bei ihres Lämpchens trübem Schein,
Der flackernd auf ihr graues Haar
Und des Gebetbuchs Blätter fällt,
Das zitternd ihre Rechte hält.
Wohl kennt die Alte die Gefahr,
Die heut den Schiffern draußen droht,
Und traurig hat sie manche Nacht
Gleich dieser, betend schon durchwacht,
Denn ach, wie viele sind in Not
Wohl heut auf sternenloser See! —
Auch er vielleicht! Mit bitterm Weh
Denkt sie an Uwe, ihren Sohn,
Von dem seit fünfzehn Monden schon
Sie keine Botschaft mehr erreicht.
Doch ach, in kalter Flut vielleicht
Liegt längst ihr jüngstes, liebstes Kind,
Und letzte Grüße bringt der Wind,
Verlorne, dumpfe Totenklagen,
Von seinem Grabe ihr getragen. —
Wie langsam dort der Weiser schleicht;
Wie bange hallt der Stundenschlag!
O wär' es Morgen, wär' es Tag!
Und wär' ihr Harro erst zurück,
Ihr ält'rer Sohn, ihr Trost und Glück,
Der einzige nun von ihren Lieben,
Der ihr im Alter noch geblieben.
Doch schwerlich kehrt er heim, bevor
Die Wintersonne stieg empor,
Denn sicher hält man lang ihn fest
Auf Detlev Harberts Hochzeitsfest
Im Nachbardorf, das meilenfern
Vom ihren liegt in Sand und Moor.
Die Alte träumt; — wie Schatten schwanken
Durchs müde Hirn ihr die Gedanken;
Es gaukelt wie ein matter Stern
Vor Augen ihr des Lämpchens Schein,
Und endlich nickt sie seufzend ein.
Da zeigt der Traumgott freundlich-mild
Der Mutter ihres Uwe Bild,
Und sieh, er lebt! — Nicht trieft sein Haar
Von salziger Flut; er lacht, er spricht,
Doch männlicher an Wuchs, Gesicht
Erscheint er, als er früher war.
Die Arme breitet sie: „Mein Sohn,

Wie lange hab' ich dein geharrt!"
Da schreckt sie aus dem Schlaf ein Ton;
Sie fährt empor; sie lauscht und starrt:
Ins Fenster scheint die Dämm'rung fahl;
Da, horch! nun dröhnt's zum zweitenmal
Heran durch Sturm und Regenguß;
Kein Zweifel mehr, das war ein Schuß,
Ein Hilferuf, der dumpf und schwer
Herüberdrang vom nahen Meer,
Von einem sturmverschlagnen Schiff,
Das nachts sich festfuhr auf dem Riff. —
Noch steht die Alte, wie gebannt,
Da klopft ans Fenster eine Hand.
Sie öffnet: „Ihr seid's, Nachbar Frerk?
Südwester, Ölzeug habt Ihr an,
Als gält' es schweres Seemannswerk?" —
„Das gilt es, Base," spricht der Mann.
„'ne Bark kam fest vor Möwenort,
Und glückt's nicht bald, sie zu erreichen,
So wäscht die Brandung über Bord,
Was drauf noch atmen mag, als Leichen.
Wo ist der Harro? — Unserm Boot
Thut wahrlich heut ein Führer not
Wie er, in Sturm und Flutgebraus. —
Was sagt Ihr? — Harro nicht zu Haus?
Das trifft sich schlimm! Doch muß es gehn
Auch ohne ihn! — Auf Wiedersehn!" —
Und seewärts durch die Dämmerung stampft
Er schwer davon. Sie steht beklommen
Und fühlt, wie sich zusammenkrampft
Ihr Herz ob dem, was sie vernommen.
Wie mögen wohl die Schiffer zagen
Dort auf dem Wrack, vom Tod umringt!
Wie viele Mütter werden klagen,
Wenn nicht das Rettungswerk gelingt! —
Halb unbewußt, mit hastigem Schritte,
Enteilt die Alte ihrem Haus;
Bald sieht in kahler Dünen Mitte
Sie sich, umheult vom Sturmgebraus.
Ihr Antlitz peitscht verwehter Sand,
Der Seedorn zerrt ihr am Gewand;
Der Regenpfeifer schießt vorbei
An ihr mit gellendem Klageschrei,
Als wollt' er sie zur Umkehr mahnen,
Sie aber strebt auf öden Bahnen
Dem Strande zu, dem Ort der Not.
Wo rüstige Schultern schon das Boot
Vom Wagen schieben in die Flut,
Die donnernd sich, in grimmer Wut
Voll Hohn entgegenbäumt den Kühnen,
Die ihr die Opfer rauben wollen.
Mit Bangen schaut am Fuß der Dünen
Der Arbeit zu, der mühevollen,
Das halbe Dorf schon, Greise, Frau'n,
Im ungewissen Morgengrau'n.
Und draußen, auf dem Teufelsriff,
Im Dämmerlicht zu kennen kaum,
Hebt dunkel sich das Unglücksschiff
Aus schwerer Sturzseen weißem Schaum,
Der garbengleich an Bug und Heck
Aufsprüht, fortrollend übers Deck.
Ein einziger halber Mast nur ragt
Empor vom Wrack; bald wird auch der
Verschwinden in der Wogenjagd,
Im kalten, sturmgepeitschten Meer,
Und wenn die Rettung bald nicht kommt,
Wer weiß, ob sie noch einem frommt
Von denen, die mit Todesgrau'n
Da drüben in die Fluten schau'n,
Denn wie mit Riesenhämmern pocht
Ans Plankenwerk der Wogendrang; —
Das donnert, heult und zischt und kocht,
Als wollt' es in den Untergang
Mit rasender Dämonenhand
Fortreißen selbst den Dünenstrand,
Der manch Jahrtausend schon dem Meer
Getrotzt als unbezwungne Wehr.
Doch wie der Sturm auch brüllt und tobt,
Die Seemannsherzen schreckt er nicht,
Die, in Gefahren oft erprobt,
Noch nie gewankt vom Pfad der Pflicht.
Acht Riemen tauchen fest und stramm
Mit gleichem Schlag ins Flutgebraus,
Und auf der nächsten Woge Kamm
Schießt in die See das Boot hinaus.
Schwer ist der Kampf; im Wechselspiel
Hinauf, hinab taucht Bug und Stern,
Und ach, wie scheint der Braven Ziel
So ferne noch, so trostlos fern!
Wohl manches Herz am Strande bebt

Jetzt um den Gatten, um den Sohn,
Und nur aus einer Seele schwebt
Ein Dankgebet zu Gottes Thron,
Ein unterdrückter Jubelschrei,
Daß Harro Jensen nicht dabei.
Zu wohl nur weiß die Mutter ja
(Mit Stolz muß sie sich's eingestehn!)
Wär heut' dem Strand ihr Harro nah,
Dann hielte nicht ihr heißes Flehn
Ihn von der grausigen Fahrt zurück, —
Und ach, er ist ihr letztes Glück! —
Indessen ringt, unendlich schwer,
Das Boot sich weiter Zoll um Zoll;
Kein Auge nun erkennt es mehr
Im Regenschwall und Flutgeroll.
Wohl eine Stunde schleicht vorbei;
Es atmet jede Brust beklommen,
Da hallt aus Knabenmund ein Schrei
Voll hellen Jubels: „Seht, sie kommen!"
Bald schießt, gejagt vom Wogendrang,
Das Rettungsboot dem Strand entgegen,
Und schnell, zu freudigem Empfang,
Sieht man sich hundert Hände regen.
Sechs Männer, frosterstarrt und bleich,
Matt, sprachlos, fast den Toten gleich,
Enthebt man rasch des Fahrzeugs Raum
Und trägt sie durch der Brandung Schaum
Ans Land, wo hilfreich, voll Erbarmen,
Das Inselvolk umdrängt die Armen.
Da plötzlich naht sich von der Düne
In schnellem Lauf ein blonder Hüne
Und keuchend drängt, mit mächtigem Arm,
Zu Frerk heran er durch den Schwarm.
„Der Harro Jensen!" läuft es leis
Mit Blitzesschnelle durch den Kreis,
Und alles starrt ihm ins Gesicht,
Drin tiefer Kummer sich verrät,
Und lauscht, als dumpf der Jüngling spricht:
„Sagt, Ohm, kam wirklich ich zu spät
Und muß ich thatlos heimwärts gehn?" —
Drauf jener: „Ja, mein lieber Junge,
Was möglich war, das ist geschehn.
Zwar hing noch Einer dort am Mast,
Doch niemand" — da, in freudiger Hast,
Stürzt Harro schon mit weitem Sprunge
Zum Rettungsboot und ruft: „Wohlan!
Wer holt mit mir den letzten Mann?" —
Unmöglich ist es! — Tollheit! — Bleib!
Tönt rings es an des Jünglings Ohr,
Und zitternd drängt ein bleiches Weib
Sich aus der Männer Kreis hervor
Und fleht mit aufgehobner Hand:
„Mein Harro, heut nur bleib am Land;
Versuche Gott im Himmel nicht
Bei solchem Sturm und solcher See!" —
Doch er darauf: „Mich ruft die Pflicht;
Ihr folg' ich, Mutter; o vergieb!
Versäumt' ich's, wär' mir's Schmach und
Spott.
O liebe Mutter, danke Gott,
Daß mir zu thun doch etwas blieb!
Im starken Schutz des Höchsten steh'
Ich auf dem Meere ja wie hier!" —
Da schwingen sich der Männer vier
An Bord. — „Roj'*) an, in Gottes
Namen!" —
Und aller Lippen murmeln: Amen!
Als nun das Boot zum zweitenmal
Durch die empörten Wellen schießt,
Fällt aus dem Sturmgewölk ein Strahl,
Der goldnen Glanzes es umfließt,
Doch härter als zuvor noch weht
Der rauhe Nord mit scharfem Pfiff,
Und häuserhohe Brandung steht,
Ein weißer Wall, auf jedem Riff. —
Wie schwer, wie lang zum zweitenmal
Des müßigen Harrens herbe Qual!
Ein Stöhnen ringt sich, unbewußt,
Empor aus mancher bangen Brust,
Wenn hinterm Kamm getürmter Wogen
Das Boot den Blicken wird entzogen,
Und mancher Seufzer wird gehaucht,
Wenn es dem Flutengrab enttaucht,
Auf weißen Wellenhügeln schwebend,
Dem Ziele kühn entgegenstrebend.
Das Fernrohr hart am Auge, spähn
Hark Buhn, der greise Kapitän,
Und Frerk, umtost vom Sturmesheulen,

*) Rudert.

Hinaus, so unbewegt wie Säulen,
Bis endlich das Erlösungswort
Ertönt: „Gottlob, sie sind am Ort!“
Und nun, wer entert todeskühn
Die Wanten auf am schrägen Mast
Durch Sturmgebrüll und Wogensprühn? —
Schon hat den Körper er gefaßt,
Der hilflos hängt im Takelwerke;
Nun klimmt hinab er mit der Last;
Fürwahr, das fordert Riesenstärke,
Und jeder andre wär' verzagt
Ob dem, was dort der Harro wagt!
Jetzt reißt das Boot mit kräft'gem Stoß
Vom halbzerstörten Wrack sich los,
Und eine Kabellänge kaum
Liegt hinter ihm der Barke Rumpf,
Da schießt hinab in Gischt und Schaum
Des letzten Mastes letzter Stumpf! —
Vom Strande dringt ein heller Schrei
Des Jubels weithin aus der Menge;
Die Rudrer hören ihn, doch zwei
Im Boot sind taub für Erdenklänge:
Er, der in Ohnmacht eingewiegt
Zu seines Retters Füßen liegt,
Fast noch ein Knabe, dem die Locken
Beschneit von salzigen Seeschaumflocken,
Und er, der hoch am Steuer steht
Mit stolzverklärtem Angesicht,
Indes ihm aus den Augen spricht
Wortlos ein heißes Dankgebet.
Kaum rührt den Strand des Schiffleins Bug,
Stürmt Harro schon ans Land im Flug;
Auf starken Armen lächelnd trägt
Er durch der Brandung wildes Tosen
Des Jünglings Leib, den regungslosen,
Drin, fühlbar kaum, das Herz nur schlägt.
Und als er sanft ihn niederläßt,
Umschlingen ihn zwei Arme fest:
„Mein Sohn, mein alles du im Leben,
O, daß du mir zurückgegeben!“
Doch er darauf: „Nicht mich allein,
Zwei Söhne, Mutter, nennst du dein!
Auch Uwe lebt! — Schau jenen an,
Das war an Bord der letzte Mann!“
Die Mutter schrickt empor und starrt,
Noch zweifelnd, ob ein Traum sie narrt,
Den Knaben an, der kaum gerettet,
Im weichen Seesand liegt gebettet,
Doch als er matt die Augen hebt
Und fragend ihr ins Antlitz schaut,
Da stürzt mit schluchzendem Jubellaut
Aufs Knie sie: „Ja, mein Uwe lebt!
Dem Herrn im Himmel Dank und Preis!“
Mit Küssen deckt sie, lang und heiß
Dem Sohne Mund und Stirn und Haar;
Da sieht in harter Männer Schar,
Im Kreise leidgewohnter Frauen
Man manche Zähre niedertauen,
Und vieler Hände stumm sich falten,
In Andacht ehrend Gottes Walten.
Doch festen, warmen Drucks umschließt
Harro die Rechte Frerks verstohlen:
„Dank, daß ihr einen übrig ließt;
Daß selbst vom Wrack ich durfte holen
Das Küken, unsern Uwe, dort,
Als letzten Mann, der noch an Bord!“





Heimkehrende Sieger. Nach dem
Mit Genehmigung der Photogr



…n Gemälde von Franz von Defregger.
…raphischen Gesellschaft in Berlin.

Franz von Defregger.

Von

Paul von Szczepański.

Mit zwanzig Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Am 30. April 1835 wurde Franz Defregger geboren. Es sollte mich wundern, wenn dieser 30. April nicht ein Sonntag gewesen wäre. Denn nicht nur aus den meisten Bildern des Meisters lacht uns eine glückliche Feiertagsstimmung entgegen, auch der Meister selbst mutet uns wie ein Sonntagskind an. Ich habe von ihm erzählen hören von alten und jungen Leuten, von Männern und Frauen, — ich habe unter denen, die ihn persönlich kennen, noch keinen gefunden, dem die Augen nicht geleuchtet hätten, wenn er von ihm sprach. Nicht als ob sie von dem blendenden Glanz einer genialen Persönlichkeit bezaubert gewesen wären, sondern wie man hingerissen und überwältigt wird von einer großen, männlichen, liebenswürdigen Vollnatur, an der Innerliches und Aeußeres in vollkommenster Harmonie steht. Franz von Defregger ist freilich nicht ein Sonntagskind aus dem Märchen, dem gute Feen die Wege ebenen, die Hindernisse aus dem Wege räumen, den sie mit glänzenden und übermenschlichen Gaben ausstatten und in eine goldene Wiege legen, ihm Glück, Glanz und Ehre für jeden seiner Tage verheißend. Er ist ein Sonntagskind der realen Welt, — von der Natur erschaffen, froh zu sein und andere froh zu machen. Und als ob sie in dieser Sonntagslaune gleichzeitig hätte den Beweis liefern wollen, daß die Pessimisten unrecht haben, sie grausam zu nennen, setzte sie dieses Lieblingskind zwar auf einen steinigen, unfruchtbaren Nährboden, aber sie gab ihm die Kraft, trotzdem so tief zu wurzeln, daß es sich zu voller Herrlichkeit entwickeln konnte. Franz von Defreggers Leben mahnt an die Bäume seiner bergigen Heimat, deren mächtiger Stamm zum Himmel strebt, trotzdem sie in kargem Erdreich auf felsigem Untergrund wurzeln.



Franz Defregger

Auf einem zur Gemeinde Dölsach im Pusterthal gehörigen einsam an hoher Berglehne gelegenen Bauernhofe wurde Franz Defregger als ältester Sohn des Hofbesitzers geboren. Seine Eltern lebten in, nach dem bäuerlichen Maßstabe jener Gegend gemessen, auskömmlichen Verhältnissen; das Elend der Armut hat der Künstler niemals kennen gelernt. Aber selbst wenn die dem Vater zur Verfügung stehenden Mittel noch reichlicher gewesen wären, würde er doch kaum daran gedacht haben, den Sohn aus der Einsamkeit des Bauernhofes in die Welt hinauszuschicken, um ihn etwas lernen, ihm eine höhere Bildung geben zu lassen. Nach alter Sitte war der älteste Sohn der Erbe des Hofes, und was ihm



Geburtshaus Franz von Defreggers zu Stronach, Gem. Dölsach in Tirol. Ölstudie.

geworden war, um einen solchen Posten auszufüllen, zum Knecht seines Vaters. Früh schon zeigte er seine künstlerische Begabung; er knetete aus Krapfenteig Figuren und Tiere und schnitt mit der Schere Figuren und Landschaften aus Papier, das er aus alten Büchern gerissen hatte. Der erste Bleistift, dessen er habhaft wurde, bedeutete für ihn einen großen Fortschritt in seiner Kunst, da er ihn befähigte, den ausgeschnittenen Figuren nun auch Gesichter zu malen. Kunstfeindlich

für diesen Beruf zu lernen nötig war, lernte er am besten auf dem Hofe. Er begann damit, das Vieh zu hüten, und avancierte, als er groß und stark genug



Wirtsstube in Winklern. Von Franz von Defregger im Jahre 1860 gezeichnet. Aus der vorakademischen Zeit des Meisters.

zeigten sich weder die Eltern noch die Nachbarn; sie hatten vielmehr ihre Freude und ihr Vergnügen an der Begabung des Knaben, der Vater schenkte ihm Bleistifte, im Dorfe genoß der Defregger-Franzl um seiner Kunst willen eine gewisse Berühmtheit. Aber unter denen, die sich seiner Kunst freuten, war niemand, dem eine Ahnung aufgegangen wäre, daß der Knabe zu Höherem berufen war, als Ziegen zu hüten und Knechtsdienste zu verrichten. Auch von den kunstverständigen Mäcenen, die manchmal Talente entdecken und fördern, reiste damals zufällig keiner durch das Pusterthal; aus sich selbst heraus sollte Defregger werden, was er geworden ist.

Dem Zweiundzwanzigjährigen starb der Vater, und damit fiel ihm der Hof zu. Aber mit der Unabhängigkeit packte ihn auch die Unruhe, — er, dem in Abhängigkeit von dem Vater niemals der Wunsch gekommen war, sein Glück anderswo zu versuchen, hielt es nicht aus auf dem Grund und Boden, der sein eigen geworden war. Wie diese Unruhe an ihm zehrte, wie sie ihn hineintrieb in die Künstlerlaufbahn, das berichtet Friedrich Pecht in seinem Franz Defregger gewidmeten Artikel des bei C. H. Beck erschienenen Buches „Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts" so anschaulich mit Defreggers eignen Worten, daß ich mir nicht versagen kann, diesen Passus des von warmer, ehrlicher und uneingeschränkter Bewunderung für den Künstler erfüllten Artikels hier wiederzugeben: „Als ich zweiundzwanzig Jahre zählte, starb mein Vater plötzlich in den besten Jahren," erzählt Defregger, „und der schöne Hof fiel also mir zu. Das empfand ich nun bald als ein großes Unglück, denn ich war höchst ungeschickt in allem, was Kaufen und Verkaufen, Erwerben und Zusammenhalten angeht. Jeder Viehmarkt, auf den ich zog, um mein Vieh loszuschlagen, junges anzuschaffen, bereitete mir eine Demütigung und ließ mich übervorteilt heimkehren. Die Bauerschaft ward mir dadurch bald unsäglich verleidet. So ergriff mich denn das damals in Tirol grassierende Auswanderungsfieber und ich beschloß mit mehreren Altersgenossen, daheim alles zu verkaufen und nach Amerika zu ziehen. Das ging aber nicht so schnell, um so mehr, als alle meine Verwandten über meine Thorheit ein fürchterliches Geschrei anfingen. Ich blieb indes, gründlich angeekelt vor meiner Existenz, fest und verkaufte den Hof an einen Vetter. Die Genossen, die ich für die Auswanderung gehabt, hatten sich inzwischen meist wieder eines Besseren besonnen, und die, welche noch mit mir gegangen wären, behagten mir nicht. Da, allein und ratlos, fiel mir auf einmal wie der Blitz ein, ich könnte ja nach Innsbruck gehen und ein Bildhauer werden, was mir ja doch das Liebste von allem wäre, — denn vom Malen wußte ich eigentlich gar nichts. Ich ging zum Pfarrer, um ihn zu fragen, auch dem schien das wenigstens immer noch klüger als die Auswanderung nach Amerika, um so mehr, als er den Professor Stolz kannte, der dort an der Gewerbeschule als Lehrer der Bildhauerei wirkte. Er gab mir also an diesen eine



Das Atelier des Künstlers. Nach einer Photographie.

Empfehlung mit, und ich machte mich alsbald, obwohl bereits vierundzwanzig Jahre alt, dennoch voll Freuden über den neuen Lebensberuf, dorthin auf den Weg. Der Professor nahm mich wohlwollend auf und war mit meinen Erstlingsarbeiten sehr wohl zufrieden, erklärte mir aber schon nach wenigen Monaten, ich thäte eigentlich besser, Maler zu werden, weil ich da mein Brot leichter verdienen würde und auch mehr Befähigung dazu zu haben scheine. Ich, der ich nun schon Kunstwerke genug gesehen hatte, um einigermaßen zu wissen, was es mit der Malerei auf sich habe, war damit sehr einverstanden, als er mir eines Tages vorschlug, ihn bis nach München zu begleiten, da er gerade nach Bregenz oder Feldkirch reisen müsse, um fertige Heiligenfiguren aufzustellen, und dabei München passieren werde. Er führte mich dort sofort zu Professor Piloty, den er schon kannte, um mich demselben zu empfehlen. Es war dies um das Jahr 1860, ich traf ihn also gerade an seinem Nero malend. Den Eindruck, den mir das mächtige Bild mit seinen herrlichen Figuren machte, werde ich zeitlebens nicht vergessen, es war, als ginge mir eine neue Welt auf. Da ich noch meine Tiroler Lederhosen und den Gurt trug, schon so groß und alt war, sah mich Piloty sehr erstaunt an, war aber doch überaus freundlich und aufmunternd, obwohl er mich bei meinem Mangel aller Vorkenntnisse noch nicht aufnehmen konnte. Er wies mich vielmehr in die damals an die Kunstgewerbeschule angeschlossene Vorbereitungsklasse der Akademie, wo ich denn auch durch Direktor Dyk aufgenommen ward und zwei Semester gleichzeitig mit dem Ungarn Benczur sehr eifrig tagsüber arbeitete, überdies dann noch abends mich in der bekannten Privatanstalt Filsers im Aktzeichnen übte. So bestand ich denn nach einem Jahre das Aufnahmeexamen in die Akademie sehr wohl und kam zu Professor Anschütz in die Malklasse. Da gefiel es mir aber sehr wenig, der Unterricht taugte mir nicht und das Münchener Klima ebensowenig. Als mich daher ein allda weilender Freund einlud, nach Paris zu kommen und dort malen zu lernen, besann ich mich nicht lange und ging hin. Der Sprache wenig mächtig und in die Akademie als Ausländer aufgenommen, arbeitete ich für mich, ohne sonderlich weit zu kommen, sah aber doch sehr vieles und bildete so meinen Geschmack aus. Nach fünfviertel Jahren, in denen sich wenigstens meine Gesundheit ganz hergestellt, verließ ich Paris wieder und kehrte nach München zurück, traf aber Piloty nicht,

Franz von Defregger in seinem Atelier. Nach einer Photographie.

der in Karlsbad war und erst in zwei Monaten wiederkommen sollte. Ich ging derweil in meine Heimat, malte dort auf einer Alm den ganzen Sommer durch Studien und unzählige Porträts aller meiner Verwandten und Bekannten, ja fing sogar ein Bild an, einen Wilderer, der verwundet nach Haus zurückgebracht wird, während seine Frau gerade das Kind badet. Mit diesem kehrte ich im Herbst 1864 nach München zurück, wo mich dann Piloty endlich aufnahm. Das Erstlingswerk aber, an dem ich fast schon ein Jahr gearbeitet, zerriß beim unvorsichtigen Trocknen am Ofen, und ich mußte es gleich von neuem anfangen, ohne daß die Wiederholung so gut geworden wäre als das Original. Dieses ward erst später wieder zusammengeflickt."



Porträtskizze. Nach einer Originalzeichnung.

Defregger deutet in dieser schlichten Selbstbiographie in Dankbarkeit selbst an, was er seinen Meistern und seinen Lehrjahren verdankt, — die Beherrschung der Technik, die Erweiterung seines Horizontes, die Bildung seines Geschmackes. In dieser Beziehung ist ihm sogar der Aufenthalt in Paris segensreich gewesen, trotzdem es sonst dort nicht viel gab, was gerade seiner Eigenart Nutzen bringen konnte. Wichtiger aber als alles, was er in seinen Lehrjahren gewann, ist, daß er in ihnen nichts verlor von dem Schatz, den er in sich trug. Man denke sich den jungen Tiroler Bauern, mit der Absicht, auch ein Künstler zu werden, fast unvermittelt in die Künstlerkreise Münchens

Ölstudie zu dem Gemälde „Mittagsrast."



Ölstudie.

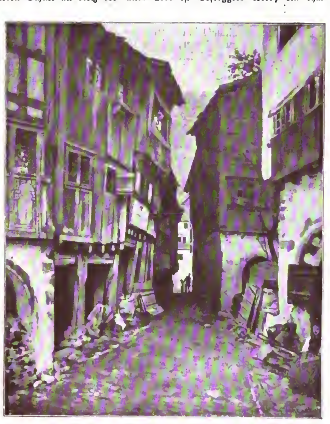
abgleiten, was seiner Individualität nicht zuträglich sein würde. In die Ferne gezogen, um der Ferne abzugewinnen, was ihm die Heimat nicht bieten kann, — die künstlerischen Bildungsmittel, bleibt er doch der Heimat treu, als ob ihm immer gegenwärtig gewesen wäre, daß alles, was ihm die Fremde bieten konnte, nur Mittel waren, um den köstlichen Schatz auszumünzen, den seine Seele barg, — Heimatliebe und Jugenderinnerungen. Sein erstes Bild behandelt ein Tiroler Motiv, — mit Ausnahme zweier Madonnenbilder hat er niemals andere Motive behandelt.

Man sagt, Defregger idealisiere sein Heimatland und die Tiroler; er sei ein Schönfärber, indem er immer nur saubere Tiroler Mädchen, blühende Frauen, stattliche Bursche und sympathische alte Leute male. Daß er das thut, ist — von ein paar Studienköpfen alter Männer, denen der Enzianbranntwein bedenklich aus den Augen blinkert — ebenso Thatsache, wie die, daß es „im Tirol“ ganz wie in anderen Ländern auch eine ganze Menge häßlicher Menschen beiderlei Geschlechts und jedes Alters gibt. Defregger selber wird das wahrscheinlich nicht bestreiten. Aber wenn man auch aus dem Vorhandensein der Häßlichkeit mit guter Berechtigung den Schluß ziehen kann, daß es des Künstlers gutes Recht sei, auch das Häßliche darzustellen, und wenn ich für meine Person auch gern zugebe, daß mir das Häßliche unter Umständen außerordentlich interessant sein kann, so darf man doch

versetzt. Wie mächtig die Eindrücke waren, die auf ihn einstürmten, wie mächtig er diese Eindrücke selbst empfand, das klingt uns noch heute aus den Worten entgegen, mit denen er seines ersten Besuches bei Piloty gedenkt. Es erscheint fast wie ein Wunder, daß der junge Künstler trotz dieser ganz naiven Bewunderung für die Großen der Kunst nichts aufgab von seiner Persönlichkeit, daß er nicht ein Nachahmer wurde. Nicht ein einziges unsicheres Tasten, wo die Fülle der Anregungen verwirrend auf ihn eindrang, ehrliche Bewunderung, aber nicht ein Augenblinzeln, wo von allen Seiten blendendes Licht auf ihn einströmte. Instinktiv wie das Kind der Natur fühlt er, was ihm taugt und was ihm nicht taugt, nimmt er, was er braucht, und läßt an sich

diesen Schluß nicht dahin erweitern, daß der Künstler gezwungen sei, auch das Häßliche zu malen. Defregger sieht die Häßlichkeit sicher auch; wenn es ihm widerstrebt, sie zu malen, ist er deshalb nicht unwahr, nicht einmal ein Schönfärber. Den Vorwurf dürfte man ihm mit Recht nur dann machen, wenn er in Süßlichkeit verfiele oder wenn er für seine Tiroler ein paar Schablonen hätte, feststehende Typen ohne den Reiz der Individualität. Aber wenige Maler der Gegenwart lassen sich mit Defregger in der Kraft der Charakteristik und der Verschiedenheit der Charakteristik vergleichen.

Man sagt auch, Defregger sei in der Farbe hart und er sei von den Neueren oder von der neueren Schule an Reiz der Farbe überholt worden. Defregger hat allerdings keines seiner Bilder einzig um der Farbe willen gemalt. Haben die Jüngeren hierin einen Vorzug vor ihm, so vermag ich diesen nicht so ungeheuer hoch zu schätzen. Eine Farbensymphonie kann etwas sehr Schönes, aber auch, besonders auf die Dauer, etwas sehr Blödes, Langweiliges und Inhaltloses sein, und wenn nur die Technik den Künstler machte, hätten es die Jüngeren leicht, auf den Schultern der Älteren zu stehen. Den „Kennern“ eine Augenweide zu bereiten, ist gewiß eine dankbare Aufgabe. Aber an seiner eignen Kraft Hunderttausende sich stärken zu lassen, aus dem Frohmut und der Liebenswürdigkeit seiner eigensten Natur eine Quelle der Erquickung für andere sprudeln zu lassen, die Volksseele in ihren Feiertagsempfindungen zu belauschen und diese Regungen charakteristisch zu gestalten, die glorreiche Geschichtsepisode eines heldenhaften Volksstammes in Bildern zu schreiben, die nicht nur diesem Volksstamme, sondern allem Volke verständlich sind, die nicht eine pathetische Geschichtsverherrlichung darstellen, sondern zum Herzen sprechen, — das lohnt sich auch, mehr noch, es gehört ein ganzer Mann und ein ganzer Künstler dazu, um es zu können. Das alles aber ist Defreggers Werk, ein ihm



Ölstudie.

wohlgelungenes Werk, trotzdem seine Bilder nach Ansicht mancher Leute hart in der Farbe sind.

Vielleicht könnte man darüber erstaunt sein, daß Defregger an den überwältigenden Naturschönheiten seines Heimatlandes so scheinbar achtlos vorübergeht, daß er niemals den Versuch gemacht, sie ebenso zu schildern, wie er die Menschen seiner Heimat geschildert hat. Dem nicht in einer ragenden Gebirgswelt aufgewachsenen Norddeutschen zumal liegt dieses Erstaunen nahe. Wenn er die übliche Reise nach Tirol macht, macht er sie zumeist um der Landschaft willen, und die Menschen und der Menschen Werk darin sind ihm zunächst nur eine winzige Staffage. Nähme er nicht die Erinnerung an Defreggersche Bilder mit, so würde er sie vielleicht ganz übersehen angesichts der ragenden Berge, der steilen Felsschroffen, der ziehenden Wolken und des ewig wechselnden Spiels der Beleuchtung. Mir wenigstens ist es so in Tirol ergangen, daß eine durch eine zufällige Gruppe unwillkürlich auftauchende

Ölstudie.



Die Bettelsänger. Nach dem gleichnamigen Gemälde.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Die heilige Familie. Nach dem Gemälde von Franz von Defregger.
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)



Ölstudie zu dem Gemälde: „Andreas Hofers letzter Gang“

Erinnerung an Defregger erst den Zauber lösen mußte, den die gewaltige Natur hier um jeden spinnt, der ihr als ein Fremder entgegentritt. Was ich erstaunlich finde, ist natürlich nicht, daß Defregger neben seinen Tiroler Genrebildern nicht auch Tiroler Landschaften gemalt hat, sondern daß er in seinen Bildern der Landschaft beinahe ängstlich aus dem Wege geht. Seine Genrescenen spielen entweder im Innern der Tiroler Bauernhäuser oder in der Enge der Straßen eines Tiroler Dorfes, die uns kaum einen Ausblick auf die Landschaft gewährt. Ob nun dem innerhalb dieser Landschaft aufgewachsenen Künstler ihre von Kindheit auf gesehenen Wunder als etwas Selbstverständliches erschienen sind, ob ihm die Kraft nicht gegeben ist, sie zu sehen und wiederzugeben, — hier scheint mir seine Kunst von einer Schranke eingeengt zu sein.

Ganz ohne Einfluß ist die Pilotysche Richtung auf Franz von Defregger nicht geblieben; ihm kann man es wohl mit Recht zuschreiben, daß der junge Künstler sich bestrebte, das reine Genre, dem er sich in seinem ersten Bilde, dem verwundet heimgetragenen Wilderer, zugewandt hatte, durch geschichtliche Anklänge bedeutungsvoller zu machen. So entstand das Bild, mit dem Defregger den ersten entscheidenden Sieg in der Öffentlichkeit erfocht, sein

Speckbacher, dem eine Reihe anderer Bilder gefolgt sind, die gleichfalls Stoffe aus dem Heldenkampfe der Tiroler unter Andreas Hofers Führung behandeln. Es ist nun gar keine Frage, daß Defreggers Art, Geschichte zu malen, sehr wesentlich abweicht von der Art, wie andere Künstler diese Aufgabe aufgefaßt haben, und daß man an seine Bilder historischen Genres nicht mit den schulmäßig festgelegten Anforderungen treten darf, die man gewöhnlich



Studienkopf. Nach einem Ölgemälde.

an sogenannte Historienbilder macht. Die Individualität des Künstlers ließ sich auch hier wohl anregen, aber nicht einzwängen; er griff nach dem seinem Herzen nahe liegenden Stoff und behandelte ihn in der seiner Individualität entsprechenden Form, und wer diesen Bildern des Künstlers unbefangen gegenübertritt, wird zugestehen müssen, daß gerade dieser Stoff, der Tiroler Bauernaufstand, in keiner anderen Behandlung wirksamer, packender, überzeugender hätte zur Darstellung gebracht werden können. Unter diesen Bildern — es sind der „Speckbacher,“ „Andreas Hofer in der Hofburg zu Innsbruck,“ „Das letzte Aufgebot,“ „Die Heimkehr der Sieger“ und „Andreas Hofers Gang zum Tode“ — ist nur eines, das akademisch-mühsam gruppiert erscheint und den Beschauer trotz der wundervollen Einzelcharakteristik ziemlich kalt läßt, — es ist Andreas Hofer in der Hofburg zu Innsbruck. Defregger hat den Augenblick dargestellt, in dem ein Abgesandter des Kaisers Franz Andreas Hofer die Bestallung zum Statthalter von Tirol überreicht. Den Mann, der niemals nach Macht gestrebt, den kein Funke von Ehrgeiz, nicht der leiseste Wunsch, eine Rolle zu spielen, sondern nur die Liebe zur Freiheit, zu seinem Volke und dem angestammten Fürstenhause dazu getrieben hatte, seinen bürgerlichen Beruf mit der Waffe zu vertauschen und seine Landsleute zum erbitterten, heldenhaften Befreiungskampf zu rufen, vermag die ihm widerfahrene Ehre nicht zu blenden. Seine Hand zögert, den Bestallungsbrief entgegenzunehmen, sein Auge blickt düster und beinahe mißtrauisch, als ob die Zukunft mit ihrem vergeblichen Ringen, ihren Enttäuschungen und ihrer blutigen Schlußkatastrophe vor ihm aufgeschlagen wäre. Aber der Vorgang selbst hat wie alle diplomatisch angekränkelten Haupt- und Staatsaktionen etwas Kühles und Förmliches, über das auch der scharf erfaßte und ergreifende Gesichtsausdruck Andreas Hofers nicht hinweghilft. Dagegen kann ich mich dem Urteil, das die Haltung Andreas Hofers auf einem anderen Bilde, auf dem letzten Gange in Mantua, theatralisch und gemacht findet, durchaus nicht anschließen. Die interessante Ölstudie zu diesem Bilde, die die Leser unter den diesem Artikel beigegebenen Illustrationen finden, hat in der Ausführung



Die neue Pfeife. Nach dem gleichnamigen Ölgemälde.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

manche Veränderung erfahren, vor allem tritt die Figur Andreas Hofers mehr in den Vordergrund. Daß dieser Sandwirt von Passeier ein ganzer Held war, der in einer gerechten Sache unterlegen ist und von der brutalen Gewalt zum Tode geschleppt wird, muß jedem Beschauer des Bildes, auch wenn er niemals von Andreas Hofer und seinem Schicksal gehört hätte, klar sein. Und das scheint mir das Wesentliche. Das Theatralische fängt erst da an, wo es diesen Eindruck beeinträchtigt, und es gibt gewiß außer mir noch manchen anderen, der in der Haltung Andreas Hofers

nur die Würde des zum Tode schreitenden Helden und stattlichen Mannes erkennt. Aber über den Geschmack läßt sich nicht streiten und ich will mit niemandem rechten, der den drei anderen Tiroler Geschichtsbildern des Künstlers vor diesen beiden den Vorzug gibt. Mir selber ist das „letzte Aufgebot" vor allen anderen das liebste, das Gegenstück der von uns reproduzierten „Heimkehr der Sieger." In diesem die Dorfstraße entlang schreitenden Trupp von Greisen, die, zu Waffen umgewandelte Aufschlagen der nägelbeschlagenen Stiefel auf dem Pflaster der Dorfstraße herauszuhören vermeinen, — tak, tak, tak, tak, dem Feinde entgegen, dem Tod entgegen. Nur Weiber, Kinder und Verwundete bleiben im Dorf zurück, und keines von ihnen sucht einen der Dahinschreitenden zu halten, — in aller Augen ist dieselbe Entschlossenheit, dasselbe unerbittliche Gefühl: „Es muß sein!" Gewitterschwüle Stille auf diesem, Trommeln und Pfeifen, Jauchzen und Jubel auf dem anderen Bilde Defreggers, auf



Die Brüder. Nach dem gleichnamigen Ölgemälde.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Arbeitsgeräte über der Schulter, dem Feind entgegenziehen, ist eine so wilde, konzentrierte, todbereite Entschlossenheit ausgeprägt, daß diese armen, altersmüden Gesellen mit ihrem morschen Gebein wie eine furchtbare Naturerscheinung wirken, wie eine schwarze Gewitterwolke, aus der sich im nächsten Augenblick ein Unwetter entladen muß. Und wie dem Losbruch eines solchen Wetters eine unheimliche Stille vorauszugehen pflegt, so beherrscht dieses Bild Defreggers eine atemlose, lautlose Spannung, aus der wir nur das taktmäßige der „Heimkehr der Sieger." Aus dem Siegesjubel heraus, mit dem die deutschen Truppen 1871 in der Heimat empfangen wurden, soll dieses Bild Defreggers entstanden sein. Man glaubt es gern, — wäre es doch nur ein Beweis für das Selbstverständliche, daß des Künstlers Herz in jenen Tagen mitgejubelt hat. Daß er sich den Jubel übertrug in seinen heimatlichen Urtext und in seine künstlerische Originalsprache, — wer wollte es ihm verdenken! Die Leser finden das köstliche Bild, auf dem man immer wieder neue charak-



Studienkopf. Nach einem Ölgemälde.
Aus der Defregger-Studienmappe, Verlag von
C. T. Wiskott, Breslau.

teristische, entzückende Einzelzüge entdeckt, in diesem Hefte. Wie ein Bergstrom ergießt sich der Zug der Sieger in die Straße, ein erbeutetes Geschütz, eine Schar von Gefangenen mit sich führend. Der jauchzende Fahnenträger in der Mitte der dem ersten Führer folgenden Gruppe von Spielleuten, hinter dem mit ein paar feisten Gäulen bespannten Geschütz ein zweiter, dessen weiße Zähne uns entgegenblitzen, — die Fahne, die er trägt, ist ein feindliches Feldzeichen, im blutigen Gefecht erbeutet. Die Einwohner des Ortes, groß und klein, drängen auf die Straße, staunend, bewundernd, in jauchzender Freude oder schmunzelnd, als ob sich ein mit Sicherheit erwartetes Ereignis vollziehe. Was diesen und anderen Bildern Defreggers die hinreißende Lebendigkeit und die höchste Naturwahrheit gibt, das ist die geniale Intensivität, mit der der Künstler alle Teilnehmer einer Scene auf den Mittelpunkt der Handlung zu konzentrieren weiß. Es gibt bei ihm niemals raumfüllende Statisten. In seinem Speckbacher hat Defregger nur eine historische Anekdote gemalt und dieses historische Genrebild steht den Genrebildern des Künstlers am nächsten. Während Speckbacher mit anderen Führern des Volksaufstandes an einem Tisch in einem Bauernhause über Karten und Plänen Rat hält, kommt ein Hause bewaffneten Volkes von einem Scharmützel zurück und drängt in die Thüre. Voran, von einem Alten halb geschoben, stolz und doch verschämt, eine Strafrede erwartend und doch wissend, daß diese Strafrede nicht gar so ernst gemeint sein wird, Speckbachers Sohn Anderl, ein Bursch vielleicht von zwölf Jahren, für den der Stutzen, der ihm über der Schulter hängt, viel zu schwer erscheint. Gegen den ausdrücklichen Befehl des Vaters ist er mit hinaus in den Kampf gegen die Unterdrücker gezogen; daß er da draußen seine Schuldigkeit gethan hat, liest man aus den Gesichtern des Alten, der ihn vorwärts schiebt, und der ihm folgenden Kampfgenossen. Speckbacher ist von seinen Plänen und Karten



Studienkopf. Nach einem Ölgemälde.
Aus der Defregger-Studienmappe, Verlag von
C. T. Wiskott, Breslau.



Inneres einer Sennhütte. Ölstudie.

aufgesprungen und sieht auf den verlegen den Hut in den Händen drehenden Jungen, — er ist erzürnt darüber, daß der Sohn sein Verbot nicht geachtet hat, und doch auch wieder so stolz auf den prächtigen Buben, daß er ihn im nächsten Augenblick jedenfalls in die Arme schließen wird. Wie gesagt, nur eine gemalte historische Anekdote; aber diese Anekdote charakterisiert den Geist, der in den Tirolern lebte, besser, als es ein Geschichtswerk thun kann, und ihre Darstellung durch Defregger sagt dem Beschauer mehr, als ein ganzer Cyklus von Historienbildern größten Formates zu sagen vermöchte.

Als eines der ersten Genrebilder Defreggers, mit dem der Künstler in die Öffentlichkeit trat — bald nachdem er mit seinem Speckbacher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte — nennt Friedrich Pecht das Bild „Die Brüder", das die Leser gleichfalls wiedergegeben finden. Der älteste Sohn eines wohlhabenden Bauernhauses, der ein Studierter werden soll, kehrt, städtisch angethan, mit dem Beginn der Ferien aus der Stadt in das Vaterhaus zurück, wo ihn mit den Eltern und Geschwistern auch ein, während seiner Abwesenheit angekommenes und ihm bisher noch unbekannt gebliebenes Brüderchen begrüßt. Schon in dieser intimen Familienscene tritt ein Gegensatz zwischen dem Tiroler Nationalkostüm und der städtischen Kleidung hervor, den Defregger später häufig durch bewußte Steigerung zu liebenswürdig-humoristischer Wirkung ausgenutzt hat. Das ist besonders in dem Bilde „Mittagsrast" der Fall, dessen ersten Entwurf wir reproduzieren durften. Eine Touristin hält ihre Mittagsrast in einer Unterkunftshütte, in der eine Schar von Holzknechten gleichzeitig eingekehrt ist. Gegenseitig staunt man sich durchaus ungeniert, aber auch durchaus gutmütig an, — unbehaglich fühlt sich keine der beiden Parteien. Die durchschlagende Wirkung des dem gleichen Stoffgebiet angehörigen „Salontirolers" ist noch in aller Gedächtnis. Hier macht sich Def-

regger über die zahlreichen Sonderlinge, die für eine vierzehntägige Reise in Tirol auch das Tiroler Nationalkostüm anlegen zu müssen meinen — ein paar solcher Erscheinungen auf dem Bahnhof in Innsbruck werden mir lebenslang eine köstliche Erinnerung sein — direkt lustig. Aber mit wie feinen künstlerischen Mitteln, die auch den leisesten Zug der Karikatur verschmähen, wo doch die Erscheinung selbst direkt zur Karikatur herausfordert, ist das geschehen, mit welcher diskreten Liebenswürdigkeit und doch mit wie unwiderstehlicher Wirkung! Der von den Tirolerinnen und den Tirolern Gefrozzelte merkt gar nicht, daß er gefrozzelt wird, und zu Hause wird er sicher Wunderdinge davon zu erzählen wissen, was seine Ledernen und seine Lodenjoppe für einen tiefen Eindruck gemacht haben. Ist Defregger an dem fremden Element nicht vorübergegangen, das während der Sommermonate in Tirol Erholung und Naturgenuß sucht, so schildern doch die meisten seiner Bilder die Tiroler unter sich, im Familienkreise, bei ihren Vergnügungen oder bei dem wichtigen Ereignis einer Viehschau. Alle diese Bilder sind von gleicher Frische, Liebenswürdigkeit und Lebenswahrheit und von einer Verschiedenartigkeit der Motive, die den Beschauer nicht ermüden lassen würde, auch wenn er die sämtlichen Werke Defreggers in einer Galerie vereinigt sehen würde. Selbst seinen außerordentlich zahlreichen männlichen und noch zahlreicheren weiblichen Studienköpfen wohnt ein so starker individueller Reiz inne, daß man nicht müde wird, sie anzusehen. Für ihn selbst ist der von ihm entdeckte Schatz unerschöpflich gewesen; seine Nachahmer, gute und schlechte, haben allerdings häufig genug daneben gegriffen und Talmi statt Gold zu Tage gefördert.

Von den beiden Madonnenbildnissen hat das zuerst gemalte und von uns reproduzierte eine zwar nur schlichte, aber nichtsdestoweniger ergreifende Geschichte. Der Künstler hatte seine ersten Bilder gemalt, die alle Welt entzückten, er hatte sich in der Nähe von München ein eignes Heim erworben und ein geliebtes junges Weib an seinen Herd geführt, — da packte den lebensfrischen, kräftigen und kernigen Mann ein heimtückisches Leiden, ein Gelenkrheumatismus, der aller Kunst der Ärzte spot-



Ölstudie.



Studienkopf. Nach einem Ölgemälde.

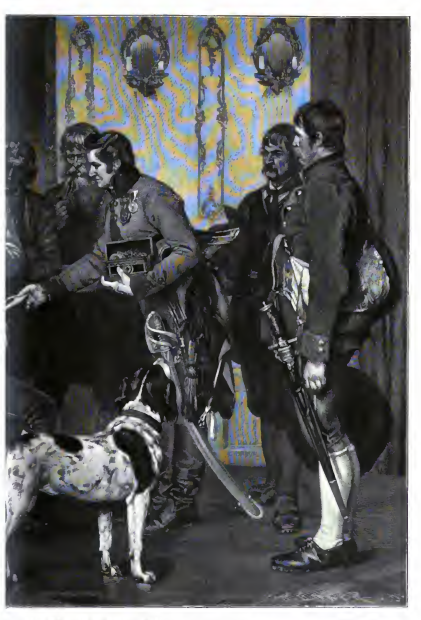
tete und ihn so vollkommen lähmte, daß er zwei Jahre hindurch nur auf dem Sofa liegend malen konnte. In dieser Leidenszeit entstand jene Madonna mit dem Christusknaben, ein Bild, das er als Geschenk für die Kirche seiner Heimatgemeinde Dölsach bestimmte. Eine Abordnung der Gemeinde Dölsach kam nach Bozen, wo der leidende Künstler sich anshielt, um ihm zu danken, und die alten Jugendbekannten bewogen ihn, einen weisen Bauer jener Gegend zu Rate zu ziehen, der Krankheiten dieser Art mit Streichen und Kneten behandelte. In wenigen Wochen war Defregger geheilt, — lebten wir in einer weniger nüchternen Zeit, so würde man diese Heilung wahrscheinlich zu einem Wunder der von dem Künstler gemalten Madonna von Dölsach gestempelt haben.

Seither lebt Franz von Defregger in einem prächtigen Künstlerheim in München, ein glücklicher Gatte und Vater und ein glücklicher Künstler, in rüstigem Schaffen. Zu Millionen hat seine Kunst gut, tüchtig, kräftig und liebenswürdig gesprochen, und Millionen danken dem Künstler gern und freudig den reinen, erfrischenden Genuß seiner Werke.



Andreas Hofer in der Hofburg zu Innsbruck am 20. S

(Nach einer Photographie von



ptember 1809. Nach dem Gemälde von Franz von Defregger.
Franz Hanfstaengl in München.)

Der Quempas und die Ars amandi.

Novelle

von

Ernst Behrend.

(Abdruck verboten.)

In der Marienkirche der ehemals durch den Reimspruch:

> Der bernauische heiße Brei
> Macht die Mark hussitenfrei!

zugleich als eine hervorragende Braustätte und als die Besiegerin der Koskaschen Hussitenhorde gefeierten Stadt Bernau hängt an einem Pfeiler das mit Ölfarben gemalte Brustbild des Propstes Martin Strömann, der während des dreißigjährigen Krieges die Seelsorge für die Bernauer in rühmenswerter Weise ausgeübt hat, und dessen Gebeine unter dem Hochaltar der Kirche ruhen. Das Bild zeigt einen stattlichen Mann in vorgerückten Jahren und von ernsten Gesichtszügen und läßt bei genauer Betrachtung erkennen, daß der Maler an der rechten Hand des Konterfeis nachträglich eine Änderung vorgenommen hat. Hierüber berichtet der bernauische Chronist Seiler also: Der Maler habe dem seligen Manne erstlich eine sogenannte Plattmütze in der rechten Hand gemalt von der Art, die damals unter den Predigern aufgekommen sei; die Frau Witwe aber habe die Mütze, die sie für eine neue stolze Mode gehalten, aus dem Grunde, weil ihr Eheherr bei seinem Leben kein sonderbarer Patron solcher Mützlein gewesen sei, ausstreichen und ihm eine Blume in die Hand malen lassen. Beider Eheleute Sinn ist hierdurch artig gekennzeichnet: er ein ernsthafter Mann, alamodischem Krimskrams abhold, sie ein blumenfreundliches Wesen voll Verständnis für die Eigenart des Gatten. — Martin Strömann, der Sohn eines bernauischen Bürgermeisters, war in dem jugendlichen Alter von fünfundzwanzig Jahren kurz nach Beginn des großen Krieges, doch noch bevor der schreckliche Sturm über die märkischen Fluren hereinbrach, in das wichtige und für damalige Verhältnisse recht einträgliche Amt des Propstes seiner Vaterstadt berufen worden und hatte bald nach Neujahr 1620 Dorothea Gaster, eines Stettiner Ratsverwandten Tochter, ehelich heimgeführt. Dies vermeldet ebenfalls der Chronist, der mir noch manches andere von dem, was ich erzählen will, anvertraut hat, wennschon ich wegen des Hauptbegebnisses in dem jungen pröpstlichen Ehestande auf diejenigen Quellen angewiesen war, die gemeiniglich den Poeten allein zugänglich sind, und die sie aus Handwerksrücksicht nicht verraten sollen. — — —

Der erste Advent des Jahres 1620 stand vor der Thür. Noch einmal, ehe die Natur dem alljährlichen großen Sterben verfiel, das von den Posaunenstößen der Novemberstürme voraus verkündigt worden war, gab es milde Tage mit blauem Himmel und tröstlichem Sonnenschein, umhüllte Dämmerduft die Gegenstände der Ferne und spielte zitternder Glanz auf den wenigen vergilbten Blättern, die der Wind der alten Linde vorm lateinischen Schulhause nächst dem Marienkirchhof gelassen hatte. Aus dem Brauhaus der gleichfalls an diesem Kirchplatz gelegenen Propstei, aus dem der Rauch kerzengerade hochstieg, verkündend, daß neuer Sud des vielbegehrten Priesterbräus in der Pfanne kochte, war die junge Herrin des Pfarrhofes in den anstoßenden Garten getreten. Es war kein sehr erfreuliches Bild, das sich ihren Augen bot: umgegrabene Beete und längs des Zaunes sowie der Steige dürftige blattlose Stämmchen. Die Bäume, die vormals der Stolz des Gartens gewesen waren, hatte die noch unverblühte Witib des Amtsvorgängers Strömanns, die sich auf letzteren Hoffnung gemacht, aus Ärger über deren Fehlschlagen vor ihrem Abzug aus der Propstei niederhauen lassen. Ihre Nachfolgerin im Regiment hatte sich beeilt, auf der Stätte der Verwüstung neue Ordnung zu schaffen, und im Frühling und Sommer allerlei bunte und wohlriechende Blumen auf den Beeten gezüchtet, im Spätherbst aber an die hundert Stämmchen von Obstbäumen mit dem Wunsch auf fröhliches Gedeihen und einstige dankbare Vergeltung eingepflanzt. Nun war sie heute, wie seither täglich, herausgekommen, um nach ihren Pfleglingen

zu sehen, obwohl der schärfste Blick keine Veränderung an ihnen wahrzunehmen vermochte. Doch wessen sich die Pröpstin einmal angenommen hatte, verlor für sie nimmer an Interesse, sofern es ihr eine gute und gewinnbringende Sache deuchte. Wie sie jetzt, die schlanke Gestalt in ein züchtig anliegendes blaues Wollengewand gehüllt, im Schmuck ihres hellblonden Haares, das am Hinterhaupt in einen Kranz geflochten war, während zu beiden Seiten des frischen Antlitzes gelockte Strähnen auf den breiten gestickten Halskragen herabfielen, mit leichten Schritten die Steige entlang ging, hin und wieder stehen bleibend, um ein Stämmlein fester an seine Stütze zu binden oder auch nur die Spitze schmeichelnd mit der Hand zu streicheln, hätte sie ihrem Eheherrn, der in der klassischen Mythologie stark beschlagen war, als eine liebliche Verkörperung der die Erde zu reichlichem Wachstum von Bäumen und Kräutern segnenden Göttin Ceres erscheinen können, wenn er aus dem Fenster seiner Studierstube nach dem Garten hinausgeschaut hätte. Solches aber that er zu eignem Schaden nicht; er saß jetzt wieder, wie so viele Stunden des Tages und der Nacht über verzwickten Berechnungen des Laufes und der Begegnung der Gestirne; denn neben seinem Amte erfüllte ihm die Astrologie Herz und Sinn. Und das war der Wermut, den seine junge Gattin tagaus tagein aus güldenem Becher schlürfen mußte. Auch zu dieser Stunde, als sie am Ende des Gartens umgekehrt war und fast bangsam nach dem Fenster der Studierstube sah, dachte sie schmerzlich daran, wie anders, als sie einst geträumt, gehofft, gewollt, ihr die Wirklichkeit mitspielte. Mit tiefem Seufzer trat sie einen Schritt zurück, lehnte sich an den Gartenzaun, kreuzte die Arme übereinander und behielt den Blick unverwandt nach jenem Fenster gerichtet. Allmählich verschwand der Umriß des Hauses vor ihrem Gesicht und ferne Welt, ferne Zeit tauchte auf. Sie sah sich selbst als lustig umhertollendes Kind im Elternhause an der Oder und dann als knapp erblühtes Jungfräulein, das nach dem plötzlichen Tode der Mutter die Sorge für ein halb Dutzend jüngere Geschwister und umfangreichen Haushalt übernehmen mußte, das sich redlich abmühte, fleißig schaffte und die Verblichene, dem Vater zu Freud' und Dank, in vielen Dingen zu ersetzen vermochte, trotz aller Arbeit und Plage stets heiteren Sinnes und guter Laune. Dann war einmal eine liebliche Maienzeit gekommen, in der sie der Vater zum Lohn für all ihre Gutthat nach Köln an der Spree hatte reisen lassen zur Hochzeit ihrer vertrautesten Freundin mit einem kurfürstlich brandenburgischen Hofmedikus. Auf dem Hin- und Rückweg hatte sie Obdach und Gastfreundschaft bei dem Bürgermeister Strömann in Bernau, einem guten Kameraden ihres Vaters von Jugendzeiten her, in Anspruch genommen. In dem wohlgeachteten bernauischen Hause war ihr der Sohn, den der Rat eben erst in die oberste Pfarrstelle vociert, entgegengetreten, im frischen Glanze der rühmlichen Auszeichnung strahlend, und hatte durch seine Wohlgestalt, seine schönen Gesichtszüge, durch Leutseligkeit und den Ruf der Weisheit sowie lautersten Wandels sofort ihr Herz gewonnen. Auch sie schien vor seinen im allgemeinen nur auf hohe Dinge gerichteten Augen Gnade gefunden zu haben. Es wäre aber wohl bei der flüchtigen freundlichen Begegnung geblieben, hätte nicht alsbald die gescheite, in weltlichen Angelegenheiten weitsichtige und thatkräftige Bürgermeisterin die Fäden des Geschickes in die Hand genommen und mit Hilfe der beiden Väter für die jungen Leute das Band des Verlöbnisses gewirkt. Das Mägdlein hatte mit verschämten Mienen eingewilligt, der geistliche Herr dagegen mit ungestörtem Gleichgewicht der Seele, im Vertrauen auf die weise mütterliche Lenkung und unter Berufung auf das Wort des Apostels Paulus an Timotheum: ein Bischof soll eines Weibes Mann sein. — Der Brautstand war nur ein kurzer gewesen, und die Verlobten hatten sich während der Trennung nicht näher kennen gelernt, zumal das Schreiben von Briefen unter Brautleuten derzeitig nicht Mode war. Noch ein Christfest hatte die Maid im Kreise der Geschwister verleben dürfen, dann war sie abermals nach Bernau gezogen, wo der Archidiakon der Marienkirche die christliche Ehe des ehrwürdigen Präpositus Martin Strömann mit der ehr- und tugendsamen Jungfrau Dorothea Gasterin einsegnete. Hernach aber fand im Rathaus unter großem Zuspruch von beiderseitigen Verwandten

und Freunden sowie achtbaren Bürgern eine geziemende Hochzeitsfeier statt, wobei der neue Rektor der lateinischen Schule, Matthias Reimann, ein in deutscher Sprache verfaßtes Hochzeitskarmen vortrug und in seinen Versen der errötenden Braut allerlei Süßigkeiten des Ehestandes vorzukosten gab. Ein abscheulicher Mensch, dieser Schulmeister! Die Pröpstin stampfte mit dem zierlich beschuhten Fuß kräftig auf die Erde, als sie dessen gedachte. Da war es mit dem Spiel der Erinnerung vorbei und sie merkte, daß sie geraume Zeit von demselben Fleck nach dem Fenster ihres Herrn ausgeschaut hatte. Darüber errötete sie, wie einst über die Späße des Rektors, und lief flugs in die Brauerei zurück, wo sie den Knecht antraf, wie sie ihn verlassen hatte, unter eintönigem Singsang die süße, mit duftigem Hopfen versetzte schäumende Malzwürze in der Pfanne mit einer Stange umrührend. „Daß du mir den Brei nicht anbrennen läßt, Brose Hampe!" rief sie, mit dem Finger drohend, „du liebst, im Stehen zu schlafen, ich aber muß sorgen, daß ich allen Bestellungen auf unser Bier aus dem Barnim und von weiter her gerecht werde!" Alsdann ging sie ins Wohnhaus, überzeugte sich in der Küche davon, daß die Mägde ihre Schuldigkeit thaten, und trug demnächst in der geräumigen, nach dem Kirchplatz hinaus gelegenen Stube ihren Spinnrocken ans Fenster, wo sie bei dem geheimnisfreundlichen Schnurren des Rades von neuem träumerischer Erinnerung verfiel. Der Stern auf dem hohen Dachreiter der Kirche blinkte hell in der Sonne, wie vor zehn Monaten der Morgenstern ihrer Ehe. Aber Eisblumen hatten an den Fensterscheiben geblüht, da sie in die Propstei eingezogen war, und kühl und frostig war ihr Ehestand ausgefallen von Anbeginn bis auf den heutigen Tag. Daran war sie selbst, beim Herrgott! nicht schuld! Und ihr Eheherr? — Ja — und nein! — Nicht daß er sich in irgend einer Weise gegen sie verfehlt hätte, worüber sie Klage vor den Menschen führen dürfte! Im Gegenteil, er hatte sie von vornherein als seine Hausehre geachtet und ihr die Herrschaft in allen weltlichen Dingen vertrauensvoll übertragen, er war mild und gütig gegen sie, er zeigte sich als treuer Berater, wenn sie ihn um Rat anging, und heischte solchen von ihr, wenn er selbst einmal genötigt war, sich mit häuslichen Angelegenheiten zu befassen; auch hatte er schon wiederholt danach getrachtet, sie in ernst- und lehrhafte Disputation hineinzuziehen und solchergestalt sie in den werk- und sonntäglichen Feierstunden zu unterhalten. Aber sie hatte nach Mehrerem gedürstet und er darin ihre Sehnsucht nicht gestillt. Von trauten und heimlichen Huldigungen hatte sie einst geträumt, die ihr der Eheliebste erweisen sollte, doch er hatte sich als ein gerecht wandelnder, gleichwohl nimmer zu zärtlicher Liebesbezeugung aufgelegter Herr gezeigt. Wenn sie ihm innig ins Auge geschaut, hatte er wie in unfaßbare Weite gesehen auf der Gedankenjagd nach Hohem, Herrlichem, nicht aber nach Lieblichem, Herzlichem, Erreichbarem. Ihr Spieglein sagte es ihr oft, ohne daß sie eitel geworden wäre, wie anmutig sie von Gestalt und Mienen war — wie hätte es sie beglückt, wenn er sich dieser Gottesgabe gefreut und aus solcher Freude dann in stillen Stunden traulichen Beisammenseins oder auch nur beim flüchtigen Blick von Aug' zu Auge kein Hehl gemacht hätte! Wie wäre sie mit Wonne erfüllt worden, hätte er ihr nur einmal kosend die Hand auf die goldene Pracht ihres Haares gelegt, ihr nur einmal zu anderer Zeit, als wenn's den Morgen- oder Nachtgruß galt, die Lippen geküßt und in anderer Weise, als dem alten guten Ohm gleich, der vom Munde der Kindlein schuldigen Dank entgegennimmt! Er ein junger, stattlicher Mann, mit sehenden Augen im Kopfe und richtig schlagendem Herzen in der Brust — solch' steinerner Roland! Hatte ihm das viele Studieren den Blick getrübt? Hatte ihn das Bewußtsein der früh erlangten hohen Stellung zu einem Heiligen gemacht, wie ihn die Päpstlichen sich nicht besser und — thörichter wünschen konnten? Hatte er sie nur gefreit, um eine tüchtige Schaffnerin für seinen Haushalt zu gewinnen? — Und doch! War es nicht ein Zeichen reiner Liebe gewesen, daß er sie hatte teilnehmen lassen wollen an den Freuden, die außer seinem heiligen, mit Treue wahrgenommenen Amte sein Herz erfüllten? daß er ihr die Wunder des nächtlichen Himmels gewiesen und erklärt, und dann, nachdem sie sich hierüber augenscheinlich gefreut, den Sinn für die erhabene

Kunst der astronomischen Rechnung hatte erschließen wollen, ihr, die froh war, die Rechnungen über die Einkünfte der Propstei aus der eigenen Landwirtschaft und Schäferei, der zies- und accisefreien Bierbrauerei, dem Weinberg, den Deputaten, Beichtpfennigen, Quartal- und sonstigen Opfern führen zu können? In jenem Punkte hatte er schier Unmögliches verlangt und sie sein Ansinnen nach ihrer lustigen, lachenden Art abgewiesen. Hatte er sie nicht an sein Herz ziehen wollen, wenn er ihr die aus langer ermüdender Arbeit am Himmelsglobus und Astrolabium hervorgegangenen Prophezeiungen großen Unheils, schwerer Kriegsläufte, schrecklicher Krankheiten und grauser Hungersnöte mitgeteilt? Sie aber hatte sich bei all' dem Greuel, den er aus den Aspekten der grimmigen Planeten Saturn und Mars herausgerechnet, geschüttelt, sein Treiben als unchristliches Werk, als unvereinbar mit seinem geistlichen Amte bezeichnend. Hätte sie nicht eingehen sollen auf seine Schrullen und Sonderbarkeiten? Würde sie ihn nicht durch deutlich bewiesenen Anteil an seiner Erlustigung erfreut und dadurch für ihre innersten Herzenswünsche empfänglich gemacht haben? — Vielleicht! — Doch wie die Sache jetzt stand, war er nur noch weitergeflüchtet aus dem Zauberkreis, den ihre Jugend und Schönheit um die ihr Nahenden zog. Nun bekam sie ihn nur noch zu den täglichen Mahlzeiten und vorangehenden häuslichen Andachten oder in der Kirche zu sehen, sonst saß er in seiner Studierstube, das leibliche Auge nur für Buchstaben, Zahlen und Sterne, das Auge der Seele nur für die erhabenen Geheimnisse der Gottesgelahrtheit und der astrologischen Wissenschaft geöffnet. — Solche Gedanken waren's, die der einsamen Spinnerin das Herz bedrückten, das in heißer, süßer, reiner und treuer Liebe für den unnahbaren, heiligen und gerechten Gatten pochte. —

Die drei tiefen Schläge der Beteglocke auf dem Marienturm hatten den Bernauern die Mittagsstunde verkündigt. In der Probstei setzte die Magd den dampfenden, mit bräunlicher Bratwurst umkränzten Grützbrei auf den Tisch und die Hausfrau ging, den fleißigen Gemahl zum Essen zu rufen. Beim Eintritt in sein Zimmer fand sie ihn im Gespräch mit Matz Reimann, dem Rektor und Versschmied, einem geborenen Thüringer, dessen lebhaftes Wesen und sonderbare Redeweise, denn er gehörte zu den Neuerern, welche die deutsche Sprache von jedem Fremdwort reinigen wollten, in auffälligem Gegensatz zu der gemessenen Haltung und der sich in den Grenzen des Herkömmlichen bewegenden Sprechart des Propstes standen. Sonst glich er ihm einigermaßen an Gestalt und Antlitz und war nur wenig älter. Als der Schulmeister die junge Frau gewahrte, begrüßte er sie mit tiefer Verbeugung und wohlgesetzter Rede, dann wandte er sich wieder an den Propst, welcher der lateinischen Schule als Inspektor übergeordnet war.

„Ew. Ehrwürden," versicherte er, „sollen bald zu mehrerer Gunst für dero untergebensten Lernanstaltslenker davon überzeugt sein, daß die Böcklein meiner Herde, wie ich die Lernbuben mit gnädiger Erlaubnis dero hier anwesender wertgeschätzter Gemahlin bildlich zu nennen wage, unter meiner Selbstherrschaft, ohnerachtet der strengeren Unterweisung in denen Wissenschaften, dennoch in der Kunst anmutiger Buchstabenritzung keineswegs zurückgekommen sind, vielmehr einen Quempas stabritzen können, wie ihn der ehrwürdige Herr Lernanstaltsbeschauer und dero liebwerte Frau Beschauerin nicht zierlicher von Federführung und Ausmalung gesehen haben mögen. — Doch ich verstehe der fürtrefflich sorgenden Hausherrin Anwesenheit, wenn ich selbige mit dem Läuten der Bürgerbeteglocke zusammenreime, und wünsche aus jothanem Grunde allerseits untergebenst eine gesegnete Mahlzeit!"

Ein paar artige Bücklinge, und der Lernanstaltslenker, wie der Sprachreiniger den Titel Schulrektor übersetzte, war draußen. Noch bevor die Gatten am Eßtische saßen, fragte die Schulinspektorin — auf Reimannisch Beschauerin — was es mit dem Quempas und dem Stabritzen, welche Worte sie eben zum erstenmale gehört, für Bewandtnis habe; der Gatte sprach das Tischgebet, und froh, ein wenig dozieren zu können, erklärte er: „Es ist eine alte und fürwahr sehr schöne Sitte in unserer lieben Kirchengemeinde, daß alljährlich in der heiligen Nacht die Geburt des Christkindes durch die Stimmlein von Kindern verkündigt wird, indem sie ein lateinisch Lied singen, das also anhebt:

Quem pastores laudavere,
Quibus angeli dixere —
Absit vobis jam timere! —
Natus est Rex gloriae!

Zu deutsch: Den die Hirten auf dem Felde priesen, als ihn die Engel verkündet hatten, siehe, dein König der Ehren ist geboren, nun hat all' Angst und Not ein Ende! Diesen Hymnus also singen die Kinder, sowohl die älteren Lateinschüler als auch etliche eifrige Mägdlein aus des Küsters Peter Seeger Jungfernschule, in der Christmette, wobei sie glänzende Lichtlein vor sich halten. Nach den Anfangssilben aber nennen sie ihn den Quempas und ferner ist es hergebracht, daß sie etwelche Wochen vor Weihnachten an diesem Quempas sich in der Kalligraphie üben, indem sie denselben, in preiswertem Wetteifer, mit zierlicher Fraktura in ein Büchlein schreiben, oder, nach des Rektors sonderbarer Verdeutschung, stabritzen, die Initiales der Verse künstlich kolorieren und allerlei Bilder daneben malen, die sich auf die Erscheinung des Christs, als des Königs der Ehren, beziehen. Und es ist jedem Bernauer Stadtkind ein Stolz, noch in späteren Jahren seinen Quempas aufweisen zu können, wie es selbigen einstmals mit wohlgefälligem Fleiß kalligraphieret hat."

„Auch mein Gemahl hat in der Schulzeit dieses Lied abgeschrieben und die Schönschrift aufbewahrt?" fragte die Pröpstin.

„Gewiß, Dorothea!" erwiderte der Gatte. „Ich will dir nachher mein Lehrlingsstück zeigen, da ich es unter meinen Skripturis sorglich aufbewahrt halte."

Und das that er nach dem Essen. Der Stolz bernauischer Stadtkinder auf ihr Quempasschreiben war bei ihm wieder erwacht und belebte seine Mienen, was die Pröpstin mit solchem Gefallen bemerkte, daß sie mehr nach dem Angesicht des Mannes als nach dem Heftlein schaute, ein Umstand, auf den er selbst nicht achtete, weil er nur Augen für sein Machwerk zu haben schien. Bald darauf begab er sich wieder ans Studieren und die Pröpstin an die Ordnung des Haushaltes. Ein paar Stunden später, als sie von ihrer Stube den Lärm der Schüler hörte, die für heute dem Zwang der Klassen entliefen, schickte sie eine Magd hinüber, um den Rektor, der als unbeweibter Mann mit den ledigen Schulgesellen im Schulhaus wohnte, zu bitten, daß er sich auf ein weniges zu ihr bemühen möge. Matz Reimann ließ nicht lange auf sich warten und erschien beim Anbruch der Dämmerung vor der Hausehre seines gestrengen Inspektors.

„Herr Rektor," sagte sie, nachdem sie seine höflichen Verbeugungen mit der durch die Sitte der Zeit vorgeschriebenen Umständlichkeit erwidert hatte, „Ihr habt Euch heute dessen berühmt, daß unter Eurer Schulherrschaft die bernauischen Knaben sich im Quempasschreiben auszeichnen würden. Nun bitt' ich Euch, so Ihr Zeit dazu habt, mich heimlich in solcher Kalligraphia zu unterweisen, da ich meinem Herrn und Gemahl mit eigner Abschrift dieses mir bisher unbekannt gewesenen Liedes eine Freude zu machen gedenke. Wollt Ihr das thun? Aber es ist, wie gesagt, eine Heimlichkeit, von der mein Herr vorerst nichts erfahren darf."

Die Blicke des Schulmeisters hatten sich verklärt. „Poscimur!" rief er, „poscimur! Man heischet uns! Also singt der erhabene lateinische Leierer Horatius, wohlehr- und tugendsame Frau Beschauerin, und weiter singt er dann:

Du süßes Labsal du und traute Arzenei
Der Mühn, ich grüße dich! Itzt mach' und komm herbei!

womit er sein Schafsdarmspiel meinet, das ihn, sobald er's zupfet, mit seinem Geräusch und lieblichem Zusammenklang erquickt. Ich aber, obwohl auch ich mich zu den Reimfindern und Klangleimern zähle und manches Gedicht erklügelt habe, vormals in lateinischer, doch seit einigem in teutscher Sprache, da diese in der Wiedergeburt lieget und herrlicher Auferstehung entgegensieht, ich aber meine: komm' herbei, du vornehme Kunst Schönrunenritzung, und diene der holdseligen Frau Beschauerin zu rechtschaffener Ergötzlichkeit! Ich will dich zu ihr führen, denn poscimur! man heischet uns!"

„Ihr geht also, wie ich Euch verstehe, auf meine Bitte ein, Herr Rektor?" äußerte die Pröpstin auf seine begeisterte Apostrophe. „Dann laßt uns aber bald beginnen!"

„Carpe diem!" deklamierte jener, „pflücke den Tag! wie derselbe Leierer Horatius singt und was ich also verdolmetsche:

Was heute man vermag mit Emsigkeit zu thun,
Bleib nit bis andern Tag auf ihme selbst beruhn!"

Der Pröpstin war das carpe diem ganz recht, aber sie nahm den gereimten Rat des Magisters nicht wörtlich, indem sie ihn gerade auf den anderen Tag verwies, damit sie sich erst ein Heftlein zusammennähe, wie es sich für das Quempasschreiben schicke. Und dann begann die heimliche Arbeit, die der Schülerin wohl von statten ging, da sie in der Kalligraphie, insbesondere der Frakturschrift, auch im Zeichnen einfacher Bilder nicht unbewandert war und neben dem sorgfältig instruierenden und korrigierenden Lehrer Matthias Reimann noch eine unsichtbare fürtreffliche Lehrmeisterin hatte, nämlich die Liebe. Als sie wahrgenommen, mit welchem Behagen der Gatte sein Quempasheftlein betrachtet, da war ihr der Gedanke aufgestiegen, es könne ihn freuen, wenn sie, nun auch eine Bernauerin, ihm ihren eignen Quempas zeige und beweise, daß sie an seinen kleinen Liebhabereien regen Anteil nehme. Ob er ihr dafür nicht Dank wissen und ob ihn solche, auf dem Grunde artiger Spielerei entstehende Beziehung der Gattin nicht innerlich näher bringen, nicht zutraulicher machen würde? In astrologicis konnte sie nun einmal nicht dem Fluge seiner Gedanken folgen und ihm selbstschaffend eine Freude bereiten; was sie ihm in häuslichen Dingen Gutes erwies, nahm der von Kind an Verwöhnte als schuldigen Dienst und pflichtmäßige Aufmerksamkeit hin; jetzt vermochte sie ihm etwas Außergewöhnliches zu bieten — das mußte doch sein Herz rühren, ihn doch einmal zu einer zärtlichen Regung zwingen, infolge deren ihm die Augen aufgethan und die Anmut sowie das süße Begehren der jungen Frau nach liebevoller, zärtlicher Behandlung offenbar würden! In solcher Glückeshoffnung schwelgte Dorothea Strömann fortan und daher nahm ihre Arbeit fröhlichen und gedeihlichen Verlauf.

Als wenige Tage vor der Christmette der Propst die ihm ins Haus gebrachten Quempasschriften der kalligraphierenden Jugend aus der lateinischen und der Jungfernschule durchsah, trat seine Hausfrau an den Tisch, auf dem die Heftlein in wohlgeordneten Reihen lagen, und überreichte ihm, knixend und schelmisch lächelnd, ihr eignes Machwerk.

„Bin zwar kein Bernauer Stadtkind, wie mein trauter Gemahl," sprach sie dabei, „und habe in meiner Vaterstadt nur mäßige Unterweisung in der hiesigenorts mit ausnehmendem Erfolg geübten Kalligraphia erhalten, doch ich wollte als eines bernauischen Bürgersohns Gattin nicht hinter den Einheimischen zurückstehn, weshalb ich mich auf meine alten Tage bemüht habe, durch eigenhändige Abschrift des Quempasliedes bernauische Stadtkindespflicht nachzuholen. Hier, mein Gemahl ist der Versuch, den Ihr als eine Dedikation nachsichtig annehmen wollet."

Sie sah ihn dabei in holdseliger Schamhaftigkeit an, und als er das Heftlein in die Hand nahm, beobachtete sie, den Busen von Stolz und Ängstlichkeit und Liebe erfüllt, die in schnellem Wechsel durcheinander wogten, den kühlen Ernst, mit dem er ihr Opus prüfte. Nach einiger Weile nickte er mehrmals gravitätisch mit dem Kopf.

„Nicht gar übel," meinte er, die Blicke unverwandt auf das Blatt gerichtet, „der Duktus ist frei, von kräftiger und rascher Hand zeugend, dennoch zierlich, was auf guten Geschmack in den schönen Künsten hinweist; die Schnörkel sind fein und sauber gerissen und die Farben schreien nicht. Du hast einen guten Lehrmeister gehabt, Dorothea; wer mag's gewesen sein?"

Das also war der Dank, daß er sie nach dem Lehrer fragte! Die Pröpstin fuhr mit der Hand zum Herzen und trat einen Schritt zurück. Ihr erstickte vor Gram und Ärger der Name des Rektors in der Kehle. Aber ehe sie antworten konnte, fuhr der Propst fort:

„Und die Schülerin hat sich fast als eine Meisterin gezeigt, so sehr gefällt mir das Schriftstück. Eine Dedikation an mich soll's sein?" Erst jetzt sah er nach der Gattin, auf seinem Gesicht war Wohlgefallen zu lesen, wie er es sonst nur bei seinen Studien empfand. „Da muß ich wohl für liebliche Vergeltung sorgen? Was wünscht sich meine Dorothea? Ein kunstvolles Ringlein vom Meister Goldschmied oder weiches Rauchwerk vom Kürschner an das winterliche Festgewand?"

„Du Thor!" antwortete das junge Weib, aber still bei sich. „Du Thor! Einen Mann wünsch' ich mir, der nicht wie ein Eiszapfen vor mir steht und der nicht vergißt, die Rosen von meinen Lippen zu pflücken, solange der Lenz währt."

Doch laut erwiderte sie ein wenig schroff: „Meines Herrn Zufriedenheit ist der einzige Lohn, den ich begehre." Und als er wiederum ernsthaft mit dem Kopfe nickte, sprach sie mit etwas höhnischem Ausdruck: „Diesen Lohn aber muß ich mit Herrn Magister Reimann teilen, der mich zu solchem Ergebnis im Quempasschreiben unterwiesen hat."

„Ja, ja," sagte der Propst, „ich sehe, daß der Schulmeister auch in dieser Kunst erfahren ist, obwohl seine eigentliche Kraft in den Wissenschaften beruht, zumal er trotz alamodischer Fremdwörterhatz ein vorzüglicher Lateiner ist. Dorothea, hat er dich auch den Sinn und die Bedeutung der lateinischen Wörter, die im Quempas enthalten sind, gelehret, so daß du diese Hymne correcte zu übersetzen vermöchtest?"

Die Pröpstin schüttelte das Köpfchen und antwortete: „Also nicht, doch hat er mir das Lied in Versen verdeutscht, die ich sorglich im Gedächtnis behalten habe."

„Dorothea," sagte der Gatte nach einigem Besinnen, „es würde mich freuen, so du dich der Kenntnis der lateinischen Sprache befleißigtest, da sich solche Wissenschaft für die Gesponsin eines studierten Herrn ziemet und ihr, will sie neben ihm mit Ehren bestehen, durchaus not thut. Ich gedenke, den Schulmeister zu bitten, daß er dich in lateinischer Grammatik und Syntax unterrichte; es wird ihm lieb sein, dafür eine kleine Gratifikation zu erhalten, sintemalen sein sonstiges Einkommen nicht allzu reichlich ist."

Es hatte der Pröpstin einen Stich durchs Herz gegeben, als sie erfuhr, sie könne ohne Kenntnis der lateinischen Sprache neben ihrem Gemahl nicht mit vollen Ehren bestehen. Das hätte sie sich nimmer einfallen lassen, als sie sich mit ihm verlobte! Doch nun wußte sie's, er schämte sich ihrer und darum war er so kalt und frostig gegen sie! Es war also Übereilung gewesen, daß er sie zu seiner christlichen Ehehälfte erwählt hatte! Doch Gott sei Dank! Er hatte ihr selbst das Mittel angegeben, durch das sie ihm gleichberechtigt und werter als bisher zu werden vermochte. Noch ließ sich alles zum Guten an, drum wollte sie nun die fleißigste Lateinerin werden und sich seine volle Zufriedenheit erwerben! O wie selig fühlte sie sich nach all dem Leid, so selig in der Gewißheit endlichen Glücks, daß sie dem Gatten fast um den Hals gefallen wäre! Doch er sah zu ernst und würdevoll aus, da wagte sie's nicht und ging zaghaft aus dem Heiligtum des weisen und gerechten Mannes. —

Der Rektor Reimann hatte es jetzt nicht mehr nötig, sich wie ein Dieb in die Wohnung seines gestrengen Inspektors zu schleichen, um dessen Gattin in Heimlichkeit zu unterrichten; dies durfte er fürder offenkundig thun, gleichwohl bemerkte ihn jener bei solchem Vorhaben ebensowenig wie früher, zumal gerade in der Weltgeschichte so manche unerhörte Dinge vorgingen und neue Personen in den Staats- und Kriegsaktionen auftraten, deren Folgen und Schicksale aus den himmlischen Konstellationen vorausberechnet werden mußten, was die ganze amtsfreie Zeit des sternkundigen Geistlichen in Anspruch nahm. Ihn kümmerte es nicht, wie die Gattin sich in den Schulstunden mit Deklinieren und Konjugieren, mit Genus- und Kasusregeln, mit modis und temporibus abquälte und dicke Hefte mit Exerzitien anfüllte, alles um seinen Beifall zu erlangen. So oft sie ihm von ihren Fortschritten Bericht erstattete oder das Geschriebene vorwies, nickte er kühl, sie zu weiterem Fleiß ermahnend. Da ließ sie nicht nach in der Mühe, deren Preis ihr immerfort vor Augen schwebte. — Bald nach der Hochzeit hatte der Propst seiner jungen Gattin das Horoskop gestellt und da bei ihrer Geburt Jupiter und Venus sich in günstiger Stellung im Zodiakus angeschaut hatten, so unterlag es ihm keinem Zweifel, daß er ein durch viele Tugenden ausgezeichnetes Wesen erwählt habe, dessen Dasein infolge dieser herrlichen Eigenschaften gesegnet und in Zufriedenheit verlaufen würde, abgesehen von einigen Störungen, die durch spätere Konstellationen verursacht werden müßten. Das hatte Frau Dorothea sich gemerkt, und wenn sie auch sonst die Liebhaberei ihres Mannes für eitel Abgötterei hielt, trotzdem er ihr wiederholt versichert hatte, der teure Gottesmann Philippus Melanchthon sei ein hervorragender Astrologus gewesen, so glaubte sie doch an ihre Nativität und die darin verkündigte schließliche Beseitigung der notwendigen Störungen ihrer Seelenruhe. Indessen war sie auch in diesem Punkte weltlich genug

gesinnt, um ihr Glück nicht ganz dem Belieben der Sterne zu überlassen, sondern deswegen selbst ein bißchen in das Räderwerk des himmlischen Getriebes einzugreifen. Daher lag sie mit größter Gewissenhaftigkeit den Studien ob, von deren Ergebnis sich eine günstige Wirkung auf Herz und Sinn des Gatten versprechen ließ. Magister Reimann hatte seine helle Freude an der gelehrigen Schülerin. Aber noch mehr! Und wäre Frau Dorothea nicht so überaus lerneifrig gewesen, dann hätte sie schon längst die etwas unziemliche Andacht wahrnehmen müssen, mit welcher der Schulmeister gar häufig sich in ihren Anblick versenkte. Matthias Reimann hatte sich bereits in der Heimlichkeit des ersten Unterrichts in seine holde Schülerin verliebt und sie mit dem feurigen Ungestüm des Poeten zu seiner ganz besonderen Muse — Kluginne, wie er sich ausdrückte — erkoren. Das ihr zu gestehen, wagte er nun freilich nicht, dazu war seine Scheu vor der edlen, züchtigen Frau und in zweiter Linie vor dem gestrengen Herrn Lernanstaltsbeschauer zu groß, aber in der Wonne seines Herzens rühmte er sich häufig vor ihr des himmlischen Talents, das ihm in die Wiege gelegt worden sei, so daß sein Name Reim — mann der ihm innewohnenden wunderbaren Fähigkeit, allezeit Worte zu reimen und Klänge zu leimen, entspreche; er rühmte sich seiner vertrauten Bekanntschaft mit den lebenden und toten Dichtmeistern, vornehmlich dem sinnigen Leierer Horatius, seiner eignen Dichtlinge und der Bestrebungen, durch die er noch einmal die Augen der Welt auf sich zu lenken hoffte. Es war ein richtiges, in vielerlei Glanz strahlendes Pfauenrad, das er vor der Angebeteten schlug, obschon er nicht ahnte, daß er damit nur ihren stillen Spott hervorrief. Insonderheit, wenn er triumphierend versicherte, seine Bemühungen um der teutschen Sprache Reinigung würden ihm demnächst die Mitgliedschaft des vor etlichen Jahren von vielen hoch- und höchstgeborenen Herrn gestifteten Palmenordens oder der fruchtbringenden Gesellschaft, die das reine Mehl der Sprache von der Kleie der Fremdwörter zu säubern wisse, eintragen, und ihn zum hochgeachteten Genossen der Herzöge von Anhalt machen, Ludwigs, mit dem Gesellschaftsbeinamen der Nährende, und Hansjürgens, des Wohlriechenden, sowie auch des obersten Sprachreinigers, des Geheimbden Ratts Kaspar von Teutleben, genannt der Mehlreiche. Wie herrlich sich dann das Ordenskleinod, der in Gold geschmelzte Gesellschaftspfennig am sittichgrünen Bande auf seiner Brust ausnehmen würde! Ganz Bernau würde durch solche Auszeichnung seines nunmehrigen Mitbürgers geehrt werden! Ob der Rat ihm dann nicht ein Festmahl im hohen Hause drüben geben müsse und ob er es annehmen dürfe oder in geziemender Bescheidenheit ablehnen solle? Ersterenfalls würde ihm doch die holdselige Frau Beschauerin nicht die Ehre versagen, sie an den Prunktisch zu führen? „Gewiß nicht,“ schaltete die Pröpstin ein und fachte die Flamme seiner Glückseligkeit zu heller Lohe an. Nun, bat er, möge sie ihm raten, welchen Sinnspruch er als fruchtbringender Gesellschafter wählen und welchen Namen er sich beilegen solle. Da riet sie ihm nach kurzem Bedenken, sich Matz den Honigsüßen zu nennen und auf den Ordenspfennig am papegoyengrünen Bande den alten schönen Spruch vom bernauischen Brei zu setzen, wogegen er unterthänigst Verwahrung einlegte, weil darin keine Beziehung zu ihm selbst zu finden sei; den Vorschlag wegen des Namens wolle er indes in Erwägung ziehen. Hatte er dann eine Weile als Reiniger der Muttersprache und Palmenordensritter vor ihr gegleißt, so brachte ihn der nächste Schritt Frau Dorotheens in lateinischer Sprachübung auf den erhabenen römischen Lyriker oder vielmehr Leierer Horatius, den Freund des Mäcenas, eines Förderers der Dichtkunst, desgleichen er, Matz Reimann, leider noch nicht gefunden habe, und er pries mit aufrichtiger Begeisterung den alten Dichter als den glutvollen Verehrer der holdseligen Mägdlein Lyde und Lydia, Chloë und Neobule, Pyrrha und Lalage, von welcher letzteren es in einem Dichtling heiße:

Wo ich nur geh' und steh', wohin mein Blick sich richt't,
Ich liebe Lalage, die süßlich lacht und spricht.

Und als Frau Dorothea einmal einwandte, der Verehrer so vieler Damen, Lyde und Lydia u. s. w. sei wohl ein arg lüderlicher Gesell gewesen, rief Matz der Honigsüße emphatisch aus, eines Dichters Herz sei

geräumig für das süßeste der Gefühle wie ein Oxhoft, das des süßesten Trankes ungeheure Menge zu fassen vermöge, doch wem der Palmenorden winke und wer reines Mehl von gemeiner Kleie zu trennen wisse, der diene nur einer einzigen Huldinne, nur derjenigen, die ihm als eine Gottesgabe, auf griechisch Dorothea, vom Himmel selber beschieden sei. Da erschrak sie förmlich nicht minder vor seiner Erregung als vor der Anspielung auf ihren Namen und geistesgegenwärtig rief sie ihm zu: „Nun muß ich mich beeilen, meinem lieben Herrn, Eurem wohlgesinnten Inspektor, das Mittagsmahl anzurichten. Ihr aber, Herr Rektor, mögt mir morgen das heutige Diktat aus des Julius Cäsars gallischer Kriegsgeschichte mit Fleiß grammatice explizieren!" Also goß sie ein wenig Wasser auf den Herzensbrand des verliebten Reimfinders und Klangleimers.

Inzwischen war der Frühling ins Land gefahren und die Pröpstin vermochte sich wieder auf trockenen Steigen des Gartens zu ergehen, um ihre Baumschule zu inspizieren. Als sie das eines Tages that, während nebenan im Propstbrauhause wiederum duftige Würze siedete, hörte sie, wie der Knecht Brose Hampe ein Lied sang, nach dessen Takt sich die Rührstange gut schwingen ließ. Es waren rauhe Verse, wie sie das Volk zu singen pflegt, und handelten von einem verschmähten Liebhaber.

Und willst du nicht mein Schätzlen sein,
Muß ich 'ne andre nehmen.
Ich find' wohl eine, zwei und drei,
Die sich nach mir thun sehnen.

Diese Worte verstand die Pröpstin deutlich und sie lachte darüber. Als sie aber nach dem Studierstubenfenster ihres Gatten hinsah und bedachte, daß er trotz des Frühlings in der Welt kalt gleich einem Schneemann gegen sie blieb, da überkam es sie wie Trotz und Tücke und, eine kleine Faust gegen das Haus ausstreckend, summte sie jene Worte des Volksliedes mit geringer Abänderung durch die Lippen:

Und willst du nicht mein Liebster sein,
Muß ich 'nen andern nehmen.
Ich find' wohl einen, zwei und drei,
Die sich nach mir thun sehnen.

Da fiel ihr Matz Reimann ein, wie der sich gewaltig nach ihr sehnte, sie lachte laut auf und dann ärgerte sie sich über ihren Singsang, der ihr allerdings nur dumm erschien und nicht besonders sträflich, weil sie die Drohung, einen andern zu nehmen, doch nimmer ernsthaft gemeint hatte. Plötzlich aber zuckte sie zusammen, freudiger Schreck hemmte ihren Schritt, ihre Gesichtszüge waren einen Augenblick wie versteinert vor dem Erstaunen über eine wichtige Entdeckung oder Erfindung, dann rief sie halb fragend, halb jubelnd: „Ei — sollt' es wohl?" und mit hurtigeren Sätzen, als eigentlich für die Hausehre des Bernauer geistlichen Oberhirten schicklich war, eilte sie in die Wohnung zurück.

Als demnächst Matz Reimann zum Unterricht kam, redete sie ihn gar freundlich an und bat ihn, weil sie sich an den vielen Exerzitien und dem gallischen Kriege übersättigt habe, mit ihr seinen geliebten Lyriker Horatium zu traktieren, insonderheit die Carmina, die derselbe an die römischen Jüngferlein gedichtet; sie wolle kennen lernen, mit welchen Flausen und leichtfertigen Späßen der Herr Rektor sich die Zeit zu vertreiben pflege; vor dem Anhören aber fürchte sie sich keineswegs, da sie eines Schulinspektors eheliche Gattin und eine Frau von höheren Jahren sei. Gegen letztere Behauptung protestierte der ganz verwunderte Schulmeister mit heiligstem Ernste, aber es half ihm nicht, die Pröpstin schnitt ihm weitere Rede mit den kurzen, scharfen Worten ab: „Ihr seid im Unrecht, Herr Magister, und wenn wir gute Freunde bleiben sollen, so respektiert gebührlich meine Worte und, nochmals sei's gesagt, meine Jahre!"

Ein paar Tage darauf trat sie vor ihren Gatten und sagte: „Schau her, mein Martin, da habe ich eine Ode des Horatius aus des Rektors Buch abgeschrieben und daneben die Übersetzung ins Deutsche verfertigt. So weit bin ich nun schon in der Kenntnis des Lateinischen gelangt, auch hat mir der Magister sorgfältig den Sinn der Ode erklärt. An Lydia ist sie gerichtet und eine Art von Klagelied. Mein Herr hätte nur sehen sollen, mit wie trübseligem Gesicht, als ginge die Sache ihn selbst an, der Rektor mir die Ode vordeklamierte, namentlich die Stelle:

Me tuo longas pereunte noctes,
Lydia, dormis —?

Du schläfst, o Lydia, derweil ich die langen Nächte nach dir schmachte?"

Der Propst sah verdutzt seine Gattin an, die sich, wie in leichtem Schrecken, von ihm abwandte. „Hm," sagte er, „die Latinität des Horatius ist eine vortreffliche, aber — — nun, es freut mich, daß du in der Wissenschaft rüstig fortschreitest. Doch jetzt laß mich, da ich dringliche Arbeit vor mir habe."

Die junge Frau ging hinaus und es wäre ihr zu gönnen gewesen, nach einiger Weile den Gatten bei der dringlichen Arbeit zu beobachten, wie er öfters unruhig den Kopf schüttelte, für sich murmelnd: Du schläfst, o Lydia, während ich die langen Nächte nach dir schmachte? —

In der nächsten Woche teilte die Pröpstin ihrem Gatten freudestahlend mit, nun habe ihr der Schulmeister eine neue Ode des Horatius explizieret, an Neobule: jammervolles Schicksal erleiden die Mägdlein, die weder mit der Liebe ihr Spiel treiben, noch ihr Leid deswegen mit süßem Wein wegspülen dürfen, aus Angst und Scheu vor des Oheims Scheltworten. Wie kläglich habe der Magister sich dabei gebärdet, so daß sie einen richtigen Geschmack von solchem Herzensweh ihrer armen Mitschwestern bekommen habe! — „Thorheit!" erwiderte der Propst darauf, „der Magister hätte besser gethan, seiner Schülerin den Sinn für des Poeten zierlichen Satzbau und das köstliche ionische Metrum zu erschließen, als solche Exegese des Inhaltes zu treiben." — „Diese aber ist es vornehmlich," wandte die Pröpstin tapfer ein, „was mir an dem alten heidnischen sowie an dem ihn mir vertraut machenden leibhaftigen christlichen Hagestolz gefällt." Alsbald ließ sie den Gatten in gesteigerter Unruhe unter seinen Büchern und Instrumenten zurück, wo er statt an christliche Exegese oder astrologische Horoskopie an die ihm rätselhafte Sinnesveränderung seiner tugendlichen Hausfrau denken mußte. Das waren Gedanken, die ihm ehedem ganz fremd gewesen, jetzt jedoch mit einer gewissen Aufdringlichkeit immer wiederkehrten, so oft er sich auch ihrer zu entschlagen versuchte; sie summten und brummten und stachen gleich den Fliegen im August und jagten ihn vom Schreibtisch weg, wenn er wußte, daß in der Wohnstube Matz Reimann mit seiner Gattin den Horatius traktierte. Dann maß er das Zimmer mit langen Schritten und hielt er in der Unrast einmal an, so geschah's nur, um vom Bücherbrett das alte, seit der Schulzeit außer Gebrauch gewesene Horazexemplar herunterzulangen und selbst einmal nachzulesen, was der lateinische Leichtfuß an seine Schätzlein gedichtet hatte. Wenn er die Scharteke wieder an ihren Platz gestellt, so fragte er sich wohl, weshalb all die Unruh' und Besorgnis? Es sei doch nicht Gefährliches, daß der Schulmeister seines Vorgesetzten Ehefrau in der lateinischen Litteratura unterrichte, deren Kenntnis gar viele edle Frauen der Länder Italia und Frankreich ziere. Er selber habe sie ja zu diesem Unterricht gedrängt, jetzt möge er sich doch ihres Eifers freuen! — Das war ein guter Vorsatz, doch hielt er nur so lange stand, bis die nächste Unterrichtsstunde kam oder Frau Dorothea dem Gemahl mit auffälliger Fröhlichkeit ihre Bekanntschaft mit einer neuen Ode des großen Klassikers kund that. Dann fing seine Unruhe von frischem an, er fragte sich, ob die längst verjährte Verliebtheit des römischen Dichters nicht jetzt noch den Schulmeister anzustecken vermöge und ob nicht dieser und die gelehrige Schülerin sich allzu natürlich in die Rolle des Sängers und der jeweilig von ihm besungenen Lyde oder Chloë hineinfinden könnten. Doch mit Unmut über sich selbst wies er dann solchen Zweifel an der lauteren Gesinnung seiner Pröpstin zurück. Diese nahm inzwischen mit aufkeimender Hoffnung wahr, wie oft jetzt, während sie sich bei den Mahlzeiten gegenüber saßen, seine Augen auf ihr ruhten, wie er aber sofort, wenn sie ihm in's Angesicht blickte, gleich einem ertappten Sünder wegschielte. Sollte das wohl, so fragte sie sich, ein schüchternes Spiel des erwachenden Amor sein, des glühenden Knaben, wie Horatius ihn nannte? Solch Gedanke war dann allemal die Ursache jähen Errötens ihrer Wangen und dem ernsten Gelehrten, der dies bemerkte, stieg dabei selbst das Blut ins Antlitz; er redete ein par Worte, deren Sinn ziemlich konfus war, und begab sich schleunigst an seine Studien mit dem Gefühl eines Scholaren, der sich durch Allotria von der gehörigen Präparation hat abwendig machen lassen. — Bald danach

vermochte Frau Dorothea ihren Herrn durch die Ode an Chloë zu beunruhigen, die ihr der Lernanstaltslenker also verteutscht hatte:

Du fliehest, Chloë, mich, wie vor dem Säuselwind
Und vor des Wald's Geräusch ein junges Reh geschwind,
Das auf dem Bergeshang die scheue Mutter sucht,
Erschreckt sich wendet ab und eilends nimmt die Flucht.
Ich folge dir ja nicht mit wilder Gier nach Blut,
Wie solches wohl ein Leu und grimmer Tiger thut;
Drum fleuch nit, wie das Kitz, das seine Mutter sucht,
Und fall' dem Manne zu als eine reife Frucht!

So gutherzig Frau Dorothea war, dennoch genoß sie, als sie diese Übersetzung ihrem Gatten aufsagte, ein klein weniges von der Wonne des Folterknechts, der dem armen Sünder mit der peinlichen Frage scharf zu Leibe rückt. Sie sah mit Wohlbehagen, daß die kalte Seele ihres geliebten Martinus etwas von brennendem Feuer empfand, während die Verse oder Dichtlinge des Klangleimerpaares Horatius Flaccus und Matthias Reimann an sein Ohr schlugen. Doch der Gepeinigte hielt der Folter still und begann erst zu stöhnen, nachdem ihn die grausame Holde verlassen hatte. Er warf sich in den hohen Lehnstuhl am Ofen, in welchem er über den schwierigsten Problemen zu brüten pflegte, und da überkam es ihn wie einen Menschen, in dessen Händen bei langer anstrengender Wanderung das Gefühl abgestorben ist, so daß es ihm wohlthut, wenn er sie an Dornen ritzen und das Gefühl wiedererwecken kann. Die unaufhörliche Schwelgerei Frau Dorotheas in den horazischen Liebeskundgebungen ritzte seine Seele, daß sie den Schmerz der Eifersucht kennen lernte, gleichzeitig aber zu dem süßen Empfinden der Schönheit des jungen Weibes erwachte, die er in all dem gelehrten, nur mit den höchsten Dingen der Welt und Überwelt befaßten Treiben seines bisherigen Lebens schier mißachtet hatte. Doch es sollte noch einige Zeit dauern, bis aus dieser Knospe die Blüte aufbrach, nach der das Herz der Holdseligen verlangte, und bald von freundlicher Hoffnung erfüllt, bald von quälendem Zweifel, ging die Pröpstin in ihrem Hause umher.

Magister Reimann setzte derweile den Unterricht mit geziemender Ehrfurcht fort. Die energische Forderung der anmutigen Schülerin, ihre hohen Jahre zu respektieren, deuchte ihm zwar ein unbegreiflicher Scherz, dagegen hatte der Ernst, der sich auf ihren Zügen aussprach, Öl auf die Wogen seiner Gefühle gegossen, so daß er die Horazischen Liebeslieder nunmehr mit weniger Verzückung als früher, dafür aber mit desto abgeklärterer Schulweisheit explizierte. Indessen zerbrach er sich den Kopf darüber, weshalb jene so eifrig nach der Bekanntschaft mit allen Liebesverhältnissen des großen Leierers trachtete, selbst aber die Kälte und Unnahbarkeit einer Keuschinne, vulgo Vestalin, zeigte. Was war das nun wieder für ein Einfall von ihr, daß sie ihn fragte, woher die Poeten sämtlich so verliebter Natur seien und ob sie nicht der Natur durch etwelche Studien in Liebessachen zu Hilfe kämen; es müsse doch in dieser wie in allen Erscheinungen des Lebens Erfahrung gesammelt worden sein und von den späteren Geschlechtern ausgenützt werden. Darauf vermochte er sie denn mit wiederaufflackerndem Herzensfeuer und gleichzeitig mit schulmeisterlichem Stolze zu belehren, daß ein echter Dichtmeister zwar völlig aus ihm selber in Glut gerate, wenn ihm ein irdisches Abbild der herrlichen schaumgeborenen Göttin begegne, gleichwohl habe zu Nutz und Frommen aller, die dann in Verlegenheit seien, wie sie das süße Geschäft der Liebe zu betreiben hätten, der lustige Dichter Ovidius Naso ein lehrhaftes Buch geschrieben, die ars amandi, zu teutsch: die Kunst zu lieben.

„Das Buch müßt Ihr mir bringen!" rief die Pröpstin erfreut aus. „Die Kunst müßt Ihr mich lehren! Wie heißt sie doch?"

„Ars amandi, holdseligste Frau Dorothea! Und ich will Euch ein gewissenhafter Lehrer dieser Kunst sein!" beteuerte der Lernanstaltslenker, bei dem die Flut der Gefühle über das Ufer zu schlagen drohte.

„Das will ich meinen! Ein gewissenhafter Lehrer!" war die ernste Antwort der Pröpstin. — — —

An einem schönen Maimorgen trat die Strömannin, selbst einem jungen Maientag vergleichbar, in das Zimmer des studierenden Gatten. Er hatte lange über einer verzwickten Rechnung gesessen, plötzlich war ein Strahl der vorrückenden Sonne auf sein Schreibwerk gefallen und hatte den fleißigen Mann aus seinem Brüten auf-

geweckt. Es kam ihm mit einem Mal so beklemmend im Zimmer vor, er riß das Fenster auf und atmete in vollen Zügen die milde Luft, die ihm allerlei würzigen Geruch von Frühlingsblumen zuführte. Seine Brust dehnte sich, und der Mann schien aus der immerhin stattlichen, aber leicht nach vorn gebeugten Figur des Stubengelehrten in die stolze, kraftstrotzende Gestalt eines feld- und walddurchschreitenden Rittersmannes hineinzuwachsen. Da wurde hinter ihm die Thür aufgeklinkt und rosigen Antlitzes trat Frau Dorothea herein. Mit weitgeöffneten Augen, als nahe ihm eine fremde, wunderbare Erscheinung, begrüßte sie der Gatte. Doch es folgte kein zärtliches Wort und er blieb regungslos am Fenster stehen. „Nun?" fragte er nach einem Weilchen.

„Verzeih' mir mein Herr die Störung," gab Frau Dorothea leis zur Antwort. „Wollt' nur vermelden, daß der Rektor Reimann eines verstauchten Fußes halber auf seinem Stüblein sitzt, so daß ich selbst ins Schulhaus hinüber muß, um meine Studia nicht zu unterbrechen."

Dem Propst schoß vor Unwillen das Blut in die Schläfen. „Ist dir denn," rief er leidenschaftlich aus, „der — der — — " er hätte beinah Schulmeister gesagt, besann sich aber und fuhr fort: „der alte lateinische Leichtfuß so ans Herz gewachsen, daß du keine Pause in deinen allotriis machen kannst?"

Der Pröpstin zuckte es leicht um die Mundwinkel, wie die Idee eines triumphierenden Lachens. Dann aber schüttelte sie, die Frage des Gatten verneinend, das Köpfchen, und während eine Art Bangigkeit vor dem nächsten Schritt über sie kam, sagte sie, die Augenlider senkend: „Es geht nicht, wir haben ein wichtig Ding vor, der Herr Rektor — — — will mich die ars amandi lehren!"

„Die ars amandi?" fragte der Propst mit fast zugeschnürter Kehle, dicht an das erglühte, merklich zitternde junge Weib herantretend.

„Ja, ja," hauchte sie fast mehr, als daß sie sprach. Dicke Thränen waren ihr in die Augen gestiegen, sie wandte sich gegen die Thür, drehte sich noch einmal mal nach dem Geliebten um, rief schluchzend mit fast gellender Stimme: „Ja, ja, die Kunst zu lieben! Die soll mich der Herr Rektor lehren!" und dann war sie aus der Stube gestürzt.

„Dorothea!" — Es war ein ganzer Accord von Leidenschaften, der in diesem Aufschrei des Propstes hinter der fliehenden Gattin herschallte. „Dorothea!" rief er noch einmal in Zorn und Furcht und feuriger Liebe. Blitzesschnell gekommene Erleuchtung des Herzens und Verstandes hatten ihm den köstlichen Wert seines Schatzes und den Schein der Verlustgefahr gezeigt. Und jählings, wie er ihr nachgestürzt wäre, wenn ein reißender Strom sie von seiner Seite gerissen hätte, sprang er ihr nun nach über den Marienkirchhof nach dem lateinischen Schulhause hinüber. Dort saß Matz Reimann allein in seiner Kammer, den verstauchten Fuß, den ihm der Stadtchirurgus mit vielen Binden umwickelt hatte, auf einen Stuhl gelegt, und wunderte sich aufrichtig und augenscheinlich über die Verstörtheit seines gestrengen Herrn Lernanstaltsbeschauers. Der aber eilte, flugs, wie er gekommen war, in die Propstei zurück, stieß die Thür zur Wohnstube auf, fand hier die Gattin, die ihm in lieblicher Verwirrung die Hände gleichzeitig wie zum Gruß und zu züchtiger Abwehr entgegenstreckte, und riß sie, noch einmal laut „Dorothea!" rufend — aber es klang jetzt wie eitel Lust und Jubel — an seine Brust. Dann aber, zwischen den Küssen, mit denen er ihre Lippen verschloß, flüsterte er: „Wart'! nun will ich dich die ars amandi lehren, die holde Kunst zu lieben, obwohl ich selbst sie erst von dir gelernt habe zu dieser Stunde!" — — —

Als am nächsten Weihnachtsfest die Pröpstin in der Christmette sich unter die Schar der Schüler und Schülerinnen gestellt hatte und mit glockenheller Stimme den Quempas mitsang, zur Freude ihres vor dem Altar stehenden Gatten, da ging ihr der Gedanke durch den Sinn: „Mit dem Quempas habe ich den Kampf um die zärtliche Vertrautheit meines lieben Herrn und Gemahls begonnen, mit des Horatius leichtfertigen Liedern einige Scharmützel ausgeführt und mit des Ovidius' ars amandi, von der ich doch kein einziges Wort kennen gelernt, den endlichen Sieg erfochten. Wohl mir, ich bin eine wahrhaft glückliche Frau!" — — —

Hiermit endet diese altbernauische Ehestandsgeschichte. Wer sich aber für das alte Christmettenlied interessiert, mit dem einstmals die kluge Pröpstin den Kampf um ihr Eheglück begonnen hat und das noch jetzt alljährlich in der bernauischen Kirche gesungen wird, wenn auch die alte schöne Sitte des Quempasschreibens seit mehreren Jahrzehnten leider abgekommen ist, der möge es nun vernehmen:

Quem pastores laudavere,
Quibus angeli dixere —
Absit vobis iam timere! —
Natus est Rex gloriae!
Dem die Hirten Lob gesungen,
Den verkündigt Engelszungen,
Er, der hohe Fürst der Ehren,
Euch zum Heil geboren ist!
Ad quem reges ambulabant,
Aurum, thus, myrrham portabant,
Immolabant haec sincere
Nato Regi gloriae.
Ihm demütiglich zu dienen,
Sind drei Könige erschienen,
Brachten Weihrauch, Gold und Myrrhen
Als ihr Opfer für den Christ.
Exultemus cum Maria
In coelesti hierarchia,
Natum promant voce pia,
Dulci cum melodia.
Laßt uns jubeln mit Marien,
Singen fromme Melodien,
Und zum hohen Himmelsthrone
Töne süßer Stimmen Schall!
Christo Regi Deo nato,
Per Mariam nobis dato,
Merito resonet vera
Laus, honor et gloria!
Christo, der uns heut geboren
Von dem Weibe auserkoren,
Ihm, dem König, Gottes Sohne,
Ehr' und Preis allüberall!

Onkel Tobias.

Novellette

von

Marie von Olfers.

(Abdruck verboten.)

Es ist heller Sonnenschein. Ich sitze mit meinem alten Onkel auf einer hohen Terrasse; unter uns fließt in lichten Fluten, die sich mit den letzten Sonnenstrahlen schmücken, ein breiter Strom.

Es ist Sonntag. Am Ufer, auf den Schiffen drängt sich eine geputzte fröhliche Menge. Wie das wogt und plaudert und jauchzt und lacht! Ich möchte darunter sein; ich bin jung, frisch, freudehungrig; der Onkel versteht das nicht, mißbilligt es. Wozu? Was hast du davon? Ich könnte doch nur sagen: Spaß! Das versteht er wieder nicht; er versteht nur den Ernst des Lebens, sauer erworbenes Geld, das man nicht leichtsinnig verthut; teure Zeit, die man nicht vergeuden darf. Onkel Tobias ist unverheiratet und doch hat ihm das Schicksal zwei Sorgenkinder aufgebürdet. Er hätte sie sich abschütteln können, aber dazu war er zu pflichttreu, zu gewissenhaft. Er, der einzig Überlebende, der uns nehmen konnte, uns arme Waisen; ich, die Tochter seiner Schwester, Philipp, ein Stiefsohn seines Bruders. Alles umher niedergemäht von der Sichel, die keiner Blume schont, wenn die Zeit da ist.

Wir waren klein, als wir in sein Haus kamen, ein paar ausgelassene Kobolde, denn was versteht ein Kind vom Kummer? Auch heut, ich bin sechzehn Jahr, kann ich nicht ernst und traurig sein.

Es ist doch zu schön auf der Welt. Lipp ist noch weit übermütiger; wenn wir zusammen sind, lachen wir so viel, so unerträglich, so unglaublich, wie der Onkel sagt, daß er uns immer hinaus wirft.

„Alberne Dinger," sagt er, „ihr habt doch wahrhaftig keinen Grund zum Lachen."

Einen Grund! Braucht man einen Grund dazu, wenn man jung ist?

Seiner alten Wirtschafterin Frau Murner stellte er mich, als ich in das Haus kam, vor. „Da haben Sie das kleine Wesen; was sich die Eltern nur dabei dachten, als sie dies unnütze Würmchen in die Welt setzten?"

Frau Murner schüttelte ihr weißes Haupt. Sie dachte wohl, wo die Blumen wachsen, kann's auch wachsen, vielleicht hat's Sonnenschein, den braucht's.

Ja, den brauchten wir, Lipp noch mehr als ich. Er war vier Jahr älter, aber durchaus nicht vernünftiger. Ein wahres Hauskreuz, wie selbst die gute Frau Murner zugeben mußte. Es gab keinen dummen Streich, den er nicht ausführte. Mit seinen großen Klauen, er war wie ein Seeadler im Kanarienbauer, schlug er alles kurz und klein. Immer brachte er irgend ein Ungetüm nach Haus, der Onkel, der kein Stäubchen litt und dem Ruhe als die Krone des Hauses galt, verbot, strafte hart, alles umsonst. Wie sich aber das Haus nicht nur, sondern die ganze Gegend mit zahmen weißen Mäusen bevölkerte, wurde über Lipp der Stab gebrochen und er kam in Pension. Sehr zu seiner Befriedigung, denn er sagte, es kann nirgend so schlimm sein als hier, in eurem alten Käfig.

Sein Leben wurde nun freilich sehr lebendig und bunt; an Abwechselung fehlte es nicht, überall wurde er hinausgeworfen.

Er blieb seelenvergnügt dabei, keine Reue, keine Besserung.

„Ich bin nun einmal jung und lustig," antwortete er auf meine Strafpredigten, „wärst du ein Bursch und nicht ein dummes Mädel in langen Röcken, du machtest meine schönen Vergnügen gewiß mit."

Ich fühlte, daß er recht hatte, und schwieg.

So wuchsen wir heran. Lipp wollte studieren, aber studieren sollte er nicht. Ein neues Leiden ging an. Wieviel Fächer hat er probiert, bei keinem hielt er es länger als ein paar Wochen aus. Seine braven Arbeitgeber hatten einen wahren Schrecken vor diesem Gehilfen.

Endlich war er in einem Droguengeschäft untergebracht, das ihm gefiel. Freilich kamen auch dort Klagen, er stellte Experimente an, hatte sich und das Haus schon in Gefahr gebracht. Der Besitzer bezeichnete ihn dennoch als einen feinen Kopf, „er hat nur zu viel Gedanken," sagte er.

„Das weiß der liebe Himmel," meinte der Onkel, „alle Augenblicke kommt er um Geld bitten, sie auszuführen, na, das sollte mir fehlen! Nicht einen Heller bekommt er von mir." Wie schön er mir seine Pläne ausmalte, im Umsehen waren wir Millionäre; aber seine Erfindungen blieben Luftschlösser, da sie trotz der schlimmsten Scenen keinen Unterstützung bei Onkel Tobias fanden. Ich war froh, wenn ich die beiden wieder auseinander hatte, was nur gelang, wenn Lipp ein neues Luftschloß in den Wolken witterte.

Ich war ja gewohnt, daß mir der Onkel jede Bitte abschlug und für thöricht erklärte.

Da sitz' ich also auf der Terrasse, seufze und blicke hinaus in die schöne Welt. Meinen lustigen Gefährten weiß ich eingesperrt in einer kleinen Stadt, hinter düsteren Mauern am Ladentisch. Ob er gerad' ein Dütchen dreht oder Bonbons verkauft? Bei dem Gedanken muß ich lachen. Wir sind eine rechte Prüfung für den Onkel. Solche Leute thäten eigentlich weit besser zu heiraten, dann hätten sie wenigstens nur für eigne Kinder zu sorgen, nicht noch für Gesindel, wie wir es sind, herrenloses Gut.

Ich beuge mich über das Gitter. Eben ladet ein überfülltes Schiff den endlosen Zug seiner Passagiere aus. Plötzlich schrei' ich auf.

„Onkel, der Lipp ist darunter!"

„Natürlich," brummt der, „wo Gedräng ist, wo er nicht hin gehört, da ist er immer. Wink' ihm nur nicht, laß ihn drunten, ich mag ihn nicht sehen."

Aber ich hatte längst gewinkt, und er war auch schon droben.

Leuchtend stand er vor uns, seine Augen lachten, als sagte er: „Freut ihr euch nicht, daß ich, die Sonne, da bin?" Wir sagten sie das wenigstens und ich freute mich.

Der Onkel zog scharf die Brauen zusammen. „Was schaffst du hier? Weshalb bist du nicht im Geschäft?"

„Es ist ja Sonntag, Onkel, und dann, jetzt hab' ich wirklich eine Erfindung gemacht, die ist etwas wert, der Prinzipal sagt es auch, es fehlt nur das Geld zum Experimentieren oder zum Patent, er hat's nicht, aber du hast's, Onkel, dies eine Mal, nur dies eine einzige Mal."

„Und hätt ich's tausendmal, du bekämst es nicht."

„Die Summe ist ja nicht groß, Onkel, probir's nur dies eine Mal."

„Dies eine Mal," bat er wieder.

Und ich bat mit: „Dies eine Mal."

„Laßt mich in Frieden," sagte Onkel Tobias, „ich hab' es längst satt. Vergiß nicht, Lipp, daß du ein armer Schlucker bist, der bei mir das Gnadenbrot ißt. Gehst du nicht meinen Weg, den Weg, den ich

für gut halte, so magst du dir auf deine Gefahr einen andern suchen, du bist ja kein Kind mehr."

„Nein," schrie Lipp trotzig, „du hast recht, ich bin kein Kind mehr, es ist eine Schande, wenn ich das Gnadenbrot aus einer Hand nehme, die es mir so reicht. Es ist das letzte Mal gewesen, ich geh fortan meinen Weg."

„Und kannst verhungern, Lipp."

Mir wurde Angst, so schlimm war es noch nie.

„Ihr meint es nicht so," rief ich dazwischen.

„Ja, ich mein' es doch so," sagte der Bursch.

„Und ich auch," fügte Onkel Tobias hinzu.

Einen Augenblick stand Lipp noch still und sah mich an, dann aber stürzte er fort, die Treppe hinab in das Schiff, das eben abfahren sollte.

Die lustige Menge deckt ihn, ich höre die Glocke. Ich bin allein, verzweifelt. Der Onkel steht hinter mir.

„Laß ihn fahren, Friedchen, er kommt wieder. Ich werd' es ihm ja geben, nur später. Mein Himmel, was ist die Jugend ungeduldig."

„Ich hätt' es ihm jetzt gegeben, Onkel."

Er kam nicht wieder, meine Sonne war untergegangen, das lustige Echo verhallt. Trübe und grau sah es jetzt wirklich um mich aus. Freunde hatten wir nicht. Wer sollte auch zu uns kommen! Bei uns war keine offene Hand, kein offenes Haus.

Der Onkel saß und rechnete den halben Tag, den andern ging er Geschäftsgänge. Zu Hause studierte er die Zeitung. Mir war wie einer Taubstummen.

„Gehn Sie etwas an die Luft," wiederholte die mitleidige Frau Murner, „Sie sehn ja aus wie ein Geist und verblühn vor der Zeit."

„Wozu?" sagte ich jetzt gleich dem Onkel, „für wen sollt' ich blühn? Am besten, ich werde so schnell alt wie möglich, dann pass' ich hierher."

Ich weinte Lipp viele Thränen nach, das war noch jetzt mein unterhaltendster Sport, da merkt' ich doch, daß ich lebte, daß ich noch etwas fühlte. Der Onkel nannte seinen Namen nicht mehr.

„Der arme Mann," meinte Frau Murner, „er kann doch nicht anders als Sie zwei lieb haben. Wofür arbeitet er sich sonst halb zu Tod? Er will das Häuschen kaufen, mein Vetter sagt's, der arbeitet bei seinem Notar."

„Das Häuschen ist mir ein Greuel, seit Lipp fort ist," sagte ich bitter, „alles zieht fort, die Schwalben, die Störche, die Menschen, nur wir bleiben am selben Fleck."

„Später, Fräulein Friedchen, später."

„So sagt der Onkel auch; wenn es nur dann nicht zu spät ist?"

„Für Sie wohl nicht, Fräulein Friedchen, Sie sind jung, für den Onkel eher, aber dem ist ja nicht zu helfen. Das Schlimmste ist meist, was der Mensch sich selbst anthut."

Viele Jahre später find' ich diese Blätter, eine Anzahl ist noch weiß, ich will sie nun füllen, füllen mit der Liebe zu dem, der so viel für uns gethan und so wenig dafür empfangen hat. Vielleicht liest es einer, dem es nützt, so oder so.

Wohl dem, der die Liebe frisch empfängt wie einen Strauß ebengeborener Blüten, noch beseelt vom himmlischen Sonnenstrahl, noch betaut von himmlischen Thränen. Empfänger und Geber haben Glück davon. Onkel Tobias verstand das nicht.

Wir lebten so fort in grauem Einerlei, mir fiel gar nicht mehr ein, daß es anders werden könnte.

Da fanden wir eines Morgens den Onkel tot in seinem Lehnstuhl, er sah aus wie schlafend. Wir beide standen versteinert; es war nicht Kummer, der mich faßte, es war Schreck. Der Arzt, den Frau Murner rief, er wohnte im Haus, konnte nichts mehr thun.

Es ging alles still und ordnungsmäßig zu, wie er es liebte, keine Thränen, kein Geschrei, keine Blumen, keine Freunde.

Als ich nach dem Begräbnis mit Frau Murner in der öden Stube saß, fiel mir erst ein, daß nun für mich auch diese Heimat geschlossen war. Ich fühlte es fastwie eine Erlösung, denn was wußte ich von der Not täglichen Erwerbs? Frei war ich jetzt, frei!

Den nächsten Tag wurde das Testament eröffnet. Lipp und ich waren die Erben, der Onkel schrieb, mit vieler Müh' hätt' er das Häuschen für uns erworben und genug, um darin sorglos zu leben. „Möge es Euch

zum Segen werden, ich habe auf der Welt niemand gehabt als Euch."

Ich schluchzte hoch auf, als ich dies hörte, lief hinaus, warf mich weinend auf mein Bett und schloß die Thür.

Ach, wenn er dem Lipp doch das Geld damals gegeben hätte! Nun — nun — was sollte ich damit — ich zürnte dem Onkel. Ich wollte fort, Lipp suchen.

Frau Murner überzeugte mich endlich, wie thöricht das sei. Am ersten würde Lipp noch hierher kommen.

„Der arme Onkel, er sorgte nur für Ihr Glück."

„Genommen hat er es mir!" schrie ich, „unglücklich hat er mich gemacht und ihn — ihn! Wer weiß, ob er nicht ganz verloren ging!"

Ich kämpfte einen harten Kampf mit meinem Herzen.

Heute bin ich hinausgegangen und habe die ersten Veilchen auf sein Grab gelegt; wenn er sich auch nichts daraus macht, es ist mein Liebeszeichen.

Ich blieb also mit der guten Frau Murner in unserm Häuschen am Fluß. Von Tag zu Tag war mein Leben ein Warten. Die Bäume wurden grün, der Herbst kam, der Winter. Ich wartete. Nun wird es wieder Frühling; wie kann da die Hoffnung vergehen? Sie wuchs in mir mit all den tausend Keimen und Saatkörnern.

Plötzlich, der Tag war voll lichter Sonne, wurde heftig geschellt. Ich kannte den Ton. Hastig stürzte ich hinaus, in der Thür trafen wir uns. Lipp stand vor mir, aber nicht derselbe, der wilde, glänzende, übermütige Bursch, ein strenger, ernster Mann. Ich schrie auf.

„Still!" sagte er, „der Onkel soll es nicht hören, ich will ihn nicht sehen, ich will nur dich."

„Der Onkel!" wiederholte ich, „weißt du nicht, daß er tot ist." „Ich werde ihm keine Thräne nachweinen," sagte er herb, „meine Jugend hat er mir gekostet. Sorgen, Angst, Not begleiteten mich. Seinen Weg! ich konnte seinen Weg nicht gehen. Gott sei Dank, hab' ich den meinen durch all die Dornen hindurch gefunden. Nun braucht sich keines von uns sein Leben zu erbetteln, ich habe für uns beide genug. Meine Fabrik liegt weit von hier, meine Pläne waren doch Gold wert, mehr wert als des Onkels knauserige Wirtschaft."

In seinen Augen leuchtete der alte Glanz, als er mich umfaßte: „Jetzt komme ich dich holen, Friedchen, dich, mein Glück, meine Jugend, du sollst mich wieder lachen lehren."

Ich brauchte es nicht, wir lachten schon beide, wenn auch unter Thränen. Als er mir alles gebeichtet hatte, sagte ich: „Über den Onkel darfst du nicht so reden." Ich las ihm das Testament vor, „wie mühsam hat er gearbeitet, nur für uns." „Ich mag nichts von ihm," dabei blieb es, „ich mag das Geld nicht, das dir und mir Herzblut genug gekostet hat, und was dies rumplige Häuschen anbetrifft — da sollst du meins sehen."

„Der Onkel hielt es so hoch." „Hat er es uns lieben gelehrt? möchtest du darin wohnen? Ich würde fürchten, dem Onkel auf Tritt und Schritt darin zu begegnen!"

„Ich fürchte das nicht, Lipp. Jetzt nachträglich liebe ich ihn, sehe in seinem abgearbeiteten müden Gesicht, wie er für uns sorgte, für uns, seine Plage."

„Weshalb ließ er uns nicht seine Freude sein?"

Er konnte es nicht, das war eben sein Unglück. „Wir sind jetzt glücklich, Lipp, wollen wir ihm nicht wenigstens den Dank geben, den wir ihm schuldig sind?"

Es zuckte über sein hübsches Gesicht.

„Du hast recht wie immer, Friedchen. Frauen denken anders wie Männer, in dem Punkt vielleicht richtiger."

„Sie fühlen, Lipp, das ist manches Mal besser als denken. Laß uns die gute Frau Murner als Hüterin unseres Häuschens anstellen, alle Jahre wohnen wir hier in den Ferien und fürchten nicht, daß der gute Onkel Tobias darin umgeht, sondern freuen uns und danken ihm."

So geschah's. Wir verleben dort unsre schönsten Zeiten. Das kleine Völkchen unserer Kinder, die in der großen Stadt bei all der Unruh und Arbeit oft zu kurz kommen, freut sich das ganze Jahr darauf. Sie schwärmen für den unbekannten Wohlthäter, den Onkel Tobias, und sein schwer erworbenes Häuschen wurde auf diese Weise unser größter Schatz. Könnte er es doch noch sehen!



Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Heimkehr aus den Weinbergen. Nach dem Gemälde von Aurelio Tiratelli.



Winter im Schwarzwald.

Von

Hermine Villinger.

Mit neun Abbildungen nach Aquarellen von **Fritz Reiß.**

Wenn des Obergrundbauern Lisel im Herrgottswinkel am Spinnrocken saß, konnte sie oft minutenlang der Arbeit vergessen, so völlig versenkten sich ihre Augen in den Anblick des unten, am Ausgang des Thales liegenden Nachbarhofes.

Obwohl die Mutter sie immer wieder aus ihren Träumen schreckte:

„Laß au des ewig Nusstarre si, 's isch doch umsunst —" es half nichts, Lisels Wünsche standen in zu engem Zusammenhang mit dem tiefdachigen, so heimlich zwischen den Bergen gebetteten Nachbarhof, als daß sie sich die Worte der Mutter zu Herzen genommen hätte.

Allein so sehr auch die beiden Nachbarn in ihrer Bergeinsamkeit aufeinander angewiesen waren, es hatte sich kein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihnen gestaltet, denn sie waren zu verschieden; der Untergrundbauer, ein reicher Mann, dachte nur ans Erwerben, und es war sein größtes Vergnügen, bei jeder Gelegenheit zu betonen:

„So wit i schau, alles mi —" wobei er nicht verfehlte, die Zipfelmütze, die er stets zu tragen pflegte, ein wenig schief zu rücken und ein halb gutmütiges, halb schadenfrohes Lachen auszustoßen.

Der Obergrundbauer aber nannte außer der lebendigen Schar seiner zehn kerngesunden Kinder, an deren Spitze die Lisel stand, nur wenig sein eigen; allein es reichte zum Leben, sie ließen fünfe gerad sein und waren immer vergnügt.

„Über die Gebühr," wie sich der reiche Nachbar ausdrückte, in dessen Augen jeder verächtlich war, der nicht daran arbeitete, sein Hab und Gut zu vermehren.

„Der Lichtsinn setzt d' Bettler in d' Welt," pflegte er zu sagen, und wenn der Obergrundbauer



mit dem bescheidenen Gruß des armen Schluckers am stattlichen Nachbarhof vorüberging, verfehlte der Untergrundbauer nie, ihm ein höhnisches:

„Wann lassener wieder taufe?" zuzurufen.

„Unser Herrgott wird ihn scho noch strafe, daß er die kleini Kinderli nit libe mog —" meinte die Lisel.

Sie war nämlich die Hauptursache an dem zunehmenden Mißverhältnis zwischen den Nachbarn; der einzige Sohn des Untergrundbauern, der Mathis, der jetzt diente, und sie, die Lisel, hatten sich gern gesehen. Er, der Untergrundbauer, war mit der Peitsche auf die beiden losgefahren, als er sie antraf, wie sie am Waldesrand, im Halbdunkel, flüsternd beisammen standen.

„Lieber schlag' i di tot," schrie er das Mädchen an, „als daß i's zugieb, daß mi Einziger in so e Lumpewirtschaft hirot!"

Lisel, die ein Peitschenhieb gegen die Stirne getroffen, rief dem harten Mann mit unterdrücktem Schluchzen nach:

„Warte nur, Untergrundbauer, mir zahle's Euch noch heim —"

Kurz darauf verließ der Mathis das Vaterhaus, um seine Dienstzeit anzutreten; sein Vater fand es ganz am Platz, daß der Sohn nichts von sich hören ließ, denn

Gefühle waren im Untergrundhof nicht gepflegt worden.

Vor Weihnachten schrieb er an seinen Einzigen:

„Lieber Mathis!

Zum Geschenk, daß Du es weischt, da ich gegen alle Lumpereien bin, kaufe ich ein neues Pferd und sollst es Deinem Vater dankbar anerkennen für die beständige Vergrößerung der Wirtschaft und triffst es einmal anders als dem Obergrundbauern seine, wo hinten und vornen nichts ist und selbige Eltern in ihrer verwahrlosten Moralität ans Zusammenhalten nicht denken, sondern sogar noch wie die Hansnarren auf den Jahrmarkt zu Hornberg geloffen, und von mir rein und heilig am Poppenständle troffen worden sind, daß ein Dunnerwetter in so einen gottlosen Leichtsinn schlag!

Hauptsach', die Kathrin vom Eckbauer könnt mir für Dich passen, weil die gleichen Verhältnisse, was somit in Ordnung wär'. Punktum! Fertig! Knecht und Magd schick' ich über die Feiertäg weg, ich will keine Weihnachtsduselei im Haus und Gaschtrei; das Vieh ist schön und gesund, ebenfalls

Dein Vater."

Es schneite lustig darauf los, und die Lisel saß auf der Ofenbank und sorgte für trockene Strümpfe für die Schulpflichtigen, die nicht immer im besten Zustand aus ihren Kämpfen mit Wetter und Wind hervorgingen.

Der Mathis hatte ihr geschrieben, daß er zu ihr halte, und so hatte sie ihr Weihnachtsgeschenk vornweg, und ein lieberes hätte ihr auf der Gotteswelt nicht werden können.

So putzte sie denn in der Frühe des Feiertags unter leisem Singen das Bäumchen für die Geschwister und breitete die bescheidenen Gaben darunter aus; alsdann wurden die Buben und Mädel gerufen, die wie's wilde Heer herbeigestürzt kamen, notdürftig angekleidet, mit strahlenden Augen; vor dem „Krippele" aber, das jede Weihnacht mit frischem Moos ausgelegt wurde, standen sie mäuschenstill und sangen ihr Weihnachtslied, und der Großvater mit dem Jüngsten auf dem Arm meckerte andächtig mit, indes die Eltern Hand in Hand der singenden Kinderschar lauschten.

Die Lisel aber war schon wieder thätig, indem sie ein Fenster aufriß, um den Schnee, der sich davor aufgetürmt hatte, wegzuschaufeln, denn es war ihr nun einmal nicht wohl, wenn sie den Anblick von ihres Mathis Wohnstätte entbehren mußte. Aber wie erstaunte sie, als sich vor ihren Blicken ein unermeßliches Schneefeld aufthat, aus dem kein Baum mehr ragte weit und breit, geschweige das Dach des Nachbarhofes, der wie vom Erdboden verschwunden war.

„Vater, Mutter," schrie das Mädchen auf, „'s hät der Untergrundbauer verschneit, kummt schnell — kummt elli — mer mien em rus helfe, er ischt allei —"

Auch der reiche Nachbar hatte in der Frühe den Schnee vor seinem Fenster weg-



zuschaufeln versucht, allein der hohen Wand, die sich um sein Haus gebaut, war nicht beizukommen. Auf dem Boden hatte der Schnee gar eine Dachlucke eingedrückt, und der Bauer hatte Mühe und Not, der Sache Einhalt zu thun. Beim Hantieren stieß er gegen die Lampe, das Öl floß aus, und der Mann tappte sich fluchend zu seinem Vieh hinunter. Es war stockdunkel im Haus und nichts zu machen, denn der Knecht hatte den Ölkrug mitgenommen, um ihn im Dorf frisch füllen zu lassen; die Rückkehr des Gesindes aber war erst am Abend des zweiten Feiertags zu erwarten.

Der Bauer zündete den Unschlittstumpen in der Stalllaterne an und suchte in allen Schiebladen nach Resten von Kerzen. Es war nichts zu finden. Nun hatte er's, daß er aus Geiz sein Gesinde über die Feiertage weggeschickt; die Leute waren jung und stark; mit vereinten Kräften hätten sie der Uebermacht des Schnees steuern können oder einen Weg bahnen, um im Dorf Hilfe zu holen. Nun saß er allein; ein eigentümliches Knistern und Krachen ging durchs ganze Haus; den Mann beschlich ein unheimliches Gefühl; wenn es so fort schneite und der Schnee ihm das Dach eindrückte, war's aus mit seinem schönen Vieh — dann war's überhaupt aus — und der Mathis, der ihm nicht einmal zum heiligen Christfest ein paar Worte geschrieben — er gestand sich's jetzt erst ein, daß es ihn bitter gekränkt hatte, daß er's noch immer nicht verwinden konnte. Dann wieder fuhr es dem Bauern durch den Kopf, daß er auch hätte eine andere Weihnachten haben können, statt allein, von allen Menschen verlassen, in der Finsternis zu sitzen.

„I wollt', i hätt's jetzt bigot wie der Altobergrundbauer, den i noch gester usg'lacht hab' —" sprach er in leisem Tone vor sich hin, indem er die Zipfelkappe bald ins Genick, bald vor in die Stirne schob.

Er hatte den alten Mann dabei angetroffen, wie er seinem Enkelkinde die Flasche gab:

„So so, hän sie di jetzt au so wit, daß de d'Husmagd mache kannsch?" rief er dem alten Mann zu, der ihm lächelnd antwortete:

„Was redener au, Untergrundbauer, des thun i gern —"

„I thät's bigot au gern," entschlüpfte es dem Einsamen, aber schon im nächsten Augenblick schämte er sich der Anwandlung und schüttelte ärgerlich den Kopf. Das Lichtchen in der Laterne erlosch, ein lautes Krachen und Stöhnen ging durchs Haus, und das Vieh brüllte ängstlich auf.

„Un die Finsternis dazu, die Finsternis," brummte der Bauer und tappte sich wieder hinauf zum Boden; der Schnee war durch Ritzen und Fensterspalten gedrungen und lag da und dort in hohen Haufen. Der Bauer suchte im Dunklen nach allerlei Gerätschaften, um das Dach zu steipern; er that, was er konnte, schleppte sich ab





und suchte im ganzen Haus herum, bis er fand, was er brauchte. Während der Arbeit fielen ihm plötzlich die letzten Worte des Sohnes ein, als er ihm die Hand zum Abschied reichte:

„Daß Ihr's wisset, Vader, 's Lisel oder keini —"

Er hatte damals höhnisch hinter dem Sohn aufgelacht —

Jetzt lachte er nicht mehr, sondern lauschte mit angehaltenem Atem auf das unheimliche Gestöhne über seinem Haupt.

„Un i hab' mi doch so uf e Enkeli g'freut," murmelte er vor sich hin, „i wollt'

em bigot au 's Bäumli z'Wihnachte us em Wald hole, grad wie i's den Altobergrundbauer no vor zwei Täg hab' thun sehe — i wollt' em sogar d'Flasche gebe — mit dem größte Vergnüge" —

Da ging ein Ruck durch's ganze Haus, und dem Bauer war, als senke sich das Dach über seinem Haupt.

„I will wenigstens bim Vieh si," meinte er und verfügte sich in den Stall. Vorher hatte er sich in der Stube die Schnapsflasche geholt.

„Wenn niemet kummt, isch's us, aber mit ansehe will i's nit —"

Er setzte die Flasche an den Mund und that ein, zwei lange Züge; dann setzte er sich auf die Futterkiste neben die Scheckige, die ihn beschnüffelte und mit ihrem Atem erwärmte.

Er tätschelte sie, indem er leise vor sich hin sprach: „Worum isch au der Mensch so obstinat, as ob er ewig lebe thät —" nahm einen neuen Schluck aus der Flasche, bekreuzte sich und sank mit dem Kopf in den Futtertrog. Da tönte plötzlich ein gellendes Geknarre durch's Haus, dem Untergrundbauern war zu Mute, als versinke er mitsamt seinem Hof in einen brennenden Abgrund, und er fuhr mit einem Aufschrei in die Höhe. — Die Stallthüre stand weit offen, ein Lichtmeer erfüllte den Raum und mitten drin stand des Obergrundbauern Lisel, weiß beschneit bis auf das hochgerötete Gesicht, und sie hielt ein brennendes Holzscheit in der Hand und rief dem sie wie verglast anstarrenden Manne ein „Grüß Euch Gott, Untergrundbauer," zu „und do sin mer alli!"



Ja, da waren sie alle, mit Schaufeln und Hacken, heiß von der Arbeit, und der Obergrundbauer meinte, auf die sich schüttelnden weißen Gestalten deutend:

„Ihr hänt zwar immer g'schimpft über die viele Kinder, Untergrundbauer, aber desmal isch's bigot e Glück g'si, daß der Sege so groß isch, sunst wäre mer am End' e bisle z'spät komme; luege au den schöne Tunnel, den mer zu Euch grabe hän — 's Lisel isch's erst g'si, das uns hüt morge z'samme trommelt hät — kummt helfe, kummt helfe,' hät der Untergrundbauer verschneit —"

„Jetz nit so viel g'red, Vader," unterbrach ihn das Mädchen, „z'erst 's Dach frei g'macht —"

Sie gingen von neuem an die Arbeit und ruhten nicht, bis sich der harte Schnee wie eine kristallene Kuppel hoch über dem Hause wölbte.



Der Untergrundbauer mußte den Blick immer wieder nach der Lisel wenden, die die Tüchtigste war von allen und der das schwere Geschäft wie nichts von der Hand ging.

„Du hesch e nobli Vergeltung g'übt," flüsterte er ihr zu, als sie nach gethaner Arbeit in die Stube traten.

Hierauf trug der Untergrundbauer auf, was er Gutes im Haus hatte. Beim Anstoßen rückte er sich die Zipfelmütze zurecht und sein Gesicht nahm wieder den alten spöttischen Ausdruck an, nur glänzte es ihm dabei feucht aus den Augen.

„Was meinsch, Lisel," wandte er sich an das Mädchen, „hüt nacht hani bigot vo mim künftige Enkeli träumt, un jetz isch mer's e so e Anliege mit dem Kind, daß mer's au g'sund bliebt un brav un tüchtig wird — witt nit ebber d'Muetter zu em si?" Die Lisel sagte nicht nein.

Draußen aber mochte der Schnee nun wüten, soviel er Lust hatte, und das Gekreische der Raben noch so gellend über die öde Winterlandschaft tönen, im Hofe des Untergrundbauern nahm sich niemand Zeit, darauf zu achten, denn — obgleich er nichts hatte davon wissen wollen, obgleich er sich's verbeten hatte — nun war sie doch da — mit vollem Glanze war sie bei ihm eingekehrt — die selige, fröhliche, die gnadenbringende Weihnachtszeit.





Ein Märchen

von

Hans Hoffmann.

Mit sieben Illustrationen von **Alexander Zick.**

An der Mündung des wilden Eggenthals, durch das man von Bozen zum Rosengartengebirge hinaufsteigt, gerade an der Stelle, wo heute auf schroffem Felskegel das hohe Schloß Karneid liegt, bewohnte vor Zeiten die Zauberin Similde ein wunderbares Krystallhaus. Es war erbaut aus lauter so klarem Glase, daß von weitem es niemand sehen konnte; nur wenn gegen den Abend die Sonnenstrahlen darauf fielen, sah man von Bozen her es mächtig aufblinken wie sprühendes Feuer; des Morgens aber, wenn die Sonne gerade dahinter stand, erhub sich ein vielfarbiges Blitzen und Funkeln wie von einem riesigen Diamanten. Wer aber hinauszog, das Haus zu suchen, der konnte es nicht finden, außer wenn ihm die Zauberin selbst aufmachte und ihn hereinließ. Das waren aber wenige.

Jedoch gingen viele Hilfsbedürftige und Arme hinauf auf ihren Berg, und es geschah denen oft, daß sie plötzlich im Grase ein Goldklümpchen fanden oder auch ein zierliches Edelgestein; und mancher Kranke glaubte zu fühlen, daß ihm ein Heiltränkchen leise über die Lippen glitt oder eine lindernde Salbe sich sanft auf seine Wunden legte. Und so kehrten sie fröhlich und gestärkt nach Hause.

Solcherart ging viel Gutes von ihr aus, und Böses that sie niemanden, also daß auch niemand um ihrer Zauberkünste willen sie verlästerte noch bedrängte.

Etliche male im Jahre kam sie von ihrem Berge hernieder in die Stadt, ganz besonders um die Zeit, wenn die Pfirsiche blühten, und wiederum, wenn sie reif waren. Sie fuhr dann in einer Kutsche, die war ganz aus blinkendem Glase, auch die Räder und die Deichsel, und war bespannt mit sechs blütenweißen Schimmeln, die niemand lenkte, sondern sie liefen von selber, wohin sie sollten; die Hufeisen waren von Krystall und die Zügel aus einem zarten Gespinst, das wie Schneeflocken glitzerte.

Die Zauberin selbst, die darin saß, war alt, grauhaarig und runzelig; doch führte sie stets ihre Enkelin mit sich, die auch Similde hieß und die schönste Jungfrau im ganzen Etschlande war; die trug ein schimmerndes Kleid von der Farbe der Pfirsichblüte, aber die Farbe ihres Antlitzes war noch um vieles zarter und lieblicher, und darinnen lachten zwei veilchenblaue freundliche Augen. So fuhren diese beiden langsam um die Stadt und segneten leise die Weinberge und die Obstgärten und kamen auch durch die Gassen und redeten

mit den Leuten, die ihnen begegneten und sie artig begrüßten, am liebsten mit den Kindern. Und wo sie vorübergezogen waren, blieb der Boden bestreut mit einem feinen Goldstaube, den jeder auflesen konnte.

Es geschah aber jedesmal, wenn sie so sich hatten sehen lassen, daß viele der edelsten Jünglinge, die das schöne Mädchen erblickt hatten, von Liebe zu ihr ergriffen wurden und fortan keinem anderen Gedanken mehr nachgingen, als wie sie es zum Weibe gewinnen könnten.

Zuletzt, wenn sie die Sehnsucht nicht mehr ertragen konnten, zog einer nach dem anderen hinauf nach dem Berge am Eggenthal, um das krystallene Haus zu entdecken. Allein es währte niemals lange, so kam jeglicher zurück in einem jämmerlichen Zustande, abgetrieben und zerzaust; und wenn man sie fragte, wußte keiner etwas zu sagen, als daß er sich im Gebirge verirrt habe. Zu welchem Zwecke sie ausgegangen waren und was sie danach erlebt hatten, das hatten sie völlig vergessen und schüttelten sehr verwundert die Köpfe über solche Fragen. Auch die schöne Similde blieb ihrem Gedächtnisse ganz und gar entschwunden, als ob sie die niemals gesehen und geliebt hätten. Nur manchmal, wenn sie morgens oder abends das mächtige Blinken auf jenem Berge zufällig erblickten, zuckten sie leise zusammen und duckten sich ein wenig, als ob sie sich fürchteten. Doch begriffen sie selbst nicht, warum sie so erschraken. Und wenn einer von diesen später ihr noch einmal begegnete, so erkannte er sie nicht, ward auch von ihrer Schönheit nicht mehr ergriffen, sondern ging gleichgültig vorüber.

Es geschah in dieser Zeit, daß ein junger Graf, der von diesen Dingen nichts wußte, weil er fern von der Stadt auf seinem Schlosse Hocheppan saß, vom Rosengartengebirge herabkam, wo er auf Gemsen gejagt hatte, und durch einen Zufall auf jenen Felsen geriet, der das krystallene Haus trug. Doch er konnte es nicht sehen, obgleich es auf freiem Rasen unter dem Walde stand.

Er hätte sehr gern schon ein Obdach gehabt, denn er hatte sich den Fuß ein wenig verstaucht und konnte schlecht gehen; auch war es strenge Winterszeit, und es ließ sich ein Frost spüren, denn die Sonne war im Sinken. Vergebens spähte er umher; er verwunderte sich nur im stillen, daß hier mitten in der Einöde eine Pinie und eine Cypresse bei einander wuchsen, wie sie sonst gern vor den Häusern stehen; doch war nichts weiter zu entdecken.

Da erhob sich auf einmal, wie er gerade gegen die Sonne stand, dicht vor ihm ein ungeheures Blitzen und Funkeln wie von tausend Diamanten, daß er geblendet und erschrocken die Augen zumachte. Als er sie wieder aufthat, war alles verschwunden, denn die Sonne war nun untergegangen.

Indem hörte er ein feines Knarren wie von einer Thür, und urplötzlich stand vor ihm eine freundliche Alte, als wäre sie gerade aus dem Erdboden gewachsen, und lud ihn ein, näher zu treten und sich's in ihrem Hause wohl sein zu lassen.

Verwundert starrte er sie an; doch als sie einige Schritte rückwärts that, folgte er ihr nach und fand sich auf einmal in einem herrlichen Saale, dessen fensterlose Wände in einem zarten bläulichen Lichte wunderbar schimmerten und mit den reizendsten und mannigfachsten Zeichnungen verziert waren, die genau wie lauter riesenhafte Eisblumen aussahen. Die Decke trug ein klar durchsichtiger Pfeiler, der doch einen so feurigen Glanz ausstrahlte, als ob eine große blaue Flamme darin verborgen wäre; von ihrer Wölbung hingen unzählige spitze, blinkende Zapfen hernieder von hundertfältiger Gestalt und Größe, daß es eine Lust und ein Wunder zu sehen war.

Die Tische und Stühle und alle sonstigen Geräte waren gleichfalls von Krystall oder welcher Stoff es sonst sein mochte, und waren darunter auch zwei mächtige gläserne Fässer, das eine mit rotem, das andere mit weißem Weine gefüllt, und dazwischen ein drittes, das entweder leer war oder gefüllt mit einer ganz durchsichtigen Flüssigkeit. Auf diesem mittleren Fasse stand eine gleich farblose Flasche, die sehr sonderbar gestaltet war: sie sah aus wie ein großer Eiszapfen, geringelt und spitzig, nur mit der scharfen Spitze nach oben. Davor standen drei Gläser von der gleichen Form, an Größe untereinander verschieden.

Indessen der junge Graf, welcher Altamar hieß, all diese seltsamen Dinge mit Erstaunen überschaute, nötigte ihn die Alte



täuschend frischgefallenem Schnee glich, und umhüllten ihn bald mit der behaglichsten Wärme, also daß er einschlief, kaum daß er sich gelegt hatte.

Der Morgen dämmerte eben, als er wieder erwachte. Sobald er ein wenig zu Sinnen kam, vernahm er um sich her ein sehr starkes Rauschen, am meisten von den Fässern herüber, als ob ein Wassersturz dahinter hervorbräche oder der Wein darinnen noch einmal heftig zu gären begönne.

sehr freundlich zum Sitzen und brachte ihm mit der größten Behendigkeit allerlei gute Sachen, Gebratenes und Gekochtes; doch stellte sich heraus, daß alle diese Speisen aus Fischen hergestellt waren, in mannigfachster Zubereitung. Er aß mit gutem Hunger und trank auch von dem Wein, den sie ihm aus den Fässern zapfte, abwechselnd roten und weißen, denn „Fische wollen schwimmen", so sagte die Zauberin, die hier seine Wirtin war.

Unter dieser Mahlzeit betrachtete er sich die Alte neugierig, die ihn so trefflich empfing und bediente: und er fand auch ihr Antlitz, so welk und verschrumpelt es war, doch überaus angenehm; sie hatte zumal gar so kluge und gütige Augen, an denen er ein herzinniges Wohlgefallen fand.

Als er nun satt war, hätte er sie gern ein bißchen ausgefragt über all ihre Wunderdinge: allein da übermannte ihn alsbald eine so gewaltige Müdigkeit, daß er sich des Schlafes kaum noch zu erwehren vermochte.

Als sie das bemerkte, deutete sie sogleich mit freundlicher Stille auf ein Bett, das plötzlich dicht neben ihm stand, obgleich er es vorher da nicht gesehen hatte, räumte schnell ab und ließ ihn allein in dem Saale.

Die Bettstelle war durchsichtig und blank wie alles andere; die Decken waren aus einem weichen, feinen, körnigen Stoffe, der

Indem er nun schärfer dorthin spähte und sich still wunderte, fingen die Gefäße auf dem durchsichtigen Fasse an, sich leise zu bewegen gleich silberhellen, züngelnden Flammen, ja, die drei Gläser vollführten ganz deutlich einen ruhigen und lautlosen Tanz um die seltsame Flasche.

Über diesem unheimlichen Treiben ward er erst vollkommen munter; er erhob sich von seinem Lager, und sobald er damit fertig war, war dieses verschwunden.

Da schritt er still forschend in dem Saale umher und machte sich seine Gedanken. Es kamen aber auch andere Gedanken, die er sich nicht machen wollte und die doch da waren: das waren die Gedanken, die ihn all die letzten Zeiten geplagt hatten. Und die fingen plötzlich an, ihn sehr zu vergewaltigen, wie gewöhnlich des Morgens, wenn er recht bei frischen Kräften war.

Und er setzte sich nieder und stützte schwermütig den Kopf auf die Hände.

Darüber kam die alte Zauberin wieder herein, brachte ein Morgensüppchen und fragte ihn, was ihm wäre, daß er so trübselig dreinschaue.

„Ach Gott," seufzte Graf Altamar, „ich soll eine Frau nehmen und kann keine finden, die ich gern möchte. Aber mein

Vater will es und alle meine Verwandten; und wenn ich jetzt in drei Tagen noch keine gewählt habe, verliere ich mein Schloß und mein Erbe und muß alles meinem Vetter abtreten, der gern jede heiratet, die man ihm anbietet, und wenn sie ein Mondkalb wäre. Da bin ich anders; ich kann mich nicht entschließen."

„Du scheinst mir aber allzu wählerisch zu sein," versetzte die alte Simildе, „es ist doch wahrlich kein Mangel an schönen und stattlichen Edelfräulein oder Prinzessinnen im Eisack- und Etschlande."

„Das nicht," sagte der Graf, „aber es ist damit so ein eigen Ding. Ich sehe ihrer manche recht gern und gönne ihr alles Gute; aber mit dem Heiraten mag ich es nicht wagen."

„Das macht," sagte die Zauberin, „daß ihr Männer alle gar zu sehr auf die Schönheit aus seid, die doch trügerisch ist. Darum wählt ihr so lange."

„Daran mag etwas Wahres sein," gab Altamar zurück, „aber doch trifft es für mich nicht ganz zu. Ich kenne mehr als eine, die ist ein solcher Ausbund von Schönheit, daß es mir fast zu viel ist: und dennoch kann ich mir kein rechtes Herz zu ihr fassen und mag sie nicht zur Frau nehmen."

„Ja, wie soll die denn aussehen, die dich zufrieden stellen könnte?" fragte Frau Similde.

Er besann sich eine Weile und blickte unterdessen der Alten ins Gesicht.

„Sieh," sagte er endlich ernsthaft, „wenn du eine Enkelin hättest, und die hätte deine Augen und sonst etwas von dir: die würde ich nehmen mit verbundenen Augen, bloß auf dein gutes Gesicht hin."

Als er dies sagte und dabei ganz ehrlich aussah, ward sie sehr aufmerksam und blickte ihm eine Weile still prüfend in die Augen. Darauf sagte sie gelassen:

„Da könnte vielleicht Rat werden. Eine Enkelin habe ich: und schön ist sie wie nur eine. Sie ist freilich nicht so ohne weiteres zu haben, sondern wer sie gewinnen will, muß sich zuvor einer Prüfung unterziehen, die bisher noch keiner bestanden hat. Aber was du eben gesagt hast, gibt mir einige Hoffnung, daß du sie bestehen könntest."

Der junge Graf that einen herzhaften Seufzer.

„Aber ist sie auch ebenbürtig?" fragte er etwas schüchtern. „Sonst verliere ich mein Erbe."

Da lächelte die Alte und sprach mit ruhiger Würde:

„Unser Ahnherr ist König Laurin, der den Rosengarten hatte hier in diesen Bergen. Von seinen Künsten ist viel auf uns gekommen und auch von seinen Schätzen; denn Dietrich von Bern hat sich sehr geirrt, wenn er glaubte, die ihm alle genommen zu haben."

„Aber Laurin war ein Zwergkönig," wandte Altamar ein, „und du hast eine gute menschliche Gestalt."

„Das kommt von unserer Ahnfrau Similde, die ein sterbliches Weib war, die Schwester Dietleibs," erklärte die Zauberin. „Von ihr haben wir das menschliche Ansehen. Von Laurin aber haben wir ein anderes Erbe, das wir antreten können, wenn wir wollen: das ist ewige Jugend. Wir bleiben immer jung und schön, wenn wir wieder einen Zwerg heiraten; nehmen wir jedoch einen Menschen, so müssen wir altern wie andere Frauen. Wir ziehen aber dennoch zumeist einen Menschen vor. Meine Enkelin am allermeisten; nur hat sie noch keinen gefunden, der ihrer sich würdig gezeigt und die Prüfung bestanden hätte. Und doch haben schon sehr viele der Edelsten des Landes um sie geworben."

„Das ist doch seltsam," sprach Altamar verwundert, „ich habe nie davon reden hören."

„Wer soll davon reden?" erwiderte die Alte, „die um sie warben, haben es alle wieder vergessen."

„Wie ist das möglich?" fragte der Graf ungläubig, „wenn man ein Mädchen lieb gehabt hat, wie kann man das jemals vergessen?"

Ehe Frau Similde noch antworten konnte, vernahm man auf einmal ein Poltern und Stampfen, und ein junger Herr kam hereingetrampelt, der sich sehr aufgeregt gebärdete und erbärmlich aussah. Sein Gesicht war ganz blau gefroren, die feine Kleidung mit Eis überzogen, die Hände mit Frostbeulen bedeckt, und er zitterte kläglich. Er ging aber der Alten sogleich mit einem argen Schelten und Schmähen zu Leibe.

„Hexenpack!" schrie er, „ich will nichts

mehr von euch wissen, und für alle weiteren Proben danke ich schönstens! Gefunden habe ich das Mädchen, und fast hätte es mich bethört. Aber zum Glück ist eure Teufelskunst doch an meinem Scharfblick gescheitert. Meinen Augen ist offenbar geworden, was dein reizendes Enkelchen in Wirklichkeit ist: eine garstige alte Vettel ist es wie du selber. Aber warte nur, jetzt sollen sie in der Stadt von dir hören! Am Feuer sollst du braten, wie du mich halb hast erfrieren lassen aus nichtsnutziger Bosheit!"

Diese bösen Reden hörte die Zauberin mit großer Seelenruhe an; ja, sie lächelte dazu leise.

„Armer Herr," sagte sie freundlich, „du bist wirklich stark durchgefroren. Komm, ich will dir ein Schlückchen zur Erwärmung kredenzen."

Damit that sie einen Griff nach der sonderbaren Flasche oben auf der Tonne, nahm die herunter und das mittelgroße der drei Gläser und füllte dieses mit einem klaren, weit duftenden Getränk bis zum Rande. Das reichte sie dem zornigen Jünglinge zum Trinken. Der sträubte sich heftig; doch der köstliche Duft wie von hundert Pfirsichen stieg ihm lockend in die Nase, und wider seinen Willen mußte er doch zugreifen und das Gläschen leeren.

Und sobald das geschehen war, wurde er ganz ruhig; er strich sich nur etlichemal mit der Hand über die Stirn, als ob er sich vergebens auf etwas besänne. Dann betrachtete er verwundert sein übereistes Wamms und die erfrorenen Hände und sagte friedfertig:



„Es ist grimmig kalt draußen in dem dicken Nebel. Hier ist es hübsch warm. Aber ich muß nach Hause, mich umzukleiden. Ich danke freundlichst für gute Bewirtung."

Und mit artigem Gruße war er zum Hause hinaus.

„Das ist aber wunderlich!" rief Altamar verblüfft.

Die Zauberin lachte ganz leise.

„So kommen die zurück, die die Probe nicht überstanden haben," sagte sie achselzuckend, „sonst geschieht ihnen kein Übles. Und nun hat er's vergessen für alle Zeiten."

„Kommt das von diesem Trank?" fragte er ein wenig scheu.

„Ja," antwortete sie heiter, „wer dies Glas voll davon trinkt, der verliert die Erinnerung an alles, was kurz zuvor ihm am meisten am Herzen lag. Und das ist gut für diese Leute, denn sie könnten sich und anderen sonst Unheil stiften."

„Und was hat es mit dem großen Glase für eine Bewandtnis?" fragte er beklommen.

„Wer das austrinkt, der vergißt die ganze Welt," versetzte sie still und feierlich, „und wer das thun darf, dem ist am wohlsten."

„Und was ist's mit dem dritten, dem kleinsten Glase?" forschte er weiter mit einem leisen Grauen.

„Das muß der leeren, der sich dieser Prüfung unterziehen will," erklärte die Zauberin, „davon wird ihm etwas wunderlich und irrhaft im Kopfe. Doch das ist nötig, und Schaden hat er davon keinen."

„Und worin besteht diese Prüfung, die so überaus schwer scheint?" fragte der junge Graf.

„Sie ist so leicht, daß jedes Kind sie bestehen könnte," versetzte Frau Similde, „nur von ausgewachsenen Männern hat's noch keiner zustande gebracht. Worin sie besteht, das kannst du nicht erfahren, ehe du mitten darin bist und gewonnen oder verloren hast. Zureden will ich dir nicht, denn Frostbeulen drohen dir immer, wenn du nicht ans Ziel kommst."

„Darauf wollt' ich's gern wagen", versicherte er lächelnd, „aber welches ist dieses Ziel? Und wo finde ich deine Enkelin?"

„Wenn ich dir das sagen wollte," entgegnete die Alte, „so würdest du sie im ganzen Leben nicht finden. In die Irre gehen mußt du, das ist die erste Hauptsache, und dazu dient dieser Trank. Das Irren allein führt zum Schauen und Erkennen."

„Aber irgend eine Richtung müßte ich doch wissen," meinte er etwas kleinlaut, „und irgend ein Merkmal ihrer Person; ich könnte doch leicht an eine Falsche geraten."

„Das ist keineswegs zu befürchten", sagte sie bestimmt, „hoch oben im Felsengebirge, wo sie zur Zeit wohnt, gibt es keine anderen Mädchen."

„Oben im Gebirge?" fragte er erstaunt, „jetzt mitten im Winter?"

„Ja," bestätigte sie ruhig, „da oben ist die Sommerwiese, und die mußt du eben suchen. Einst war dort Laurins Rosengarten; doch den haben die Helden zerstört, nur die Wiese ist noch da. Die ist grün und sonnig das ganze Jahr hindurch und am schönsten im Winter. Dann blühen die Pfirsichbäume und die jungen Veilchen in aller Pracht. Und die junge Similde selbst hat Augen wie Veilchen und Wangen wie Pfirsichblüten."

Bei diesem Bescheide ward der junge Graf Altamar auf einmal ganz tiefsinnig und versank in ein Träumen.

„Auf so einer Wiese war ich einmal in meiner Kindheit," erzählte er endlich leise und mehr nur flüsternd, „ich hatte mich verirrt und kam so zufällig dahin. Und da fand ich ein kleines Mädchen, noch viel jünger als ich, das spielte auf der



Wiese und schenkte mir Blumen. Und dieses Kind erschien mir so holdselig und lieblich, wie ich nie in der Welt wieder etwas gesehen habe; es war wie Pfirsichblüten und Veilchen. Und eben darum, weil ich es niemals vergessen habe, will mir kein anderes Mädchen so recht von Herzen gefallen bis auf den heutigen Tag. Die Wiese habe ich nachher immer wieder gesucht, viele Jahre hindurch, mit aller Mühe und Qual, aber ich konnte ihre Spur niemals wiederfinden."

Bei diesen seinen Worten ward die alte Similde abermals sehr aufmerksam und zeigte eine große Freude in ihren klugen Augen.

„So trinke dir das Räuschchen aus meinem Glase," riet sie sehr eifrig, „vielleicht daß du sie irrend zum anderenmale findest. Es gibt nur eine solche Wiese in unserem Gebirge. Und dort wohnt die junge Similde bei meiner Großmutter."

„Was?" rief Graf Altamar mit großem Erstaunen, „du hast noch eine Großmutter? Die kann aber wahrhaftig die Jüngste nicht mehr sein."

„Sie ist gerade hundert Jahre alt," beschied ihn Frau Similde, „und seit kurzem recht hinfällig trotz der guten Luft des Berges. Sie will aber noch wissen, was aus unserer Kleinen wird, ehe sie Abschied nimmt. Du mußt nämlich wissen, sterben können wir nicht wie sonst die Menschen, weil wir vom Stamme der Zwerge sind, sondern wir hutzeln nur immer mehr ein und schrumpfen zusammen, bis wir zuletzt des Lebens satt werden und von dem Tranke der Vergessenheit trinken, der die Welt uns entschwinden läßt. Den trinken wir dann gern, denn er führt zum Frieden. — Doch wie ist es mit dir? Hast du jetzt Lust zu dem Irrtrank aus diesem anderen Glase?"

Sie füllte das kleinste der drei Gläser und reichte es ihm dar.

Der junge Graf entgegnete kein Wort mehr, sondern nahm es schweigend und leerte es mit einem freudigen Zuge bis auf den Grund.

Und alsogleich empfand er im Kopfe einen sehr anmutigen Schwindel, ein Wirren und Schwirren von allerhand feurigen und sehnsuchtsvollen Gedanken, am allermeisten aber ein mächtiges Drängen hinaus auf die Wanderschaft.

Kaum mochte er sich noch die Zeit nehmen zu einem hastigen Abschiedsgruße, und schon fand er sich im Freien und eilte den Berg hinab in das wilde Eggenthal, dessen felsige Enge damals noch nicht einmal durch einen Fußpfad erschlossen war.

So mußte er sich selbst seinen Weg an dem tosenden Wildwasser hin über Steingeröll und durch wirres Gestrüpp suchen: aber wunderbar, es schien, als ob eine Straße sich ihm fortwährend von selbst baue, so sicher schritt er dahin; immer neue Lücken öffneten sich durch das dichteste Gebüsch zu einem sauberen Schlängelpfade, und die Steine fügten sich so wunderlich bequem unter seine Füße, daß er an kein Springen noch Klettern, noch Ausweichen zu denken hatte, sondern gemächlich dahinfuhr wie in den Gassen der Stadt Bozen.

So kam er schnell vorwärts und sah die riesigen Felsen, die das Thal bedrängen, einen nach dem anderen hinter sich zurückbleiben, bis er auf einmal bewundernd stillstand vor einem prächtigen Wasserfalle, der in hohem Schwunge von einer Bergwand herniederwallte. Es war aber in dieser Winterszeit ein besonderes Ding um dies springende Wasser: es war ringsum eingehüllt wie in einen gläsernen Panzer von glitzerndem Eise. Dieses Eis aber ruhte nicht still und gleichmäßig wie auf einem ebenen Teiche, sondern war aufgelöst und zerfasert in unzählbare Zacken und Nadeln und Wellen und Wölbungen, daß es in all seiner Starrheit von einem inneren rastlosen und sprudelnden Leben gewaltsam bewegt zu sein schien und immer fest hangend wie eine geschmiedete Brücke doch immer mit furchtbarer Wucht in den Abgrund zu stürzen schien. Von einem Gepolter zerbrechender Eismassen aber war nichts zu vernehmen, es herrschte vielmehr eine wundersame Ruhe wie sonst nie in so großer Nähe eines stürzenden Gewässers.

Wie nun der einsame Wanderer benommen in diese blinkende Wirrnis hineinstaunte, bemerkte er endlich, daß hinter der gläsernen Hülle das Wasser dennoch wie sonst in unablässiger Bewegung wallte und niederrann, nur nicht wie sonst in ungebändigter Wildheit sprühend und spritzend, sondern in still gerundetem Strome zur Tiefe schwebte wie eine Säule flüssigen Silbers in einem krystallenen Rohre. Und

es war wie ein Wunder zu sehen, daß also das Lebendige in Stille dahinfloß, das Erstarrte hingegen mit tausend abenteuerlichen Gestalten und Linien den Blick zuckend verwirrte, als hüpften tanzende Kobolde daran auf und nieder.

Und wie nun die helle Mittagssonne gleißend über das Eisgezack fiel, da war es dem Wanderer bisweilen, als sähe er aus dem rinnenden Silberstrom freundlich etwas Lichtes herausschimmern wie eine aufgeschlossene Rose oder ein Sträußchen von Pfirsichblüten und mit leiser Regung ihm winken und locken. Doch wenn er es ins Auge fassen wollte, war es immer wieder verschwunden und zerstoben in irrlichternden Goldfunken.

Er konnte sich aber gar nicht satt sehen an dem reizenden Zauberspiel und wäre am allerliebsten davor stehen geblieben bis zur sinkenden Nacht; all der gierige Wanderdrang war von ihm gewichen wie ein vergessener Traum. Jedoch ermahnte er sich selbst, es sei Zeit, weiterzuziehen auf seiner Suche, und er dürfe nicht thatlos säumen in solcher Wildnis. Also machte er sich los und pilgerte weiter. Und kaum war er unterwegs, so ergriff ihn auch wieder die Hast des Wanderns.



Und wieder ebnete sich ihm der Pfad, und er drang schnell vorwärts von Felsen zu Felsen. Allein noch nicht lange war er so hinausgeschritten, als ihm auf einmal die Gegend bekannt vorkam: die Felsen zu beiden Seiten waren ebendieselben oder doch genau ähnlich denen, die er im Anfang durchzogen hatte. Davon überlief ihn ein Schauder wie ein leises Frösteln, und er schritt noch eiliger aus. Doch soweit er vordrang durch die Enge des Thales, es blieb immer an dem, daß er bestimmt vermeinte, dies alles zuvor schon einmal gesehen zu haben. Und das Grauen in ihm ward stärker.

Und jetzt auf einmal stand er in aller Wahrheit wieder vor dem Wasserfalle und konnte nicht zweifeln, daß es eben der nämliche war. Doch sobald er ihn erkannte, fiel seltsamerweise alles Grauen von ihm ab, und er weilte wieder freudig in staunender Betrachtung. Und auf einmal sah er deutlich, wie der Rosenschein im Innern der wallenden Wassersäule sich vor seinen Augen zu einem festen Gebilde gestaltete gleich einer riesigen Pfirsichblüte, die sich eben aufthun wollte: und dieser liebe und lockende Anblick gab ihm neue Hoffnung und eine Mahnung zugleich, daß er weitergehen solle, um dennoch zuletzt im Suchen und Irren sein Heil zu finden.

Doch bald nachdem er aufgebrochen war, ward es ihm zur Gewißheit, daß es ganz derselbe Weg war, den er jetzt zum drittenmale ging. Von neuer Angst getrieben jagte er vorwärts und spähte qualvoll nach einem Ausweg aus diesem unheimlichen

Ringe. Doch nirgends vermochte er auch nur einen Spalt in der Steinmauer oder eine eingerissene Schlucht zu entdecken; in geschlossener Enge ging es vorwärts und immer nur vorwärts. Und ehe er sich's versah, stand er zum drittenmal vor dem gefrorenen Wasserfalle.

Da mußte er wohl merken, daß es der Irrtrank war, der ihn so ziellos im Kreise umhertrieb.

Er wollte nun ganz in Verzweiflung fallen, denn er bedachte, daß nach so vielen Stunden des Wanderns der Abend heranrücken müsse und ihm keine Rettung bleibe, entweder in solcher nächtlichen Einöde elend zu erfrieren oder im Dunkel in den Wildbach zu stürzen.

Wie er nun zagend nach der Sonne hinaufsah, welche späte Stunde es sein möge, da entdeckte er mit einem halbfreudigen Grausen, sie stand noch immer genau an derselben hohen Mittagsstelle wie zu der Zeit, da er zum erstenmale an den Wasserfall gelangte.

Dieses neue Wunder lähmte ihn ganz und nahm ihm allen Mut und alle Kraft



zu weiterem Wandern. Er lehnte sich müde wider einen moosbewachsenen Stein und blickte recht trostlos in das gleichförmige Hinströmen des eingeschlossenen Wassers und das krause Wirrsal jener Eiszackengebilde.

Da merkte er auf einmal, wie diese Gebilde nun wahrhaft lebendig wurden, sich aufreckten, zerdehnten und schnell in die Höhe wuchsen, auch überall um sich griffen wie mit Wurzeln und Zweigen; und ehe er sich recht besinnen konnte, war ein prächtiger Wald von beschneiten Tannen und anderen Bäumen und Sträuchern daraus geworden. Er sah aber nicht bloß, was über dem Erdboden ist, das Gerüst und die Stämme, sondern auch das ganze Gefaser des Wurzelwerks in der Tiefe konnte er übersehen und darunter das ewige Sickern und Quellen und Rinnen der lebendigen Wasser, die sie tränkend ernähren.

Und die Sonne schien freundlicher und wärmer über diesen Wald, und ein milder Regen tropfte aus einer huschenden Wolke leise darüber: und siehe, der Schnee schmolz hurtig hinweg, und die Zweige setzten Knospen an, und der Boden ergrünte von frischen Gräsern und Moosen, und die Knospen erschlossen sich zu lichten Blüten und Blättern. Das hatte gewiß nicht länger gedauert als eine Minute, so war der herrlichste Frühling aufgeblüht und vollendet.

Und immer üppiger wucherten die Kräuter empor, und immer neue Blumen sproßen auf und entfalteten sich in schwindelnder Eile, und aber nach einer Minute vielleicht war der Sommer auf seiner Höhe. Und dann entblätterten die Rosen, und die Beeren und Früchte schwollen und reiften, die Gräser schüttelten ihre Samen zur Erde, und überall im Moose lagen Eicheln und Bucheckern. Und ebenso schnell färbten die Blätter sich gelblich und rot und sanken zu Boden, die Tannen standen schwärzer, bis jählings wieder der erste Schnee fiel und alles mit der weißen Decke umhüllte.

Der Jahresring war geschlossen und öffnete sich abermals: ein neuer Frühling rauschte über den Waldeshang.

Jetzt aber erblickte der Wanderer plötzlich in der schönsten Mitte ein Pfirsichbäumchen mit einer so dichten Fülle der rötlichen Blüten, daß es fast einer einzigen voll aufgethanen Rose vergleichbar ward. Und indessen die anderen Bäume alle nach

Der kvnc volget vbil. hagen sinen man.
die starchen vntriwe begvnd er tragen an.
E daz iemen ervund. die recken vzzerweln.
von zwein frawē hagen. wart manic ritter

wie Sivrit verraten wart.

An dem vierdē morgē. zwē vñ drizzic mā
Sah man zhof ritē. do wart do ant geseit
Gvnther dem richen. im wær wider seit.
Von lug da wuhs den frawē. di vil grozzen
Vrlop si do wurbē. daz si für solten gan.
vñ iahen daz si warē. die Livdgeres man.
den da her betwngē. div Sifrides hant.
Vñ in zegisel braht. in daz Gvntheres lant.
Die boten er do grvzte. vñ hiez si sitzen gan.
Ir ein' sprah dar vnder. herre lat vns stan.
Vnz wir gisagen mær. div her enbotē sint.
Ja habt ir zefind. de wisst mang' mvter kint.
Iv wid' sager Livdgast. vñ och Livdger.
den ir da wilunt tatent. div grozlichen ser.
die went uv her riten. mit her in ditz lant.
der kvnc bigvnd zvrnē. do er di mær bevant.
Man hiez die mainrætē. zeherberg varen.
wie moht sich her Sifrit. do da vor bewaren.
er od' anders iemen. de si da trvgen an.
de wart sit in selben. zegrozem leid getan.
Der kvnc mit sinē friundē. do rvnend gie.
hagē von tronj. in nit gerüwen lie.
Noch heten ez gescheidē. genvg des kvnges mā.
do wolt er hagen. nie des rates ab gestan.

It vñ river re
vñ lat mich z
daz ich iv gert
do mir sol iw
So wol mich
Als ob er ernt
In wilsch neig
do sprach der h
Do schiden si
Sifrit vñ den
do hiez er sich
die Sifrides rec
Do sprah der
Ir sult hie blib
Sit vns got g
Ir sult bi dē kv
Dw hzeichē si
do waren
die wol d'
Man moht
Ir helm vñ och
Sich rette vo
da gie vō tron
er hat in gebē
So wol mich
ō minē liebē
Als min her Si
des wil ich sprech

Faksimile einer Seite aus der [illegible] Nibelungenhandschrift [illegible] Jahrh.

wenigen Sekunden ihre Blütenblättchen auf die Erde streuten und im geisterschnellen Wuchse die Früchte zu zeitigen begannen, blieb dies eine Rosenleuchten beständig; und als er ganz genau hinsah, ward er deutlich gewahr, daß vielmehr ein liebreizendes Mädchen dort hergeschritten kam und ihm nun so nahe war, daß er ihre Züge aufs beste erkennen konnte. Und er sah, daß sie über den blütenrosigen Wangen zwei Augen hatte wie Sammet von der Farbe der Veilchen und ganz voll herzlicher Liebe und Güte. Und er erkannte sie wohl: es war jenes Kind, das er einst auf der Zauberwiese gesehen hatte und das nun zu einer herrlichen Jungfrau geworden war.

Die Schöne wandelte zwischen den Bäumen und Blumen mehr schwebend umher, doch ganz ohne Hast, so daß er sie immerfort in aller Muße betrachten konnte. Und als in etlichen Minuten der Winter neu hereinbrach, ward ein prächtiges Schloß sichtbar, in dessen behaglichstes Gemach sie sich zurückzog und in der Nähe des grünen Kachelofens zum Spinnen sich niederließ. Es war aber so seltsam mit diesem Schlosse bestellt, daß man durch die dicken Steinmauern ganz frei hindurchblicken konnte, als wären sie durchweg aus dem feinsten Glase. Aber noch viel seltsamer wollte es den Zuschauer bedünken, daß er mit aller Sicherheit sein eignes Grafenschloß Hochjeppan erkannte, wie es von außen zu sehen war und auch im Innern alles genau so, wie er es eingerichtet hatte, nur daß noch ein sanfter Hauch von feinerem Behagen sich darüber gebreitet hatte.

Bei solchem Anblick wollte sich das Herz ihm im Leibe umdrehen vor lauterer Wonne und besonders vor Sehnsucht, der reizenden Spinnerin zur Seite seinen Platz am Ofen zu nehmen. Doch sobald er sich anschickte, ihr näher zu eilen, und ein Schrittchen nach vorwärts that, stieß er mit dem Kopfe und danach auch mit den tastenden Händen wider etwas Hartes und ausnehmend Kaltes, und obgleich er mit den Augen kein Hemmnis entdecken konnte, fühlte er es doch nur zu deutlich und mühte sich umsonst, es zu durchdringen oder von sich zu schieben. Wie er aber mit den Händen einige Zeit gegendrängte, wurden diese ganz starr und überströmt von rinnenden Wassertropfen. Da konnte er nicht mehr zweifeln, daß er hier von einer starken Schicht wunderklaren Eises gleichsam ummauert war, die sich wie eine Glocke rund um ihn und über ihm wölbte.

Obgleich er sich also gefangen sah, war sein Schreck doch nicht so heftig, denn er hoffte auf das eilige Nahen des neuen Sommers. Diese Hoffnung trog ihn: der Frühling kam, doch die Eisglocke wollte nicht schmelzen.

Gleichwohl ergab er sich in sein Los mit etlicher Gelassenheit; ihn tröstete sehr der liebliche Anblick, den er immerfort genießen konnte. Er sah die Holdselige im Sommer wandeln und im Winter spinnend sich wärmen und konnte sein Auge nicht sättigen an den Freuden solches Schauens.

Und so ging ihm eine Stunde vorüber und wohl sonst ihrer zwei; die Jahreszeiten wechselten zwanzigmal und vielleicht noch ein paarmal mehr: und immer blieb die Schöne in all dem Wechsel seinen Blicken unverwandelt.

Doch da, auf einmal merkte er mit einem leisen Schrecken, daß irgend etwas Neues vorgehen müsse in dem lieben Antlitz. Und als er erst aufmerksam geworden, spürte er's mit jedem Jahreszeitenumlauf, der ein paar Minuten dauerte, feiner und feiner: zuerst etliche ganz leichte Strichelchen wie zarte Schatten in der weißen Stirnhaut, dann ein leises Erschlaffen der Mundwinkel, zwei schärfere Falten von den Nasenflügeln herunter; dann ein weißes Haar in der blonden Fülle und noch eins und noch eins, und wieder ein Dutzend, und wieder ein Hundert; und so ging das immer fort von Minute zu Minute; immer tiefer die Runzeln und immer grauer das Haar, immer gebeugter der Rücken, immer welker das Antlitz: und noch nicht sehr viel mehr als wieder eine Stunde war darüber vergangen, da saß eine stille Greisin müde tretend hinter dem Ofen am Spinnrad.

Aber doch war eins ganz unverwandelt an dieser armen Alten geblieben: das waren die schönen, samtenen, veilchenblauen Augen mit ihrer Liebe und Innigkeit. Und als sie die jetzt einmal aufhob und mit leiser Güte herüberblickte und doch auch zugleich fast mit einer stillen, herzlichen Schalkheit, da überwallte den Wanderer abermals eine herzinnige Sehnsucht, zu ihr zu eilen und

einen liebevollen Kuß auf die treufreundliche Stirn und die mühsamen Hände zu drücken.

Und unvermerkt that er wieder einen Schritt, ohne des Kopfstoßes zu denken: und siehe da, er vermochte frei auszuschreiten, die Eiswand war zerschmolzen oder in die klaren Lüfte verdunstet, und eh er recht begriff, wie, saß er wohlig im Lehnstuhl an den wärmehauchenden Kacheln, und die trauliche Greisin stand leicht über ihn gebeugt mit einer Fliegenklatsche in der Hand und sprach mit einem behäbigen Blicke ihrer guten blauen Augen:

„Heut hast du ein prächtiges Mittagsschläfchen gethan, Alter."

Als er das hörte, und zumal das Wörtchen: Alter, da war's ihm, als ob ihn ein kaltes Sturzbad begösse.

Und wirklich, als er aufstand, spürte er mit aller leiblichen Fühlsamkeit auf Händen und Gesicht ein eisiges Wassersprühen: und schleunigst erkannte er, daß der Eispanzer des Wasserfalles in der Mitte geborsten war und aus dem Risse hellspritzende Strahlen herüberzischten.

Eilig wich er zurück und schüttelte sich frostig. Aber er schüttelte auch den Kopf vor großer Verwunderung, gleichermaßen, daß er solche Dinge gesehen hatte, und daß er so plötzlich sie nicht mehr sah.

Als ihm aber alles Umblicken und Forschen zu gar nichts mehr half, da machte er sich ziemlich verdrossen abermals auf den Weg. Daß die Sonne immer noch ihre Mittagshöhe einhielt, wunderte ihn kaum noch.

Kaum hatte er nunmehr eine ganz kurze Strecke um den nächsten Felsvorsprung zurückgelegt, als er vor sich eine völlig verwandelte Gegend erblickte, ein breiteres Waldthal erstreckte sich sanft aufwärts von tiefbeschneiten Waldbergen umkränzt, und an dessen Ende erhoben sich die gewaltigen Zacken des eisschimmernden Hochgebirgs.

Nicht lange hatte er so ausgeschaut, da kam ein Nebel von jenen Höhen geflossen, legte sich über die Wälder und quoll tiefer herab und umhüllte ihn selber, daß er kaum noch wenige Schritte vor sich den Erdboden erkennen konnte und sonst gar nichts in aller Runde.

Er schritt aber tapfer darauf los, als wenn er geführt würde, und voll freudiger Hoffnung, nicht mehr wie zuvor in verworrener Unrast.

Und nun war's ihm auf einmal, als hörte er jemanden neben sich oder hinter sich gehen mit einem leichten, lockeren Schritte, wie er jungen Mädchen wohl eigen zu sein pflegt. Aber soviel er auch umblickte, er bekam in dem Nebel keine Seele zu sehen.

Da stieß er plötzlich wieder gegen etwas Hartes, das wie Eis sich anfühlte. Doch es wich gleich vor ihm zurück, und als er aufblickte, fand er sich in dem krystallenen Saale der Zauberin, den er morgens verlassen hatte, und jetzt blinkte die goldene Abendsonne von drüben herein, daß die Wände schimmerten wie von lauterem Golde.

Kaum hatte er sich von seinem Staunen erholt, als auch die alte Similde hereintrat und ihn freudig begrüßte.

„Hab' ich's doch recht geahnt!" rief sie ihm entgegen, „du kamst zurück ohne Frostschaden."

„Das wohl," entgegnete er niedergeschlagen, „aber die Wiesen habe ich nicht gefunden."

„Das geht auch nicht an," erklärte sie ihm, „die Sommerwiese ist nur für Kinder und uralte Greise, andere Leute finden sie niemals. Und sogar meine Enkelin hat sie heute verlassen, weil sie soeben die Kinderschuhe ausgezogen hat, und mit anderen Schuhen kann man darauf nicht schreiten."

„Das ist etwas anderes," sagte Graf Altamar, „aber eine Prüfung, wie ich sollte, habe ich auch nicht bestanden."

„Ei freilich hast du sie bestanden," fiel die Alte schnell ein, „und mit allen Ehren! Und du warst der Erste. Schon viele haben die Jungfrau in dem Zaubereise gesehen, und alle entbrannten von heftigem Verlangen, wie sie jung und schön war. Als sie aber alt wurde vor ihren Augen und die Jugendpracht verwelkte, da kehrten sie die Blicke unwillig von ihr ab und vergaßen der Liebe. Darum mußten sie so lange unter der Eisglocke sitzen mit ihrem kalten Herzen, bis sie halb erfroren waren. Du allein warst anders und hast die Prüfung bestanden. Und die junge Similde kann nun hereinkommen".

Da that sich eine Thür auf, und die Liebliche trat ein. Als sie den fremden

Jüngling erblickte, errötete sie holdselig wie eine Pfirsichblüte, schlug die Hände zusammen und rief ganz laut in ihrer Überraschung:

„Großmutter, das ist der Mann, den ich in dem Zaubereise gesehen habe, als ich dran vorüberkam. Er ist aber, Gott sei Dank, wieder jung geworden.“

„Dann sieh zu, wie du mit ihm fertig wirst,“ sagte die Alte.

Die junge Similde aber erschrak über ihre eignen Worte und schlug die Augen verschüchtert zur Erde. Da faßte Graf Altamar sie in seine Arme und gab ihr einen Kuß; und sie ließ sich das gefallen und hob die veilchenblauen Augen still und herzlich zu ihm auf.

„Du sollst meine Gräfin werden und keine andere auf der Welt,“ sprach er glückselig und küßte sie noch einmal.

Die Großmutter aber nahm nunmehr die sonderbare Flasche von der Tonne herunter, nebst dem größten der drei Gläser und sagte gelassen:

„Ich will nun hinaufgehen zur Urahne und ihr den Trank der Vergessenheit bringen. Sie wird ihn jetzt trinken wollen und der Welt vergessen. Und wer das kann, dem ist am wohlsten.“

Also schritt sie hinaus, und die beiden blieben allein miteinander in der schimmernden Halle. Und sie vergaßen auch beide die ganze Welt, und es war ihnen am allerwohlsten.



Narzisse.

Ein Antlitz wie Schnee, so rein und hold,
Und tief in der Brust ein Herz von Gold —
Wie hast du so tief dein Haupt gesenkt,
Da Gott dir so viel Liebreiz geschenkt?
Willst du mich lehren, daß stolze Scheu
Und Demut der Schönheit Adel sei?

Hedwig Gräfin Rittberg.



Der Wandrer im Schnee.

Von

Ernst Lenbach.

Mit Kopf- und Schlußvignette von **Georg Koch.**

(Abdruck verboten.)

Vor einigen Jahren, im Februar, erschien in der Gemäldeausstellung einer reichen, wegen ihrer Kunstpflege berühmten Stadt Westdeutschlands ein Bild, das vom ersten Tage an allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Der Streit über die „wahren Aufgaben der Kunst" war eben damals wieder sehr lebhaft entbrannt, das Publikum begann sich wie die Mehrzahl der Künstler in „Alte" und „Junge" zu scheiden, und es schien, als ob sich die Parteien um jenes Bild eines bis dahin kaum bekannten jungen Malers eine Entscheidungsschlacht liefern wollten, wie Griechen und Trojaner um den Leichnam des Patroklos. Viele Beschauer und zumal Beschauerinnen faßten ihr Urteil nach dem ersten Blick in ein gruselndes „Hu!" zusammen, andere, meist jüngere Herren von entschiedenem Aussehen, begrüßten die Schilderei mit einem erstaunten und bewundernden „Ha!", einige aber unter ihnen, die augenscheinlich selber zur Malerzunft gehörten, verzichteten zunächst auf den vokalischen Ausdruck ihrer Gefühle und begnügten sich mit einem kritischen „Hm!" Nur ein paar graubärtige Kunstfreunde, die schon vieles auf und vor der Leinwand erlebt hatten, verhielten sich für's erste ganz schweigend und prüften das Bild mit unbestechlicher Sorgfalt. Gerade ihr Urteil aber wurde von dem Publikum heimlich mit Spannung erwartet; und nachdem diese bewährten und zahlungsfähigen Kenner endlich den Mund zu einem „Sehr brav!" geöffnet hatten, war der Faden da, um den sich nun die öffentliche Meinung an beiden Enden erstaunlich schnell krystallisierte. Die Blätter brachten lange Besprechungen, in denen sich jenes vorsichtige „sehr brav" je nach der Parteistellung des Kritikers verschieden auswuchs, entweder zum verzückten Lobe des „glänzenden Talents, das hier mit vollendeter Technik und ausgereifter Tiefe der Anschauung wie Pallas aus dem Haupte des Zeus fertig hervortritt", oder zu dem schmerzlichen Bedauern, daß „ein so bemerkenswertes Talent, eine so vollendete Technik sich in den Sumpf modernster Trostlosigkeitsmalerei verlocken läßt". Sogar die Poesie bemächtigte sich des Gegenstandes. Einer der tiefsinnigsten neueren Lyriker — einer von jenen, die das Bild mit „Ha!" und nicht mit „Hu!" begrüßt hatten — veröffentlichte in der „Zeitschrift für entschieden moderne Wahrheitsdarstellung" folgende Verse, die über den Inhalt des Bildes zur Genüge aufklären werden:

Der Wandrer im Schnee.

Rings Schnee. Und Schnee. Schnee. Schnee, soweit ich schau'.
Nur Schnee. Und drüber Schneegewölk, griesgrau.
Rechts Hütten. Links, im Hintergrund, die Stadt,
Im Schnee begraben halb, verschwommen, matt.

Da! Übern Schnee ein schwarzer Schatten geht.
Ein Mantel, schwarz, um ein Gerippe weht.
Ha! Fern ein Schrei. Ein heis'rer Rabenschrei.....
Schnee. Schnee. Und lautlos schwebt der Tod herbei.

In dieser mit allen Kunstmitteln modernster Lyrik ausgestatteten Schilderung stammte nur der heisere Schrei des Raben aus der Phantasie des Dichters. Im übrigen hatte er das Bild erschöpfend beschrieben: links eine Gruppe von Villen und Häusern — die Eingeborenen der Kunststadt erkannten in ihr das getreue Porträt einer vornehmlich von Angehörigen der Malerakademie bewohnten Vorstadtgegend, — rechts die ersten Hütten eines dort vor der Stadt belegenen Fabrikdorfes; dazwischen Feld und Wiesen ganz verschneit, nur quer durch das Bild ein schmaler, von plumpen Stiefeln ausgetretener Pfad. Und auf diesem Pfade, von einem dunklen Mantel umflattert, der Tod, wie ihn entschiedene Wahrheitsschilderer neuerdings wieder gern auffassen, — ein anatomisch genaues Gerippe, das sich „mit weit ausgeholten Räuberschritten“ von der Stadt dem Dorfe näherte. Die anatomische Treue wurde in mehreren Besprechungen besonders anerkannt. Einer der Kritiker, der den Lübke besaß, wies nachdrücklich darauf hin, daß der Maler den Unterarm zweiknochig dargestellt habe, während z. B. der große Holbein auf seinem „Totentanz“ noch so ungebildet gewesen sei, dem Tode nur einen Unterarmknochen zu gönnen.

Jedenfalls erwies sich der Tod für diese Sorgfalt seinem neuesten Porträtisten dankbar. Vor dem Erscheinen des Bildes hatte die Welt nicht im geringsten auf den jungen Maler geachtet. Einsam, mit vollem Herzen und leerem Beutel, hatte er sich so von einem Tag zum anderen durchgeschlagen, in einer Hinterhausmansarde jenes von ihm so getreulich wiedergegebenen Nordviertels, die er als Atelier, Wohn- und Schlafzimmer mit einem zugelaufenen Rattenfänger und einer Reihe unverkaufter Bilder teilte. Der Hund und die Bilder hingen mit gleicher Treue an ihm: hätte er sie noch so oft in die Welt hinausgesandt, sie wären immer wieder zu ihm zurückgekommen. Daß er bei alledem Lebensmut, Humor und rote Wangen, ja sogar einen verschämten Ansatz zur Wohlbeleibtheit bewahrte, lag wohl nur an der schon von Falstaff gerühmten konservierenden Kraft des Kummers und Seufzens. Denn der Kummer war ihm nachgerade in allerlei Abarten vertraut geworden, — sogar der Liebeskummer. Er war so unvorsichtig gewesen, sich in eine junge Dame zu verlieben, deren Vater in Öl handelte und auf etliche Millionen geschätzt wurde, während ihr Verehrer nur in Öl malte und von einer Million nicht einmal eine deutliche Vorstellung besaß. Und nun auf einmal dieser Umschwung, diese vita nuova, die ihm sein gemalter Tod erschloß! Beachtung, lange Kritiken, Besuche von Kunsthändlern, verkaufte Bilder, Einladungen in vornehme Häuser mit geheizten Treppenräumen, — und gleich unter den ersten eine Einladung zu dem Matador des Ölhandels!

Ein Vergnügen mußte sich der junge Mann bei alledem versagen, das ihm früher im reichsten Maße zu teil geworden war: er konnte sein Bild nicht mehr allein betrachten. Dreimal war er an der Thür des Ausstellungssaales umgekehrt und scheu nach Hause geschlichen, weil er sich vor der Menge Menschen fürchtete, die sich da vor dem Bilde, — vor seinem Bilde drängten. Endlich, an einem verhältnismäßig besuchsarmen Montagvormittag, wagte er es. Ohne etliche Glückwünsche und für den Ungewohnten peinliches Geflüster: „Pst! das ist er!“ ging es doch nicht ab. Plötzlich aber zeigte sich eine neue Bewegung im Publikum, ein Auseinanderweichen, Sichverbeugen, Tuscheln: der alte Professor Seemann, der berühmte Maler, war in den Saal getreten, Seite an Seite mit einer eben in der Stadt weilenden, wirklichen Königlichen Hoheit.

Mit ängstlicher Spannung sah der junge Mann diesen Richter vor sein Bild treten. Er wußte ungefähr, wie wichtig das Urteil Seemanns für die Meinung des Publikums war; aber wie viel wichtiger war es für sein eignes Gewissen, ob er vor dem prüfenden Blick des Meisters mit seinem Gesellenstück bestand!

Auf den greisen Professor schien das Bild ganz überraschend zu wirken. Eine junge Dame, die sich keck neben ihn und die Königliche Hoheit gedrängt hatte, hörte deutlich, wie er murmelte: „Na, aber so was!“ Und es sah beinah aus, als ob er sich mit Mühe das Lachen verbisse. Dann ein paar lange Minuten sorgfältiger Prüfung — und dann das Orakel, eigentlich an den jungen Künstler gerichtet, aber von dem ganzen Publikum einschließlich der Königlichen Hoheit gläubig aufgefangen:

„Sehr brav, mein Lieber! Originelle Idee — sehr, sehr tüchtige Technik — machen der Akademie viel Ehre!“

Dann faßte der alte Herr den freudig Errötenden zutraulich bei der Hand und fragte leise:

„Sagen Sie mal, wann ist Ihnen denn ungefähr die Idee gekommen?“.

„O,“ stotterte der junge Maler, „das weiß ich ganz genau,“ und nannte einen Dezembertag des verflossenen Jahres. „Es ist ja ein so bedeutsamer Tag für mich geworden!“

Der alte Herr nickte lächelnd und geleitete den jungen Mann zu der Königlichen Hoheit, welche die Vorstellung sogleich mit den huldvollen Worten erwiderte: „Vortreffliches Bild da, mein Lieber. Originelle Idee — sehr tüchtige Technik, hm!“

Durch den Saal aber flüsterte und wisperte es ringsum: „‚Sehr brav‘, hat er gesagt!“ „Er war ganz weg, ich sah es ihm an, und ‚Na, aber so was!‘ brummte er, ich habe es deutlich gehört!“ „Sieh nur, wie gnädig der Prinz ihm zunickt, der kauft das Bild sicher.“ „‚Viel Ehre für die Akademie‘, hat er gesagt!“ „Sehen Sie?! Ganz, was ich immer gesagt habe! —“

Es kam für keinen Menschen mehr überraschend, als der junge Maler zu Pfingsten seine Verlobung mit der Tochter des millionenschweren Ölhändlers anzeigte. In der Mansarde wohnte er da allerdings nicht mehr. Er hatte jetzt ein schöneres Quartier, und sein Rattenfänger trug ein silbernes Halsband. Der junge Mann war auf dem besten Wege, eine berühmte „Specialität“ zu werden. Anfang der Herbstausstellung sprach man in Kritiken bereits von „jüngeren Talenten, die der wohlverdiente Erfolg des Meisters des ‚Wandrers im Schnee‘ nicht schlafen läßt,“ und mehrere Zeitschriften brachten, dem Drängen ihrer Leser folgend, das berühmte Bild, mit entsprechendem Begleittext: „In erster Reihe unter den Künstlern, die entschlossen zugleich mit einer neuen, selbständigen Technik auch in der Wahl ihrer Stoffe Freiheit bekennen, steht gegenwärtig“ u. s. w.

Professor Seemann hatte zur Verlobung herzlich Glück gewünscht. Bei der prächtigen Hochzeitsfeier im Oktober fehlte er, da er um diese Zeit in Italien weilte. Aber am Vorabend traf bei dem Bräutigam ein Geschenk von ihm ein, mit einem Brief, der nach den einleitenden Glückwünschen also lautete:

„Ich habe Ihr schönes Talent von Anfang an freudig erkannt, lieber junger Kollege, und ich hätte gern das Meinige gethan, um Sie auch vor der Welt eher zur verdienten Anerkennung zu bringen. Ihnen aber wird es lieber sein, daß Sie sich diese Anerkennung mit einem glücklichen Wurfe selber gewannen. Daß auch ein gutes Teil Zufall mit dabei war, — daß Ihr so trefflich ausgeführtes Meisterstück viele Leute weniger als Kunstwerk, denn als bequemer Anlaß zum Weiterdreschen tausendfach gedroschenen Strohes fesselte — das zu sagen, werden Sie mir nicht verübeln, denn Sie haben es sich selber wohl gesagt. Die Hauptsache bleibt, daß sich der Widerstand der stumpfen Welt Ihrem Talente gefügt hat. Möchten Sie es nun weiter in ungetrübtem Glücke bewähren, ledig der lästigen Fesseln der Armut, die ich auch aus meiner Jugend kenne!

„Nur vor einer Gefahr möchte ich Sie warnen — einer lächerlichen, aber großen: hüten Sie sich vor allem, was Richtung heißt! Folgen Sie immerhin jeder Eingebung des Genius, aber lassen Sie sich niemals von dem lärmenden Beifall, den das erste Bild bei irgend einer Partei findet, die Hand zum zweiten führen!

„Davor möchte ich Sie warnen, und Sie nehmen es ja wohl nicht übel, wenn ich diese Erinnerung auch in der Sprache unserer Kunst auszudrücken versuche — auf beifolgendem Blatt, das ich Sie zum frohen Feste freundlich anzunehmen bitte.

„Sie werden den Scherz ohne Erläuterung verstehen. Daß mein Atelier nach demselben Wiesenraum aus liegt wie Ihr

früheres, wissen Sie ja. Auch ich habe den stillen Wandrer täglich vorbeistapfen gesehen, von der Stadt nach der Fabrik; auch ich habe ihm dabei manchmal gedankenvoll nachgeblickt, denn ich wußte, wenn er diesen Weg nahm, daß er mir heute nicht mehr nahen werde. Und ich kann mir lebhaft denken, wie wehmütig *Sie* ihm erst nachschauten. Damals, an jenem Dezembertage, schritt er an uns beiden grußlos vorüber. *Sie* haben sich dafür gerächt, indem Sie ihn recht eigenartig verkleideten. Wollen nun aber vorlaute Leute Ihnen einreden, daß in dem originellen Einfall eines Augenblicks eine ganze sogenannte Weltanschauung lag, — eine „Richtung", auf die Sie sich nun einschwören müssen, so zeigen Sie denen — oder zeigen Sie wenigstens *sich* zur Abwehr *meinen* Wandrer im Schnee. Denn eigentlich sah er doch so aus!

Mit herzlichem Gruß

A. Seemann."

Die Farbenskizze, die diesem Briefe beilag, war Zug um Zug dem berühmten Gemälde getreulich nachgebildet. Nur der Tod im schwarzen Mantel fehlte. An seiner Stelle stapfte durch den Schnee, in der Hand einen Knotenstock und um den Leib geschnallt eine braune Ledertasche, ein — *Geldbriefträger.*



Nachts.

Wolkendunkel, ohne Sterne
Liegt der Himmel ausgespannt,
Manchmal zuckt's in weiter Ferne
Wetterleuchtend überm Land.

Jüngst verrauschter warmer Regen
Träufelt noch von Blüt' und Blatt,
Jeder Tropfen deutet Segen,
Den der Herr gegeben hat.

Einsam noch am Fenster steh' ich,
Steh' nach ihrem Haus gewandt,
Und vom hohen Fenster seh' ich
Auf das neu erfrischte Land.

Nach dem jähen, thränenfeuchten
Liebesschmerz und Liebesglück
Blieb auch mir ein Wetterleuchten
In der tiefsten Brust zurück.

Wie die Tropfen, rollt noch leise
Manchmal eine Thräne hin,
Und mir sagt's geheime Weise,
Daß auch ich gesegnet bin.

Friedrich Karl Kretzmann

Ode des Horaz.

Verdeutscht von Ernst Eckstein.

Horaz und Lydia.

(Buch III, Ode 9.)

Horaz:

Als dein Herz mich allein gekannt,
Und kein trauterer Schatz wonne- und glückberauscht
Dir den schneeigen Hals umwand:
Nicht mit Persiens Thron hätt' ich mein Los getauscht!

Lydia:

Als Horaz noch den Kuß mir bot,
Als vor Chloe noch nicht Lydias Stern erblich,
War mein Name von Glut umloht —
Rhea Silvia kaum strahlte so hell wie ich!

Horaz:

Jetzt beherrscht mich die Thrakerin —
Hold beim Cithergesang biegt sie das Haupt zurück.
Freudig geb' ich mein Leben hin,
Winkt der wonnigen Maid Segen dafür und Glück!

Lydia:

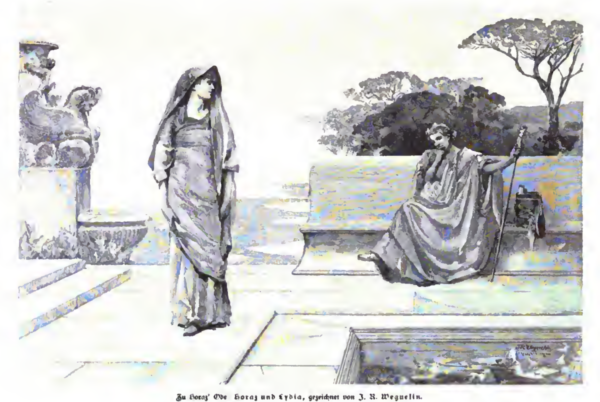
Mich durchschauert mit süßer Qual
Nun des Calaïs Blick, heiß wie ein Liebespfeil.
Zehnmal sterb' ich und tausendmal,
Winkt dem herrlichen Freund Segen dafür und Heil!

Horaz:

Doch wenn all das ein Märchen ist?
Wenn ich spreche: Du Schelm! Ende den trüben Wahn!
Dich nur lieb' ich zu jeder Frist;
Offen steht dir mein Herz: Chloe ist abgethan...

Lydia:

Zwar blüht Calaïs göttergleich,
Du bist garstig und rauh, ach und so flatterhaft!
Dennoch, wär's auch ein Thorenstreich:
Ja, ich bleibe nun dein, bis mich der Tod entrafft!



Zu Horaz' Ode Horaz und Lydia, gezeichnet von J. R. Weguelin.



Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

Es ist in Deutschland ein seltenes Ereignis, daß ein Buch, und noch dazu ein nicht billiges Buch, die fünfundzwanzigste Auflage erlebt. Ist es doch der Fall, so bedeutet die Auflage gewöhnlich tausend Exemplare, und fünfundzwanzig Auflagen sind gleichbedeutend mit einer Verbreitung von fünfundzwanzigtausend Exemplaren. Auch Robert Koenigs „Deutsche Litteraturgeschichte“ ist jetzt in fünfundzwanzigster Auflage erschienen; aber die intime Verbindung mit der dieses Werk verlegenden Firma Velhagen & Klasing in Bielefeld setzt mich in den Stand, den Lesern zu verraten, daß diese fünfundzwanzig Auflagen nicht fünfundzwanzigtausend, sondern gerade hunderttausend Exemplare bedeuten. Im Jahre 1878 erschien die erste Auflage des Werkes, fast in jedem folgenden Jahre wurde eine Neuauflage von viertausend Exemplaren notwendig, — ein selten dagewesener Erfolg, der es wohl berechtigt erscheinen läßt, dem Werke und seinem verdienstvollen Verfasser einige Worte zu widmen. Die Aufgabe, eine deutsche Litteraturgeschichte nicht nach rein ästhetischen Grundanschauungen zu schreiben, sondern mit Rücksicht auf das deutsche Haus und mit der ausgesprochenen Absicht, der deutschen Familie Anregungen und Fingerzeige zu geben, legte dem Verfasser von vornherein gewisse Beschränkungen auf, die das Werk nicht nur erschwerten, sondern auch einen außerordentlichen Takt und große Gewissenhaftigkeit erforderten. Trotz mancher Anfeindungen, die er darum erfahren, hat Robert Koenig die Grenzen konsequent festgehalten, die ihm durch diese Rücksichten auferlegt wurden. Das hat ihm das deutsche Haus gedankt, indem es seiner deutschen Litteraturgeschichte einen Ehrenplatz unter den Büchern der Familienbibliothek anwies. Andererseits ist der Erfolg der ersten Auflagen für den Verfasser wie für die Verlagshandlung nur ein Ansporn gewesen, an jede folgende Auflage erweiternd, verbessernd und bereichernd die Hand anzulegen. Bis auf die Gegenwart fortgeführt, zeichnet sich die deutsche Litteraturgeschichte von Robert Koenig durch eine in ihrer Art ganz einzig dastehende gediegene und dennoch sachgemäße und zweckentsprechende Ausstattung aus, von der wir eine Probe geben, indem wir eines der vielen Kunstblätter des Werkes, die Faksimilenachbildung einer Seite aus der Berliner Nibelungenhandschrift, diesem Hefte beilegen. Die Jubiläumsausgabe von Koenigs Litteraturgeschichte wird nicht die letzte Auflage des Werkes sein: dafür bürgt die Nachfrage des deutschen Publikums, die sich in den letzten Jahren eher gesteigert, als nachgelassen hat.

In der angenehmen Lage, einen buchhändlerischen Erfolg konstatieren zu können, sind auch die Herren Breitkopf & Härtel in Leipzig, die Verleger Felix Dahns, des Älteren natürlich. Ich entnehme diese Thatsache dem letzten Bande der „Erinnerungen“ von Felix Dahn, der eben erschienen ist, zwar nur bis zum Jahre 1888 führt, aber doch mit der tröstlichen Versicherung schließt, daß der Verfasser nun nichts mehr aus seinem Leben erzählen will. Wir erfahren da, daß Felix Dahn die Anregung zu seinem „Rolandin,“ („wie ich schätze, einer meiner allerbesten Dichtungen“) in Bayreuth empfing, und Felix Dahn begleitet diese außergewöhnlich interessante Thatsache mit folgender Fußnote: „Weil in Versen, wird sie nicht gekauft: von jedem meiner (viel zu teuren)“ — nb. das sage nicht ich, sondern Felix Dahn selbst — „Romane von Oktober bis Weihnachten 5000—6000 Exemplare, von dem nur 3 Mark kostenden ‚Rolandin‘ in vier Jahren nicht 600! Ja, sie sind herzig, die Deutschen als Leser!“ Man wundere sich nicht darüber, daß einem Autor, der, wie er auch in diesem Bande wieder betont, alles sub specie

aeterni zu betrachten gewohnt ist, ein solcher Stoßseufzer entquillt. Der Stoßseufzer ist auch von diesem Standpunkt durchaus berechtigt, da er allein es erklärt und verständlich macht, warum Felix Dahn seit einiger Zeit keine, nicht nur für den Weihnachtsbüchermarkt, sondern für die Ewigkeit bestimmten Dramen mehr schafft. In der ausführlichen Besprechung seiner dramatischen Arbeiten kann Felix Dahn nämlich zwar kolossale Erfolge, aber auch eine auffallende Teilnamlosigkeit der Theaterleiter, der Theaterkritik und des Theaterpublikums konstatieren. Hat er da nicht recht, wenn er zu folgendem Schluß gekommen ist: „Und dann drängen mich liebe, aber thörige Menschen, ich solle wieder für die Bühne schreiben. Ich danke! Da bin ich für den Erfolg — abgesehen von den Leitern und Schauspielern — von vielen Theateragenten nnd Theaterkritikern abhängig, die seit zwanzig Jahren meist noch viel tiefer gesunken sind; was man freilich nicht für möglich hätte halten mögen! (Viele der Herren zählen zu den unedelsten unserer Nation und anderer Nationen.) Nein, in diese Schichten steig' ich mit meinen Dichtungen nicht hinunter! Ich war immer sehr für die Reinlichkeit! — Warum soll ich den Erfolg meiner Dichtungen von der Mitwirkung so vieler un- — nun sagen wir: unberechenbarer Kräfte bedingt machen? Veröffentliche ich eine Erzählung, so sind von Oktober bis Weihnachten sechs Auflagen zu je tausend Exemplaren vergriffen: — so stark ist nach langjährig festgestellter Statistik die Zahl meiner Käufer. Leser sind es etwas mehr, da in Deutschland auf einen Käufer doch mindestens zwanzig Leser treffen; und ich habe dabei nicht nötig, Intendanten, Direktoren, Agenten, Schauspielern — und am Ende gar noch den Herren Theaterrecensenten! — gute Worte zu geben. Was ich will im Drama, wollen offenbar die Theaterleiter nicht: — denn keines meiner mit wärmstem Beifall gegebenen Stücke ‚hat sich gehalten': d. h. man hat sie nicht mehr gegeben, obwohl sie gefielen, allerdings nicht jeder Art von Theaterbesuchern! — und was diese Herrschaften wollen, das will ich nicht: also brauchen wir uns ja gegenseitig nicht zu suchen." Auf den Gedanken, seine Stücke hätten zwar gefallen, aber doch nicht genügend vielen Leuten, um ihre Aufführung den Theaterleitern lohnend erscheinen zu lassen, kommt Felix Dahn nicht. Und doch ist das die einzige Erklärung für die von Felix Dahn konstatierte Thatsache, daß seine Stücke gefallen haben, und der bekannten Thatsache, daß sie nicht gegeben werden. Der Theaterdirektor, der ein Stück, es mag noch so schlecht sein, absetzt, solange es ein volles Haus macht, muß erst noch geboren werden, und die Theaterkritik vermag einem Stück, das dem Publikum gefällt, erst recht nichts anzuhaben. Die Kritik ist überhaupt keine Großmacht, wie Felix Dahn glaubt, sonst müßte der Absatz seiner Romane schon lange auf ein Minimum gesunken sein. Denn die letzteren taugen wirklich nicht viel, während seine Stücke vielleicht gut sind, trotzdem sie dem Publikum im allgemeinen nicht gefallen haben. Ich kenne sie nicht, und nicht einmal mein persönlicher Geschmack kann sich daher über sie äußern.

Statt sich mit der einfachen Thatsache abzufinden, daß der Kassenerfolg seiner Stücke nicht genügend gewesen ist, um die Theaterdirektoren zu ihrer Aufführung zu reizen, und im übrigen an seiner persönlichen Überzeugung, die ihm niemand rauben kann, festzuhalten, daß er vortreffliche Stücke geschrieben habe, wittert Felix Dahn eine vollständige Verschwörung gegen den von ihm verdienten Ruhm und Nachruhm und die dem Lebenden gebührenden Tantiemen. Das thut mir leid, weil Mißtrauen am unrechten Ort den Charakter verschlechtert und das Leben verbittert. Und ich hätte aus Felix Dahns Erinnerungen, aus den Erinnerungen eines Gelehrten zweiter Klasse und eines Dichters dritter Klasse, wie er sich mehrfach selber nennt, doch so gerne das mich für die Arbeit des Lesens eines viel tausend Seiten starken Werkes entschädigende Gefühl geschöpft, einen Menschen erster Klasse kennen gelernt zu haben. Ein Mensch erster Klasse würde jedenfalls, wenn auch vielleicht nicht gleich nach Empfang, so doch nach Jahren, den Humor zweier Briefe, des einen von Dingelstedt, des anderen von Hülsen, verstanden haben. Der erstere gibt als Ablehnung eines Dahnschen den Nibelungenstoff behandelnden Stückes für die Hofburg an: „Dein Markgraf ist herrlich, prachtvoll! Leider kann ich ihn nicht geben, da ich die Hebbelschen Nibelungen gebe." Der letztere refüsiert das Stück für das Berliner Hoftheater mit den Worten: „Ihr Rüdeger ist ganz vortrefflich. Leider kann ich ihn nicht geben, da ich die Hebbelschen Nibelungen nicht gebe." Es würde mich gefreut haben, wenn Dahn eingesehen hätte, daß Dingelstedt wie Hülsen liebenswürdige Leute waren, die dem Autor nicht schreiben mochten: „Wir versprechen uns keinen Erfolg von Ihrem Stück und können es deshalb nicht geben," und die eine bittere Pille nach besten Kräften zu versüßen bestrebt waren. Daß sie dabei das Pech hatten, gleichzeitig auf die Hebbelschen Nibelungen zu verfallen und ihre Aufführung respektive Nichtaufführung als Grund für die Ablehnung anzugeben, wirkt zweifellos komisch, und ein Mensch erster Klasse würde für diese Komik Verständnis haben. Dahn fehlte dieses Verständnis, und das thut mir leid, weil der Mangel dafür ihm offenbar den ruhigen Genuß der gewiß immer noch erklecklichen Einnahmen aus dem Verkauf seiner gangbaren Romane beeinträchtigt. Noch mehr leid thut mir Felix Dahn freilich aus anderen Gründen. Sein Aerger über seine dramatischen Mißerfolge ist nämlich so groß, daß er ihm nicht nur sein persönliches Behagen stört, sondern ihn auch in der Beurteilung glücklicherer Mitstrebender zu Ungehörigkeiten verleitet, die auch einem Professor der Breslauer Universität nicht unwidersprochen bleiben dürfen. Ich finde in Felix Dahns „Erinnerungen" folgende Tirade: „Ich habe auch in den etwa zehn Jahren, als der Unflat, der da heißt ‚Moderne' oder ‚Naturalismus' oder ‚Internationalismus' und Verleugnung des Deutschen alleinherrschend war, erst recht in alter Weise das Geschichtliche, das Ideale, das Deutsche vertreten: jene oft sehr schmutzigen Wasser sind längst wieder im Ablaufen: ich stehe, wo ich stand: nicht an die Knöchel hat mir das ekle

Sumpfspülicht gereicht: nicht ein Jahr hatte die ‚Nachfrage' nach meinem ‚Ausgebot' — um die Sprache jener Börsendichter zu reden — abgenommen: von jenen aber heißt es bereits: ‚afflavit Deus (Apollo!) et dissipati sunt!'" Und derselbe Mann, der diesen Blitzstrahl schleudert, bekennt zwei Seiten weiter: „Ich habe seit zweiundzwanzig Jahren kaum je ein Buch außerhalb meiner wissenschaftlichen Fächer zu meiner ästhetischen Erfreuung lesen können, nicht wahrlich aus dummem Hochmut, einfach — zu meinem schmerzlichen Bedauern! — aus Mangel an Zeit und Kraft: habe ich den Tag über zehn bis zwölf Stunden scharf gearbeitet, kann ich am Abend nichts Dichterisches lesen: es regt mich so lebhaft auf — in Beifall oder doch Zergliederung und Beurteilung — daß ich den mir für meine Arbeitsleistung ganz unentbehrlichen Schlaf nicht finde: ich mußte das — nach häufigen Versuchen — aufgeben und die Lesung nach dem Abendessen auf Bücher beschränken, die weder das wissenschaftliche Denken herausfordern noch die Phantasie erregen." (Es wäre interessant, zu erfahren, welche Bücher diesen persönlichen Bedürfnissen Felix Dahns entsprochen haben und trotzdem wert waren, von ihm gelesen zu werden.) „Auch Besuch von Theatern, Konzerten, Bilderausstellungen — alles das ist unmöglich neben der vielen Arbeitslast, die ich teils freiwillig übernommen, teils aufgedrückt erhalten habe. Infolgedessen ist meine ‚allgemeine' Bildung, die bis 1872 recht leidlich war, traurig herabgesunken: ich fühl's und kann's nicht bessern." Und zu diesem Eingeständnis unverschuldeter, aber zweifellos vorhandener Armut findet sich wieder folgende Fußnote des Herrn Felix Dahn: „So mußte ich (1894) die Anfrage einer Zeitschrift, ob ich Fuldas ‚Talisman' oder Sudermanns ‚Ehre' oder (ich glaube) Hartmanns ‚Hannele' für den ‚besten Ausdruck der deutschen Volksseele' (du lieber Gott!) halte, wahrheitsgemäß dahin beantworten, daß ich alle drei nicht kenne. Dieses gewerbsmäßige Anfragen über alle möglichen Dinge (z. B. das Heinedenkmal) ist ein grober Unfug. Und das verfluchte „Interviewen.' Einem solchen Herrn aus Wien mußte ich telegraphisch drohen, ich würde seinen wiederholt telegraphisch angekündigten Besuch als Hausfriedensbruch verfolgen lassen." Felix Dahn ist vorsichtig genug, sich als Vertreter des Idealen nicht in direkten Gegensatz zu Fulda, Sudermann und Hauptmann als den Produzenten „eklen Sumpfspülichts" zu stellen, aber aus dem Zusammenhang geht zweifellos hervor, daß er die Absicht hat, bei seinen Lesern den Eindruck zu erwecken, daß ein solcher Gegensatz zwischen ihm und dieser Gruppe von Autoren bestehe. Die Tendenzen dieser Herren zu verfechten, soweit sie solche in ihren Werken zum Ausdruck bringen, ist nicht meine Aufgabe. Wohl aber ist es mir Pflicht, meine Empörung darüber auszusprechen, daß ein Mann in einem Atem ein Urteil in Pausch und Bogen spricht und das Bekenntnis ablegt, daß er die Werke, die er beurteilt, gar nicht kennt! Nicht mal der Name Gerhart Hauptmanns ist dem Dichter geläufig, oder er gibt sich — lächerlicherweise — den Anschein, daß er ihm nicht geläufig sei. Und dieser Mann wagt es trotzdem, ihn von obenhin zu behandeln! Wie hoch muß Felix Dahn die Einsicht seiner Leser schätzen, um vor ihren Augen diesen bisher unerreichten Gipfel kurzsichtiger Eitelkeit zu erklimmen. Recht hat Felix Dahn dagegen, wenn er das gewerbsmäßige Anfragen über alle möglichen Dinge einen Unfug nennt. Aber größer ist der Unfug, den sogenannte berühmte Leute begehen, indem sie jede solcher Anfragen beantworten. Zu diesen Leuten gehört derselbe Felix Dahn, der wohl Zeit hat, ein Urteil auszusprechen, aber keine Zeit, sich eines zu bilden. Auch hat derselbe Felix Dahn Zeit, die Dilettantenarbeit jeder blaustrümpfigen Schmachtlocke, die ihm im Manuskript zur Beurteilung eingesandt wird, mit einer freundlichen Empfehlung des Talentes zu beantworten. Solche Dahnsche Empfehlungen sind mir in meiner Redaktionsthätigkeit nicht selten vorgekommen. Und derselbe Felix Dahn hat Zeit, jedem Autographensammler seine kostbare Handschrift zu senden, und sogar noch Zeit, sich über die ihm von Autographensammlern erwachsende Belästigung zu beklagen. „Unter welchen Vorwänden diese Plagegeister manchmal Fragen stellen, ist manchmal drollig: z. B. ‚was ist Postille?' ‚Schreibt man dem gutem Mann oder dem guten Mann?' ‚Was bedeutet Westfale?' — Ich rede dann die Durchschauten an mit ‚Verehrter Herr Autographensammler!'" — Wie scherzhaft das ist, nicht wahr? Es kann einen ordentlich mit dem Menschen Felix Dahn aussöhnen. Leider muß ich wieder mit ihm rechten. Da punktiert dieser große Mann seine Erinnerungen an Ernst Wichert mit dem Schlußsatz: „Ach, wie wohl thut es, unter den vielen, vielen unerfreulichen, unverlässigen, frechen und unanständigen Gesellen, die sich ‚deutsche Schriftsteller' nennen, die Erinnerung bei einem solchen Manne verweilen zu lassen" Felix Dahn ist ein schlechter Vogel, — man wird sich an das Sprichwort erinnern, das ich zu citieren hier stark versucht wäre, wenn ich nicht im Banne jener Zagheit stände, die uns anerzogen ist und manch gutdeutsches Kernwort zu schreiben untersagt. Aber davon abgesehen, — man spricht solche allgemeinen Urteile, die einem gestatten, sich in jedem Einzelfalle mit dem bequemen „dich hab' ich nicht gemeint" aus der Verlegenheit zu ziehen, nicht aus, wenn man solche Urteile nicht gleichzeitig begründet. Und Felix Dahn begründet dieses Urteil auf den vielen tausend Seiten seiner Erinnerungen durch nichts anderes wie durch seine, von den Kritikern seiner Werke verletzte Autoreneitelkeit. Daß auch er in seinem Leben Undank erfahren hat, will ich ihm gerne glauben, „ein edler Pole, — aber auch leider ein Deutscher! —" schreibt Dahn emphatisch — „stehen obenan in der nicht kleinen schwarzen Liste von solchen Undankbaren." Er thäte besser, keine solche Liste zu führen, — das thun nur kleinliche Leute. Übrigens ist mir nicht ganz klar geworden, was Felix Dahn unter Undank versteht: sicher rechnet er es schon dazu, wenn ein Kollege, dem er mal die Hand gedrückt hat, nicht zum Herold seiner Dichtergröße wird. Ich habe daraus den Eindruck gewonnen, daß es ein ganz besonderer Vorzug sei, den ich

glücklicherweise für mich in Anspruch nehmen kann, mit Felix Dahn weder persönlich noch schriftlich jemals auch nur in den allerentferntesten Beziehungen gestanden zu haben.

Fürwahr, es ist ein wunderliches Gemisch in diesem großen Manne, aber am stärksten in dieser Mischung vertreten sind Überhebung und Eitelkeit. Sie lassen ihn selbst in Situationen, die auch ihm sub specie aeterni zu betrachten schwer fallen würden, niemals zu objektiven Eindrücken kommen. Da vergleicht er die französischen Seebäder — in erster Linie die von der Pariser Monde und Demimonde bevorzugten — mit den deutschen, mit Norderney im speciellen. Die französischen Seebäder gefallen ihm außerordentlich, er hat ein offenes Auge für die Reize der weiblichen Badekostüme, er schildert mit Behagen das Treiben der Kokotten, und besinnt sich dann darauf, daß ein bißchen sittliche Entrüstung am Schluß doch wohl angebracht sei, um den Absatz seiner Romane durch solches Wandeln auf verbotenen Pfaden nicht zu schädigen. Daß er auch in Trouville ein berühmter Mann sein müsse, hat er nicht erwartet; er sieht daher unbefangen wie ein reisender Feuilletonist. In Norderney aber, soweit die deutsche Zunge klingt, glaubt er Anspruch darauf machen zu können, daß man ihn nicht nur als zahlenden Badegast, sondern auch als berühmten Deutschen ästimiere. Und als das nicht geschieht, wird er gallig, unschicklich gallig. Daß er in Norderney sich nicht behaglich gefühlt hat und diesem Mißbehagen Ausdruck gibt, ist natürlich sein gutes Recht. Aber Betrachtungen, wie er sie über die deutsche Badegesellschaft im Gegensatz zur französischen, über deutsche Frauen der guten Gesellschaft im Gegensatz zu dem allsonnabendlich aus Paris nach den Seebädern der französischen Nordküste hinüberflitzenden Corps der Rache anstellt, entbehren durchaus der Feinfühligkeit, die man von einem Manne erwarten muß, der sich mit seinen in Goldschnitt gebundenen historischen Romanen in erster Linie an die deutschen Frauen der guten Gesellschaft wendet und sein schönes Vertrauen alljährlich durch den Absatz von sechstausend viel zu teuren Exemplaren belohnt sieht. Felix Dahn schreibt: „Und nun — nicht nur im Vergleich mit dem liebenswürdigen, frohlebigen, auch den anderen gern froh leben sehenden ‚Erbfeinden‘ in Le Havre, sondern auch an sich betrachtet — welche Langweiligkeit der Gesellschaft! Sie mißbrauchte das angeborene Recht des Norddeutschen auf Steifheit und selbstbewußte Würdehaftigkeit! Und nicht etwa nur mir gegenüber, dem unadeligen Plebejer von Kunst und Wissenschaft: — es ist nicht, bei Odhin von Asgardh, der Neid und die durch Abweisung gekränkte Eitelkeit, die aus mir sprechen: ich versetzte die hohe Gesellschaft gar nicht in die Lage, mich abzuweisen! — nein, in dem oft beobachteten Verkehr dieses hannoverschen, oldenburgischen und sonstig norddeutschen Adels unter sich, — welche Ödheit unter diesen Edelsten der Nation! Leider muß ich so ungalant und unpatriotisch sein, auch die Anmut vieler unglaublich blonden und unwahrscheinlich langen Baronessen, die da in ganzen Kompanien luft(!)wandelten, erheblich unter die der vielgeschmähten Gallierinnen, zumal der Pariserinnen, zu stellen. Ich habe in meinem Leben nie so viele Bewegungen der Arme im rechten Winkel gesehen wie bei diesen semmelblonden Töchtern Ingwes. Sie erachten die Wellenlinie an Leib und Bewegung offenbar als unsittlich, weil Eva vermutlich in einer solchen mit Unwiderstehlichkeit das verhängnisvolle Obst dargereicht hatte! — Na, und berauschend lustig sind sie ja auch nicht gerade, jene, die den zweitgrößten und zweitvornehmsten Bestandteil der norderneyischen (frei gebildet nach „chinesischen“) Gesellschaft bildeten: die Patriziergeschlechter, der ‚ehrbare Kaufmann‘ von Hamburg, Lübeck und Bremen.“ Wenn Felix Dahn, wie er bei Odhin von Asgardh schwört, der Gesellschaft in Norderney keine Gelegenheit gegeben hat, ihn abzuweisen, — was hat ihn denn in die Lage versetzt, die geistige Öde dieser Gesellschaft zu konstatieren? Die läßt sich doch, zumal bei Menschen, die nicht gewohnt sind, sich in der Öffentlichkeit gehen zu lassen, nicht durch das Auge konstatieren. Die Männer dieser Gesellschaft sind, wie ich hier feststellen muß, Felix Dahn in einem Punkte durchaus überlegen: sie finden es nämlich nicht statthaft und es würde keinem von ihnen verziehen werden, wollte er Pariser Grisetten und ehrbare Frauen mit demselben lüsternen Auge betrachten wie Felix Dahn, und Vergleiche ziehen, wie Felix Dahn sie ungehörigerweise zu ziehen sich erlaubt. Man könnte ja zu seiner Entschuldigung annehmen, Felix Dahn habe in professorenhafter Harmlosigkeit die Damen der Pariser Demimonde für Damen der guten französischen Gesellschaft und ihre unanständige Verkehrsfreiheit für die der französischen Gesellschaft eigenen Verkehrsformen gehalten. Leider aber macht er es selbst unmöglich, ihn auf diese Weise zu entschuldigen, indem er indirekt in einer Fußnote solche Harmlosigkeit unvorsichtigerweise von sich ablehnt. Das Leben und Treiben auf den Boulevards veranlaßt ihn zu folgender Bemerkung: „Ich frage — vorsichtigerweise — Therese“ (ab. die Gattin des Herrn Professors) „lieber nicht um die Erlaubnis, folgenden Zug ihrer Harmlosigkeit hier zu erzählen: ist es gedruckt, kann sie's nicht mehr verbieten. Wir saßen etwa gegen Mitternacht nach Beendigung der Oper Marguérite von Gounod auf dem Boulevard des Italiens vor einem der glänzend beleuchteten Cafés: vor uns wogten wie in einem Korso ungezählte Männlein und Weiblein vorüber. Da sprach die Tochter der roten Erde: ‚Sieh, wie ungerecht man die Pariser Sitten hinstellt in Deutschland. Da können die hübschesten, jungen Mädchen, höchst elegant angezogen, in Menge — aber jede ganz allein — um Mitternacht spazieren gehen.‘ (!)“ Frau Professor Dahn konnte den Druck dieser Bemerkung, die allerdings beweist, daß Felix Dahn von aller Harmlosigkeit sehr weit entfernt ist, nicht mehr verhindern, aber ich bin überzeugt, daß sie ihrem Gatten ernsthaft darüber gezürnt hat. Denn auch hier zeigt dieser Gatte wieder, daß er die Grenze nicht zu ziehen vermag zwischen dem, was man einer Gesellschaft von intimen Freunden, ohne Gefahr, mißverstanden zu werden, wohl erzählen mag, und dem, was bedeutend genug ist,

von einem bedeutenden Manne der Öffentlichkeit mitgeteilt zu werden. Gewisse Intimitäten verträgt die Selbstbiographie eines Mannes, der ernst genommen werden möchte, ebensowenig wie die an die Bierbank gemahnenden politischen Betrachtungen, in denen sich Felix Dahn häufig ergeht, und das Aufbauschen an sich ganz interessanter, aber doch recht harmloser Erlebnisse zu Haupt- und Staatsaktionen. So ist Felix Dahn einmal zu dem unglücklichen König Ludwig von Bayern gerufen worden und hat eine Unterredung mit ihm gehabt, — erklärlich genug, da Dahns Eltern sehr tüchtige Künstler der Münchener Hofbühne waren und dem König daher sein Name bekannt sein mußte; auch würde es mich gar nicht wundern, wenn das hohle Pathos, die geschraubten Gefühle und der Redeschwulst in den Dichtungen Felix Dahns dem kranken König zeitweis wirklich einen großen Eindruck gemacht hätten. Genug, der König hörte von Dahns Anwesenheit in Partenkirchen und ließ ihn auf sein Bergschloß Schachen abholen. Wie sich die Unterredung mit dem König heute in Dahns Erinnerung wiederspiegelt, das möge man bei Dahn selbst nachlesen; Dahn stellt sie so dar, daß der Leser, wenn er ihm gutgläubig folgt, den Eindruck gewinnen muß, als habe er, um einen burschikosen Ausdruck zu brauchen, dem König ordentlich die Wahrheit gezeigt, — sechs Stunden lang. Das verträgt sich weder mit des Königs noch mit Dahns Persönlichkeit. Denn König Ludwig ertrug nichts weniger als Widerspruch und den seinen entgegengesetzte Anschauungen, und Felix Dahn ist nach dem Bilde, das er von sich selbst zeichnet, weder die imponierende Persönlichkeit, um einen solchen Charakter zu zwingen, noch ist er der Mann, der von der Ehre, von einem König empfangen zu werden, nicht bis zum Aufgeben seiner Persönlichkeit beeinflußt werden würde. Wer jedem Autographensammer ein liebenswürdiges Wort sagt, jeder Dilettantin ihr Werk lobt, wenn sie es ihm mit ein paar schmeichelhaften Worten zur Kritik sendet, jedem Komitee beitritt, das ihm die Garantie bietet, daß sein Name mal wieder in der Öffentlichkeit genannt wird, wer seine Biographie schreibt und sie mit reklamehaften Hinweisen auf seine Werke spickt wie eine Köchin den Hasen mit Speckstreifen, — der sagt einem König auch, was der König zu hören wünscht, und nicht das, was sich in seiner Mannesbrust an Gedanken regt. Wenn Dahn erzählt: „Ich sagte ihm, ich habe ihn in einem Gedicht Ludwig ‚den Deutschen‘ genannt. Das schien ihm zu gefallen,“ so zweifelt man gar nicht daran, daß Felix Dahn mit einer so plumpen Schmeichelei aufgewartet hat. Lachen aber muß man, wenn Dahn fortfährt: „Nun erzählte er mir, die Worte stoßweise heraussprudelnd, — er *selbst* — daß keineswegs von ihm der Gedanke ausgegangen sei, dem König von Preußen den Kaisertitel anzutragen, daß vielmehr Bismarck ihn dazu gebracht habe, und zwar berichtete er mit edelster Offenheit die Vorgänge genau ebenso, wie sie mir später (1891) Bismarck in Friedrichsruh — nur ausführlicher — mitgeteilt hat.“ Dahn fährt dann fort: „Ich füge die Erzählung jener Vorgänge nach den übereinstimmenden Berichten des Königs und Bismarcks“ (das heißt doch selbstverständlich nach den vom König und von Bismarck Herrn Felix Dahn erstatteten Berichten) „bei. Mit seiner hohen, auf Seelenkunde aufgebauten Meisterschaft der Seelenbeherrschung hatte Bismarck in jenen ersten Januartagen von 1871 eine höchst schwierige, staatsmännische Aufgabe gelöst: es galt, den König, diese eigenartige, schwer zu berechnende und zu fassende seelische Gestalt, dafür zu gewinnen, daß er dem König von Preußen den Kaisernamen antrug. Daß dieser Gedanke zuerst und freiwillig von dem jugendlichen Herrscher ausgegangen sei, hat nie ein Mensch, der ihn kannte, geglaubt.“ Nun, Felix Dahn gehört zu denjenigen, die den König nicht gekannt haben, und ganz gewiß ist er wie alle Welt, mit Ausnahme von ein paar Eingeweihten, der Ansicht gewesen, jener Brief, in dem König Ludwig den greisen König Wilhelm bat, die Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen, sei der eigensten Initiative des Königs entsprungen. Hätte er nicht in diesem Glauben gelebt, wie wäre dann Dahn auf die Idee gekommen, den König gerade „den Deutschen“ zu nennen? Möglich, daß Fürst Bismarck, als Felix Dahn ihn in Friedrichsruh aufsuchte, mit ihm über die inzwischen bereits bekannt gewordene Thatsache, daß Bismarck selbst der Verfasser des von König Ludwig an den König Wilhelm gerichteten Briefes gewesen ist, gesprochen hat. Aber sicher hat Fürst Bismarck mit Felix Dahn über diese Thatsache erst gesprochen, *nachdem* sie bereits der Öffentlichkeit bekannt und diskutiert worden war, und *sicher* hat König Ludwig im Jahre 1873 über diese Thatsache *nicht* mit einem Manne gesprochen, den er zum erstenmal in seinem Leben sah und den er niemals wiedergesehen hat. Was Felix Dahn da berichtet, ist ebenso unmöglich wie seine Behauptung, daß er als erster an die Thore von Sedan geklopft habe. Es ist kein angenehmes Bild, das Felix Dahn in seinen Erinnerungen von sich selbst entwirft; man kann nur wünschen, daß er sich stark verzeichnet hat. Und das wünsche ich nicht nur, ich glaube es sogar. Ich bin überzeugt, daß Felix Dahn nicht nur ein Gelehrter zweiter und ein Dichter dritter Klasse ist, sondern auch ein sehr liebenswürdiger, entgegenkommender, vielleicht mit ein paar Schrullen behafteter, aber doch guter und von den besten Absichten geleiteter Mensch. Aber er ist allzu sehr jenem Rausche zugänglich, den man sich mit der Tinte anschreiben kann, trotzdem die Tinte nicht alkoholhaltig ist. Und in diesem Rausch geht er als Dichter wie als Biograph zügellos in die Wildnis. Das geht anderen Menschen, die viel Tinte verbrauchen, auch manchmal so. Aber bei denen pflegen sich Stunden der Ernüchterung einzustellen, in denen sie das im verzeihlichen Rausch Geschaffene einer Kritik unterziehen. Das nennt man dann Selbstkritik, und unter allen großen Gaben — ich spreche im vollen Ernste —, die Dahn als Mitgift bekommen hat, fehlt diese leider vollständig. Hätte er sie, so würde er es weiter gebracht haben als bis zu einem Gelehrten zweiter und zu einem Dichter dritter Klasse.

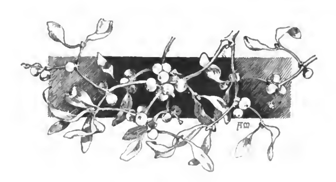
Von den sich vielleicht für den Weihnachts-

tisch eignenden belletristischen Neuheiten des Büchermarktes möchte ich bei knappem Raum in aller Kürze vor allem die Erzählung „Mutter“ von G. von Berlepsch (Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig) empfehlen. Im vorigen Jahrgang dieser Hefte erschienen, ist sie den meisten Lesern, d. h. allen mit Ausnahme der bei Beginn dieses Jahrgangs wieder neu hinzugetretenen Abonnenten der Monatshefte bekannt geworden, und ich muß mich daher damit begnügen, meine Freude darüber auszusprechen, daß diese von vornehmer Gesinnung getragene und doch mit festem Griff modernes Leben packende Erzählung in so geschmackvoller Ausstattung auf dem Büchermarkt erscheint. Als vierundfünfzigster Band der Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller erschien in ebenso elegantem Gewande der gleichfalls in diesen Heften zuerst veröffentlichte Roman „Kyparissos“ von Ernst Eckstein, die fesselnde Schilderung des Lebens in Alt-Hellas. Als spannende Kriminalgeschichte, aber psychologisch vertieft und in wahrhaft dichterischer Gestaltung, sei den Lesern der Roman „Waldmoder“ von Friedrich Jacobsen (Verlag von Hermann Costenoble, Jena) empfohlen.

Zu unsern Bildern.

Theo. Gruft, der Maler unseres Titelbildes „Waise aus Groningen,“ ist unseren Lesern längst bekannt und hat sich mit seinen Pastellporträts bereits viele Freunde erworden. Das frisch und freundlich in die Welt blickende Antlitz seiner kleinen Holländerin wird ihm zu den alten Freunden neue gewinnen. Vielleicht wundert dieser oder jener sich darüber, daß der Künstler in der Unterschrift seines Bildes darauf Wert gelegt hat, dem Beschauer mitzuteilen, daß das von ihm porträtierte lachende, frische Menschenkind elternlos ist. Wenn Künstler sonst Waisenkinder darstellen, wollen sie mit dieser Darstellung auch menschliche Teilnahme und menschliches Mitleid erwecken. Theo. Gruft verzichtet darauf, die Wirkung seines Bildes durch solche Regungen zu erhöhen, aber trotzdem verschweigt er nicht, daß das Original seines Bildes ein elternloses Kind ist, eine Waise der guten alten holländischen Stadt Groningen, in der durch mittelalterliche und bis in die neueste Zeit gut verwaltete Stiftungen so gut für die Waisenkinder der Stadt gesorgt ist, daß ihnen die Wangen nicht hohl werden und sie das Lachen wieder lernen und fröhlich aus den Augen schauen wie andere glücklichere Kinder, die im Schutz der Elternliebe aufwachsen. — Auch das Bild „Im Salon“ von M. Bredt ist Porträt, ein außerordentlich fein aufgefaßtes Porträt, das uns wie eine psychologische Charakterstudie anmutet. Die porträtierte Dame ist, das wird dem Beschauer sofort klar, eine jener Königinnen des Salons, die sich nicht nur mit Anmut zu bewegen und mit Geschmack zu kleiden, sondern auch durch ihre Unterhaltung zu bezaubern wissen. Zierlich und beweglich an Geist und Körper, schaut sie uns aus dem Rokokorahmen entgegen. — Alexander Wagners Aquarellskizze „Marktszene in Budapest“ hat dem Künstler in erster Linie als Trachtenstudie gedient. Es war ihm darum zu thun, die Kostüme der ungarischen Bauerfrauen festzuhalten, die ihre Garten- und Feldfrüchte, Melonen, Zwiebeln und frische Maiskolben — letztere abgekocht und mit Buttersauce genossen ein beliebtes, in Deutschland fast ganz unbekanntes Gemüse — feil bieten. Das Gesicht der dem Beschauer zugekehrten Frau hat der Künstler nur ganz flüchtig angedeutet und die Züge desselben in dem Schatten des bunten Kopftuches fast ganz verschwinden lassen, — entweder erschien es ihm nicht reizvoll genug, um die Züge wiederzugeben, oder es erschien ihm für den Zweck seiner Studie überflüssig. Alexander Wagner ist ein geborener Ungar, der sich mit Vorliebe, wenn auch nicht ausschließlich, die Stoffe zu seinen Bildern aus seiner Heimat holt. 1838 geboren, lockte ihn die Schule Pilotys nach München, das ihm, wie vielen seiner Landsleute, eine zweite Heimat geworden ist. — Die frostige, feuchte Stimmung eines naßkalten Herbsttages liegt über dem Bilde „Am Dorfweiher“ von Professor Hugo König, der in ganz außerordentlichem Maße der Natur nachzugehen und ihr auch dort nachzuempfinden weiß, wo sie nicht für jedermann gleich verständlich spricht. In hübschem Gegensatz zu dem unbehaglichen Herbsttag steht das Geschwisterpaar, das die Szene belebt. Wie das kleine, warm verpackte Mädchen von der älteren Schwester sorgsam an der Hand geführt wird, während beide nach dem Garten hinauswandern, um die letzten Rüben aus dem nassen Boden zu ziehen, — das zeigt dieselbe liebevolle und intime Beobachtungsgabe des Künstlers, die diesem auch der Natur und ihren Stimmungen gegenüber eigen ist. — Anders, wenn auch nicht stimmungsvoller, wie Königs Herbstbild aus dem frostigen Norden, mutet uns ein Herbstbild aus dem sonnigen Süden, „Die Heimkehr aus den Weinbergen,“ von Aurelio Tiratelli an. Der Italiener braucht keinen gekelterten Wein zu trinken, um fröhlicher Stimmung zu werden. Sein lebhafteres und unbefangeneres Temperament bedarf solcher Anregungen nicht, — ihm genügt schon die ungekelterte Traube und die Gesellschaft anderer fröhlicher Menschen, um ihn zu lärmender Lustigkeit fortzureißen. Lachenden Mundes Lieder singend, strömt die Schar fröhlicher Menschen aus den Weinbergen heimwärts. Auf schlankem Halse balanciert der aufrecht getragene Kopf den Korb mit den Trauben. Das buntbebänderte Tamburin schwirrt in der Luft, der schwarzhaarige Bursch entlockt der Handharmonika schmelzende Melodien, der Dudelsack pfeift mit seinen gellenden

Tönen dazwischen, — es ist doch eine Lust zu leben, wenn die Sonne lacht, — mag's auch die Sonne des Herbsttags sein. Es ist dieselbe Sonne, die auf dem Relief „Der Tag“ von H. Schievelkamp strahlt, die die Wölkchen am blauen Himmel rosa malt, in deren belebender Wärme sich zirpende Schwalben tummeln, die die Amoretten aus den Blumenkelchen hervorlockt, die Sonne, die Mutter alles Lebens. Mit Recht erregte das graziöse Werk H. Schievelkamps auf der letzten Berliner Kunstausstellung die Aufmerksamkeit aller Freunde einer Kunst, deren Ziel Schönheit und Anmut sind. — Die englische Weihnachtsfeier ist von der unseren sehr verschieden; bei uns trägt sie den Charakter einer von religiöser Weihe getragenen Familienfeier, bei der im Vertilgen von Süßigkeiten vielleicht manchmal zu viel gethan wird, die aber davon abgesehen jedem nur ein Anlaß ist, den anderen zu erfreuen. In England amüsiert man sich, in der reichen Gesellschaft im großen Stil, in den Kreisen, die mit bescheidenen Mitteln rechnen müssen, indem man die Tafel so reich wie möglich bestellt. Unsere Zeichnung von A. B. Wenzell „Weihnachten in England“ stellt eine Weihnachtsfeier in der englischen großen Welt dar. Ein Gesellschaftsabend, zu dem eine Unzahl von Einladungen ergangen sind, zu dem die Damen in dekolletierter Gesellschaftsrobe, die Herren im Frack erscheinen. Ein wenig zwanglose Fröhlichkeit bringt die englische Sitte in die Gesellschaft, an diesem Abende die Kronleuchter mit Mistelzweigen zu schmücken. Ein Herr, der einer Dame unter diesem Mistelzweig begegnet, hat nach altem Brauch das Recht, die Dame zu küssen. Ob er in einer so vornehmen Gesellschaft von diesem Recht heute noch unbefangen Gebrauch macht, ist sehr zweifelhaft. Man würde ihm solche Kühnheit wahrscheinlich sehr übel nehmen und erlaubt ihm höchstens, mit einem Scherz auf das ihm zustehende alte Privileg anzuspielen. — Unser kleines Bild „Pommersches Stranddorf nach dem Regen“ von Eduard Fischer haben wir nach einem von der Vereinigung der Kunstfreunde hergestellten Farbendruck des in der Königlichen Nationalgalerie befindlichen Gemäldes reproduziert, um auf die Publikationen dieser Vereinigung, die manchem Leser als ein erwünschtes Weihnachtsgeschenk erscheinen werden, hinzuweisen. Die Vereinigung der Kunstfreunde — Berlin W., Markgrafenstraße 57 — bezweckt, ihren Mitgliedern die Kunstschätze der Königlichen Nationalgalerie und anderer Bildersammlungen in farbigen Lichtdruckreproduktionen zugänglich zu machen. Die Mitgliedschaft wird durch Zahlung ein esjährlichen Beitrags von 20 Mark erworben, wofür jedes Mitglied nach freier Wahl jährlich eine der Vereinspubtikationen in Normalgröße, oder zwei Halbblätter, oder vier Mappenblätter erhält. In jedem dritten Jahre erhalten die Mitglieder ein weiteres Blatt der erschienenen Publikationen in Normalgröße als Prämie. Sich seine Zimmer mit Ölgemälden zu schmücken, ist leider nur eine sehr kleine mit Glücksgütern gesegnete Minderheit in der Lage. Denen, die das nicht können und doch bei ihrem Bilderschmuck den Reiz der Farbe nicht missen mögen, sei daher der Anschluß an die Vereinigung der Kunstfreunde empfohlen, die in der Auswahl ihrer Publikationen so vielseitig ist, daß sie jedem Geschmack gerecht wird, und deren farbige Reproduktionen so gut sind, wie solche bei so großen Blättern nach dem heutigen Stande der Technik nur sein können. — Unsere Bleistiftstudie „Junge Katzen“ von Julius Adam gibt ein nach der Natur gezeichnetes und ungemein frisch und drollig wirkendes Skizzenblatt des Künstlers wieder.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Eine „Incroyable“. Nach dem Gemälde von Ferd. von Reznicek.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

X. Jahrgang 1895/96. Heft 5, Januar 1896

Maria da Caza.

Roman von

Georg Freiherr von Ompteda.

(Abdruck verboten.)

I

Gnädige Frau, wissen Sie denn, daß Stassingk wieder da ist?" fragte im gleichgültigen Tone des Ballgespräches, nur um etwas zu sagen, Herr von Nyvenström, der schwedische Gesandschaftssekretär. Dabei lachte der große, blonde Mann, dessen Kopf mit dem dichten hängenden Schnurrbart, den fast weißen Augenbrauen und kurzen, weißblonden, nach hinten gekämmten Haaren durch die kugelrunde Schädelform etwas Seerobbenartiges erhielt.

Maria da Caza blickte ihn mit ihren mandelförmigen, dunklen Augen verwundert an, schob sich die Armbänder höher auf den schöngeformten Arm hinauf und antwortete:

„Wer ist Stassingk?"

„Er war doch früher schon in Berlin."

„Ich kenne ihn nicht!"

Ueber Herrn von Nyvenströms Antlitz glitt ein Lächeln, als freue er sich, wenn er nur den Namen hörte:

„Stassingk? Gnädige Frau, den sollten Sie nicht kennen! Sie haben vielleicht den Namen vergessen! Das ist ein zu reizender Mensch. Er war Attaché bei der deutschen Legation in Stockholm, als ich im Ministerium arbeitete. Dann habe ich ihn in Washington wiedergetroffen und in Madrid. Und überall hatte er das gleiche Glück bei allen Damen!"

Maria da Caza hörte gleichmütig zu und hob nur ein wenig den schönen Kopf mit dem reichen schwarzen Haar, in dem ein Diadem von Brillanten blitzte. Als der Schwede die letzten Worte sprach, ward sie ungeduldig:

„Dieser Herr von Stassingk oder wie er heißt ..."

„Pardon, Graf Stassingk ..."

„Also Graf Stassingk ... hat ‚Glück bei allen Damen?' Dazu gehören zwei."

Dabei machte sie ein spöttisches Gesicht und die edlen regelmäßigen Linien ihres Antlitzes verzogen sich zu einem überlegenen, unnahbaren Lächeln.

Herr von Nyvenström konnte nicht mehr entgegnen, denn Leutnant von Remer bat Maria da Caza um eine Extratour, und eine Sekunde später schwebte sie mit ihm durch den Ballsaal. Aber es war, als vermöchte sie diesem Gespräche nicht zu entgehen. Als ihr Tänzer sie wieder an ihren Platz brachte, fand er den Gesandschaftssekretär nicht mehr vor: er hatte die Zeit benutzt, um selbst eine Dame aufzufordern. Und der junge Offizier, der sich gegen Frau da Caza liebenswürdig zeigen wollte, weil er von ihrem Mann öfters einen guten Ritt im Rennen erhielt, suchte in der Eile nach einem Gesprächsstoff. Schwer von Zunge fand er nichts als die Neuigkeit, die eben die ganze Gesellschaft durchlief:

„Haben Sie gehört, daß Graf Staffingk plötzlich zurückgekommen ist?“

Sie fing an sich nun über diesen Grafen Staffingk, von dem alle Welt sprach, zu ärgern, weil sie die einzige zu sein schien, die ihn nicht kannte, denn in diesem Augenblick näherte sich der Gastgeber, Regierungsrat von Lindstedt, ein dicker Herr mit ewig lächelndem Zug um den Mund und listig, fast lüstern blinzenden kleinen Augen, die er unausgesetzt herumschweifen ließ, um Jemand zu finden, dem er die für den Abend zurecht gelegte Geschichte erzählen könnte:

„Meine verehrteste gnädigste Frau, haben Sie denn schon gehört, weshalb Graf Staffingk von der Botschaft in Konstantinopel abberufen ist?“

Maria da Caza antwortete ärgerlich, indem sie ein paarmal tiefer atmete, so daß der Regierungsrat unwillkürlich einen seiner lächelnden Blicke über ihre vollen, schönen Schultern gleiten ließ:

„Er wird wohl Schulden gemacht haben!“

Der Herr des Hauses lachte meckernd:

„Nein, o nein! Er soll nämlich von der Lieblingsfrau eines der Großwürdenträger des ottomanischen Reiches täglich, wenn der Muzzin den frommen Moslem zum Gebete ruft, in Privataudienz empfangen worden sein.“

Herr von Nyvenström war zurückgekommen:

„Erzählen Sie's auch eben? Es macht die Runde, wie es scheint ...“

Der Regierungsrat ließ ihn nicht ausreden in der Befürchtung, er möchte ihm seine Geschichte stören, und fuhr eifrig fort:

„Der ganze diplomatische Apparat ist in Thätigkeit gesetzt worden, und die Hohe Pforte hat das Deutsche Reich feierlich um Ablösung eines so gefährlichen jungen Mannes gebeten! Wenn die Abberufung nicht erfolgt wäre, so wären ganz unabsehbare Schwierigkeiten die Folge gewesen. s'ist ein Mordskerl der Staffingk!“

Wieder meckerte er und ließ noch ein paar Worte fallen in einem internationalen Kauderwelsch von: „homme à femme“, „ladykiller“, „geboren für den Flirt“ ... Dabei war er aber offenbar schon mit den Gedanken anderwärts und seine Augen suchten den nächsten seiner Gäste, dem er die Neuigkeit des Abends erzählen könnte. Er schien jemand gefunden zu haben, wandte sich ab und man konnte deutlich vernehmen, wie er zu einer hübschen, blonden, nur etwas zu starken Dame sagte:

„Haben Sie denn schon gehört ...“

Leutnant von Remer war gegangen, und die junge Frau stand nun wieder allein neben dem Schweden, der, nicht sonderlich gesprächig, seinen dicken hängenden Schnurrbart strich, während sie sich im Saal umblickte. Sie bemerkte, wie die blonde starke Dame, der Herr von Lindstedt seine Geschichte erzählte, sich darüber zu ärgern schien, und fragte daher ihren Tänzer:

„Wer ist die Dame dort? Lachsfarbenes Kleid, dort! Mit dem Doppelkinn!“

„Die dem Regierungsrat ein so böses Gesicht macht?“

„Ja!“

Er zuckte die Achseln, aber Rittmeister Hendrich, der hinter ihnen stand und teilnahmlos in das Treiben des Balles schaute, beugte sich vor und flüsterte, weil gerade die Musik schwieg und die Dame, von der die Rede war, am Arme des Regierungsrates vorüberkam:

„Prinzessin Löwengaard-Espenburg ist es, gnädige Frau.“

Maria da Caza drehte sich halb herum und blieb nun mit dem Rittmeister allein, dem sie den nächsten Tanz gegeben. Sobald sich Herr von Nyvenström entfernt hatte, machte sie sich Luft:

„Gott, ist das ein langweiliger Mensch, dieser Schwede!“

„Er soll aber ein vorzüglicher Diplomat sein. Er spricht nicht viel, aber er sieht alles, hört alles, weiß alles, und — man muß es doch wenigstens annehmen — berichtet auch alles nach Stockholm.“

Etwas ängstlich gemacht blickte sich Maria da Caza um und meinte, sie hoffe nichts staatsgefährliches gesagt zu haben, was etwa in Stockholm verwertet werden könnte. Rittmeister Hendrich zeigte lächelnd seine schönen Zähne in dem fast puppenhaft regelmäßigen Gesicht, das nur dadurch einen besonderen Ausdruck erhielt, der sofort auffiel, daß die blauschimmernden rasierten Wangen und das Kinn bei dem starken Bartwuchs eine wie mit dem Pinsel gezogene Linie zeigten, wo die behaarte Zone schroff gegen den bartlosen Teil abstach. Er meinte beruhigend:

„Mit Schweden stehen wir ja auf dem besten Fuße und so sind nun mal mehr oder weniger alle Diplomaten! Auf irgend eine Manier müssen sie doch auch was 'rauskriegen. Nicht? Na einer macht's so, einer so. Es gibt ja Attachés, die sich um gar nichts kümmern. Die haben wir ja auch in Berlin in so und so viel Exemplaren, aber sicher ist's auch nicht. Manchmal thun sie bloß so. So einer ist eben dieser Stassingk, von dem alles redet heute abend. Der wird auch wahrscheinlich fortwährend abgelöst werden, aber nicht weil er nichts taugte. Wenigstens hat mir ein Herr aus dem Auswärtigen Amt gesagt, daß er famose Dienste leiste ..."

Er unterbrach sich plötzlich:

„Sie hören ja gar nicht zu?"

„Dieser Graf Stassingk ist langweilig! Als ob es nichts anderes zu reden gäbe. Seitdem der Ball angefangen hat, heißt es fortwährend Stassingk ... Stassingk ... Stassingk ..."

Maria da Caza bewegte ungeduldig den Spitzenfächer, daß ein paar lose Härchen an ihrer Stirn flatterten, und der Rittmeister, ein Freund der Cazas, lenkte ein:

„Nicht böse sein! Wozu? Ich kam unwillkürlich darauf, weil Sie mich nach der Prinzessin fragten."

„Was hat die damit zu thun?"

„Sie sollte ihn mal heiraten!"

„Ach!" entfloh ihr unwillkürlich, während sie die Prinzessin mit den Blicken suchte als jemand Gleichgültiges, der plötzlich durch etwas Näheres, das man über ihn erfährt, Interesse gewonnen hat. Und nun ward sie neugierig und wollte wissen, warum die beiden sich nicht geheiratet hätten. Das konnte der Rittmeister jedoch nicht sagen, nur die Thatsache war bekannt. Die Prinzessin war hübsch, danach vor vier oder fünf Jahren sogar sehr hübsch gewesen, dazu hatte sie gerade für einen Diplomaten wertvolle Verwandtschaft mit einer Reihe mediatisierter Häuser, ihre Eltern waren durchaus einverstanden gewesen trotz der „Mesalliance", und sie besaß, wie behauptet wurde, ein sehr bedeutendes Vermögen.

„Wissen Sie, was dieser Graf Stassingk nach alledem zu sein scheint?" fragte nun wieder heiter und aufgeräumt Maria da Caza mit blitzenden Augen.

„Nun?"

„Thöricht!"

Sie lachten alle beide, und da der Galopp erklang, machte der Rittmeister der schönen jungen Frau eine leichte Verbeugung, legte den Arm um ihre schlanke Taille und zog sie in den Saal. Sie tanzte auf eine eigene Art. Etwas Unbewegliches war dabei an ihr, indem sie aufgerichtet in ihrer stolzen Haltung blieb. Und dennoch sah das nicht steif aus, sondern nur vornehm. Das diamantenblitzende Diadem gab ihr etwas von einer Königin. Wenn sie tanzte, blickte ihr alles nach, und unwillkürlich machte man dem Paare Platz und überließ ihm allein das Feld. Maria da Caza wußte es. Sie war es nicht anders gewöhnt seit den fünf Jahren, die sie in Berlin verheiratet war.

Kaum hatte sie der Rittmeister auf ihren Platz zurückgebracht, als auch schon ein anderer Herr sie fortholte, und unterwegs, noch ehe der Tänzer sie abgesetzt, mußte er sie einem dritten überlassen.

„Maria da Caza tanzt! Achtung, meine Herren!" sagte Regierungsrat von Lindstedt zu ein paar jungen Offizieren und Herren im Frack, die in der Thür zu den Nebenräumen standen. Dabei schnalzte er mit einem Augenzukneifen, als wollte er damit sagen: „Nun paßt mal recht auf, so ein schönes Geschöpf seht ihr so bald nicht wieder." Die jungen Leute blickten ihr nach und begannen sich über sie zu unterhalten. Man bewunderte ihre Schönheit, ihr dichtes schwarzes Haar, die dunklen Augen, die schlanke und doch volle Gestalt, man sprach von ihrem Kleid, das ihr so gut stand, und von dem Diadem auf der Stirn.

Doch plötzlich nahm das Gespräch eine andere Wendung, irgend einer hatte gerufen: „Stassingk ist da!" und wie ein Lauffeuer pflanzte sich die Nachricht fort von Mund zu Mund. Man sah ihn noch nicht, aber mehrere Herren verschwanden in den nebenangelegenen Zimmern und andere folgten. Auch die jungen Leute in der Thür schlossen sich an: alle Welt wollte aus des um des Staatswohles der Hohen Pforte willen Zurückgekehrten Munde das Abenteuer mit der schönen Haremsdame selbst vernehmen.

Maria da Caza war vergessen. Graf Stassingk trat an ihre Stelle. Und er nahm das Interesse der Gäste so in An-

sprach, daß sich in der nächsten Tanzpause der Saal fast ganz leerte, denn die Damen ließen sich in die Nebenräume führen, um aus Neugierde den jungen Diplomaten wiederzusehen, von dem so Eigentümliches erzählt ward, oder wenn sie ihn noch nicht kannten, sich ihn zu betrachten, dem ein so eigner Ruf voranging. Nur wenige Paare blieben zurück, unter ihnen die Prinzessin Löwengaard-Espenburg und Maria da Caza mit Rittmeister Hendrich.

„Wie neugierig doch die Menschen sein können!" sagte sie wegwerfend. Der Rittmeister flüsterte ihr zu:

„Gnädige Frau, seien Sie mal ehrlich: wenn der Staffingk jetzt hereinkommt und die Prinzessin und er sich wiedertreffen, werden Sie sich das nicht auch mit ansehen wollen?"

Ehe sie antworten konnte, strömte die Menge wieder in den Saal zurück. Einer der ersten Eintretenden war der Regierungsrat, der einen Herrn untergehakt hatte und freundschaftlich auf ihn einsprach.

„Das ist er!" meinte der Rittmeister. Maria da Caza blickte auf. Sie sah einen mittelgroßen jungen Mann in tadellosem Frack, weißer Weste und einem Ordenskettchen im Knopfloch. Er hatte blondes, leicht gewelltes Haar, das er ganz kurz trug, einen kleinen, keck nach oben gewirbelten, gebrannten Schnurrbart und ein frisches offenes Gesicht, aus dem ein paar lustige, hübsche, blaue Augen lachten. Sein Gang hatte etwas Leichtes, Schwebendes, Fröhliches, als ob er nur immer gewohnt sei, den Weg geebnet zu finden.

„Das ist er?" wiederholte enttäuscht Maria da Caza, und man merkte ihr so sehr an, was sie empfand, daß Rittmeister Hendrich laut lachend fragte:

„Sie haben ihn sich wohl anders gedacht?"

„Ja, allerdings!"

„Wie denn?"

„Schöner."

„Er sieht aber doch ganz gut aus?"

Sie schüttelte den Kopf:

„Ich dachte mir ihn groß, mit dunklen Augen, ernst . . . so . . . nun eben anders."

„So eine Art fliegender Holländer, nicht wahr?"

„Nein, aber der . . ."

Und sie blies leicht die Luft durch die Lippen und fing an von Gleichgültigem zu sprechen.

Wieder begann der Tanz und allmählich ward auch Graf Staffingk vergessen. Die erste Neugierde war gestillt, nun dachte jeder an sein Engagement, Tanzverpflichtungen, Vorstellen, Ansprechen und gesellschaftliche Höflichkeiten.

Nur einmal noch erregte der Neuankömmling die allgemeine Aufmerksamkeit, als ihn Regierungsrat von Lindstedt zur Prinzessin brachte. Er that es absichtlich als letzten Trumpf der Neugierde, und die Art und Weise, wie er sich dabei nach seinen Gästen umsah, zeigte deutlich, welches Glück er empfand, daß sich diese peinliche Scene gerade in seinem Hause abspielte und sein Ball wieder etwas Besonderes bot, was ihm andere Gastgeber nicht nachmachen konnten.

Als Graf Staffingk sich plötzlich der Prinzessin gegenüber sah, schwieg rings die Unterhaltung auf einen Schlag, wie einem Kommando zufolge. Man stieß sich an und alle Augen wandten sich zu den beiden. Sie war dunkelrot geworden und that zuerst, als ob sie des jungen Diplomaten nicht ansichtig geworden wäre; erst als er auf sie zutrat, neigte sie den Kopf, ohne ihm jedoch die Hand zu reichen. Er aber hatte nicht einen Augenblick seine Fassung verloren. Sofort fand er ein Gespräch und bei der fast vollkommenen Stille, die eingetreten war, konnte man jedes Wort verstehen.

„Durchlaucht! Nein Sie sind es! Das ist ja zu nett! Wie ich mich freue. Ich fühle mich ganz, als wäre ich nie fort gewesen. Alle alten Freunde und lieben Bekannten treffe ich wieder. Es war wirklich eine zu charmante Idee von Herrn von Lindstedt, ins Hotel zu schicken, um mir sagen zu lassen, ich möchte doch zum Ball kommen. Mit dem Orientexpreß bin ich kaum angekommen, da hieß es auch schon evening dress anziehen und die alten lieben Freunde aufsuchen. Wie ist es Ihnen denn ergangen in den Jahren? Ich hätte mich gern mal wieder in Berlin sehen lassen . . ."

Er ließ die Stimme fast zum Flüstern sinken und Lärm und Treiben im Saal hatte auch schon wieder begonnen, so daß nur Maria da Caza, weil sie zunächst saß, einigermaßen verstehen konnte, was Graf

Staffingk sprach. Ihr Tänzer, der österreichische Attaché Ritter Bolsen von Bolsena, unterhielt sie die ganze Zeit und erzählte ihr in so selbstgefälliger Weise von seinen Tigerjagden in Vorderindien, daß er gar nicht merkte, wie sie nur Ohren für die Nachbarunterhaltung besaß.

Graf Staffingk sagte der Prinzessin, er hätte weder in Madrid noch jetzt später in Konstantinopel Urlaub erhalten können, sonst wäre er selbstverständlich nach Berlin gekommen, denn es wäre ihm wirklich peinlich, etwa in den Verdacht zu geraten, als hätte er mit dem Ortswechsel alle vergessen, die ihm daheim einst lieb und teuer gewesen. Oft habe er mit sehnsüchtigem Herzen an seine Freunde gedacht, an alles das, was er im Norden gelassen, und ihn habe solches Heimweh überkommen, daß er sich habe bezwingen müssen, nicht einfach von seinem Posten zu entfliehen.

Er brachte das alles so natürlich vor, so selbstverständlich, dabei so gar nicht auftragend und in schwunghaftem Ton, sondern einfach, fast bescheiden, daß seine Ausführungen den Stempel der Wahrheit erhielten. Man mußte ihm glauben. Und er hatte eine Art und Weise zu sprechen, halbleise, eindringlich, nur ganz persönlich auf den einzelnen Menschen gerichtet, mit dem er sich unterhielt, daß ihm sein Wesen sofort den Hörer gewann.

Die Prinzessin war sehr bald gefangen, sie begann zu lächeln, sie begegnete ihm nicht mehr steif, wurde entgegenkommender, die Röte wich von ihren Wangen und es schien, als habe sie alles vergessen und vergeben, nachdem er kaum zehn Minuten sich mit ihr unterhalten. Ihr Herr, der den Tanz hatte, war gegangen. Kurz hatte er sich bekannt gemacht und nun, wo er fühlte, daß diese beiden sich mehr zu sagen hatten, als ihm das Ballgespräch eingab, überließ er die Prinzessin dem Fremden und rettete sich ans Büffett, um bei einem Glase Sekt Trost zu suchen.

Graf Staffingk trat jetzt stillschweigend ganz an seine Stelle und tanzte mit der Prinzessin, die etwas schwer und nicht immer den leichten Bewegungen ihres Herren folgend, sich von ihm führen ließ. Als das Paar sich unter die Schar der Tanzenden mischte, machte wohl hier und da einer den anderen auf sie aufmerksam, aber im allgemeinen hatte man sich mit der Thatsache, daß die beiden wieder bei einander waren, versöhnt. Die Rückkehr des herzengefährlichen jungen Diplomaten nach Berlin war nun schon etwas Altes.

Lang gezogen klangen die Töne des Walzers „Sweet, sweet heart,“ der die Mode der Saison war, und alles begann zu tanzen, denn wenn die süßlichen Anfangstakte schwirrten, sahen sich die Paare an, als wollten sie sagen: „Diesmal dürfen wir nicht aussetzen, denn ‚Sweet, sweet heart‘ reißt alle mit sich fort.“ Und der Herr des Hauses lief von einem Paar zum anderen, immer anfeuernd und zuredend, doch ja nicht den Walzer vorübergehen zu lassen. So ward das Gedränge und Geschiebe auf der glatten Parkettfläche immer stärker, die Wände leerten sich, aus dem Salon rechts nebenan, aus dem Boudoir links strömten die Paare herbei. Die Schuhe schlürften, die Kleider rauschten, leise klang das Knistern der Seide, das Zusammenschlagen der Sporen, die sich kurz berührten, knappe Worte fielen dazwischen die man kaum im Vorübereilen erhaschen konnte. Und das Kerzenlicht fiel aus drei großen, venezianischen Kronleuchtern nieder auf die glänzenden Nacken, jugendlich glatt und schmucklos oder mit Perlenschnüren und Steinen behangen, auf die blitzenden Uniformen und Orden.

Und immer tönte langgezogen das „Sweet, sweet heart,“ das alle fünf Takte von einem neuen Instrument angeschlagen aus dem Gewirr der Klänge scholl.

Maria da Caza tanzte unaufhörlich. Nicht eine Sekunde setzte sie aus und außer Graf Staffingk gab es fast keinen der jüngeren Herren mehr, der sich nicht einmal mit ihr im Walzer gewiegt.

Der Regierungsrat brachte eben seine Frau, eine unscheinbare, stille Blondine, auf ihren Platz zurück. Sie machte sich nichts aus diesen Festen, obwohl ihr Mann zu sagen pflegte, er gäbe seine Bälle nur auf Wunsch seiner „Gattin,“ um ihr doch einmal ein Vergnügen zu bereiten.

Sofort wandte sich Staffingk mit einem artigen Worte ihr zu:

„Es ist so nett, gnädige Frau, wenn Mann und Frau miteinander tanzen!“

„So?“ antwortete sie verlegen lächelnd, und er fuhr fort, indem er sich artig gegen sie neigte:

„Vor allem, wenn beide so gut tanzen wie Sie ...“

Ob der Schmeichelei wußte die junge Frau erst recht nicht, was sie erwidern sollte, der Regierungsrat aber kniff wieder in seiner beliebten Art ein Auge zu, stieß leicht Graf Stassingk an, schnalzte und sprach:

„Maria da Caza tanzt!“

„Wer?“

„Maria da Caza tanzt!“

„Was heißt das?“

„Ich sage nichts als: Maria da Caza tanzt.“

Graf Stassingk that ganz naiv und fragte nur:

„Das ist wohl die große schöne Dame mit den schwarzen Haaren? Sie saß vorhin neben der Prinzessin Löwengaard! Nicht wahr, Herr Regierungsrat?“

„Kennen Sie denn Maria da Caza nicht? Die schönste Frau in der Gesellschaft? Ach so, pardon, ich denke ja nicht daran, daß Sie so lange fern von Madrid — pardon in Madrid — oder am Bosporus weilten. Da kennen Sie sie wohl nicht ... Soll ich Sie nicht vorstellen?“

„Später, später! Sehr gern! Später, bitte.“

Der Regierungsrat lächelte und machte eine Anspielung auf die schönen Frauen des Orients, die dem jungen Diplomaten wohl den Geschmack verdorben hätten. Geheimnisvoll, scheinbar vielsagend, gab jener das Lächeln zurück. Er hätte längst Maria da Caza bemerkt, entgegnete er, nur den Namen nicht gewußt. Und nun betrachteten sie beide Frau da Caza, wie sie tanzte. Jedesmal wenn sie, die mit ihrem Herren immer bloß einen Kreis um den halben Saal beschrieb, an ihm vorüberkam, blickte ihr Stassingk ins Gesicht, so daß sie es gewahr wurde und die Augen niederschlug, weil ihr dieses unausgesetzte Anschauen unangenehm war. Und auch dann, als sie eine Pause machte, verließ er sie nicht mit den Blicken, aber er richtete es so ein, daß es nicht auffiel und die anderen dachten, er sähe in das bunte Ballbild hinein, ohne einen bestimmten Menschen zu betrachten.

Maria da Caza ärgerte sich über Stassingk, doch sie redete es sich mehr ein und im innersten gestand sie sich, daß es ihr schmeichelte, von diesem Manne beachtet zu werden, dem ein so eigner Ruf voranging. Nur hätte sie gewünscht, er möchte sich ihr vorstellen lassen. Das that er nicht. Dann kam das Souper dazwischen, bei dem sie „gesetzt“ war und ihn so gänzlich aus den Augen verlor. Aber auch später machte er keine Miene, sich ihr zu nähern. Nur von weitem trafen sie immer seine Blicke und plötzlich war er verschwunden und erschien nicht wieder.

Sie suchte ihn, als hätte sie schon ein Interesse an ihm gefunden, und ertappte sich dabei, daß es sie, die sich nie ernstlich um einen Herren gekümmert, förmlich aufregte, zu erfahren, wo er denn sei. Ihren Tänzer wagte sie nicht zu fragen. Sie kannte ihn wenig: er verkehrte nicht in ihrem Hause. Und von den Herren, die sie bei sich sah, konnte sie keinen erreichen.

Da kam ihr ein Gedanke: vielleicht saß er mit der Prinzessin in einem Nebenraum. Und unwillkürlich ärgerte sie diese Vermutung. Doch Prinzessin Löwengaard stand ihr schräg gegenüber und es schien Maria da Caza, als ob sie ihre Augen umherwandern ließe, suchend und ängstlich. Da mußte sie unwillkürlich über sich selbst lachen.

Was ging sie dieser Fremde an? Dieser unerzogene Mensch, der so und so oft in ihrer Nähe gestanden, der sie mehr als gebührend angestarrt, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich ihr nennen zu lassen!

Als nun der Regierungsrat herumlief mit einem unter Einwirkung des Champagners noch auffälligeren Augenzwinkern als sonst und sein neues Schlagwort an den Mann brachte: „Stassingk ist wieder fort, hoffentlich mußte er nicht schon wieder von Berlin versetzt werden!“ da ärgerte sie die Gewißheit, daß er nun wirklich gegangen war, ohne es für nötig zu halten, sich ihr bekannt machen zu lassen, derart, daß sie zu Herrn von Lindstedt wütend sagte:

„Flegel!“

„Wer?“

„Eben dieser Graf Stassingk!“

Und sie erklärte ihm empört, warum sie ihn für einen Flegel halte. Der Regierungsrat aber verteidigte ihn und in diesem Augenblick kam aus dem Spielzimmer nebenan Herr da Caza, der statt zu tanzen den ganzen Abend Whist gespielt hatte. Er hatte die letzten Worte seiner Frau gehört. Der große, schlanke Mann, dessen bräunliches hübsches Gesicht, das von einem schwarzen spitzgeschnittenen Barte umrahmt war, nur etwas Starres durch ein Glasauge rechts erhielt, schien fast erschrocken zu sein:

„Weißt du denn aber, daß Graf Stassingk von dir gerade das Gegenteil gesagt hat?"

Maria da Caza blieb bei ihrer Meinung:

„Das mag sein, gezeigt hat er's nicht."

Herr da Caza sagte, und er erhob seine Stimme, daß es auch ja die Umstehenden hören sollten:

„Die Partie war gerade zu Ende, da kamen Hendrich und er, um sich ‚spanisch zu drücken,' wie es heißt. Und da fragte ihn die alte Excellenz Teskow, ihm gehe doch der Ruf als Kenner voran, wer denn auf dem Balle die hübscheste Dame sei. Stassingk meinte: eine käme überhaupt nur in Frage, gegen die die anderen gar nicht zu nennen wären. Allgemeine Spannung. Excellenz Teskow fragt: ‚Das ist?' — ‚Maria da Caza.'"

Er schwieg und lächelte, stolz seine Frau betrachtend, mit dem einen Auge, das bloß noch einen Strahl des Lebens zu versenden vermochte, wie jemand, der sich freut, ein unbesiegtes edles Pferd im Stalle zu haben.

Und Maria da Cazas schönes Antlitz hellte sich auf. Ihr Mann aber fuhr fort:

„Ich habe mich so darüber gefreut, so sehr . . ."

Leise fügte er hinzu:

„Ich habe ihm nahe gelegt, uns aufzusuchen!"

Unsicher, sie wußte nicht, sollte sie es gutheißen oder nicht, fragte sie:

„Wird er kommen?"

„Er kommt."

II.

Graf Stassingk und Rittmeister Hendrich hatten gemeinsam den Ball verlassen. Sie schritten eine Weile schweigend, nachdem sie aus der Hohenzollernstraße, wo das Haus des Regierungsrates von Lindstedt lag, in die Tiergartenstraße eingebogen waren, den nächtlich einsamen Weg.

„Wer sind eigentlich diese Cazas?" fragte nach einer Weile der junge Diplomat. Rittmeister Hendrich antwortete verwundert:

„Nun, er ist der bekannte Rennmann! Den kennen Sie doch!"

„Ja, aus der ‚Sportwelt,' die ich mir immer nachschicken ließ. Aber ich meine so, was sind denn das für Leute eigentlich? Wer verkehrt denn da? Er forderte mich nämlich auf, seiner Frau einen Besuch zu machen. Ich möcht's nun gern wissen, denn wir sehen uns zum erstenmal im Leben, und da . . . kurzum . . . sie wollen wohl gern Verkehr haben?"

„Nein! Deshalb sind Sie wohl kaum aufgefordert worden, denn Verkehr haben sie genug. Und den allerbesten. In der eigentlichen Hofgesellschaft sind sie zwar nicht drin, aber Hofgesellschaft verkehrt bei ihnen, und auch sonst gute Kreise: Sportleute, Offiziere, auch ein paar Künstler. Wissen Sie, Stassingk, die Cazas haben so 'ne eigne Stellung. Es ist keine alte Familie, aber so halb. Das ‚da' klingt doch so bißchen wie ‚de,' wie Adel. Dann haben sie unglaublich viel Geld, und das ist heutzutage schließlich die Hauptsache. Sie besitzen ein großes Haus hier in der Tiergartenstraße. Wir kommen nachher vorbei, ich zeige es Ihnen. Sie geben Diners erster Klasse, allerlei Feste, haben auf der Coach . . . . wenn's nach Karlshorst zum Rennen geht — Karlshorst kennen Sie ja auch noch nicht, Stassingk?"

„Nein."

„Also haben immer Platz. Er besitzt den größten deutschen Hindernisstall. Es ist immer nett, unterhaltend bei ihnen, und man sieht interessante Leute da. Manchmal geht's sogar ganz geistreich zu. So wie's gerade nett ist, nicht zu tief, nicht flach, so angenehm anregend. Und dann sind die Leute sehr chik. Er sowohl wie sie. Nun, und sie ist wohl, ohne zu übertreiben, die schönste Frau in Berlin."

Graf Stassingk ließ sich ruhig erzählen. Er war ein wenig nachdenklich geworden und sprach unwillkürlich vor sich hin:

„Maria da Caza!“

Da es der Rittmeister gehört hatte, so fügte er noch hinzu:

„Das klingt so famos. So ... stolz: ‚Maria da Caza‘.“

„Sie wird auch nie anders genannt. Passen Sie mal auf, es heißt nie, wenn jemand fragt, wer auf dem und jenem Rout gewesen oder Bazar, Ball, Rennen, Korso, After-noon-thea u. s. w. ... Der war da und dann Frau da Caza ... Nein, es hat sich ganz von selbst gemacht, daß nie anders gesagt wird als: Natürlich war da: ‚Maria da Caza!‘ Sowie die Zeitungen nicht sagen: wir erblickten auf dem Presseball ‚Fräulein Groß‘, sondern ‚Jenny Groß.‘ Und wie man erzählt: ‚Der Reichskanzler‘ fuhr vor ... oder ‚Heyden-Linden‘ ist gestürzt.“

Und auch er ließ die Silben mit dem wiederkehrenden Vokal voll ausklingen:

„Maria da Caza!“

Sie kamen, die Tiergartenstraße entlang schreitend, an einer in deutscher Renaissance gehaltenen Villa vorbei, die unter den zum Teil wenig geschmackvollen, auch älteren Häusern der Nachbarschaft sofort auffiel. Der Vorgarten war, wie man trotz des Herbstes erkennen konnte, sehr gut gehalten, das schmiedeeiserne Gitter machte einen künstlerischen Eindruck. Rittmeister Hendrich zeigte:

„Sehen Sie, die Villa da Caza!“

Graf Stassingk musterte das Besitztum, das im hellen Mondenschein fast wie am Tage zu sehen war, und meinte bedächtig:

„Sehr herrschaftlich! Allerdings!“

Die beiden blieben noch eine Weile am Gitter stehen, denn wenige Schritte davon trennte sich ihr Weg. Die Nacht war mild und schön, über ihnen flimmerte der sternbesäte Himmel und ihnen gegenüber rauschten, wenn ein Windhauch darüber strich, die Wipfelkronen des Tiergartens. Ab und zu klang von weitem ein Schritt auf dem Pflaster oder das Rollen eines Wagens. Stassingk hatte den Überzieher geöffnet, weil es ihm zu warm war, und schob den Hut in den Nacken. Er blickte zum Horizonte auf und sagte träumerisch:

„Unser altes Vaterland ist am Ende auch nicht ohne!“

Der Rittmeister erwiderte:

„Hat's Ihnen denn nicht leid gethan, den Bosporus zu verlassen?“

„Ja und nein! Es hat alles seine zwei Seiten. Übrigens habe ich mich in Madrid und Washington auch sehr wohl befunden. In Stockholm nicht minder. Ich glaube, mir gefällt's überall. Ich könnte überall leben, ganz einerlei wo, denn nette Damen gibts schließlich allerwärts. Bei uns hier sind die Menschen nur so entsetzlich schwerfällig und philiströs. Das ist in Amerika am schönsten, da kräht kein Hahn danach, ob man mit dieser oder jener fünf Minuten länger redet. Ich hatte da so ein paar reizende kleine Flirtations. Ach süß ... süß ...“

Und er versank in Gedanken. Der Rittmeister mahnte zum Weitergehen, doch nach ein paar Schritten blieben sie unwillkürlich wieder stehen, und Stassingk fragte plötzlich:

„Sagen Sie mal, Hendrich, hat man nicht, wie ich damals vor'n paar Jahren nach Stockholm geschickt wurde, noch dumme Bemerkungen gemacht wegen der kleinen Prinzessin? Ich hörte es mal!“

„Allerdings, und zwar sehr.“

„Mein Gott, ich habe ihr aber doch nie einen Antrag gemacht! Nie dran gedacht überhaupt nur! Nicht im Traum!“

„Man glaubte eben allgemein ...“

„Das ist doch zu albern. Dann hört doch einfach jeder Verkehr auf! Wenn man nicht mit einer Dame, mit der man sich gut unterhält, ein Wort reden kann, ohne daß einem von allen alten Tanten und Klatschbasen sofort Heiratspläne untergeschoben werden!“

Rittmeister Hendrich zuckte die Achseln. Sie hatten das Nahen eines Wagens bei ihrem Gespräche ganz überhört. Einen Augenblick lauschte der Rittmeister, dann zog er Stassingk ein Stück fort bis an die Ecke der Regentenstraße, in der seine Wohnung lag:

„Es sind Cazas. Ich höre es gleich am Gangwerk der Gäule, und wenn sie uns bei dem hellen Mondenschein an ihrem Gitter erblicken sollten, so sieht das doch zu thöricht aus.“

„Wie ein Ständchen!“ gab der junge Diplomat lachend zurück, indem er den linken Arm krümmte, als ob er eine Guitarre hielte, mit den Fingern der rechten

Aus unserer Studienmappe:



Unterhaltung. Nach einer Federzeichnung von H. Vogel.

Hand durch die Luft fuhr und den Saitenton nachahmte:

„Blum — Blum — Ping — Ping — Blum!“

Sie warteten an der Ecke noch einen Augenblick, bis sie sahen, daß die Equipage, die sich genaht, vor der Cazaschen Villa in einem kleinen Bogen ausholte und einfuhr. Der Rittmeister hatte recht. Schnell drückten sie sich noch die Hand und trennten sich. Auf der Regentenstraße verhallte klingend Hendrichs Schritt. Staffingk strebte der inneren Stadt zu, doch als er ein Stück fort war, drehte er nochmals um und ging bis an die Villa da Caza zurück. Wie er sich einredete, um nach der Nummer zu sehen, in Wahrheit jedoch, weil es ihn reizte, zu beobachten, ob ein Fenster sich erhellt hätte. Vielleicht in Maria da Cazas Zimmer.

Maria da Caza! Ihr Bild stand einen Augenblick vor seinen Sinnen. Schön war sie. Wunderbar schön . . .

Aber das Haus blieb dunkel, und er wandte sich ab, indem er leise „La Paloma“ vor sich hin pfiff, nachdem er seine Cigarette auf den Fahrdamm geschlendert.

Maria da Caza hatte die Räume nach der Straße zu gar nicht betreten. Während ihr Mann sofort das nach hinten zu ge-

legene Schlafzimmer aufsuchte, ließ sie sich von der Jungfer, die aufgeblieben war, in ihrem Ankleidezimmer entkleiden, dann schickte sie das Mädchen fort:

„Sie sind müde, Agnes, gehen Sie zu Bett. Ich mache mir das Haar selbst!“

Und während sie vor dem Rokokotoilettentischchen saß, das mit Point de Venise-Spitzen drapiert war, flocht sie sich mechanisch das prächtige lange Haar, langsam, ganz langsam, in Gedanken noch bei dem Balle weilend. Ein süßes Gefühl der Gelassenheit, halb der Gleichgültigkeit, halb der Befriedigung löste ihr die Glieder, daß sie sich streckte und dehnte. Sie war nicht müde wie sonst nach den Bällen, sie fühlte sich nicht abgespannt und gelangweilt wie meist, sondern satt, befriedigt, glücklich.

Dieser Graf Stassingk, der es nicht einmal für nötig befunden, von ihr Notiz zu nehmen, würde ihr seinen Besuch machen! Es that ihrer Eitelkeit wohl, das erreicht zu haben. Und je weiter sie sich in ihren Gedanken gehen ließ, desto klarer wurde es ihr, daß ihr der junge Diplomat gefiel. Seine Art und Weise zu sprechen mit dem Persönlichen, Einschmeichelnden im Ton, machte ihr Eindruck, und unwillkürlich sah sie die Prinzessin vor sich, wie sie verlegen geworden, als er ihr wieder begegnete, sie malte sich ein Phantasiebild jener türkischen Frau, deretwegen der junge Diplomat Konstantinopel hatte verlassen müssen, sie dachte an Madrid, das sie auch kannte, wo ihm die glutäugigen Spanierinnen hold gewesen, an Washington, wie er wohl den Sommer in Newport geflirtet, an Stockholm, wie er die blonden kalten Nordländerinnen entflammt. Und ganz leise stieg in ihr der Vergleich auf mit anderen Frauen, und sie erinnerte sich dessen, was ihr in allen Tonarten, Wortwendungen und Idiomen von den Herren versichert worden war, daß sie doch die Schönste sei. Ein flüchtiger Blick glitt in den Spiegel.

Dann streckte und dehnte sie sich wieder und überließ sich weiter träumend ihren Gedanken.

Und sie fühlte sich satt, befriedigt, glücklich.

Am anderen Morgen frühstückte Maria da Caza wie immer allein, denn Herr da Caza pflegte zeitig nach Karlshorst zur Morgenarbeit seiner Pferde hinauszufahren, dem einzigen im Leben, wofür er sich ernsthaft interessierte. Sie stöberte die angekommenen Postsachen durch, nur ihre Pariser Modezeitung war für sie, das andere Briefe für ihren Mann, die sie nicht einmal auf die Handschrift hin ansah. Mit dem Blatt in der Hand ging sie in ihr Boudoir, das von oben bis unten mit weißer Seide bespannt war, zeltartig sich an der Decke in Falten zusammenfindend. Das kleine Gemach war ganz in Weiß gehalten, die zierlichen Möbel, Schränkchen, Etageren weiß, in matter Farbe, die Stühle mit weißer Seide überzogen. Weiße Angorafelle deckten den Boden, und alle Gegenstände des Gebrauchs: Schreibzeug, Nippes, Schalen, Leuchter, alle die Dutzende kleiner Nichtse und Kunstwerke aus Elfenbein.

Sie setzte sich in eine Ecke und begann zu lesen. Bald vertauschte sie ihr Modejournal mit einem Buch, legte sich auf die Chaiselongue und vertiefte sich in ihren Roman. Aber auch den ließ sie heruntergleiten und streckte sich dann aus, ihren Gedanken nachzuhängen. Das schwarze Haar hob sich als einzige dunkle Stelle im ganzen Raume ab von all dem Weiß.

Maria da Caza dachte wieder an den Ball. Es war erst Herbst, die Saison hatte noch nicht begonnen und nur ein paar Leute hatten tanzen lassen, die es gar nicht abwarten konnten, oder die wie der Regierungsrat von Lindstedt nach Außergewöhnlichem, nach den „Primeurs“ des Winters geizten. Und doch hatte sie schon alle Feste und Bälle über, ehe sie recht ihren Anfang genommen. Es freute sie zwar, eine Rolle zu spielen, angestaunt, bewundert zu werden, die Schönste zu sein, immer gesucht, begehrt sich zu fühlen, aber das ging nun schon ein paar Jahre so und war immer und ewig dasselbe.

Ihr Mann hatte sie so erzogen. Er wollte nichts anderes von ihr und hatte kaum je anders gewollt, als daß sie glänzen sollte, ein Haus machen und durch ihre Schönheit ihn mit ihr in den Mittelpunkt der Gesellschaft bringen.

Wie sie nach Berlin gekommen und er sich allmählich vermöge seines Geldes einen Rennstall gegründet, zuerst weniger aus Interesse am Sport, als weil ihm die Stellung als Sportsman ein Relief verlieh und Bekanntschaften sich daran knüpften,

hatten sie noch keinen Verkehr gehabt. Erst allmählich fand sich einer zum anderen. Ein paar Rennleute fingen an, einige junge Offiziere, denen Herr da Caza gute Ritte angeboten, folgten. Und mit der Zeit wuchs ihre Zahl. Maria da Cazas Schönheit zog sie an, ihre Liebenswürdigkeit hielt sie fest. Die gute Küche im Hause sprach sich herum. Man fand die Cazas sehr comme il faut, vorzüglich gekleidet, die Villa voll ausgesuchtesten Geschmackes, die Abende „reizend nett" und alles „erster Klasse." Aber zuerst kamen fast nur Herren: man ward es empfindlich gewahr, daß die Villa da Caza einem Junggesellenheim glich, in dem eine Dame den Vorsitz führte.

Maria da Caza erinnerte sich dieser Anfänge, wie dann ganz plötzlich durch den Regierungsrat, der als Junggeselle bei ihnen verkehrt und nach seiner Verheiratung ihr seine junge Frau zugeführt, der Kreis an Damen sich vergrößert hatte. Sie lächelte im Gedanken an diese ersten gesellschaftlichen Nöte, an dieses mühsame Bekanntwerden, Eindringen, sich zur Geltung Bringen; sie lächelte, weil es ihr jetzt so fern, so überwunden erschien, wo sie nun schon übersättigt und gelangweilt war von allem, was sie doch damals heiß ersehnt und Zoll um Zoll sich gewonnen.

Und sie dachte wieder an Graf Stassingk, unwillkürlich wie durch eine Zwangsvorstellung, als ob er etwas Neues in ihr Leben brächte, eine frische Note, einen ungehörten Klang. Sie ward neugierig, ob er wohl heute den versprochenen Besuch machen würde. Wahrscheinlich noch nicht, es wäre zu schnell gewesen.

Gegen Mittag zog sie sich an und ging fort. Sie war unruhig und hielt es zu Hause nicht mehr aus. Herr da Caza hatte telephoniert, er hätte zu thun und würde vor dem Diner nicht zurück sein. Sie schlenderte langsam die Tiergartenstraße hinab der Lennéstraße zu. Eigentlich hatte sie nachmittags reiten wollen, aber da ihr Mann sie nicht begleiten konnte, mußte sie es lassen. Und sie ärgerte sich darüber, denn das wäre doch wenigstens eine Zerstreuung gewesen. Außerdem meinte sie das wenigstens von ihm verlangen zu können, da er sich sonst nicht um seine Frau kümmerte.

Das schöne Wetter hatte trotz des leichten Windes, der den Staub der Straße zusammenblies, die Leute ins Freie gelockt und der Weg war voll Spaziergänger. Fast jeder blickte Maria da Caza an, wie sie mit ihrer königlichen Figur einfach, aber nach letzter Mode gekleidet, dahinschritt. Hier und da blieb einer stehen, sie sich noch einmal zu betrachten. Die Damen stießen sich an, wisperten und raunten zusammen, spöttisch-neidisch oder in stiller Bewunderung über Schnitt und Farbenzusammenstellung. Herren sahen ihr frechbegehrend ins Gesicht oder warteten, bis sie vorüber war, um noch einmal das Auge an ihrer Gestalt zu weiden.

Maria da Caza war das gewöhnt, sah es als einen Tribut an, der ihrer Schönheit galt, und empfand kaum mehr das Anstarren der Leute, so natürlich war es ihr geworden. Meistens benutzte sie ihre „Victoria" oder ihr „Coupé," doch heute wollte sie sich Bewegung machen. Ein wenig Gehen und die frische Luft sollten ihr gut thun. Im Grunde hatte sie kein Ziel und wo sich Lenné- und Bellevuestraße gabelten, schwankte sie einen Augenblick, welchen Weg sie nehmen sollte. Endlich fiel ihr ein, daß sie zu Schulte, Unter den Linden gehen konnte, um sich Bilder anzusehen. Vielleicht gab es ein paar neue Gemälde, die sie noch nicht kannte.

Doch sie fand nichts als ein Ölbild von Peter Stöckl, einem jungen Österreicher, der sich ab und zu bei ihnen zeigte und dem Herr da Caza ein par Gouaches abgekauft, weil er von ihm gelesen, daß er ein „Mann der Zukunft" sei, auf den man achten müsse. „Müde" hieß das Werk, das gleich im ersten Saale hing.

Maria da Caza betrachtete die Landschaft, eine weite Heidefläche, auf der brennende, sengende Sonne lag. Warum das gerade „Müde" heißen sollte verstand sie nicht. Vergebens spähte sie nach einer Figur, etwa einem Knaben, der schlummernd im Kraut läge von Hitze und weitem Marsch übermannt. Doch das Bild enthielt keine Figur. Und da fast niemand in den Salons sich befand, ging sie kopfschüttelnd davon, die Straße zurück, die sie gekommen.

Als sie wiederum in die Lennéstraße einbog, kam ihr der Einfall, Gräfin Selbotten zu besuchen, in der nahen Viktoriastraße, eine junge Frau wie sie, deren

Mann bis zu seiner Verheiratung Rennen geritten und dadurch mit den Cazas bekannt. Graf Selbotten war zur Kriegsakademie kommandiert, und wie Maria da Caza wußte, noch nicht vom Dienst zurück. Um diese Zeit pflegte die Gräfin zu Hause zu sein.

„Frau Gräfin läßt bitten!" sagte der Bursche und öffnete die Thür zum Salon.

Beim Eintreten konnte Maria da Caza im ersten Augenblick wegen der Blendung durch die Fenster nur ein paar dunkle Schatten erkennen. Die Gräfin, eine rundliche kleine Frau, die zu viel und gern lachte, stand auf und die beiden Damen umarmten sich.

„Das ist ja reizend, daß du kommst, Maria!" sagte Gräfin Selbotten und gab der Eintretenden noch einmal einen Kuß auf beide Wangen.

„Ich wollte dir vom Ball bei Lindstedts erzählen!" antwortete schnell Maria da Caza, obwohl ihr das eben erst eingefallen war. Die kleine vergnügte Frau lachte fröhlich:

„Ich weiß schon alles!

Nun erst betrachtete Frau da Caza den Besuch, der sich erhoben hatte und zur Seite stand, die Hände leicht auf die Lehne seines Stuhles gestützt. Ihre Augen hatten Zeit gehabt, sich an die Lichtverhältnisse zu gewöhnen, und sie erkannte Graf Stassingk. Doch sie wartete nicht ab, daß er sich nun ihr bekannt machen ließe, sondern achtete absichtlich nicht auf ihn, setzte sich so, daß sie ihm fast den Rücken drehte und begann sofort ein eifriges Gespräch mit ihrer kleinen Freundin. Diese meinte, die beiden kennten sich, und hörte zuerst vor lauter Lachen, Schwatzen und Fröhlichkeit gar nicht auf die mehrmalige Bitte des jungen Diplomaten, Maria da Caza genannt zu werden. Endlich ward sie den Irrtum gewahr, freute sich über das Versehen und rief:

„Ach, die Herrschaften kennen sich nicht! Graf Stassingk. — Frau da Caza ... Aber bester Graf, Sie müssen sich doch gestern auf dem Balle getroffen haben?"

„So?" sagte Maria da Caza, als erinnere sie sich nicht, und Stassingk sprach:

„Natürlich, gnädigste Frau! Und Sie werden wohl sehr schlecht von mir denken, aber wirklich, wie es so manchmal geht, den gleichgültigsten Leuten läßt man sich vorstellen und darüber verpaßt man die anderen. Den ganzen Abend hindurch hatte ich die Absicht, aber ich wollte es nicht in einem beliebigen Augenblick thun, sondern wenn Sie einmal in einer Ecke irgendwo in Ruhe säßen. Dazu kam es aber gar nicht, denn Sie tanzten ja fortwährend. Von einem Herrn ging es zum anderen. Und die kannten Sie doch alle. Ich aber hätte nur flüchtig meine Verbeugung machen können und nicht ein Wort hätten wir gewechselt. Das wollte ich nicht. Und ... und da getraute ich mich nicht heran ..."

Dabei hatte er einen so demütigen, fast schüchternen Ton angenommen mit der leisen einschmeichelnden Stimme, daß Maria da Caza mit einem Schlage jedes Gefühl der Verstimmung verlor, das ihr aus seiner Nichtbeachtung erwachsen. Sie fragte freundlich mit durchzitterndem Erstaunen:

„Sie getrauten sich nicht heran?"

„Gewiß nicht, gnädige Frau!"

„Warum denn nicht! Das sehe ich noch nicht ein!"

„Sie waren so umworben!"

„Ach ... nun ich tanzte viel!"

„Jeder wollte mit Ihnen tanzen!"

„Weil ich sehr viel Bekannte habe. Und die wollen artig sein."

Graf Stassingk schüttelte den Kopf:

„Herr von Lindstedt traf das Richtige. Er machte die Herren darauf aufmerksam, nur mit vier Worten, aber die sagten alles."

„Vier Worte?"

„Jawohl, gnädige Frau, nur vier Worte!"

Sie fühlte sich ein wenig geschmeichelt, und die Neugier regte sich:

„Da bin ich doch gespannt!"

„Maria da Caza tanzt!" antwortete der junge Diplomat mit einem gewissen stolzen und doch warmen Ton laut und anders, als er sonst sprach.

Die kleine Gräfin Selbotten saß ruhig lächelnd daneben und konnte in die Unterhaltung der beiden nicht eingreifen, weil sie nichts Allgemeines sprachen, sondern persönliche Dinge. Dabei wandten sie sich einander zu, so daß es fast schien, als wäre die Frau des Hauses nicht vorhanden.

„Wir vergessen dich ganz!" sagte Maria da Caza. Die kleine Gräfin meinte, das

käme daher, daß sie nicht auf dem Balle gewesen, und Staffingk wußte ihr sofort eine Artigkeit zu sagen: man habe nach ihr gefragt. Es klang so, als sei sie allgemein vermißt worden, doch nach näherer Erkundigung vermochte er nicht anzugeben, wer sich nach ihr erkundigt. Aber Gräfin Selbotten fühlte sich dennoch angenehm berührt.

Maria da Caza wußte, daß, wenn Graf Selbotten aus der Kriegsakademie hungrig zurückkam, die jungen Eheleute sofort zu Tisch zu gehen pflegten. Deshalb erhob sie sich, als es klingelte und man im Entree das Klirren beim Ablegen des Säbels hörte. Und schnell, ehe der Hausherr erschien, stand sie auch schon an der Thür.

„Mein Mann sieht bloß nach unserer Kleinen drüben, dann kommt er gleich!" erklärte die Gräfin, doch Maria da Caza ließ sich nicht halten:

„Ich weiß, ihr wollt zu Tisch gehen! Grüß deinen Gatten!"

Damit war sie hinaus und Graf Staffingk konnte unter diesen Umständen nicht anders als sich anschließen. Sie schritten nebeneinander, und sie fragte, woher er die Selbottens kenne, da er doch Jahre lang abwesend gewesen.

„Sie kannte ich bisher noch nicht, gnädige Frau, mit ihm bin ich auf der Schule zusammen gewesen und bin außerdem Reserveoffizier von seinem Regiment!"

Einen Blick ließ sie unbemerkt über seine Figur gleiten, mit dem Gedanken, daß die Husarenuniform ihm gut stehen müsse, und sagte scheinbar ganz nebenher, um nur etwas zu erwidern:

„Die Uniform ist hübsch!"

Er stimmte bei und unwillkürlich bogen sie in die Tiergartenstraße nach links ein, wo die Villa lag. Es war, als sollte nun die Unterhaltung ersterben, da sagte er:

„Gnädige Frau, wissen Sie, weshalb ich mich so lange aufgehalten, ohne den Entschluß fassen zu können, mich Ihnen vorstellen zu lassen?"

„Ach, das ist ja längst vergeben — reden wir doch nicht davon . . ."

„Mir liegt daran."

„Wieso?"

„Ich fand eine Ähnlichkeit, eine wundersame Ähnlichkeit . . . als ich eintrat in den Saal und Sie sah . . ."

Sie wußte nicht, wo das hinaus sollte, begriff nicht, was er wollte, nur der fast feierliche Ton fiel ihr auf und daß sein Gesicht ganz ernst geworden. Sie fragte: . . .

„Eine Ähnlichkeit?"

„Ja, gnädige Frau. In Madrid ist eine Dame der Gesellschaft, die schönste Spanierin, die ich während meiner Dienstleistung dort gesehen habe, und die Damen sind schön dort . . . die sah . . . genug, wie ich gestern auf den Ball kam, dachte ich, Sie müßten ihre Schwester sein. Nur einen helleren Teint besitzen Sie, gnädige Frau. Dann hörte ich den Namen, der doch eigentlich romanisch klingt!"

Maria da Caza lächelte:

„Ich bin keine Spanierin, sondern meine Eltern waren Bayern. Der Name meines Mannes ist allerdings romanischen Ursprunges — aus Dalmatien, aber das ist schon lange her und er ist in Wien geboren."

Graf Staffingk blickte sie nicht an, sondern sah vor sich hin, als vergegenwärtige er sich ein Bild:

„Sie war groß und schlank von einer wundervollen ebenmäßigen Gestalt, einer königlichen Figur. Ihr blauschwarzes Haar, weich und dennoch mächtig, trug sie frei aus der Stirn gekämmt in griechischem Knoten. Das schmale Gesicht, oval, edel geformt mit feiner, gerader Nase erhielt seine größte Schönheit neben dem kleinen Mund, den wunderschönen Zähnen, durch die Augen. Dunkle glühende und doch kalte stolze Augen, die immer glänzten, wie halb umflort, immer glänzten . . ."

Maria da Caza fühlte, wie ihr langsam die Röte ins Gesicht stieg, als ihr Begleiter sie Linie um Linie selbst beschrieb. Sie wollte sich darüber ärgern, sie hatte ein verweisendes Wort auf den Lippen, aber sie sah, daß er sie nicht anblickte, und der Klang seiner Stimme war ganz ruhig wie bei einem gleichgültigen Gespräch. Und sie meinte, daß, wenn sie etwa jetzt bäte, nicht so zu sprechen, er sie am Ende gar nicht verstehen möchte und erstaunt fragen, was sie denn eigentlich aus seinen Worten herausgehört, das er nie habe hineinlegen wollen. Das wäre ihr so peinlich gewesen,

daß sie lieber schwieg. Dazu sprach er ganz anders, als auf dem Balle, wo in seiner Art und Weise zwar bestrickende Liebenswürdigkeit gelegen, aber dennoch, wie sie jetzt fand, etwas Oberflächliches, Leichtes, während er in diesem Augenblick ernst redete und wie ganz bewegt von seinem Gegenstand.

Sie wußte nicht recht, galt es ihr oder einer Erinnerung.

Graf Staffingk sprach nicht weiter, er ging wie in Gedanken versunken neben der schönen Frau einher und bei jedem Schritte vorwärts ward sie immer mehr der Ueberzeugung, daß ihn irgend ein Bild aus der Vergangenheit festhalte und die Worte, die er eben von ihr über ihre Schönheit gesprochen, nur auf dem Umwege ihr gegolten.

Da stieg wieder ein leises Gefühl der Verstimmung in ihr empor, weil er zu ihr, neben ihr, von einer anderen erzählt, der noch jetzt nach Jahren sein Gedenken gehörte.

Er fuhr plötzlich auf und setzte in ganz anderem Tone ein. Man merkte, daß er die Unschicklichkeit empfand, so lange zu schweigen:

„Haben Sie das Bild ‚Müde‘ bei Schulte gesehen, gnädige Frau?“

Sie war erstaunt:

„Eben bin ich da gewesen!“

„Ach, eben?“

„Vor einer halben Stunde.

„Und ich heute früh, gnädigste Frau!“

„Da ist fast Ihr erster Gang in Berlin in die Bilderausstellung?“

Das hatte sie ihm doch nicht zugetraut. Er schob sich mit dem Zeigefinger den kleinen blonden Schnurrbart in die Höhe und sagte mit gewissem Nachdruck:

„Ich liebe die Kunst über alles!“

Und wieder hatte sie die Empfindung, als löse sich die kurze Verstimmung gänzlich auf und als wäre sie glücklich, die Entdeckung zu machen, daß er doch nicht ganz der oberflächliche Mensch war, den in ihm zu ahnen sie sich nicht ganz hatte erwehren können. Graf Staffingk fuhr fort:

„Dieses ‚Müde‘ ist zu schön. Diese Symbolik, daß das ‚Müde‘ sich auf die Stimmung der ganzen Landschaft bezieht! Und diese Heide, die in der glühenden Mittagssonne dämmert! Das scheint alles nach Kühle, nach Regen zu verlangen, um aufgescheucht zu werden, um aufzuwachen, und jetzt liegt noch bleierne Müdigkeit darüber.“

„Ich suchte nach einer Figur auf dem Bilde!“ gestand Maria da Caza.

„Die Landschaft spricht für sich allein, die Landschaft, diese Heide ist selbst müde!“

Das Verständnis für das Bild ging ihr plötzlich auf und sie freute sich, ihm zu sagen, Peter Stöckl verkehre bei ihnen. Obwohl sie sonst nicht viel auf den etwas stillen, in sich gekehrten jungen Maler gegeben, erinnerte sie sich seiner mit dem angenehmen Bewußtsein, Staffingk bei dieser Gelegenheit zeigen zu können, daß in der Villa da Caza auch die Kunst eine Stätte finde, die Kunst, die er „über alles liebte,“ wie er vorhin gesagt.

Sie standen vor dem Gartenthor.

„Ich wollte heute meine Aufwartung machen. Eigentlich. Nun also ein ander Mal — werde ich mir gestatten.“

In ihrer ruhigen, stolzen Art neigte sie den schönen Kopf, nachdem er die Thür geöffnet. Sie reichte ihm nicht die Hand. Und er blickte ihr nach, wie sie mit vielleicht etwas eiligeren Schritten, als sonst ihre Gewohnheit war, dem Portal der Villa zustrebte.

Als er die Straße nach dem Inneren der Stadt zurückkehrte, lag ein frisches, selbstzufriedenes Lächeln auf seinen Lippen, seine hübschen blauen Augen strahlten, sein Gang hatte wie im Ballsaal etwas Leichtes, Schwebendes, Fröhliches, als ob er nur immer gewohnt sei, den Weg geebnet zu finden.

Herr da Caza brachte ein paar Rennleute mit zum Diner um sieben Uhr: Rittmeister Hendrich, Leutnant von Remer, Mister Easby und einige Pferdebesitzer. Es wurde von nichts weiter gesprochen als vom Sport, wie immer an solchen Tagen, und Maria da Caza langweilte sich. Sie fragte die Herren nach Peter Stöckls Bild, für das sie sich nach Graf Staffingks Erklärung jetzt begeisterte. Keiner war bei Schulte gewesen, und obwohl sie den jungen Künstler aus dem Cazaschen Hause kannten, zeigte niemand Interesse für das Gemälde. Sofort wurden Rennaussichten, Trainingberichte, Gewinnchancen, Propositionen Neuankäufe wieder das Thema der Unterhaltung.

Und dadurch erschien ihr Graf Staffingk plötzlich als ein Mann aus einer anderen

Welt, ein Mann, der doch auch Tiefe besaß, der für die Kunst ein Herz hatte, die Welt in beiden Hemisphären kannte, als ein Mann mit dem man sich unterhalten konnte, während der Horizont dieser Flachköpfe mit ihrem Handwerk, ihrem Geschäft ein Ende fand.

Sobald die Gäste fort waren, ging Herr da Caza zur Ruhe.

„Ich muß morgen früh zeitig heraus, Maria!“ sagte er ihr und wollte ihr den Gutenachtkuß geben, dabei gähnte er, und sie ärgerte sich so darüber, daß sie eine abwehrende Bewegung machte und ihm nur die Fingerspitzen überließ.

Eine Weile irrte sie noch durch die Räume, unschlüssig, was sie thun sollte. Hier und da nahm sie für einen Augenblick Platz, besah sich Ringe und Armbänder, schaute in den Spiegel, um sich jedoch sofort wieder abzuwenden. Und immer kehrten ihre Gedanken zu Graf Stassingk zurück, an dem doch eigentlich nichts Besonderes war, wie sie bei seinem ersten Erscheinen gedacht. Aber sie sagte sich, daß er ihr gleichgültig sei, wenn sein Wesen ihr auch angenehm war, gleichgültig, wie ihr alle und alles in ihrer Stimmung dieses Tages gleichgültig erschien.

Dann ging sie ins „Bibliothekzimmer,“ das mehr eingerichtet worden, weil es der Baumeister vorgesehen, als aus innerer Notwendigkeit, denn Herr da Caza las nichts, um sich einen Band zu holen. Einzuschlafen war ihr doch unmöglich.

Maria da Caza suchte in den Schränken, auf den Regalen, aber sie konnte sich für nichts entscheiden. Sie meinte alles schon gelesen zu haben, alles zu kennen. Mitten im Zimmer kniete sie sich hin und wühlte und warf alles durcheinander. Ein Buch blieb ihr in der Hand, ein französischer Novellenband: Marcel Prevosts „nouvelles lettres de femmes,“ das mußte man gelesen haben, wie ihr ein paar Herren auf dem Lindstedtschen Balle versichert. Damit ging sie, nachdem sie dem Diener das Auslöschen der Lichter befohlen, dem Schlafzimmer zu. Vorher nahm sie sich noch eine silberne Schale mit Süßigkeiten an ihr Bett.

Als sie in das gemeinsame Schlafgemach trat, suchte sie aus alter Gewohnheit möglichst wenig Lärm zu machen, aber wie sie ihren Gatten ruhig und tief atmen hörte, hatte sie ein Gefühl der Unlust und Empörung, daß er schlafen konnte und sie nicht. Unwillkürlich gab sie sich keine Mühe mehr, ihn nicht zu wecken, sondern entkleidete sich geräuschvoll. Dann schlug sie in ihrem Bett das Buch auf und begann zu lesen. Doch nur mit halber Aufmerksamkeit, denn ihre Gedanken entglitten ihr oft und schließlich ließ sie den Band sinken und überließ sich ihren Träumen, während der Schläfer ihr das Gesicht zukehrte.

Maria da Caza betrachtete lange gleichmütig das regelmäßige Antlitz ihres Mannes, das nur durch die eingesunkene Höhle des nachts entfernten Auges etwas Wildes erhielt. Ihr fiel ein, wie sie sich als Mädchen in diese Züge vergafft, die dem unerfahrenen Ding, das nie vorher einen Mann der Gesellschaft auf dem stillen bayerischen Waldgute gesehen, göttlich erschienen und wie die Jahre sie abgekühlt, so daß sie ihr nun gleichgültig waren, völlig, völlig gleichgültig.

Und sie dachte: „So muß es im Leben immer kommen, da gibt es kein Sträuben, kein Auflehnen, es ist einmal Naturgesetz, auf den Höhepunkt folgt der Fall, auf den Sommer der Herbst.“

Und zufällig erhob sich draußen ein Windstoß und der Oktobersturm fegte die Blätter von den großen Bäumen des Tiergartens, jenseits der Straße.

III.

Gerade als Maria da Caza nicht zu Hause war, hatte Graf Stassingk seinen Besuch gemacht. Sie war ärgerlich darüber, während ihr Mann sich freute, die Karten des jungen Diplomaten vorzufinden. Die Cazas hatten es zwar jetzt nicht mehr nötig, jedes Mitglied der „Gesellschaft,“ das bei ihnen Besuch machte, als einen Schritt vorwärts anzusehen, aber bei den Herren vom Auswärtigen Amt empfand Herr da Caza doch immer noch eine kleine Genugthuung.

Mit der „Korrektheit,“ die er sich angeeignet und auf die er große Stücke hielt, suchte er sofort am nächsten Tage Graf Stassingk auf, ohne ihn jedoch zu treffen.

Maria da Caza wollte ihn möglichst bald eingeladen haben, aber ein wenig mußte gewartet werden, damit es nicht zu eilig aussähe, und dann folgten drei Tage,

an denen sie etwas vorhatten: ein Diner beim Botschaftsrat van der Kerk, der Besuch des Cirkus Renz mit Selbottens, Rittmeister Hendrich und einem Vetter der kleinen Gräfin, und endlich Rennen in Karlshorst. Beim Diner war er nicht und auch nicht im Cirkus, obwohl Maria nach allen Seiten spähte, ob ihn nicht vielleicht ein Zufall gerade an dem Abend hingeführt. So blieb als einzige Hoffnung der Renntag.

Herr da Caza hatte, wie zu jedem Rennen, eine Anzahl von Bekannten aufgefordert, mit seiner Coach hinauszufahren. Vorher nahmen die Eingeladenen in der Villa das Frühstück ein. Ein Herr hatte abgesagt, noch am Morgen des Renntages:

„Wie wäre es, wenn wir es Graf Stassingk sagen ließen?“ schlug sofort Maria da Caza vor. Ihr Mann sann einen Augenblick nach, dann meinte er aber, für eine erste Einladung sei es zu spät, denn Stassingk würde merken, daß er nur als Lückenbüßer gewünscht worden wäre:

„Dazu müßten wir ihn doch genauer kennen! Ich werde es dem Peter Stöckl sagen lassen, der wollte immer gern einmal ein Rennen sehen! Vielleicht kriegt er Lust, mal eins meiner Pferde zu malen!“

Sie dachte an das Bild „Müde,“ das ihr Stassingk mit so richtiger Empfindung erklärt, und es ärgerte sie, daß ihr Mann den Farbendichter dieses Werkes für gut genug hielt, eines seiner Rennpferde abzupinseln, und da noch eine Verstimmung dazu kam, daß er nicht darauf eingegangen war, den aufzufordern, den sie wünschte, sagte sie wegwerfend:

„Der wird sich hüten, deine Tiere zu malen!“

Nicht im geringsten ereiferte er sich, sondern antwortete nur mit einem überlegenen Lächeln:

„Das sind deine Ideale, Maria. So ist es aber gar nicht in der Welt. Der ernste Künstler, Symbolist und tiefsinnige Stimmungsmaler, wird schon auch meine Pferde malen. Es fragt sich bloß, was es kostet. Vielleicht würde es teuer sein, aber zu haben ist alles!“

Das Frühstück langweilte Maria da Caza über die Maßen, denn sie konnte es nicht erwarten, bis sie auf dem Rennen wären. Erst als die Coach im Hof unter dem Glasdach der Thür vorgefahren war und der Diener sie gemeldet, ward sie etwas angeregter. Der Regierungsrat fragte sie, wie sie die Treppe hinuntergingen:

„Sind Sie nicht wohl, gnädige Frau?“

„Ich habe etwas Migräne, die frische Luft wird mir gut thun!“

Herr von Lindstedt betrachtete sie nach seiner Art mit listig blinzelnden Augen:

„Hehe, Sie sehen aber schöner aus denn je!“

Sie antwortete nicht, sondern wandte sich der Coach zu. Die vier Füchse standen tadellos da auf allen vier Beinen an Strang und Zügel, Veilchensträuße an den Rosetten der Stirnbänder. Herr da Caza lenkte selbst, und nachdem Leutnant von Remer neben ihm Platz genommen und die übrigen Damen und Herren sich auf den Sitzen des Verdecks verteilt, die Diener sich hinten aufgeschwungen, Remers Bursche mit Rennsattel und Peitsche ins Innere gehuscht und die rotbemalte Thür zugeschlagen, ging es davon. Der Sand knirschte bis zum Thor, dann rollte der Viererzug auf dem Asphalt der Tiergartenstraße hinab über den Potsdamer Platz durch die Königgrätzerstraße nach Treptow.

(Fortsetzung folgt.)

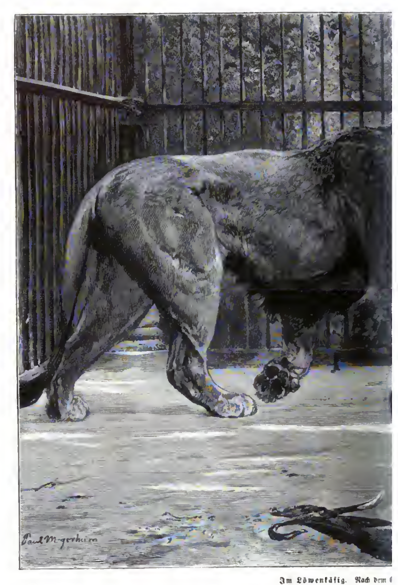


Demütigung.

(Abdruck verboten.)

Nichts demütigt so sehr auf Erden,
Als mit Unrecht gelobt zu werden.

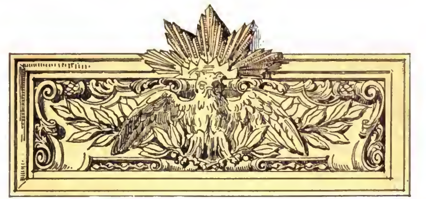
J. Trojan.



Im Löwenkäfig. Nach dem (



emälde von Paul Meyerheim.



Füllung über einer kleinen Thür im Großen Sitzungssaal.

Der Reichsgerichtspalast zu Leipzig.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Mit fünf Porträts, zehn Detailzeichnungen von Regierungsbaumeister Boethke, vierzehn Photographien von Hermann Rückwardt, Hofphotograph und Architekt in Lichterfelde, und einem Grundriß.

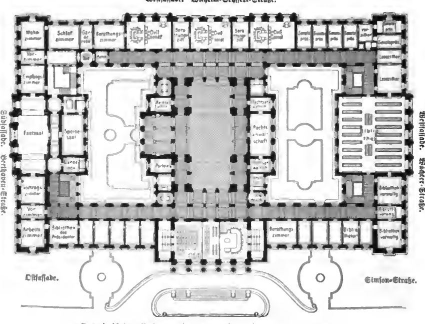
Die meisten deutschen Großstädte haben in den letzten fünfundzwanzig Jahren ihr Aussehen stark verändert. Es ist überall, dem rapiden Anwachsen der Bevölkerung entsprechend, viel gebaut worden, ganze Straßenquartiere uniformer Mietskasernen sind entstanden und umgeben die ältere Innenstadt wie ein neues, schlecht sitzendes und auf Zuwachs berechnetes Gewand. Die meisten dieser Großstädte



Königl. Baurat Ludwig Hoffmann.
Nach einer Photographie von Georg Brokesch, Leipzig.

haben bei dieser Spekulations- und Bedürfnisbauerei nichts gewonnen, als eben nur eine Befriedigung des Bedürfnisses bei einer erheblichen Einbuße des gesamten Stadtbildes. Auch Leipzig ist knapp an der Gefahr vorübergegangen, in einen Riesenring von Mietskasernen eingeschachtelt zu werden. Es ist nicht nur schrecklich viel, sondern auch an sich schrecklich um die gute alte Stadt Leipzig herumgebaut wor-

den, und wenn sie nicht in ihrer sie rings umgebenden Promenade einen Schutzwall gegen unberechtigtes Eindringen der Bauspekulation gehabt hätte, dann gliche sie wahrscheinlich längst einer Kasernenstadt, trotzdem Leipzig selbst bald keine Militärkaserne mehr in der Innenstadt aufzuweisen haben wird. Noch vor fünf Jahren konnte man diesen Eindruck von Leipzig haben, — heute erkennt man die Stadt kaum wieder. Entwickelt sie sich baulich weiter in dem Sinne, in dem sich heute in der Innenstadt und diesem Zweck wieder flüssiger zu machen, es mußte den Leipzigern, die nach Goethe den guten Geschmack haben, erst die Lust am Bauen wieder erweckt werden. Diese Anregung ist von dem Werke eines Mannes ausgegangen, der kein geborener Leipziger ist, dem das denkmalsfrohe Leipzig aber zweifellos einst ein Denkmal setzen wird, trotzdem er selbst schon für ein solches gesorgt hat, — sie ist von dem Reichsgerichtspalast ausgegangen und von seinem Erbauer Baurat Ludwig Hoffmann.



Grundriß des Reichsgerichtsgebäudes. Oberes Hauptgeschoß.

in den Außenteilen neues Leben bemerkbar macht, so wird man Leipzig auch in Bezug auf seine Bauten bald wieder die Stadt des guten Geschmacks nennen können, als welche sie dem jungen Goethe in jeder Beziehung erschien. Oeffentliche wie Privatmittel sind in Leipzig jeder Zeit reichlich genug vorhanden gewesen, um architektonische Nüchternheit nicht zu einer beklagenswerten Notwendigkeit zu machen. Aber es bedurfte einer zwingenden Anregung, um die vorhandenen Mittel zu

Der Reichsgerichtspalast ist nicht nur ein Monumentalbau, wie er der Würde des obersten Gerichtshofes des mächtigen Deutschen Reiches entspricht, nicht nur die erste Sehenswürdigkeit der Stadt Leipzig, dem Laien imponierend durch den gewaltigen Gesamteindruck, dem Kenner durch die Harmonie, mit der Schönheit und Zweckmäßigkeit zu einem Ganzen verschmolzen sind, — er ist vor allem ein Bau, der auf Laien und Fachleute eine Fülle von fortwirkenden Anregungen ausströmt. Der



Die Hauptfassade des Reichsgerichtsgebäudes. Nach einer Photographie von H. Rückwardt, Hofphotograph und Architekt, Lichterfelde.



Das Hauptvestibül. Nach einer Photographie von H. Rückwardt, Hofphotograph und Architekt, Lichterfelde.

Eindruck des kuppelgekrönten Ganzen ist ebenso unauslöschlich wie der Reiz der intimen Details, und wer den Bau durchwandert hat, der fragt sich wohl, wie es möglich gewesen ist, so viel Majestät mit so viel Behagen zu vereinen, wie die Mauern dieses Palastes umschließen. Die seltene Vereinigung einer großen und einer liebenswürdigen Vollnatur hat sich in dem Reichsgerichtspalast ein Denkmal gesetzt, — kein Wunder, daß das Werk Ludwig Hoffmanns den Beginn einer neuen Bauära für Leipzig bedeutet.

Die Anordnung des Ganzen ist von einer so klaren Einfachheit und Übersichtlichkeit, daß sich die Einteilung des Riesenbaues mit wenigen Worten verständlich machen läßt. In großem Viereck umschließt der Bau zwei, durch den kuppelgekrönten Mitteltrakt getrennte Höfe in vier Geschossen, einem Untergeschoß, zwei Hauptgeschossen und einem Obergeschoß, von denen das letztere sein Licht nur von den Höfen her erhält. Das Untergeschoß enthält die Wohnungen des Kastellans, der Portiers, Heizer und Hausdiener, Heiz- und andere Nebenräume, das Obergeschoß die Räume zur Aufbewahrung der Akten. Die beiden Hauptgeschosse enthalten die Diensträume des Reichsgerichts und die Wohnung und Repräsentationsräume des Präsidenten des Reichsgerichts, der die beiden Höfe trennende Verbindungstrakt die große Wartehalle, durch die das



Thürfüllung im unteren Korridor.



Die große Wartehalle. Nach einer Photographie von H. Rückwardt, Hofphotograph und Architekt, Lichterfelde.

Publikum über die Haupttreppe den Zugang zu den Sitzungssälen, dem Rechtsanwaltssaal und den Räumen für Parteien und Boten hat. Der Bau umschließt dreihunderteinundneunzig Räume, darunter außer der Wartehalle elf große Säle, die im Mittelpunkt der vier Fronten gelegen sind und die verschiedene Ausgestaltung der vier Vorderfassaden stark beeinflußt haben. Inmitten der östlichen Hauptfront liegt das Hauptvestibül und darüber der große Sitzungssaal, inmitten der Westfront in zwei Geschossen je drei Senatssitzungssäle, inmitten der Nordfront der zweite Zugang und darüber der große Bibliotheksraum, inmitten der Südfront

Das Haupttreppenhaus.
Nach einer Photographie von H. Rückwardt, Hofphotograph und Architekt, Lichterfelde.

und das diesen Bau von allen ähnlichen modernen Bauten unterscheidet. Mag dieses Prinzip sich ursprünglich auf der Notwendigkeit aufgebaut haben, mit verhältnismäßig geringen Mitteln zu wirtschaften — für den Reichsgerichtspalast standen noch nicht sechs Millionen Mark zur Verfügung, während das neue Reichstagsgebäude, mit dem sich unwillkürlich ein Vergleich aufdrängt, vierundzwanzig Millionen ge-


Kupfergetriebene Tafelfüllung.

das große Einfahrtsthor und darüber der Festsaal der Wohnung des Präsidenten des Reichsgerichts.

Der Erbauer des Reichsgerichtspalastes hat darauf Bedacht genommen, daß sein Werk zu voller perspektivischer Wirkung gelangen kann. Durch Uebermauerung der an der Hauptfront des Reichsgerichts kanalartig vorüberfließenden Pleiße hat er einen freien Platz geschaffen, der es ermöglicht, einen Gesamteindruck der hundertsechsundzwanzig Meter langen Hauptfassade zu gewinnen. Der mächtige Giebelbau in ihrer Mitte, der das Hauptvestibül und darüber den großen Sitzungssaal birgt, wird von dreizehn Meter hohen Säulen getragen. Schon diese Hauptfassade läßt ein künstlerisches Prinzip des Erbauers erkennen, das innerhalb des ganzen Baues angewandt erscheint

kostet hat — so lehrt das Resultat, daß diese Notwendigkeit einem richtigen, künstlerisch und vornehm wirkenden Prinzip zur Geltung verholfen hat. Ludwig Hoffmann ist mit allem bildnerischen Schmuck ungemein sparsam verfahren; wo er sich aber seiner bedient, da läßt er ihn bedeutsam hervortreten. So konzentriert sich aller ornamentale Schmuck der Vorderfassade in dem säulengetragenen Mittelbau, in dessen Giebel die von Otto Lessing modellierte Justitia thront, zu den Seiten zwei Knabengestalten, die ein Liktorenbündel und ein Gesetzbuch tragen. Rechts und links davon ist die freisprechende und die verurteilende Thätigkeit der Justiz zur Darstellung gebracht. Der Giebelbau wird von den beiden Kaisertürmen flankiert und überragt, deren Kuppeln in Kupfer getriebene, auf Kissen ruhende Kaiserkronen tragen. In den Nischen dieser beiden Türme haben die Statuen der beiden Deutschen Kaiser, unter denen der Bau beschlossen und vollendet wurde, Kaiser Wilhelms I und Wilhelms II, Aufstellung gefunden. Von dem Giebelbau bis zu den ein wenig vorspringenden Eckbauten ist die ganze Vorderfassade vollkommen schmucklos, und ihre vornehme Wirkung beruht lediglich auf dem edlen Verhältnis der Linien und der verschiedenen Bearbeitung der Sandsteinquadern. Dagegen zeigen die Eckbauten wieder reichen Skulpturenschmuck.



Cartouche im oberen Korridor.

In ähnlicher Weise ist an den drei anderen Fassaden alles Schmuckwerk auf die Mittelbauten konzentriert. An der sechsundsiebzig Meter langen Nordfassade, die über dem zweiten Zugang zum Gebäude den Bibliotheksraum enthält, stehen oberhalb des Hauptgesimses vor einer kräftig gegliederten Attika die Statuen berühmter Rechtskundiger, des Eyke von Rebkow und des Schwarzenberg nach Modellen von Felderhoff, des Moser nach einem Modell von Pfannschmidt, des Suarez von Otto Les-



Thür im Korridor vor den Civilsenatssälen.
Nach einer Photographie von H. Rückwardt, Hofphotograph und Architekt, Lichterfelde.

sing, Feuerbachs von Lehnert und Savignys von Seffner. In den Skulpturen der Westfassade, die die sechs Senatssitzungssäle enthält, ist die rechtsprechende Thätigkeit des Reichsgerichts zum Ausdruck gebracht, der Mittelbau der Südfront dagegen, in dem die Zufahrt und darüber der Festsaal der Präsidentenwohnung untergebracht ist, zeigt Familienleben und Gastfreundschaft versinnbildlichenden Schmuck.


Ornament von der Thür eines Senatssitzungssaales.

Durch das Hauptvestibül in den Reichstagspalast eintretend, sieht man schon hier im wesentlichen die künstlerischen Mittel angewandt, mit denen es dem Erbauer geglückt ist, den klar verteilten und nach Rücksichten auf praktische Zweckmäßigkeit angelegten Innenräumen ein vornehmes Gepräge aufzudrücken, das doch nicht kalt und prunkvoll, sondern ernst und würdig, oft geradezu feierlich wirkt und doch auch vielfach des Reizes intimer Behaglichkeit nicht entbehrt. Durch gemalte Fenster fällt farbiges Licht in den Raum, den Wänden einen warmen Ton verleihend, und was sich von diesen Wänden abhebt, sind Meisterwerke der Kunst und Kunstindustrie, — Beleuchtungskörper von origineller Form, schmiedeeiserne Thüren kunstvollster Arbeit, kupferne Bänke in Truhenform, Holzschnitzarbeit in Wandgetäfel, Thüren und Supraporten, in der ein zugleich tiefer und anmutiger Geist ein sinnreiches und anregendes Spiel mit Symbolen treibt. Die liebevollste Durcharbeitung des Kleinsten und scheinbar Unwesentlichen begegnet dem Beschauer auf Schritt und Tritt und fesselt ihn, nachdem er die Größe des Ganzen und den Gesamteindruck der einzelnen Räume staunend auf sich hat wirken lassen.


Civilsenatssaal I.
Nach einer Photographie von H. Rückwardt, Hofphotograph und Architekt, Lichterfelde.

Von der Monotonie, die für fast alle Gebäude typisch ist, die im wesentlichen Bureauzwecken zu dienen bestimmt sind, ist im Reichsgerichtsgebäude nicht eine



Großer Sitzungssaal. Nach einer Photographie von H. Rückwardt, Hofphotograph und Architekt, Lichterfelde.

Spur zu finden. Tritt man aus dem Vestibül in die große Wartehalle, so vergißt man zunächst wohl überhaupt, daß man sich in einem Gebäude befindet, das praktischen Gebrauchszwecken zu dienen bestimmt ist. Man glaubt sich in eine Basilika voll ernster und feierlicher Stimmung versetzt, in einen Raum, der den Besucher unwillkürlich leiser auftreten läßt, als dürfe er mit dem Hall seiner Schritte den Ernst einer gottesdienstlichen Handlung nicht stören. Durch vier riesige, seitlich der Halle angebrachte gemalte Rundbogenfenster spielt das Licht über Wände und Loggien des mächtigen

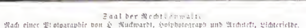
Raumes, über den sich die reich behandelte Deckenwölbung spannt. Und diese ernste Stimmung steigert sich, wenn man das Treppenhaus an den bis ins Innerste packenden Figurengruppen Otto Lessings „Verdammnis“ und „Erlösung“ vorüber emporschreitet.

Keine endlos langen ermüdenden Korridore in diesem Riesenbau, in dem sich doch Saal an Saal, Zimmer an Zimmer reiht und bequeme Zugänglichkeit der einzelnen Räume doch Hauptbedingung war. Das heißt, die Korridore sind natürlich vorhanden, sie sind auch lang und gerade, aber ermüdend wirken sie nicht. Da ist hier durch eine scheinbar ganz einfache Lichtwirkung, die aber mit künst-



Vor dem Saal der Rechtsanwälte.



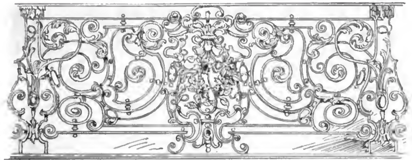


Saal der Rechtsanwälte.
Nach einer Photographie von H. Ruckwardt, Hofphotograph und Architekt, Lichterfelde.



Laterne in den nördlichen Treppenhäusern.

lerischem Raffinement erdacht ist, eine Gliederung erzielt worden, dort schließt ein schmiedeeisernes Gitter fein wie schwarzes Spitzengewebe den Gang ab, eine in Holz geschnitzte Thüre fesselt mit ihrer Symbolik Auge und Gedanken, eine in Stuck frei mit der Hand aufgetragene Cartouche belebt die Wand, Freskogemälde von Woldemar Friedrich und Bildhauerarbeiten von Lessing und Nikolaus Geiger zwingen zu längerem Verweilen. Eine geradezu


Treppengeländer aus geschmiedeter Aluminiumbronze.

unerschöpfliche Phantasie und ein Bienenfleiß haben hier im großen und im kleinen gearbeitet und wirken nicht durch die Menge, sondern durch die Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit ornamentalen Schmuckes. Wo sich wirklich einmal, — selten genug — ein Motiv wiederholt, da ist diese Wiederholung einer künstlerischen Notwendigkeit, aber sicher nirgends der Bequemlichkeit des Architekten entsprungen.

Auch die sechs Senatssitzungssäle, trotzdem sie alle sechs von gleicher Größe sind, und trotzdem in allen die Verbindungsthür zwischen Sitzungssaal und Beratungszimmer der gegebene Mittelpunkt der dekorativen Ausstattung war, haben nur die Würde und Ruhe der Gesamtwirkung miteinander gemeinsam. Bis auf die Stühle der Senatspräsidenten, von denen nicht einer dem anderen gleicht, bis auf Thürklinken und die Verkleidung der Heiz- und Ventilationsanlagen herab erstreckt sich die ganz ver-


Thür zur Präsidentenwohnung.
Nach einer Photographie von H. Rückwardt, Hofphotograph und Architekt, Lichterfelde



Motiv aus dem Festsaal der Präsidentenwohnung.
Nach einer Photographie von H. Rückwardt, Hofphotograph und Architekt, Lichterfelde.

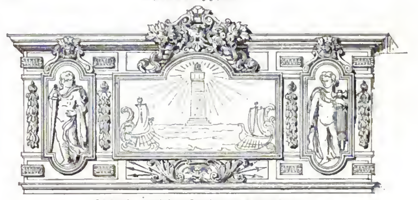
schiedenartige Behandlung der inneren Ausstattung. Im eigentlichen Sinne prunkvoll sind nur zwei Säle des Reichsgerichtsgebäudes ausgestattet, der große Sitzungssaal, in dem die Sitzungen des gesamten Reichsgerichts und der vereinigten Civil- oder Strafsenate, sowie die Hoch- und Landesverratsverhandlungen abgehalten werden, und der Festsaal der Präsidentenwohnung, — jener feierlich, dieser heiter prunkvoll. Während in den Senatssitzungssälen der Schmuck im wesentlichen auf eine Stelle konzentriert wurde, sind in dem großen Sitzungssaale die Wände und Decken überall gleichwertig ausgebildet. Die Wappen der deutschen Staaten schmücken die eichengetäfelten Wände und die Decken, die mit Grisaillemalerei geschmückten Fenster zeigen die Wappen von fünfundzwanzig deutschen Städten, in denen sich Oberlandesgerichte befinden. Die kurzen seitlichen Wände des Saales zeigen je drei Öffnungen nach den die für das Publikum bestimmten Plätze enthaltenden Galerien. Holztäfelung, Vergoldung und Farben sind auf einen wundervollen Gesamtton zusammengestimmt. Ist

Der Speisesaal der Präsidentenwohnung.
Nach einer Photographie von H. Rückwardt, Hofphotograph und Architekt, Lichterfelde.

in diesem Saale der ganze Ernst und die Würde der Justiz zum Ausdruck gebracht, so vereint sich in dem Festsaal der Präsidentenwohnung mit aller Vornehmheit eines Repräsentationsraumes doch eine heitere, lebens- und genußfreudige Stimmung. Zu dem grünlichen Marmor der Wände, in deren obere Felder Max Koch venetianische Gesellschaftsszenen und musizierende und singende Gestalten gemalt hat, stehen rötliche Säulen und Pfei-



Löwenmaske an den beiden Entreethüren der Präsidentenwohnung



In Kupfer getriebene Tafel am nördlichen Eingang.

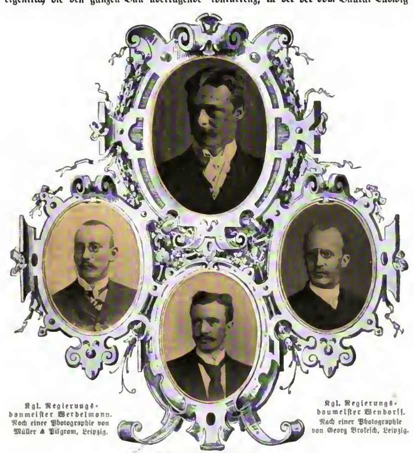


Brunnen im südlichen Hof.
Nach einer Photographie von H. Rückwardt, Hofphotograph und Architekt, Lichterfelde.

ler aus Stuckmarmor in wirksamem Gegensatz. Das gleichfalls von Max Koch gemalte Deckengemälde stellt den Einzug Apollos und der Musen in den Palast der Justiz dar. Inmitten der der Fensterwand gegenüberliegenden Wand führt ein breiter, durch niedrige Marmorsäulen geteilter Zugang nach dem Zwischenraum zwischen Festsaal und Speisesaal, über dem eine nach beiden Sälen hin offene Loge für die Musik angeordnet ist. Aus den Fenstern des eichenholzgetäfelten und mit reich geschnitzter, kassetierter Eichenholzdecke versehenen Speisesaales fällt der Blick auf die schönste Partie der beiden Höfe, auf die Brunnengruppe von Otto Lessing. Ganz wundervoll ist das zu den Festräumen der Präsidentenwohnung führende Treppenhaus mit seinem Kinderfries von Nikolaus Geiger und dem Gitter aus geschmiedeter Aluminiumbronze, vornehm und zugleich behaglich sind die Empfangs-,

Wohn- und Arbeitszimmer, ganz schlicht die Logirzimmer, und von ungemein praktischer Anlage die Wirtschaftsräume.

Die Freunde der Nüchternheit und Sparsamkeit werden fragen, wozu denn nun eigentlich die den ganzen Bau überragende achtundsechzig Meter hohe, von einer Laterne mit der fünf Meter hohen von Otto Lessing modellierten Statue der Wahrheit gekrönte Kuppel sei. Vielleicht genügt ihnen die Antwort nicht, daß man sich ein solches äußeres Wahrzeichen der Größe, des Ernstes und der Notwendigkeit des unbeugsamen Rechtes schon Geld kosten lassen kann, ohne für einen Verschwender gehalten zu werden. Daher also die Erklärung, daß diese Kuppel bestimmt ist, ein Museum des Reichsgerichtsbaues aufzunehmen, alle Pläne und Modelle, die von der ersten Preiskonkurrenz, in der der vom Baurat Ludwig Hoffmann in Gemeinschaft mit dem Architekten Peter Dybwad gefertigte Entwurf den ersten Preis erhielt, bis zur Vollendung des Baues entstanden, benutzt oder verworfen worden sind. Dies Museum wird nicht nur für die Geschichte des Baues außerordentlich interessant, es wird auch für Architekten außerordentlich lehrreich sein. Ist doch



Kgl. Regierungsbaumeister Werdelmann. Nach einer Photographie von Müller & Pilgram, Leipzig.

Architekt Peter Dybwad. Kgl. Regierungsbaumeister Boethke. Nach einer Photographie von Georg Brokesch, Leipzig.

Kgl. Regierungsbaumeister Wendorff. Nach einer Photographie von Georg Brokesch, Leipzig.



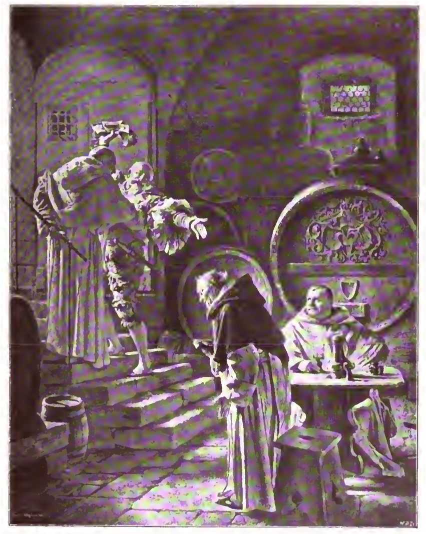
Detail der Westfront.
Nach einer Photographie von H. Rückwardt, Hofphotograph und Architekt, Lichterfelde.

kaum ein einziges Detail des Baues in Angriff genommen worden, bevor nicht der Erbauer seine Wirkung am Modell erprobt hatte.

Neben seinem Partner bei dem Konkurrenzentwurf, dem Architekten Peter Dybwad, standen Baurat Ludwig Hoffmann die Königlichen Regierungsbaumeister Boethke, Wendorff und Werdelmann bei der Ausführung des Baues zur Seite. Baurat Ludwig Hoffmann ist, wie ich einer im Verlag von Georg Siemens, Berlin, erschienenen Broschüre, „Der Bau des Reichsgerichts zu Leipzig“ entnehme, ein Sohn des verstorbenen Reichstagsabgeordneten und ehemaligen Präsidenten des hessischen Abgeordnetenhauses Dr. jur. Hoffmann in Darmstadt. Nach Ablegung des Maturitätsexamens auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt besuchte er die königliche Kunstakademie zu Kassel und dann die technische Hochschule zu Berlin, wo er ein besonders bevorzugter Schüler des „alten Strack“ war. Nach Ablegung des ersten Staatsexamens wurde er als Regierungsbauführer bei dem Bau der Kriegsakademie beschäftigt. In der Schinkel-Konkurrenz erhielt er außer der Medaille einen Studienreisepreis, und sein Konkurrenzentwurf zur Bebauung der Museumsinsel in Berlin wurde vom preußischen Kultusministerium „wegen der überraschenden Einfachheit und Klarheit“ angekauft, und von der Oberprüfungskommission erhielt er für sein „mit Auszeichnung“ bestandenes höheres Staatsexamen einen zweiten Studienpreis. Während seiner ersten Studienreise, die er in Gemeinschaft mit dem befreundeten Architekten Dybwad ausführte, entstand in einem Gasthaus in München der Konkurrenzentwurf zum Reichsgerichtsbau, der mit dem ersten Preise gekrönt wurde. Im Jahre 1888 wurde mit den Fundierungsarbeiten des Baues begonnen. Trotz seiner Arbeitsüberhäufung in diesem und den folgenden Jahren fand Hoffmann doch die Zeit zu wiederholten Studienreisen im In- und Auslande, die auf die Ausführung des Baues von wesentlichem Einfluß gewesen sind. Man kann mit Recht sagen, daß auch das nebensächlichste Detail der Ausführung Hoffmanns Geist atmet, daß er inspirierend auf die ihn unterstützenden Fachgenossen, auf die von ihm herangezogenen Künstler und Kunsthandwerker gewirkt hat. Daher die einheitliche Wirkung des Baues, zu dem am 23. Oktober 1895 der Schlußstein gelegt wurde. Vielleicht hat sich auch bei dieser Schlußsteinlegung wie bei der Eröffnung des Kaiser Wilhelm Kanals dem Fürsten Bismarck der Gedanke aufgedrängt, daß die Techniker mehr im Vordergrunde dieser Feier hätten stehen können.
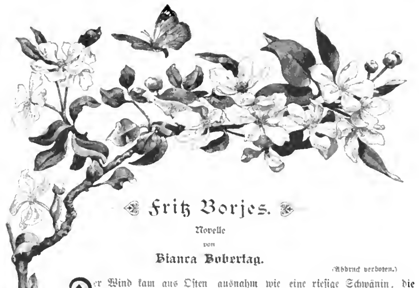


Cartouche im oberen Korridor.



Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Schwere Trennung. Nach dem Gemälde von Ed. Grützner.



Fritz Borjes.

Novelle

von

Bianca Bobertag.

(Abdruck verboten.)

Der Wind kam aus Osten und strich mit einem gleichmäßigen frischen Hauche über das Meer, das ganz himmelblau aussah, ganz so blau wie der Himmel selbst, der sich wolkenlos darüber spannte. Am Horizont verflossen beide in einem schimmernden hellen Grau, und die Luft war so klar, daß man in weiter Ferne die Spitzen der Segel auftauchen und langsam nach unten wachsen sah, wie die Bote näher kamen. Das prachtvolle Wetter hatte sehr viele zu Segelbootfahrten hinausgelockt, und die am Strande Gebliebenen wetteiferten, die Zahl der Kähne festzustellen, die langsam über die glitzernde Wasserfläche glitten oder, die ferneren, an einer Stelle zu verharren schienen. Es war ein reizender Anblick, wie sie in kaum merklicher Bewegung bald sich dem Ufer näherten, bald in der Ferne verschwanden und wie ihre Segel, je nachdem sie gegen die Sonne standen, ihre Strahlen zurückwarfen oder von ihnen durchglüht waren, so daß sie, die einen hellsilberweiß, die anderen gelbrot leuchteten; indes etwa eine Viertelstunde vom Lande entfernt Sr. Majestät Schulschiff „Stosch" vor Anker lag, ein großes, blendend weißes Schiff, das in der Sonne glänzte und sich unter den Segelboten, die es umkrenzten, ausnahm wie eine riesige Schwänin, die die Schwimmübungen ihrer Jungen gravitätisch beobachtet.

Millionen kleine, glitzernde Wellen rieselten silberig über das himmelblaue Wasser; wenn sie den Strand erreichten, thaten sie wie artige Kinder, die sich lächelnd an den Händen fassen, ihren Knix machen und freundlich wieder gehen, und ihr leises Rauschen war wie ein helles Kichern der Freude.

Im Schatten der prachtvollen Buchen, die den Strand von Saßnitz begleiten, mit ihren Wurzeln bald das Meer berührend, bald über die Kreidefelsen halbzerfasert in die Luft hängend, hier in dichten Waldungen sich ausbreitend, hier sich mühsam durch Steingeröll windend, sitzt oder wandelt es sich herrlich an schönem Nachmittage im Anblick des Meeres, über das die Strahlen der Sonne fluten, während sie selbst hinter den umwaldeten Hügeln steht, die die Insel durchziehen.

In den gefälligen, zierlich in Holzschnitzwerk gehaltenen Arkaden, die ein sinnreicher Gastwirt unter dem Namen „Bieramare" am Strande selbst errichtet hat, alle philologischen und unphilologischen Köpfe mit der Sphinx dieser ungeheuerlichen Wortbildung beschäftigend, saßen in später Nachmittagstunde zwei Männer, der eine im Anfang, der andere am Ende der Dreißiger, und sahen aufs Meer.

Der ältere von ihnen war schlank, etwas blaß von Gesichtsfarbe, dunkel an Haar und Bart und von gutgeschnittenen geistreichen Zügen, auf denen momentan, während er da saß, die Blicke aufs Wasser gerichtet und leise seinen Kinnbart streichend, ein Zug von wehmütiger Ironie lag. Er war ein bekannter Schriftsteller, der zu seiner Erholung hierher gekommen war, und in einer Laune, die nicht allen verständlich sein mochte, sich an den Jüngeren, einen Gymnasiallehrer aus Berlin, gehängt hatte, einen Mann ohne besondere litterarische Neigungen, aber frisch, tüchtig, verständig und von einer guten allgemeinen Bildung, und der ihn freute in seiner jungen Bräutigamsstimmung, in der ihm alles verheißungsvoll und glückverkündend erschien, in der er so positiv, so optimistisch, so rosenrot war, daß ihm daraus etwas Sicheres, beinahe Überlegenes erwuchs neben dem Wechsel von Schroffheit und Niedergeschlagenheit in dem andern.

„Es ist doch reizend gerade so, ganz reizend!" sagte der Jüngere mit einer Handbewegung nach dem Meere. „Famos der hohe Wellengang in den letzten Tagen — aber schöner ist es doch so. In dieser Lichtfülle, diesem Farbenzauber, dieser Anmut —"

„Und Koketterie."

„Wenn Sie wollen. Und warum nicht? Eben ein leichter Zug von Koketterie macht die Schönheit doch erst anmutig. Doppelt gefällt, was gefallen will, vorausgesetzt, daß es gefallen kann."

„Und vorausgesetzt, daß es nicht jedem gefallen will."

„Na — na, — wenigstens nicht jedem in gleichem Maße. Aber so penibel braucht die See nicht zu sein. Sie darf uns allen gefallen wollen. Sie ziehen die bewegte und dunkle vor?"

„Ah! darin ist doch Leidenschaft, Pathos, ehrlicher Kampf, stolzes Ringen, Ernst des Lebens. Hier — schmeichelt und lächelt und tändelt das nicht alles hinweg? betrügt uns über die eigene Tiefe, über die Kälte, die unter diesem Glanze liegt, über das Stabile, das Ewige seiner wahren Natur? Denn das alles ist ja nur Oberfläche; reizende Oberfläche freilich, wer wollte es leugnen?"

„Und gehört die Oberfläche nicht zum Wesen einer Sache so gut wie alles, was sie deckt? Ist sie nicht im Grunde genommen eins mit der Tiefe, der Kälte und dem Stabilen? Sie ist ja doch keine Decke über das Meer, sie ist immer noch Meer selbst."

„Sehr richtig, sehr richtig. Und eben darum lauert in diesen Naturen, zu deren Wesensbestimmung wir uns in stillem Übereinkommen hier der See als eines Bildes bedient haben, immer eine Gefahr. Eben darum, weil diese Anmut nichts Angenommenes, dieses Gefallenwollen ein unbewußtes, ihre ganze Erscheinung nicht Schein, sondern Ausstrahlung ist."

„Keine Gefahr, denk' ich, wenn wir sie so richtig beurteilen!"

„Und kein richtiges Urteil, ehe wir die Gefahr nicht bestanden haben, respektive in ihr umgekommen sind. Je nachdem."

Der blonde Gymnasiallehrer strich sein Schnurrbärtchen erst rechts, dann links, dann mit einem raschen Blick auf den anderen sagte er gutmütig = treuherzig, wenn vielleicht auch nicht ganz taktvoll: „Na ja wohl bestanden."

„Wollen wir hier noch einen verhaften?" fragte in diesem Augenblicke unterhalb der Ballustrade eine tiefe, rauhe Männerstimme.

„Los! Verhaften wir einen!" lautete die mehrstimmige Antwort, und gleich darauf kam ein Trupp von Herren die Stufen herauf, voran ein älterer mit blaurotem Gesicht, richtiger Säufertypus, aber gut gekleidet und die linke Hand mit einem Brillantring geschmückt. Er war dem Saßnitzer Badepublikum bekannt als wohlhabender Eisenwarenhändler aus Posen, der seiner „Nerven" halber an die See geschickt worden war und, da er sich des Besitzes einer hübschen Tochter rühmen konnte, immer eine Gefolgschaft von Bewerbern für das Fräulein hinter sich hatte, die sich von ihm ponieren ließen, zum Teil vielleicht nur Bewerber um seine Ponierlaune. Die Gruppe war schon stereotyp, man pflegte sie lächelnd zu betrachten und etwa zu konstatieren, daß einer von den Freiern abgefallen oder ein neuer angerückt war, wie die Beobachtung des Heiratsmarktes nun einmal zur Unterhaltung von Badegästen das meiste beizutragen pflegt.

„Ein neuer Kandidat für die posensche Dame," bemerkte der Doktor.

„Warum sie nur immer wieder abblitzen?"

„Weil das Fräulein selber blitzdumm ist," wollte der Doktor den anderen eben bescheiden, als dieser in Erwiderung eines Grußes den Hut zog mit einem so sonderbaren Gesichtsausdruck, daß der Gymnasiallehrer sich der Gruppe wieder zuwandte. Der „neue Kandidat" setzte den seinen eben wieder auf, indes auch die übrigen Herren an ihren Hüten rückten, worauf die Gesellschaft Platz nahm.

„Fritz Borjes," sagte der Schriftsteller, „Kulturingenieur."

„Dieser etwas aufgeschwemmte Blondin?"

„Jawohl".

„Sie haben wohl enorm viel Menschen kennen gelernt?"

„Nicht mehr als andere Leute. Vielleicht weniger als die meisten. Dieser selbe Herr dort hielt mir mal vor Jahren einen instruktiven Vortrag über intensiven und extensiven Landwirtschaftsbetrieb. In der Menschenkenntnis hat etwas Ähnliches statt: wir lernen die Einzelnen intensiver kennen und gewinnen damit ebensoviel, unter Umständen mehr als die meisten bei extensiver Bekanntschaft."

„Und war der Herr Kulturingenieur selbst ein Stück Land, das sich intensiv bebauen oder ausnützen ließ?"

„Fritz Borjes war genau das, was man einen guten dummen Kerl nennt, recht dumm, aber dabei treuherzig gutmütig, von sehr gefälligen gesellschaftlichen Formen und — bildhübsch."

Der Doktor drehte sich um und warf einen Blick auf den Besprochenen, der dick und gleichmütig auf seinen bereits geleerten Bierkelch und das dito leere Kognakgläschen starrte, dem Kellner einen Wink gab, beide wieder zu füllen, und dann in ein behagliches Lachen ausbrach, das durch irgend eine witzige Bemerkung am Tische hervorgerufen sein mochte.

„Na! — hübsch?" bemerkte der Doktor.

„Doch! sehr hübscher Mensch. Zehn Jahre wackerer Biergenuß in dem Tempo, das er damals schon anzuschlagen begann, konnte mit seiner — immer etwas derben — Schönheit wohl fertig werden. Immerhin war diese nicht so groß, daß er mir in dem Verhältnis der Nebenbuhlerschaft, in dem wir einmal gestanden haben, jemals eine eifersüchtige Regung veranlassen gekonnt, auch wenn Toni Hartmuth ihn nicht einen dummen Jungen zu nennen gepflegt hätte."

„Toni Hartmuth? die berühmte Sängerin? Die? wirklich? die hat der mal haben wollen? Auch gut."

„Sie war damals noch nicht die berühmte Sängerin. Haben Sie sie gehört?"

„Wiederholt. Das letzte Mal vorigen Winter. Großartig! aber hinreißend! eine Schule — geradezu wunderbar! und diese Tiefe der Empfindung, diese Weichheit des Tones, diese Leidenschaft! Wohl zweifellos seit die Spieß tot ist, unsere erste Liedersängerin. Und dazu ein so bildschönes Weib. Im Aufzug einer Fürstin: weißer Brokat, ein Diamantendiadem, geradezu blendend. — Und die hat der heiraten wollen? Der Gedanke ist wirklich einzig!"

„Es waren auch noch andere Leute so kühn, wie ich Ihnen schon andeutete."

„Na, das läßt sich doch nicht in einem Atem sagen. — Schließlich hat sie, glaub' ich, ihren Impresario genommen, den Schweden Karen."

„Es wurde mir versichert."

„Also die große Toni Hartmuth Karen!"

„Habe ich einmal geliebt. Jawohl. Da haben Sie sie!" Und der Dichter machte eine breite Armbewegung nach dem Meere zu. „Sie war es, an die ich vorhin dachte. Und gerade in dem Augenblicke taucht Fritz Borjes auf, der gute hübsche Fritz, den sie so gern hatte!"

In den Augen des blonden Gymnasiallehrers brannte helle Neugier. Eine weltberühmte Sängerin, ein berühmter Schriftsteller und dort drüben der sanft verdunsene Kulturingenieur, der eben seinen dritten Kognak verhaftete — das war doch eine Konstellation, über die er gern etwas Näheres erfahren hätte; und noch dazu aus dem Munde eines, der zu erzählen verstand. Er sah den Schriftsteller sozusagen ermutigend an, ohne doch eine direkte Bitte aussprechen zu mögen.

„Wenn Sie sich einigen Spaß davon versprechen, ein Stück eigne Lebensgeschichte von mir zu hören, so will ich es Ihnen nicht vorenthalten. Mag das persönliche Interesse, das ich dabei vielleicht voraus-

setzen darf, die Bescheidenheit des Stoffes entschuldigen. Denn der Stoff ist sehr bescheiden.

Es war vor zehn Jahren, als mir ein Freund anbot, mich im Hause des Regierungsrats Hartmuth einzuführen, der ein weitläufiger Verwandter von ihm war. Der Regierungsrat war preußischer Beamter gewesen, hatte sich eine Villa dicht bei Dresden gekauft und machte ein offenes Haus. Mein Freund nannte ihn und seine Frau geistvolle und feingebildete Leute und sprach von einer hübschen und talentvollen Tochter. Da ich selbst erst einige Wochen früher meinen Aufenthalt in Dresden genommen hatte und es mir an Familienanschluß fast ganz fehlte, nahm ich diesen Vorschlag dankbar an.

Wir fuhren an einem herrlichen Sommertage — Ende Juni war es — ein kleines Stück stromaufwärts und sahen uns schnell am Ziel. Ein hohes schmiedeeisernes Gitter umschloß einen prachtvollen, parkartigen Garten, unter dessen Riesenkastanien und Platanen die schmucklose und nicht zu geräumige Villa fast verschwand. „Sie werden im Zelte mit der Aussicht nach der Elbe zu sitzen," meinte der Freund, und dorthin gingen wir. Wir fanden die Familie an einem zierlich gedeckten Tische bei Limonade und kleinen Kuchen. Das Zelt war weit und schattig, der Ausblick über den sonnigen Fluß und die blühenden Weinberge mit den darein verstreuten Villen wundervoll und die Leute reizend liebenswürdig. Vorhanden waren von den Familienmitgliedern das Elternpaar, ein erwachsener Sohn, der auf Urlaub befindlicher, ziviliter gekleideter Leutnant war, und ein kleines brünettes, sechzehnjähriges Ding von Backfisch, das unmöglich die hübsche Tochter sein konnte. Da aber noch etwas mit Namen Toni, das gerade spazieren gegangen sei, erwähnt wurde, vermutete ich, daß das die vom Vetter Gemeinte sein werde.

Da ich in Begleitung eines Verwandten der Familie war, trug mein Besuch doch nicht recht den steifen Charakter einer ersten Visite und so saßen wir denn da ziemlich fest und plauderten, und alles war heiter, ungezwungen, liebenswürdig, gemütlich, — als ich das Wundervolle erlebte. Auf der Höhe der Terrasse vor mir erschien im Schatten sommerlicher Kronen ein großes, schlankes Mädchen von — ich möchte sagen überwältigender Schönheit. Das hatte mein Freund sich erlaubt „hübsch" zu nennen! Wem gebührte dann noch die Bezeichnung schön? Denn daß es die Tochter des Hauses war, die da in Begleitung eines hübschen pomadierten jungen Menschen aus dem grünen Dunkel trat, war zweifellos. Sie hatte den Hut über den Arm gehängt, streifte eben die Handschuhe herunter und sah sich mit der Sicherheit der Zugehörigkeit zum Hause nach dem Blonden um, der ihr Tuch, dessen Fransen an einem Gebüsch hängen geblieben waren, von dort los zu lösen suchte; ein kleines Ereignis, das ihr Zögern erklärte. Die junge Dame trug ein ganz einfaches, weißes Kleid — was sie so cremefarben nennen — leichte Schärpe darüber, bleu mourant, was wohl gerade Mode sein mochte, sonst keinerlei Zierde oder Schmuck. Ihr Gesicht war in schönen kräftigen Linien gezeichnet, große strahlende Augen, eine herrliche Stirn, die Nase kühn, ein bißchen herrisch, das Kinn kräftig gerundet. Aber das Schönste war wohl der Mund. Eine stark geschwungene Oberlippe, wie sie nur geistreiche Menschen haben, in deren Natur Lebens- und Sinnenfreudigkeit liegt. Brauen und Wimpern waren schwarz, aber das Haar goldblond, stark gewellt schon an der Stirn und in wenigen großen Locken über den Rücken fallend. Als der pomadierte Seladon sie mit dem Tuche einholte, rief sie ihm irgend eine kleine Spottrede zu, worauf er errötete und sie selber hell lachte. Mit was für einem Lachen! in das der ganze Zauber der wohllautendsten Stimme hineinklang.

„Das ist Toni!" rief die Kleine. „Mit Fritzen."

Der Leutnant verwies der Schwester, sich so freimütig über einen Gast des Hauses auszudrücken.

„Na denn: Herr Borjes. Mir kommt er immer bloß wie Fritz vor."

„Mein Freund und ich hatten uns von unseren Stühlen erhoben. Aber die beiden zögerten noch. Das schöne Mädchen war an einem Bäumchen mit dunklen Rosen stehen geblieben und bezeichnete ihrem Begleiter einzelne Blüten, die er sehr bereitwillig mit seinem Taschenmesser abschnitt.

Endlich wandte sie sich, ihre Rosen in der rechten Hand, dem Zelte zu.

Mein Freund stellte mich vor. Sie grüßte huldvoll, flüchtig. Erst als er mich als den Verfasser eines im letzten Winter im Deutschen Theater gegebenen Lustspiels und mehrerer ihr wohl bekannt gewordener Novellen nannte, änderte sie ihr Verhalten. Sie drehte sich ganz rasch nach mir um, lachte mich freudig an: „Sie, Sie! aber das ist ja köstlich!" und drückte mir ihre Rosen in die Hand, so daß mich die Dornen durch den Handschuh stachen. Ich konnte einen leisen Schmerzensschrei nicht unterdrücken, sie entschuldigte sich auf das liebenswürdigste, schließlich gab es nichts als Gelächter und Fröhlichkeit.

Ich habe die Anknüpfung dieser Bekanntschaft etwas eingehend beschrieben. Sie wissen: man darf in der Exposition nicht zu knapp, am Schlusse allenfalls lapidar sein.

Ich war geblendet, verwirrt, überrascht, aber keineswegs verliebt.

Hier war etwas, das mir zunächst viel zu sehr über alles Menschliche hinausging, um mich menschlich packen zu können. Ihre Schönheit, das geradezu Sonnenhafte ihres Wesens und diese Fülle von Geist und Talent, das eine rätselhafte Laune der Natur über dieses einzige Wesen ausgeschüttet hatte, schien sie über alles hinauszuheben. Ich war entzückt wie von etwas Ueberirdischem. Wenn ich Ihnen vorhin dieses liebenswürdige, himmelblaue, silberflimmernde Meer als ein Bild ihrer gab, so bin ich sehr hinter ihr zurückgeblieben. Eher die Nordsee in einer entsprechenden Beleuchtung. Viel mehr Mannigfaltigkeit und Tiefgang der Wellen, viel mehr Glanz der schaumgekrönten Wogen, viel mehr Wucht und Bewegung. Eine geistige Lebhaftigkeit und Flüssigkeit, wie ich sie mir nie geträumt hätte, eine Fülle von Kenntnissen, wie sie ein junges Mädchen bei ihren ungünstigeren Vorbedingungen zur Ausbildung nur bei einem stupenden Gedächtnis haben kann, eine machtvolle Stimme, eine musikalische Veranlagung ohne gleichen, eine vielleicht ebenso große materische, eine Leichtigkeit, Verse aus dem Ärmel zu schütteln, eine Fähigkeit zu tausend kleinen weiblichen Künsten, eine Raschheit der Auffassung, Geläufigkeit sich auszudrücken, eine Sicherheit des Urteils — alles ohne gleichen. Eine durch und durch geniale Natur. Und über dem allen eine Fröhlichkeit und Heiterkeit, bei allem Souveränitätsgefühl eine Wärme — — das heißt —"

„Sie haben sie sehr geliebt."

„Ich habe sie sehr geliebt. Aber meine Liebe ist keine Schmeichlerin. Es war niemand, der anders über sie geurteilt hätte, ohne ein bornierter, stumpfsinniger Geselle zu sein. Ich versichere Sie, sie war eine phänomenale Persönlichkeit. Und bei ihrer Natürlichkeit und Offenherzigkeit für jedermann leicht durchsichtig, der überhaupt Augen besaß; falls er nicht geblendet war — aber freilich, wer war das nicht?"

„Und um das bewarb sich Fritz Borjes!"

„Der gute Junge. Damals bei jenem Antrittsbesuche übersah ich ihn übrigens ohne weiteres, völlig ahnungslos, daß mir der Klang seines Namens einmal bedeutungsvoll werden sollte.

Man hatte mich bald danach zum Mittagessen geladen und mir den Wunsch ausgesprochen, mich öfter im Hause zu sehen. Ein Wunsch, dem ich sehr gern nachkam. Der einzige in der Familie, der mir nicht recht gefiel und dem ich selbst wahrscheinlich auch nicht nach Geschmack war, der Leutnant, räumte sehr bald den Schauplatz. Der Regierungsrat bezauberte mich geradezu. Antonie mochte die Eigenschaft, nicht nur im ersten Augenblicke zu bestechen, sondern dauernd zu interessieren und zu fesseln, von ihm überkommen haben. Ich würde gern im Hause verkehrt haben, auch wenn Antonie nicht vorhanden gewesen wäre.

Einmal schlenderte ich zum Besuche hinaus, ein paar Stunden dort zu verbringen, wurde aber vom Hausmädchen mit der Weisung empfangen, daß alle, außer dem gnädigen Fräulein ausgegangen seien. Ich glaubte mir die Freiheit nehmen zu dürfen, sie im Garten kurz zu begrüßen.

Als ich in den schattigen Laubgang eintrat, wurde es mir schwül zu Mute. Das erste Mal, daß ich ihr allein gegenübertreten sollte. Ich zögerte, mich mit klopfendem Herzen nach ihr umsehend, und fand es doch unbegreiflich, daß es so war; ich war mir keiner anderen Regung als einer Art leidenschaftlicher Bewunderung bewußt. Sehr bald erblicke ich ihr helles Kleid unter einer Trauereſche. Ich nähere mich. Sie ist nicht allein. Neben ihr auf einer kleinen Lattenbank sitzt Fritz Borjes — er bewohnte mit seinen Eltern die Nachbar-

villa — die Hände auf den Knieen, den Oberkörper vorgebeugt, den Ausdruck fassungsloser Leidenschaft auf dem hübschen, runden aber so wenig geistreichen Gesicht, und redet in sie hinein. Es sah aus, als ob er ihr von Liebe spräche. Sie lächelt ihn an, ein wenig spötisch, aber doch sehr freundlich. Sehr freundlich. In diesem Augenblick knirscht der Kies unter meinen Schritten. Sie fahren auf, der junge Kulturingenieur sehr verlegen, Toni völlig unbefangen, ihr freundliches Gesicht zu einem Ausdruck hellster Freude verklärend. Sie bietet mir einen Platz an, den ich ausschlage — zu dreien auf einer kreisrunden Bank zu sitzen ist albern, wenn der Stamm nicht sehr dick ist. Sie schlägt uns vor, im Garten zu promenieren, was ich annehme, was aber Herrn Fritz Borjes nicht zuzusagen scheint, da er sich nach ein paar Redensarten entfernt.

„Der junge Mann liebt Sie," sage ich, als wir allein unsere Promenade in Angriff nehmen.

„Er behauptet es wenigstens."

„Wird es Ihnen nicht unangenehm, ihn täglich hier zu dulden mit diesem Herzen, ‚das durch seine Weste brennt,' und ohne ihm einige Hoffnung machen zu können?"

„Unangenehm? Aber mein Gott, wenn alle, die mich zu lieben behaupten, mir deshalb unangenehm sein sollten, so hätte ich schnell eine Wüste um mich geschaffen. Man liebt mich ja immer, sozusagen."

Und sie lachte. Ihr köstliches, fröhliches, melodisches Lachen.

„Und dann ist er ein so guter, netter Junge," fuhr sie fort. „Vierundzwanzig, nur zwei Jahre älter als ich. Und so treuherzig und amüsant und wirklich so herzlich dumm. Neulich habe ich ihm im Scherz gesagt, ich würde auf ihn warten, bis er mit seiner Karriere fertig wäre, und dann würde ich mich mit ihm verloben. Und — werden Sie es für möglich halten — er glaubt es!"

„Und warum lassen Sie es ihn glauben?" fragte ich, sehr peinlich berührt. „Wenn einer ein Thor ist, gleichviel ob Zeit seines Lebens oder unter dem Einflusse einer Leidenschaft, ist er dadurch für einen anderen vogelfrei?"

„Mein Gott, ich dachte ja nicht, daß er es für Ernst nehmen würde! Wie konnte ich das denken? Als ich dann merkte, er bildete sich wirklich ein, ich würde ihn heiraten, mochte ich ihm nichts sagen, weil es ihn so grenzenlos beglückte. Wenn man aber jemanden, der einen liebt, so leicht beglücken kann, warum soll man es nicht thun? Nun hat er alle Tage eine Freude. Und dann ist er so drollig. Mein Gott, man muß doch so etwas nicht so schwer nehmen. Sie sehen mich ja förmlich ganz böse an. Und ‚vogelfrei', wie das klingt! Nein, Sie nehmen das viel zu schwer."

Ich schwieg. Ich fühlte auf einmal etwas wie einen Abgrund zwischen ihr und mir. Nicht so schwer nehmen! Das war es. Ich nehme alles schwer und ernsthaft. Und sie nahm die Dinge leicht. War das nun aber so schlimm?

Es war zum mindesten sehr leicht erklärlich. Wer nie Zahnschmerzen gehabt, lächelt kopfschüttelnd, geringschätzig über den, den dieser Schmerz peinigt — was weiß ein Gemüt, dem immer alle Herzen zugeflogen sind, das das Schicksal getragen und verwöhnt hat von seinen ersten Lebenstagen an, von den Schmerzen einer hoffnungslosen oder einer trügerisch genährten und endlich enttäuschten Liebe? Die Leichtigkeit und Heiterkeit, mit der sie alles hinnahm, das sanguinisch Unbekümmerte ihres Wesens hatte etwas sorglos Göttliches sozusagen — aber es hatte auch die Grausamkeit der Götter.

„Und eines Tages, nachdem Sie ihn ein paar Jahre hingehalten, werden Sie ihm sagen, daß Sie nie im Ernste daran gedacht, die Seine zu werden, und dieser Moment — ja — wird der nicht unerträglich für Sie sein?"

„Ah! In diesen zwei, drei Jahren sind wir uns längst aus den Augen gekommen, und dann hat er mich genau so vergessen wie ich ihn."

„Und wenn das nun nicht der Fall ist?"

„Nun so vergißt er mich dann. Und es ist so furchtbar scherzig, ihn so verliebt zu sehen und — nein wahrhaftig — ich bring' es nicht übers Herz, ihm alle Hoffnung abzuschneiden. Er ist bei alledem ein so guter dummer Junge, und ich mag ihn so gern. Wie könnte ich ihn so kränken?"

Wir redeten noch einiges, dann empfahl ich mich und ging. Verstimmt und nieder-

geschlagen. Das war doch wohl mehr als die Kunst, das Leben fröhlich und leicht zu nehmen. Das hieß es leichtfertig nehmen. Dieses schöne, glänzend begabte Geschöpf erschien mir frivol und gefährlich. Das war doch kein Mitgefühl, nicht den Mut zu haben, einem Manne jede Hoffnung auf Liebe zu nehmen, das war Eitelkeit, diese Hoffnung zu nähren. Oder war es doch anders?

Der Fall interessierte mich.

Bisher hatte mich dieses Mädchen geblendet, jetzt fing sie an, den Psychologen, den Schriftsteller in mir zu beschäftigen. Handelte sie wirklich in einer Art unbefangener Naivetät oder in verwerflicher Gewissenlosigkeit?

Sie wissen nicht, was es bedeutet, wenn uns ein psychologisches Rätsel zu beschäftigen beginnt. Wie Mensch und Poet da ineinander überschlagen. Ich habe es wiederholt erlebt, daß ich für Männer, die mich lediglich als Objekt des Studiums interessierten, eine starke Freundschaft und für Frauen und Mädchen im gleichen Falle Liebe zu empfinden geglaubt habe. Und indem — je häufiger ich die Villa aufsuchte, je häufiger ich Zeuge der rückhaltlosen Anbetung des jungen Borjes und des erbarmungslos souveränen Spiels war, das sie mit ihm trieb, des Spottes, den sie dann hinterdrein für ihn hatte, — mein Ärger, ja meine Trauer zunahm, wuchs doch zugleich sowohl meine Bewunderung für ihre Gaben, ihren Geist und ihre Schönheit, als meine persönliche Fassungslosigkeit ihr gegenüber. Wenn sie einfach unedel gewesen wäre — aber durchaus nicht. Sie urteilte milde, war leicht versöhnt, war mitleidigen, gütigen Herzens, nobel und großdenkend. Aber sie fuhr fort, Fritz Borjes an sich zu ziehen und ihn zu „beglücken“.

Je öfter ich in ihrer Nähe weilte, je mehr ich mich mit ihr beschäftigte, desto mehr verstrickte sich meine Seele mit ihr. Ich sagte mir alle Tage: nimm dich in acht, verliebe dich nicht in sie, bei aller Herzlichkeit, aller Wärme, die sie für dich hat, mit der sie dich vor anderen auszeichnet, würde ihr dein Herz nicht um ein Haar wertvoller sein, als das des pomadierten Kulturingenieurs; aber es war schon bedenklich, daß ich mir das alle Tage besonders vorhalten mußte. Wo ich ging und stand, beschäftigte ich mich mit ihr. Aber nie mit ihr allein. Sie hatte mir vorher wie die Sonne selbst gedünkt, — Fritz Borjes war der Schatten, den sie warf und den ich nicht mehr von ihr zu trennen vermochte. Wenn ich des Morgens erwachte, war sie mein erster Gedanke und — Fritz Borjes der zweite. Es mochte eine Art instinktiver Vorsicht sein, daß ich diesen Namen mir beständig im Gedächtnis wälzte, daß ich mich mit ihm wappnete, ihn gewissermaßen in großen Buchstaben an meine Wand schrieb, ein unbewußtes mich Wehren gegen eine Gefahr, die vor mir aufwuchs. Ach! der ich, ohne es recht zu wissen wann, schon erlegen war.

Als ich eines Tages die Entdeckung machte, daß ich Toni Hartmuth liebe, geschah es in einem Gefühl niederschmetternden Schreckens.

Und mit dieser Entdeckung begann eine schwere Zeit. Ein Kampf gegen mich und meine Neigung, der ein fortwährendes Anhäufen von Vorwürfen und Schmähungen ihrer Person war, und ein Gegenkampf meiner Liebe, der ein beständiges Weißwaschen, Verteidigen, in Schutznehmen bedeutete. Das Ende war eine Art Kompromiß. Ich liebte sie rettungslos. Und weil nun einmal ein heißer Wunsch in mir war, sie vorwurfsfrei zu finden, und mir das von meinem Standpunkte aus nicht gelang, schraubte ich mein moralisches Gefühl um einige Grade herunter, nannte eine übermütige Laune, was mir bis dahin verwerflich geschienen hatte, fand es sogar liebenswürdig, daß sie bei so viel Vorzügen doch wenigstens etwas an menschlicher Fehlerhaftigkeit besaß, begann selbst in ihrem Verehrer eine komische Figur zu sehen, die man nicht ganz ernst nehmen dürfe, und schalt mich wegen der philiströsen Schwerfälligkeit und Härte, mit der ich sie früher beurteilt hatte. Sobald ich aber erst auf diesem Punkt anlangte, wuchs meine Liebe zur eigentlichen Leidenschaft. Gerade hier. Sie war aus der Göttin ein Weib geworden, ein Weib, das nach der Liebe eines Mannes, auch wenn sie sie nicht erwidern konnte, wie nach einem glänzenden Schatze griff, von dem sie sich doch nicht trennen mochte, ein Weib, das also ein Bedürfnis empfand, nicht bloß bewundert, sondern auch

geliebt zu werden. Und indem ich darauf eine Hoffnung gründete, die mich beglückte, bildete sich doch gleichzeitig der Keim von persönlichem Mißtrauen, das mich von da an neben ihr beherrschen sollte.

Sie wollte geliebt sein. Ihre Seele dürstete danach. Und sie dürstete vielleicht auch danach, wieder lieben zu können. Sie zog heran, was sich ihr bot — der starke Verkehr im Hause brachte eine Menge junger Männer vor sie — sie verstand festzuhalten, sie bezauberte, unbefangen und herzlich und doch nicht unbewußt, also wohl nicht unberechnend, immer suchend, suchend mit glänzendem, dürstendem Blicke nach etwas, das ihr gewachsen wäre, nach einem Gleichwertigen, einem Partner und fand nichts.

Ich glaubte das zu bemerken und zu bemerken, daß ich es war, der ihr den stärksten Eindruck machte. Ich durfte mich, nicht social — denn was ist in Deutschland ein Mann, der amt- und titellos nichts als Poet ist? — aber an geistiger Bedeutung über die anderen stellen, ich durfte auf eine leidliche Figur und ein erträgliches Gesicht rechnen, Umstände, die bei ihrem starken künstlerischen Schönheitssinn so sehr ins Gewicht fielen, daß häßliche und kranke Menschen ihr einen Widerwillen erregten, so daß ihr förmlich angst in ihrer Nähe wurde, und den sie vergeblich zu bekämpfen suchte. Ich durfte mir gestehen, daß ihre Blicke noch heller, ihr Lächeln noch froher wurde, wenn sie mich erblickte, daß sie meine Gesellschaft suchte. Ich sah sie ein paarmal verwirrt und befangen vor mir, mit einem plötzlichen kleinlauten Ernst, den sie sonst überhaupt nicht zu kennen schien, in doppelter Fröhlichkeit, wenn sie ihn überwunden hatte.

Ich fing an, mir die stolzesten Aussichten für die Zukunft zu eröffnen. Aber keine von ihnen, nicht das stärkste Gefühl meiner Leidenschaft für sie, des jubelndsten Glückes über den Vorzug, den sie mir gönnte, vermochten das Mißtrauen zu verscheuchen, das sie in mir heraufbeschworen. Ich sagte mir in *einem* Augenblicke, daß *ich* ein Recht darauf habe, ernster genommen zu werden als der Nachbarsohn, den ich begonnen hatte, wegen seiner dummdreisten Gläubigkeit gering zu schätzen; und im *nächsten*, daß jeder Mensch das Recht habe, ernst genommen zu werden. In *einem*, daß eine Natur wie die ihre sehr leicht Sinn überhaupt nur für geistige Bedeutung und Mitgefühl für Kraft haben möge und, was unter ihr läge, auch nicht recht zu achten und voll zu nehmen fähig wäre; und im *anderen*, daß es frevelhaft, ganz einfach frevelhaft sei, eine andere Seele, und möge sie sein, wessen sie wolle, ein Gefühl glauben zu lassen, das ihr eine Art moralisches Recht einräumte, und von dem man selbst nichts wisse. Oder liebte sie ihn vielleicht doch im Grunde ihres Herzens und trug eine gewisse Scheu, das einzugestehen? Sie versicherte mir einmal, sie wäre ihm doch eigentlich gut, er wäre ein Mensch vom bravsten Charakter und, ohne Geist zu haben, sehr verständig. Versteckte sie dahinter am Ende doch ein wärmeres Gefühl? Ein anderes Mal zerstörte sie eine solche Annahme wieder durch den herbsten Spott.

Nimm dich in acht, sagte ich tausendmal zu mir selber. Wenn du nicht widerstehen gekonnt, sie zu lieben, so widerstehe doch dem Glauben, jemals wieder geliebt zu werden. Und wenn ich mit ihr im elterlichen Garten wandelte oder auf den Spaziergängen und Ausflügen in die Umgegend, wenn ich an den einzig schönen Abenden, die ich im Hause zubrachte, mich mit ihr im Gespräch zusammenfand, mitten in ihre herzlichste Herzlichkeit hinein, in diese rückhaltlose Hingabe ihres Geistes an den meinen, dieses bezaubernde Spiel ihrer Augen und Lippen, senkte es sich wie ein leiser Vorhang zwischen mich und sie, traf mich wie ein erkältender Hauch eine Mahnung von unsichtbaren Lippen: Fritz Borjes.

Ich liebte sie rasend und — ich vertraute ihr nicht.

Und dann, eines Tages, vertraute ich doch. Sagen Sie, es ist unmöglich, daß es so gekommen sei, daß ich doch gewarnt, daß ich ein vernünftiger Mensch gewesen — sagen Sie, was Sie wollen — Verstand und Zuneigung mögen sich sehr gut vertragen, Leidenschaft und Klugheit nie. Und überdies: ich spreche von einer That sache. Also eines Tages vertraute ich doch. Sie war bezaubernder, ich bezauberter als je. Ich war hingerissen, redete ihr von meiner Liebe, fragte sie, heiß und dringend, ob sie die Meine werden wolle, ob sie mich



Im Morgennebel. Nach einer Zeichnung von J. J. Thompson.

wieder liebe — nun, was man da eben verbringt."

„Hm. Und Fräulein Toni — sagte?"

„Sie atmete tief auf, drückte meine Hand, leuchtete mich mit ihren glänzenden Wunderaugen an und sagte endlich: „Sie wissen wohl, daß Sie mir sehr, sehr teuer sind, daß Sie der einzige sind, an dessen Schicksal ich einmal das meine binden möchte! Aber — Sie wissen noch nicht, mein Freund, daß die Gesangstudien, die ich mit so viel Eifer betreibe, eine Vorbereitung zu einer ernsthaften künstlerischen Laufbahn sein sollen. Sie haben den dilettantischen Charakter nicht, den wir ihnen im Hause gegeben haben, um nicht vorzeitig Erwartungen hervorzurufen und zu steigern. Ich bereite mich zur Oratorien- und Konzertsängerin vor und habe sogar schon einige Engagements für den Winter angenommen. Sie, lieber Freund, der Sie selbst eine Kunst ausüben und wissen, wie unsere ganze Seele ausgefüllt ist und sein muß, wenn wir einer künstlerischen Aufgabe gerecht werden wollen, und wie sogar der Ehrgeiz, der sich damit verknüpft, seine Berechtigung hat, werden begreifen, daß ich selbst einem Mann zuliebe, der mir über alles teuer ist, nicht auf das verzichten kann, das ich mir zur Lebensaufgabe gemacht habe. Für die nächsten Jahre ganz gewiß nicht. Haben Sie mich so lieb, daß Sie diese Jahre überdauern können — ich glaube — meine Gesinnung für Sie kann sie überdauern."

Nun, sie sagte das nicht so glatt und trocken, wie ich es hier vorbringe, sie sagte es stockend, errötend, tief bewegt. So bewegt, wie ich selbst wurde. Denn ich war zugleich sehr glücklich und sehr niedergeschlagen, überrascht, verwirrt und unsäglich glücklich. Denn das Glücksgefühl überwog. Wenn sie ihren Besitz auch in die Ferne rückte, die Hauptsache war doch, daß sie ihn mir in Aussicht stellte und daß sie von einem starken Gefühl für mich sprach. Mein Gott, der leidenschaftliche Narr, der man war!

Ich habe nie zu den kleinen Geistern gehört, die meinen, daß allein der Mann zur Erfüllung objektiver, künstlerischer oder anderer Aufgaben berufen sei und das Weib die einzige oder doch vorzügliche habe, einen seines Geschlechtes zu beglücken. Selbst Dichter von ganzer Seele, begriff ich zu gut, was sie erfüllte, mit welcher Allgewalt der Gedanke sie ergriffen haben mochte, einer Kunst zu leben. Ich sagte ihr, daß ich mich nicht berechtigt fühle und es mir fern liege, ihr hinderlich in den Weg zu treten, und dankte ihr, daß sie mir eine so schöne Hoffnung erhalten wolle. Ich fragte sie auch, ob sie mich denn auch richtig liebe? Mit jener Liebe, die mehr sei als zärtliche Freundschaft, mehr als Vertrauen, mehr als stärkstes Interesse, mehr als alles das und ganz Liebe? Sie antwortete mit dem zärtlichsten Blick und Lächeln, indem sie meine Hand ergriff und sich für einen Augenblick an meine Schulter lehnte. Ich war fast unsinnig vor Glück.

Auf diese Weise hatte sich ein Verhältnis zwischen uns geschürzt, das kein Verlöbnis war und mir doch als das schönste, innigste, verheißungsvollste erschien, das ich mir denken konnte, wärmer und inniger als Freundschaft und doch in ihren Formen nicht über sie hinausgehend, von einer niedergehaltenen Glut erfüllt, die doch nicht ausgelöscht werden sollte, sondern gehegt werden durfte, um später zu heller Flamme auflodern zu können. Fritz Borjes war in jener Zeit auswärts, er leitete irgendwo die Drainage von Feldern oder Moorkulturanlagen oder erfand irgend ein Dungsalz — was weiß ich? Er verschwand auch aus meinem Gedächtnis. Sie verstehen mich recht: niemals, auch nur eine Sekunde lang habe ich etwas wie Eifersucht auf ihn empfunden, es war nur ein heimliches, ein ganz unterdrücktes Mißtrauen gewesen, daß Antonie das spielerische Mitleid, die gefallsüchtige Unbekümmertheit, damit sie ihn an ihre Neigung glauben ließ, auch auf mich anwenden könne, was mit seinem Namen ein peinliches Gefühl für mich verknüpft, ihn zu einer Art Gespenst für mich gemacht hatte.

Da er fern war, sah ich sie nicht mehr sich mit ihm beschäftigen, und die Herzlichkeit, die sie mir zeigte, war zu natürlich, um berechnet sein zu können. Überhaupt war sie eigentlich nie das, was man kokett nennt. Es war nichts Geschminktes oder Berechnetes an ihr, alles freie, impulsive Natürlichkeit, und wenn ich das Wort „gefallsüchtig" von ihr gebrauchte, so war in ihr doch nur jene instinktive unbewußte Gefallsucht, die Eindruck machen möchte,

weil sie selbst starke Eindrücke von der Außenwelt erhält, in der ein starkes Bedürfnis nach Beziehungen zu ihr begründet liegt. Ich möchte sagen, daß Naturen wie die ihre etwas von stark wirkenden und stark reagierenden Stoffen haben. Indes ganz so klar sah ich sie gerade damals wohl nicht an, nicht so kritisch; ich war es mit der Zeit müde geworden, sie ganz begreifen und rubrizieren zu wollen, in mir war jener lässige süße Zustand, der empfinden will und nichts als beglückt empfinden will.

Als ich eines Abends ins Theezimmer trete, finde ich Fritz Borjes zurückgekehrt. Er saß auf einem niedrigen Fauteuil, vor ihm stand, leicht über ihn gebeugt, Toni. Er hielt ihre rechte Hand, mit der linken streichelte sie ihm Haar und Wangen. Alles an ihm leuchtete vor Glück. Endlich ergriff er auch ihre zweite Hand und küßte sie, küßte sie beide abwechselnd, heiß und leidenschaftlich.

„Ah, Fritz Borjes!“ unterbrach ich die kleine Scene.

Er sprang sofort auf, sehr rot, sehr verlegen.

Toni, ohne sich im mindesten verwirrt zu zeigen, ergriff eine Photographie, die auf dem Tische lag, und eilte mir entgegen.

„Da sehen Sie nur, ein so vorzügliches Bild von Herrn Borjes. Nicht wahr, vorzüglich? Und daß ich geruhe, es anzunehmen, und verspreche, es manchmal anzusehen, hat ihn so aufgeregt. Er ist ein so guter, lieber Mensch, unser Fritz Borjes, nicht wahr? Wir haben ihn alle lieb. Sie ja auch. Und nun das Neueste: in vierzehn Tagen gehe ich nach Berlin, um dort in den großen Singakademiekonzerten mitzuwirken und den ebenso berühmten Orchesterkonzerten. Und nicht wahr, lieber Freund, Sie lassen auch schleunigst ein Bild, ein recht gutes, liebes, hübsches Bild von sich anfertigen! Und ich verspreche Ihnen ebenso nachdrücklich wie Herrn Fritz, es mir alle Tage anzusehen. Alle unsere lieben Freunde und Freundinnen haben mir ihre Bilder versprochen. Herr Borjes, wollen Sie einmal nach Papa sehen? bringen Sie ihn herüber.“

Und dann — kaum daß wir allein sind: „Der gute Junge ist ganz außer sich, daß ich fortgehe. Aber Sie — auch ein bißchen! Nicht ein bißchen? Ganz unglücklich?“ Und dabei legte sie die Hände auf meine Schultern und sah mich an mit heißen, flammenden Liebesblicken. „Fritz darf mir nur die Hand — aber Sie —“

Welcher Augenblick! Trennungsschmerz und Liebesjubel durcheinander. Lassen Sie mich nicht dabei verweilen — es waren die glückseligsten Augenblicke meines Lebens.

Nach einigen Tagen hatte sie das gewünschte Bild. Sie fand es ausgezeichnet und strahlte vor Freude darüber, sie nannte es das beste, was sie aus Dresden mitnehme und flüsterte mir zu, daß die Bilder aller anderen in ihrem Album Platz finden, meines aber auf ihrem Schreibtisch stehen solle.

Übrigens war es damals eine Zeit großer Unruhe. Es wurde eine ganze Ausstattung für sie hergerichtet, darunter ein halbes Dutzend kostbarster Roben; Konfektioneusen und Laufburschen liefen einem überall in den Weg, immerfort fand man fremdes Volk herumstehen. Dabei wurde doch sehr fleißig geübt. Wenn ich das Haus betrat, durchzitterte es irgend ein großer Metallton oder eine Koloratur. Besuche wurden gemacht und empfangen. Ihr von meinem Schmerz, meiner Liebe, meinen Hoffnungen zu sprechen, fand sich wenig Zeit.

Als ich mich am Abschiedstage mit einem Chrysanthemumstrauß auf dem Bahnhofe einfand, war schon eine Rieseneskorte versammelt. Alte und junge Damen in unübersehbarer Masse, von denen ich die meisten im Hause kennen gelernt hatte. Einige Herren von augenscheinlichem Onkelstande wimmelten mit Gönnermienen herum, zwischen ihnen ein blasser junger Witwer, den ich erst einmal im Hause des Regierungsrates angetroffen; er überreichte der Scheidenden einen wundervollen Rosenstrauß und das mit einem so unverkennbaren Ausdruck von Leidenschaft, daß sich kein Mensch über seine Gefühle täuschen konnte. Ich sah ihn und Fritz Borjes mit mitleidiger Geringschätzung. Denn der gute Fritz war natürlich ebenfalls mit etwas Blühendem da, er sah rot und verstört aus, war noch stärker pomadiert als sonst und hatte sich übermäßig mit etwas parfümiert, das er selbst für sehr wohlriechend halten mochte.

Toni empfahl sich sehr umständlich. Unter den weiblichen Anwesenden und ihr wurden zahllose Küsse ausgetauscht. Von mir, meinem ebenfalls anwesenden Freunde, ihrem Vetter, dem blassen Witwer, und dem wackeren Pomadierten verabschiedete sie sich mit wiederholten Händedrücken, leuchtenden Augen, in denen es ein klein wenig von Rührungsthränen glänzte, und lachenden Lippen, über die ab und zu eine leise Wehmut zitterte. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß die Erwartung, einer glänzenden Laufbahn entgegenzugehen, neunzig Prozent aller ihrer Empfindung ausmache. Aber es war so natürlich, um so mehr, als sie ja nicht für immer schied. Als sie untergebracht war, wehte sie aus dem Waggon, der in eine Blumenhalle verwandelt war, noch eine Weile mit dem Taschentuch, dann setzte sich der Zug in Bewegung. „Bis auf Weihnachten! bis auf Weihnachten!“ rief sie noch heraus. Es war das Letzte, das ich sie habe sagen hören.

In der sich zerstreuenden Eskorte war nur eine Stimme: daß sie eine große Zukunft antrete, daß sie ein geradezu herrliches, ein ganz seltenes, ein einziges Geschöpf sei, und daß niemand sie vergessen könne, der sie je gesehen. Einige der Damen drückten ihre Verwunderung aus, daß sie so gar nicht hochmütig sei, andere versicherten, daß sie sogar ein Mädchen von tiefstem Gemüt und wärmstem Empfinden sei, es sei ihr ja so schwer gefallen, sich von ihnen zu trennen. Die Närrinnen, ich wußte am besten, von wem es ihr einzig schwer gefallen.

Mein Freund, ihr Vetter, teilte mir noch mit, daß der junge Witwer — er war mit dem Titel Professor ausgestattet, aber ich weiß nicht mehr oder habe nie gewußt, was er docierte oder ob er Künstler war, — sich späterhin vermutlich mit ihr verloben werde, die Eltern wünschten es sehr. Ich sagte nichts. Ich wußte es besser. Ich hätte diesen Leuten allen ins Gesicht lachen wollen! Und ich hätte jauchzen wollen, trotzdem ich auf eine so lange Wartezeit gesetzt war, jauchzen am lichten Tage auf offener Straße. Nun, — man thut so etwas nicht. Aber ich war in einer Art gelindem Wahnsinn; dieses Wunder von einem Weibe, an das sich alles herandrängte, das alles liebte, alles bewunderte, dieses geradezu sonnenhafte Geschöpf — liebte mich, würde mein sein, mein! Gewiß, ich machte keinen Auflauf auf der Straße — aber in meinem Zimmer mußte sich mein braver Pegasus die dithyrambische Sattelung wohl oder übel gefallen lassen.

Es giebt einen Satz von Rochefoucault: L'absence diminue les mediocres passions et augmente les grandes, comme le vent éteint les bougies et allume le feu. Er scheint mit Bezug auf uns verfaßt zu sein. Das Glück, mich von ihr geliebt zu wissen, verwandelte sich bald in eine Sehnsucht, sie wiederzusehen, die sich zum heftigen Schmerz steigerte, um so mehr, als sie von einer beständigen Angst genährt wurde, daß ich ihr unter neuen starken Eindrücken, über neuen Bekanntschaften verblassen könne. Ich hatte sie gebeten, ihr bisweilen schreiben zu dürfen, und freiwillig hatte sie mir versprochen, mir zuerst von sich Nachricht zu geben. Es vergingen zwei und eine halbe Woche, ehe der erste Brief von ihr eintraf. Er war nicht sehr lang und enthielt nichts als Mitteilungen, wie gut es ihr gehe, wie reizend sie wohne, wie man sie verhätschele, wie glänzend ihr Debüt ausgefallen sei. Dem Briefe lagen einige Recensionen bei, die ich schon gelesen hatte. Ich antwortete ihr sogleich, ich schrieb ihr, wie sehr ich sie vermisse, sprach von der Zukunft, von — nun Sie können sich das ungefähr denken. Ich habe nie einen Brief erhalten, der im mindesten darauf eingegangen wäre.

Mit fiebernder Hast erbrach ich jeden, sie waren herzlich, sprachen von den schönen gemeinsam verlebten Tagen, eine Stelle auch einmal, daß sie mich oft vermisse — mehr nicht.

Ich machte damals mit meinem Drama viel Glück, sie pries es lebhaft, aber keine Frage nach weiteren Arbeiten, keine nach meiner Lebensweise erfolgte. Ihre Briefe waren im Grunde nur voll von ihr selbst. Es gab nichts anderes für sie, als sie, die Welt hatte nur Wert für sie, soweit sie sich zur ihr in Beziehung setzen ließ; da sie reich und vielseitig begabt war, waren auch diese Beziehungen vielfache, und das konnte ihr den Anschein einer Fülle von objektivem Interesse geben — es war anders. Mit tiefstem Schmerz erkannte ich, daß es ganz anders war. Die Welt war für Antonie Hartmuth wie ein runder, mit Spiegeln

umstellter Saal, hellleuchtend strahlte es von ihr aus nach allen Seiten des Daseins, und von überall her strahlte dafür ihr Bild zurück.

In dieser Seele war keine Leidenschaft als die für sich selbst.

Derselbe französische Schriftsteller, den ich vorhin anführte, sagt ein anderes Mal: Les hommes et les affaires ont leur point de perspective. Il y en a qu'il faut voir de près pour en bien juger et d'autres dont on ne juge jamais si bien, que quand on en est éloigné. Toni Hartmuth gehörte zu den Personen, die durch ihre Gegenwart verwirren, sich in der Ferne, besonders durch das Perspektiv ihrer Briefe betrachtet, klarer und deutlicher darstellen. Was sie mir deutlich machten, traf mich in die tiefste Seele.

Ich suchte ihre Familie natürlich auch weiterhin auf, wenn auch nicht mehr so häufig. Auch hier that die Abwesenheit ihre Wirkung. Die in fernen Glanz entrückte Tochter und Schwester war ihren Angehörigen vielleicht immer ein Gegenstand der Anbetung gewesen, wenn man das vor anderen auch nicht bekannt hatte — seit sie ihre Triumphe in Berlin feierte, nahm niemand mehr Anstand, seiner Vergötterung Zügel des Schweigens anzulegen. Man sprach von ihr wie von einem höheren Wesen, das der Erfolg jenseits jeder Rücksicht verwandtschaftlicher Zurückhaltung stellte.

Bisweilen rannte ich mit Fritz Borjes zusammen. Der junge Mensch, der doch niedergeschlagen hätte sein müssen, mindestens so gut wie ich, trug eine strahlende Fröhlichkeit zur Schau. Warum, mit welchem Recht? hatte sie bis zuletzt, noch während ihre Seele sich ganz mir mitzuteilen schien, seine Hoffnungen genährt?

Das war unmöglich, undenkbar.

Solange ihr Herz frei war, mochte es einer unbekümmerten Spielerei fähig sein — in wessen Gemüt selbst eine große Zuneigung aufgegangen, der kennt auch den Ernst und die Heiligkeit eines starken Gefühles und lernt in einem anderen achten, was ihn selbst erhöht und beseligt.

Und wenn sie es trotzdem gethan hätte!

Wenn der Rest der Liebesblicke, die sie für mich gehabt, aufgewärmt, dem guten „dummen Jungen“ vorgesetzt worden, wenn dieselben Worte und Wendungen, mit denen sie mich beglückt, so leicht von ihren Lippen gekommen wären, weil sie sie eine Stunde vorher — —

Pfui! über den abscheulichen Verdacht! das nichtswürdige Mißtrauen! Und doch, ob ich sie tausendmal verscheuchte, immer kamen sie wieder. Und kamen wieder, als eine Art Erscheinung oder Vision, rannten neben mir her und lächelten verschmitzt, dummdreist-zudringlich, blondhaarig-pomadiert — in der Gestalt von Fritz Borjes — ach, was ich diesen Menschen, was ich seinen bloßen Namen haßte!

Damals, während sich meine Gedanken fortwährend mit ihr beschäftigten, die grübelnden, forschenden Gedanken des Schriftstellers wie die Gefühle des Liebenden, beide ineinander fließend, untrennbar, die einen fortwährend die Frage nach ihrer Seele, die anderen nach dem Werte und Charakter ihrer Zuneigung stellend, fiel es mir auf einmal ein, daß sie nie das Wort Liebe mir gegenüber gebraucht hatte. Ich sei ihr sehr teuer, sei ihr unvergeßlich, ich wüßte wohl, warum und dergleichen — mehr nie. War das Zufall, war es Berechnung, war es unbewußte Vorsicht einer selbstherrlichen Natur, die sich keine Verpflichtungen auferlegen und doch auch keine Beziehungen abbrechen will, die ihr schmeicheln? war es eine instinktiv offen gelassene Hinterthür? Doch lassen Sie mich's kurz machen. Jene Zeit hat mir die Seele zerrissen. Jemanden lieben mit allen Kräften seines Gemütes, mit einer Heftigkeit, die sich immer mehr zur Leidenschaft steigerte, und dieselbe Person fortwährend selbst mit Zweifel und Mißtrauen erniedrigen, mit dem Messer des Physiologen vivisektorisch an ihr herumschnitzen, wo doch jede Regung reichen Lebens entzückt hatte, — es ist fast übermenschliche Qual. Wenn ich ein Weib genommen, eine von den glattgestrichenen harten Wirtschaftsseelen, die die Männer so häufig mit ihrer biederen Verständigkeit und mit jener dummen Lasur von Bescheidenheit und konventionellen Sentimentalitäten täuschen, und sie hätte sich neben mir zur brutalen Xanthippe ausgebildet, die mit mir um das Wirtschaftsgeld gekeift oder um ein verlorenes Taschentuch die Stube mit Lärm angefüllt hätte, es hätte mir nicht so die Seele zerrissen, als es die Leiden-

schaft um diese — — frivole Egoistin gethan hat, um dieses glänzende, wundervolle, geniale Geschöpf, das die Natur zudem mit allem Zauber der Liebenswürdigkeit ausgestattet, und das so unbekümmert die Herzen zerbrach, weil es nicht wußte, was ein Herz ist, weil es selber keines hatte. Weil es an seiner Stelle nichts hatte als einen Abgrund von Eitelkeit."

„Es wurde mir mitgeteilt," erlaubte sich der Gymnasiallehrer einzuschalten, „daß Frau Toni Hartmuth-Karen sehr glücklich mit ihrem Gatten lebe und eine sehr zärtliche Mutter ihres Kindes sei."

„O, das glaube ich sehr gern. Wen diese Naturen einmal in den Kreis ihrer Selbstsucht hineingezogen haben, wer ihnen ein Teil, ein Zubehör ihres Ichs geworden ist, den mögen sie mit eben der Hingabe und der Treue lieben, wie ihre eigne ausgezeichnete Person. War sie doch die zärtlichste Tochter und Schwester von Eltern und Geschwistern, die sie anbeteten. —

Doch lassen Sie mich fortfahren: Der neue, am Himmel der Musikwelt aufgehende Stern kehrte zu Weihnachten nicht nach Dresden zurück. Toni hatte so glänzende und ehrenvolle Anerbietungen nach der Provinz erhalten, daß sie auszuschlagen Thorheit gewesen wäre. Als sie zu Ostern endlich kommen sollte, erkrankte sie leicht, ich nahm damals eine Stellung bei einer bedeutenden Monatsschrift an und verließ Dresden, und es schickte sich nicht so, daß wir uns wieder begegneten. Zuerst schrieb sie noch hin und wieder einen ihrer ausgezeichneten, nur von Berichten über ihre Toiletten und Triumphe angefüllten Briefe, dann blieben auch diese aus. Sie machte damals ihre erste große Beutefahrt durch Europa und nach Amerika hinüber — wie hätte sie sich des deutschen Poeten erinnern sollen!

Lachen Sie oder lachen Sie nicht: es waren schließlich sechs Jahre ins Land gegangen, eine Zeit, die für uns beide von eminenter Wichtigkeit gewesen, eine Zeit, die sie zur hochberühmten Künstlerin und meinen Namen immerhin zu einem deutschen Zunge geläufigen gemacht hatten — es waren sechs Jahre dahingegangen und — ich liebte sie noch. Ich hatte inzwischen manches schöne und liebenswerte Mädchen kennen gelernt, und die eine oder die andere hatte auch mein Herz gerührt, nicht genug, um das Bild von Antonie Hartmuth dauernd aus meiner Seele zu verbannen. Trotz alledem. Verrückt, wenn Sie wollen, aber Thatsache.

Eines Tages habe ich wieder in Dresden zu thun. Das erste, was mir in die Augen fällt, ist die Ankündigung eines Konzertes von ihr. Liederabend von Toni Hartmuth. Das Programm war wunderschön gewählt, ich wäre natürlich auch hingegangen, wenn sie das abgesungenste und ödeste Zeug angekündigt hätte. Aber es waren ausschließlich meine Lieblinge: Schubert und Schumann, Franz und Brahms.

Ich nahm einen Platz ziemlich weit hinten. Ich hatte die eitle Einbildung, sie könne mich sonst heraus kennen und dadurch verwirrt werden. Sie können sich denken, wie mein Herz schlug, als sie das Podium betrat. Wenn Kunst ihrer Schönheit noch etwas hinzufügen konnte, so mochte es vielleicht hier geschehen sein, obschon nichts darauf hindeutete, jedenfalls sah sie in dem fürstlichen und doch einfach gehaltenen Schmucke, in dem sie auftrat, überwältigend, berückend aus, und noch ehe sie einen Ton gesungen, ward ihr begeisterter Applaus. Sie dankte nicht kalt, nicht hochmütig, auch nicht demütig ergebenst, sie nickte dem Publikum herzlich zu, als seien nichts als gute, alte Freunde, was ihr da zu Füßen saß. Sie war noch immer liebenswürdig um jeden Preis, liebenswürdig, wie die Sonne, die die Berge küßt und sich in den Pfützen spiegelt.

Und dann sang sie. So schön als sie aussah. Der Ton ihrer Stimme hatte unbestreitbar an Kraft und Fülle noch gewonnen, ihre Technik war die vollkommenste, ihre Auffassung individuell und gerade so, wie sie war, den Intentionen der Komponisten am besten gerecht werdend. So machte es den Eindruck.

Sie sang erst ein paar mehr feierliche Stücke. Dann die schönsten Nummern aus der Dichterliebe, den Doppelgänger von Schubert, das Brahms'sche „Nun bist du meine Königin" und noch anderes. Und sang es mit einer Innigkeit und Zartheit, einem Schmerz und einer Leidenschaft, über die nur eine ganz große Künstlerin gebietet. Und sie sang mir das Herz entzwei und die Seele aus dem Leibe und meinen Kopf

um den Rest von Verstand, den ihm die Schriftstellerei gelassen.

Als man um eine Zugabe bettelte, gab sie eine mir bis dahin unbekannte Komposition des Heineschen: „Ich stand in dunkeln Träumen und starrt dein Bildnis an“ zum besten. Sie sang es ganz leise, melancholisch, wie nach Atem ringend vor tiefster Wehmut und Verlassenheit. Bis dann zuletzt das „Und ach! ich kann es nicht glauben, daß ich dich verloren hab'“ wie ein wahnsinniger Schmerzensschrei durch den Saal zitterte. Sie schien so furchtbar ergriffen, daß aus ihrem Antlitz der Ausdruck der Verzweiflung nicht gleich wich. Fast wie eine Gerichtete stand sie da oben, nach Fassung ringend.

Lieber Freund, daß ich es ganz knapp eingestehe: sie hatte mich selber wahnsinnig gemacht. Ich rang selber nach Atem, nach Fassung.

Ich nahm meinen Hut und rannte hinaus. Die letzten Nummern verhießen noch ein paar naiv heitere Stückchen, auf die ich lieber verzichtete.

Draußen war es feucht und nebelig. Die Laternen brannten wie große trübe Sterne. Das Wasser sah schwarz aus, die Bäume waren kahl.

In meiner Seele war ein grenzenloser Schmerz, der Schmerz der tiefsten Reue und Selbstanklage.

Ich hatte dieses Weib beleidigt, beleidigt Jahre hindurch, mit jedem meiner Gedanken beleidigt, mit meinem schmählichen, kleinlichen Mißtrauen hatte ich sie wie mit Schmutz beworfen, sie herabgezogen in die Erbärmlichkeit meines Begehrens nach ihr. Ich hatte mich versündigt an dem herrlichsten, idealsten Geschöpf, das je die Erde getragen, hatte, ein alberner Thor, die Hände nach ihr ausgestreckt, wie man sie nach der Sonne ausstreckt, und ihr Flecken angedichtet, weil sie mir nicht zugefallen war.

Ich, der ich der ganzen Welt Geheimnisse, alle Regungen der Menschenbrust zu erfassen wünschte, um ihr Getriebe zu verstehen, der ich im Beruf zur Dichtung eine Priesterschaft sah, zu binden und zu lösen, zu richten die Lebendigen und Toten, der ich um die Wahrheit, nichts als die Wahrheit rang in heißem Bemühen, sie begreifen wollte mit allen Kräften meiner Seele, um sie mit allen diesen Kräften wieder darstellen zu können — ich hatte dem herrlichsten Geschöpfe unter der Sonne unrecht gethan, ihre Herrlichkeit in einen schmutzigen Mantel von Lüge und Entstellung gehüllt.

Ich Narr stand auf der Brühlschen Terrasse, weinte meine verschwiegenen Thränen in die Nacht und deklamierte die Wolken an. Als ich Schritte hörte, nahm ich mich zusammen und setzte mich wieder in Bewegung. Es waren zwei Herren, die denselben Weg verfolgten und ebenfalls dem Konzerte beigewohnt hatten. ‚Tiefes Gefühl?‘ sagte der eine. ‚Glauben Sie doch das nicht. Das ist alles gemacht, alles Kunst. Und darin eben liegt ja das Große. D a r u m eben Kunst. Was Ihnen als das Erzittern eines großen Gefühles erscheint, ist Technik. Und im ganzen sind es sogar ein paar wenige, geringfügige Mätzchen, mit denen sie das erreichen. Ein heftiges Abschwellen, ein kurzes Abbrechen, ein leises Tremolo, ein greller Tempowechsel — damit wird die ganze Skala von Empfindungen hergestellt. Das glauben Sie nicht? Aber ich bitte Sie! Ein Chirurg schneidet auch nicht aus Empfindung, sondern mit kaltem Blute und auf Grund seiner Kenntnisse des menschlichen Körpers. Wenn sich solche Leute jedesmal seelisch aufregen wollten, wenn sie ihre Kunststücke loslassen, hätten sie viel zu thun.‘

Der Narr! Die wissenschaftlich berechnete saubere Handarbeit eines Operateurs mit freier Kunst zu vergleichen!

Wußte ich es nicht am besten, wie wir wahren Künstler unsere Wunden aufreißen, um aus ihnen den Quell lebendigsten Lebens strömen zu lassen? Wie wir gerade die hellsten Erkenntnisse aus unseren Schmerzen herauswühlen, unsere Seele zu unserem Instrumente machen und m i t unseren Werken jauchzen und erschauern? Daß selbst, wo wir in vollendeter Kälte schaffen, diese Kälte doch aus der Leidenschaft unserer Gedanken und Empfindungen herausgewachsen ist? Nicht, als ob es nicht geschickte Handwerker auch unter uns gäbe, nicht in allen Künsten gäbe — „Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen geht.“

Ich aß ein wenig zu Abend, ging in mein Hotel und schrieb einen sehr langen Brief an sie, in dem ich ihr meine unauslöschliche Liebe, meine tiefe Reue, meine

grenzenlose Bewunderung gestand. Einen Brief, den ich ekstatisch, wie er geraten war — und wen, der an meiner Stelle gewesen wäre, hätte dieser letzte Aufschrei: „Und ach! ich kann es nicht glauben, daß ich dich verloren hab'!" nicht in Ekstase versetzt — indessen nicht abschickte, sondern am nächsten Morgen durch einen anderen ersetzte, der, minder erregt, denselben Inhalt durch seine verhältnismäßige Ruhe, denke ich, um so sicherer unterstützte.

Ich schickte diesen Brief durch Extraboten in ihre Wohnung, denn sie hatte sich damals wieder in Dresden niedergelassen, wie ich erfuhr, wohnte aber in der inneren Stadt, während Eltern und Schwester draußen logierten. Etwa zwei Stunden später erhielt ich eine Antwort, die etwa folgendermaßen lautete: Teurer, einziger, unvergessener Freund! Ich habe Ihr Herz gerührt und einen höheren Triumph meiner Kunst kann es nicht geben. Es ist kein Gedanke in mir, der nicht wünschte, Sie wiederzusehen. Wieviel hätte ich Ihnen nicht zu sagen! Wieviel habe ich nicht erlebt in der Zwischenzeit, wieviel Frohes und wieviel — ach so Kleines, Widerwärtiges, Betrübendes. Übermorgen sing' ich die Peri in Schumanns „Paradies und die Peri." Morgen um drei findet die Orchesterprobe statt. Sie dürfte bis um sechs dauern. Ich bitte Sie herzlich, seien Sie punkt sechs in meiner Wohnung. Um einviertel sieben bin ich bei Ihnen. Vielleicht etwas müde. Aber für Sie nie müde. Seien Sie, teuerster Freund, da, wenn ich wiederkomme! Sie dann vorzufinden — ich zittere vor Freude in dem Gedanken! Sollte es etwas später werden — die Orchestereinsätze sind zum Teil schwierig, und wiederholtes Proben verlängert vielleicht die Sache — so lassen Sie sich's nicht verdrießen, ein wenig zu warten auf Ihre sehr frohe Toni Hartmuth, Ihre sehr glückliche."

Ob ich hinging!

Eine Sehnsucht nach ihr hatte mich erfaßt, die kein recht irdisches Gefühl mehr war. Eine Sehnsucht, sie zu sehen, zu hören, ihr alle, alle meine Schuld zu gestehen, von ihr zu erfahren, daß sie — ach über den holden, fieberhaften Wahnsinn! einen Wahnsinn, in den etwas wie ein noch wahnsinnigerer Hoffnungsstrahl zitterte!

Punkt sechs bin ich in ihrer Wohnung. Ein elegantes Nest in einem der vornehmsten Stadtviertel. Eine ältliche Dienerin empfängt mich mit gütigem Lächeln. Ob ich Herr P. P. wäre? Ja. Ich trete in einen reizenden, kleinen Salon, daneben das Speisezimmer, beide erleuchtet, behaglich erwärmt, mit Luxus und künstlerischem Geschmack eingerichtet. Im Salon brennt eine hochständerige Lampe. Ich setze mich dort nieder, aufgeregt wie ein Primaner, der seiner ersten Liebe nachgeht.

Die Zeit vergeht. Ich greife nach einem herumliegenden ersten besten Buche. Es sind Auerbachs Dorfgeschichten. Ich lese eine Viertelstunde in dem altbackenen, liebenswürdigen Zeuge, ohne zu wissen was.

Ich werfe es wieder hin und betrachte die Statuetten und Bilder an der Wand. Es sind recht hübsche Stücke darunter, soweit ich mich genug konzentrieren kann, sie nicht bloß anzustarren sondern auch anzusehen.

Dann gehe ich in das Speisezimmer. Ein zierlich gedeckter und reich und appetitlich besetzter Tisch — wenn eine Sängerin aus der Probe kommt, hat sie Hunger. Borde an den Wänden mit kostbaren Vasen und Tassen und dergleichen. Alles kostbar. An den Wänden Stahlstiche und Photographien. Ein etwas langweilig stilvoller Raum.

Daran anstoßend ein dritter, nur durch Portiere halb verschlossen, ebenfalls erleuchtet. Zögernd betrete ich ihn.

Das Musikzimmer. Ein prachtvoller Flügel inmitten des Raumes. Notenschränke, Bücherschränke, eine Chaiselongue, ein Tisch mit Noten und Broschüren, ein Schreibtisch. Ein wundervolles Zimmer. Modisch stilvoll und doch von stolzem, persönlichem Gepräge. Ich habe das Gefühl, in ein Heiligtum eingedrungen zu sein. Ich sehe sie selbst vor mir. Nicht als Podiumkönigin, einfacher, und doch stolz und herrlich. Ich höre ihr Lachen, höre sie sprechen, fühle ihren Atem, das Rauschen ihres Gewands wie einen leichten Hauch neben mir — über den Visionär!

Aber wir sind nun einmal so, wir Poeten, wir dichten das Leben, bald ein fremdes, bald unser eignes.

Aber sie kommt nicht. Ich sehe nach der Uhr — es ist dreiviertel sieben. In wenigen Minuten wird sie da sein.



Auf der Promenade. Nach dem Gemälde von Hans B. Wieland.

Mich überfällt eine zitternde, gespannte Unruhe. Sie niederzukämpfen, mache ich mich wieder daran, die Bilder an den Wänden zu betrachten. Kostbare Landschaften, ganz kleine reizende Stimmungsbilder, ein paar Genres. Da und dort an den Wänden Konsole mit Vasen, Säulen mit Vasen, eine Mandoline, am Fenster die wundervollsten Blumen — die Spenden des Abends vorher.

Ich stehe vor ihrem Schreibtisch. Hier pflegt sie zu sitzen. Hier hat sie noch früh an mich geschrieben, hier hat ihre Hand geruht: „Teurer, einziger, nievergessener Freund." Ich lege meine Hand dorthin, wo die ihre gelegen haben mußte. Ich bin auf einmal nicht mehr aufgeregt, ich bin ganz ruhig — vor Glück, gefaßt, das stolzeste zu ertragen.

Über dem Schreibtisch hängt ein Ölbild ihres Vaters. Seine schönen geistreichen Züge — sie sieht ihm sehr ähnlich — schauen mild und gütig auf mich herab. Ich nehme die Lampe vom Nebentisch, sein Antlitz zu beleuchten. Ein trefflicher und geistvoller Mann, ich habe ihn immer sehr verehrt.

Rechts und links von seinem Bilde hängen andere: Künstlerinnen in Bühnen- und Podiumtoilette, Kolleginnen; auf dem Schreibtische dito, Kollegen auch, das ist ja wohl Bulß, das die Lilly Lehmann. Wie man nur soviel Krims-krams auf seinem Schreibtische dulden mag! Nun — es ist kein Arbeitstisch. Einmal einen Brief! Aber einen Brief vielleicht, der tausendmal mehr wert ist als der genialste, dreibändige Roman, das wundervollste Schauspiel!

Über dem Schreibtisch, zwischen zwei Photographien Alvarys als Siegfried hängt ein Doppel- oder Zwillingsrahmen, vielleicht ihre Geschwister. Ich hebe die Lampe auf, — es sind zwei Männerköpfe.

Ich sehe mein eignes Bild, das Bild, das ich ihr zum Abschiede gegeben.

Und neben mir — als intimstes Gegen- und Seitenstück — neben mir und von demselben Rahmen umspannt, die Lampe zittert so in meiner Hand, daß ich plötzlich ihre Glut an meiner Stirn fühle — neben mir — stramm pomadiert, mit seinem verliebtesten Lächeln auf den Lippen — — Fritz Borjes.

— — — — — — — — —

Ich stelle die Lampe wieder hin, denn ich fürchte eine Feuersbrunst anzurichten.

In diesem Augenblicke hält eine Droschke auf der Straße, deutlich höre ich den Ruck des Anfahrens und dann das Krachen des Wagenschlages. Ich höre sie in Gedanken an der Klingel schellen, höre ihre Stimme im Flur, sehe jetzt sie hereinstürzen, alles, Mantel, Tuch hinwerfen, die Arme nach mir ausbreiten, aufjauchzend: „Mein Freund — endlich — endlich! mein einziger Freund," und fühle gleichzeitig, wie ich nicht ich selber bin, wie meine Haare von Pomade starren, weiß, daß mein Oberhemd nach Moschus oder Bisam oder wie solches Zeug heißt, duftet, und wie meine Seele sich zwischen „ihr" und Moorkulturen teilt. Ich bin nicht mehr ich, ich bin — Fritz Borjes.

Und höre, wie sie meinen Namen schreit, jubelnd, mit ihrer wunderschönen Stimme, ganz laut meinen Namen: Fritz Borjes!

Narr! denn das alles war nicht. Sie kam gar nicht, die Droschke war vor dem Nebenhause vorgefahren, und sie würde erst in einer Viertelstunde kommen, oder einer halben oder ganzen Stunde.

Ich schritt auf die erste beste Thür zu, drückte sie auf, befand mich im Entree, nahm Hut und Überzieher und — ging."

— — — — — — — — —

„Und haben Sie sie nicht wiedergesehen?"

„Nein. Ich hatte — völlig genug. Wenn es Ihnen aber recht ist, mein Freund, gehen wir auch, es fängt an kühl zu werden und ich möchte noch ein Stück laufen. Kommen Sie mit?"

Der andere erhob sich. „Gewiß, gewiß, sehr angenehm!"

Sobald sie ihre kleine Rechnung bezahlt, verließen die Herren die Arkaden des sinnigen Bieramare. Als sie an dem Tische vorbeikamen, an dem sich der rotnasige Eisenwarenhändler mit seiner Gesellschaft niedergelassen hatte, bemerkten sie, daß die Herren die gastliche Stätte bereits verlassen.

Bis auf einen, der einsam vor einer Batterie leerer Gläser und kleiner Bierpfützen saß, während der Kellner eben einen frischen Kelch und ein Gläschen Kognak vor ihn hinsetzte.

„Die wievielte Auflage?" fragte er.

„Die siebente," sagte der Kellner.

Die beiden Herren grüßten, der Einsame stand auf und erwiderte den Gruß höflich, die Abgehenden aus kleinen wässerigen Augen starr betrachtend.

Die beiden gingen noch ein Stück auf die Wissower Klinken zu. Der Himmel hatte sich inzwischen teilweise bewölkt, das Meer war jetzt ganz dunkelblau, der „Stosch" glänzte rötlich in der sinkenden Sonne. Die Bote hatten sich zum Teil verloren, da die See etwas höher ging.

Am Strande war ein lebhaftes Treiben. Unter das gewöhnliche Publikum sah man die stattlichen Figuren der Seeoffiziere, Deckoffiziere und Kadetten gemischt. Spitzenhändlerinnen aus Böhmen, zigeunernde Griechen, die mit billigen Schmucksachen hausierten, Eingeborene mit geräucherten Fischen drängten sich dazwischen, von Stubbenkammer her dampfte ein großes Schiff heran, und das Publikum hatte einen edlen Wettstreit, ob es der „Rügen" oder die „Hertha" sei.

Eine Weile gingen die Herren schweigend. Dann sagte der Gymnasiallehrer:

„Und wenn Sie nun geblieben wären damals, anstatt das Feld zu räumen — wären Sie dann nicht vielleicht heute doch derjenige, den sie in ihren Egoismus und ihre Eitelkeit mit hineingezogen hätte? und wären Sie dann nicht doch der glückliche Mann, der Sie zu werden hofften?"

Der Dichter blieb stehen und sah dem anderen in die Augen, lange und mit einem eigentümlichen Lächeln, aber er sagte nichts.

Als die Herren zurückkehrend an „Bieramare" vorüberkamen, saß der Einsame immer noch an seinem Platze vor einem schäbigen Reste, der trüb im Glase blinkte.

Warum er sich nur das Trinken angewöhnt haben mochte, der gute Fritz Borjes?



Vom Braunschweiger Bier.

(Abdruck verboten.)

Die Bräuche der Vorzeit, wie mag ich sie leiden!
Unter den uralten Formeln und Eiden
War ganz gewiß nicht zu unterst zu stellen
Der Schwur der Braunschweiger Brauergesellen.

Sie mußten schwören, beim Biereinsieden
Nur Gedanken zu hegen voll Güte und Frieden,
Und nicht mit sündhaften, häßlichen, herben,
Das gute süße Bier zu verderben!

Man nahm Hopfen und Malz gewiß nicht geringe,
Doch neben dem Werte der äußeren Dinge
Hat der alte Brauch als besonderer Segen
Bestimmt überm Braunschweiger Biere gelegen.

Es hülfe vielleicht noch in heutigen Zeiten
Den Werken, die wir mit Eifer bereiten,
In heimlicher Stille voranzustellen
Den Schwur der Braunschweiger Brauergesellen.

Frida Schanz.

Meine Uhrensammlung.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Mit zwanzig Abbildungen.

Meine Sammlung besteht aus hundertundfünfzig Taschenuhren von der Zeit Kaiser Rudolphs II. an bis zur Gegenwart, und es ist unter ihnen keine einzige, die sich nicht durch irgend eine liebenswürdige und interessante Eigentümlichkeit auszeichnet.

Da sind teils in glatten, teils in schön ornamentirten Gehäusen sogenannte „lebendige Nürnbergische Eierlein“ und höchst ehrwürdige englische und französische Uhren, da sind goldene und silberne doppelgehäusige, unter diesen ein schönes Werk des Prager Uhrmachers Ferdinand Engelschalck. Da gibt es zwei silberne Taschen-Sonnenuhren. Auf dem schön gravierten Zifferblatt der größeren sind viele Städtenamen samt ihrem Abweichungsgrad verzeichnet; der Durchmesser der kleineren beträgt nur zwei Centimeter, dennoch wird sie, wie die größere, durch einen Kompaß vervollständigt. Da ist eine Kreuzuhr in Amethyst von Christoph Schöner, so vollkommen erhalten, als ob sie eben aus der Hand des Meisters käme, eine astronomische Taschenuhr von Nicolaus Rugendas in Augsburg, eine Uhr mit einfachem Werke von Samson in London in getriebenem von Cochin bewundernswürdig ausgeführtem Übergehäuse. Da sind Taschenuhren von Julien Le Roy, Kaltenbrunner, Berthoud, L'Epine, Esquivillon, Du Tertre, Courvoisier, Graham, Marquart. Dann kommen die emaillierten und die Spieluhren, und die mit beweglichen Figürchen, endlich Breguet-Uhren und auch einige besonders schmuck ausgestattete moderne.



Abb. 1. Nürnberger Ei aus der Zeit Rudolph II.

Uhren aus der Zeit vor Kaiser Rudolph II fehlen leider in meiner Sammlung. Die Nürnberger Eier, die sie enthält, stammen aus dem Ende des XVI. und dem Anfang des XVII. Jahrhunderts, und es ist mein bis jetzt unerfüllter Traum, endlich in Besitz einer Taschenuhr, die um das Jahr 1500 gemacht wurde, zu kommen.

Jedem, der sich, wenn auch nur vorübergehend, mit der Geschichte der Uhrmacherkunst befaßt hat, ist bekannt, daß Berosus, ein Chaldäer, der Erfinder der Sonnenuhren, und Scipio Nasica der Erfinder der Wasseruhren war. Aber die Antworten einzelner Fachmänner auf die Frage: Wann und wo hat der erste Taschenuhrenmacher gelebt? stimmen nicht überein. An die Taschenuhr, die dem tapferen Normannen, dem Schottenkönig Robert Bruce, die Stunde des Sieges von Bannockburn geschlagen haben soll, glaubt niemand mehr. Mit welchem Rechte dürfen wir aber an der allgemein verbreiteten Überzeugung, daß die erste Taschenuhr in Nürnberg entstand, festhalten, der Autorität Guidos Pancirollus' zum Trotze? Der angesehene Gelehrte versichert, daß es schon gegen Ende der Regierung Ludwigs XI., also um 1480, in Frankreich Uhren gab, die sehr schön gearbeitet und doch nicht größer waren als eine Mandel. Der König selbst besaß eine Taschenuhr, die ein wahres Kleinod gewesen sein muß, denn sie verleitete einen Hofherrn zum



Abb. 2. Uhr von Martin Zoller-Augsburg.

Diebstahl. Dieser Edelmann hatte sich, wie Carovagius, genannt du Verdier, in seinen „Diverses leçons“ erzählt, im Spiel ruiniert und hoffte durch einen einzigen glücklichen Griff seine Umstände zu verbessern. Er verstand es, vom König unbemerkt, dessen Uhr, die auf dem Tische lag, an sich zu nehmen, und verbarg sie in seinem Ärmel. Dort wurde die Geraubte zur Verräterin an ihm — sie begann plötzlich laut zu schlagen. Ihm mag übel zu Mute gewesen sein, er mag sich im Geiste schon hängen gesehen haben als grauenhaften Schmuck an einem der Bäume im berüchtigten Garten König Ludwigs. Aber der grausame Herrscher war diesmal übergnädig, er verzieh dem Edelmanne nicht nur seine schnöde That, er schenkte ihm auch die gestohlene Uhr.

In dem Inventar des Schatzes Karls V, das der Kaiser in seiner Gegenwart aufsetzen ließ und eigenhändig unterzeichnete, befindet sich die Beschreibung einer Taschenuhr, die Eigentum Philipps des Schönen war. Heinrich VIII, heißt es in Krünitz' Encyclopädie, „hatte eine in einen Fingerring gefaßte Uhr mit Zeiger und Glocke, die acht Tage ging“. Auch Karl V trug eine solche künstliche Uhr. „Statt des Steines ist im Ring ein Zifferblatt und ein kleiner Stachel sticht so oft auf den Finger, als es geschlagen hat.“

Diesen und manchen anderen Zeugnissen nach, scheint die Kleinuhrmacherkunst bald nach ihrem Entstehen in Frankreich, England und Deutschland auf ziemlich gleicher Stufe gestanden zu haben. Die erste Taschenuhr, die in Deutschland (um 1500 bis 1510) gemacht wurde, war das Werk des Nürnberger Schlossers Peter Henlein genannt Hele.

„Er hat der Uhrmacherkunst die Bahn gebrochen,“ sagt J. H. M. Poppe in seiner Geschichte der Uhrmacherkunst, „so daß nach dem Jahre 1500 die Kleinuhrmacher eine eigene Profession ausmachten“, indes die Uhrmacherkunst früher, „ein freyes Wesen war und Schlösser, Büchsenmacher und andere auch die Gerechtigkeit hatten, große und kleine Uhren zu machen.“

Bemerkenswert ist, daß Peter Hele erst im Jahre 1509 Meister — auf dem Schlosserhandwerk wurde. Dieser Schlossermeister nun, „hat aus wenig Eisen Uhren mit sehr viel Rädern gebaut, die, wie man sie auch legen mag, vierzig Stunden zeigen und schlagen.“

Alles, was ich von dem Leben des berühmten Nürnbergers weiß, habe ich aus



Abb. 3. Uhr in Oktogonform.

der vortrefflichen fachgeschichtlichen Abhandlung: „Peter Henlein“ von Gustav Speckharl geschöpft.*) Ihr Verfasser, Hofuhrenmacher Sr. k. Hoheit des Prinzen Alfons von Bayern, ist der Erbauer der Kirchenuhr mit Darstellung der hl. Passion, die im Repräsentationsraume der deutschen Abteilung der Chicagoer Weltausstellung des Jahres 1893 geprangt und große Bewunderung erregt hat.

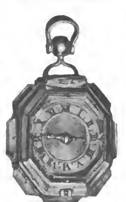


Abb. 4. Uhr im Gehäuse von Bergkrystall.

Auf Autoritäten ersten Ranges und auf eigne Forschungen gestützt, teilt Herr Speckhart uns mit, daß Peter Hele als der Sohn eines Handwerkers wahrscheinlich 1480 geboren wurde, die Schlosserei erlernte und sich schon früh durch die Herstellung mechanischer Kunstwerke auszeichnete. Er muß aber nicht nur einen erfinderischen Kopf, sondern auch heißes Blut gehabt haben, wie aus einigen seiner Erlebnisse hervorgeht. Im Jahre 1504 beteiligte er sich an einem Raufhandel, bei dem der Schlosser Clemens Glaser auf der Straße erschlagen wurde, und suchte Schutz vor der strafenden Gerechtigkeit im Barfüßerkloster. Dort scheint er seine Kunst fleißig ausgeübt und aus Dankbarkeit für die ihm gewährte Gastfreundschaft allerlei Ührlein gemacht zu haben. Durch die Barfüßer, denen das St. Annakloster zur geistlichen Pflege zugewiesen war, erhielten die Nonnen Kenntnis von der Erfindung der neuen, kleinen Zeitmesser, und Felicitas Grundherrin, eine der Klosterfrauen, wandte sich an ihren Vater mit der Bitte, ihr ein Orrlein zu spenden. Die Äbtissin verwies ihr diese Sehnsucht nach „Lappenwerk.“ Und nun schrieb Felicitas einen reuevollen Brief an ihren Vater, um ihre kühne Bitte zu entschuldigen. Dieser Brief ist erhalten.

Ein anderer ungleich wichtigerer aus ungefähr derselben Zeit, der ebenfalls von einer Taschenuhr handelt, wird von Herrn Speckhart citiert. Er ist von Doktor Martin Luther an Friedrich Pistorius, den letzten Abt zu St. Ägidien in Nürnberg, gerichtet.

*) Nürnberg 1890, Druck und Verlag von J. L. Stich.

Der Reformator dankt darin dem Abt auf das Wärmste für das „hochwillkommene Geschenk“ einer Taschenuhr: „Ich fühle mich gedrungen,“ schreibt er, „Schüler unserer Mathematiker zu werden, damit ich alle Gesetze dieser in ihrer Art einzigen Uhr kennen lerne, nie habe ich zuvor etwas Ähnliches gesehen.“ Es ist wohl anzunehmen, daß diese Uhr ein Werk Peter Heles war. Von dem Meister wissen wir noch, daß er neun Jahre nach der blutigen Schlägerei, der der Schlosser Glaser zum Opfer fiel, 21 fl. als Sühnungssumme an dessen Hinterbliebene zahlte. Im Jahre 1522 kaufte er sein Haus, das neben dem Peter Vischers im Katharinengraben lag, von einem darauf lastenden Eigengelde von vier rheinischen Gulden los. In diesem Hause ist er im Jahre 1542 gestorben.

Die ersten Uhren Peter Heles waren rund und müssen ein recht plumpes Aussehen gehabt haben. Sehr bald aber



Abb. 5. Astronomische Uhr von Rugendas Augsburg.



Abb. 6. Uhr im Amethystkreuz von Christoph Schöner

nach der Erfindung der „Orrlein“ sprach schon Dame Mode ihr thörichtes und gewichtiges Wort mit bei den Anforderungen, die an das neue mechanische Kunstwerk gestellt wurden, und verlangte Uhren in denkbar kleinster Gestalt. Peter Hele machte welche, die Platz fanden in den kostbaren Bisamknöpfen, die zu seiner Zeit die Staatskleider der Edelleute schmückten. In Augsburg wurden die „Halsuhrln“ gebräuchlich. Auch diese waren klein, mit Schlagwerken versehen, und man trug sie an feinen, goldenen Ketten auf der Brust. Hochelegante „Frauen vom Stande“ sollen sogar „Orrlein“ als Ohrgehänge benützt haben.

Waren die Träger der Knopf- und der Halsuhren etwa Nachkommen jener Stutzer, die zweihundert Jahre früher winzige Sanduhren an ihr Strumpfband unter dem Knie befestigten? Wer weiß es? wir werden es nie erfahren und uns darüber den Kopf nicht zerbrechen.

Es gibt so vieles, das zu ergründen für den Sammler wichtiger wäre. Zum Beispiel, ob Peter Hele nach seinen ersten runden, auch ovale Uhren gemacht hat. Leider ist es bisher nicht einmal Kennern allerersten Ranges gelungen, darüber Gewißheit zu erlangen.

Wenn aber in dieser Sache ein Zweifel überhaupt noch möglich ist, darf man mit einem Laien nicht allzu streng ins Gericht gehen, der ein Nürnberger Ei erwarb und sich eine Weile, eine sehr kleine Weile hindurch dem beseligenden Wahne hingab, eine echte Peter Hele sein eigen zu nennen.

Meine Herren Antiquare, Schwarz und Steiner — wir stehen auf freundschaftlichem Fuß und sie haben zu meinen Kenntnissen von Zeitmessern mehr Vertrauen als ich selbst — hatten eine alte Taschenuhr aus Ungarn zugeschickt erhalten mit



Abb. 7. Uhr von Kaltenbrunner-Prag.

dem Auftrage, sie zu verkaufen. Seit Jahrhunderten befand sie sich im Besitze einer hochachtbaren, adeligen Familie. Die Uhr wurde mir zur Prüfung vorgelegt. Sie war ein liebes, plumpes, silbernes Ding, vor Gott und der Welt ein Nürnberger Ei aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, hatte die wohlbekannte Form, die sich einem ordentlich in die hohle Hand schmiegt, das solide und doch mit der Zeit schlotterig gewordene Scharnier, das verschiebbare Blättchen über dem Aufziehzapfen, den aus dem oberen Deckel sauber herausgearbeiteten Gehäuseschluß, alles wohlbekannt und zweifellos echt. Als ich aber den Deckel öffnete, war ich überrascht. Der Blatt unter dem Zifferringe und über dem Knöpfchen, das zum Heben des Werkes dient, ein Stück der Arabeskenverzierung herausgebrochen war und daß auf dieser Stelle (einst also verborgen) die Worte standen: Peter Hele a Nirnberg.

Bei dem Anblick verlor ich den Verstand, jeder Funke kritischen Geistes erlosch in mir und mit tollkühner Zuversicht belehrte ich meine Umgebung:

„Das ist eine Uhr von Peter Hele anno 1510, in der Blüte der Renaissancezeit gemacht, und des Nürnberger Meisters dreiunddreißigstes Werk!"

Der Preis, der für die Unschätzbare gefordert wurde, war im Vergleich zu



Abb. 8. Uhr von Joseph Michael Sacher in Rottenlos.

Zifferring, der stark verrostete flache Zeiger, stimmten zwar völlig mit dem schlichten Äußern der Nürnbergerin, aber das Zifferblatt war mit einem goldenen Arabeskennetz übersponnen, von so köstlicher Zeichnung, so zart, so fein anusciselirt, daß die Arbeit eines Goldschmieds aus der Renaissancezeit würdig gewesen wäre. Der Unruhkloben aus Silber wie das Zifferblatt und die Platine, hatten einen glatten, gewölbten Flügel und auf dem war graviert: a MDX, darunter aber, auf einem Schildchen zwischen den goldenen Ornamenten, stand, fast gänzlich verwischt und kaum noch lesbar, in arabischen Ziffern die Zahl 33.

Bald entdeckten wir auch, daß auf dem ihrem Werte verschwindend. Ich erstand sie sogleich und trug sie nach Hause in meinem Muff — es war im Winter — und wandelte dahin in einem Rausch des Glückes und bedauerte jeden, der mir begegnete, denn wer von allen diesen armen Menschen besaß eine Peter Hele? Daheim angelangt, betrachtete und bewunderte ich meine Erwerbung von neuem, jetzt aber schon mit etwas kühlerem Blute. O Hele! was sah ich auf den ersten Blick? war ich denn blind gewesen? Ich sah eine große konische Schnecke mit neun Umgängen. Sie verbarg sich nicht, sie stand ganz unbefangen da in ihrer Unschuld und machte sich von unten so breit und von oben so



Abb. 9. Uhr aus der Zeit Ludwigs XV (Pariser Arbeit).

eng, wie es einer rechtschaffenen alten Schnecke geziemt. Von einer Schnecke hat aber Peter Hele gewiß nichts gewußt, er hat überhaupt nichts gewußt von dieser Nürnbergerin, die für seine Tochter ausgegeben, mit seinem Namen geschmückt worden ist und Jahrhunderte hindurch einen Platz behauptet hat, der ihr nicht gebührte. Mich täuschte sie auch und verleitete mich zu einer unrichtigen Erklärung über ihre Herkunft, die ich eben in kurzer, aber feierlicher Rede abgegeben hatte bei Schwarz und Steiner. Ich schämte mich meiner selbst und hing die leidige Mahnerin an eine große Blamage in den schattigsten Winkel meines Uhrenschrankes. Die anderen Uhren, die goldenen, die emaillierten und besonders die mit blitzendem Jargon geschmückten schienen den Ankömmling in seinem schlichten abgenützten Silberkleide verächtlich anzublicken. Voll Unmut schloß ich den Schrank, ich wollte heute nichts mehr mit Uhren zu thun haben und zog keine von ihnen auf.

Am nächsten Morgen herrschte großes Schweigen unter den alten Schwätzerinnen, nur — seltsam! aus jenem Winkel, in dem ich gestern die Pseudo-Hele untergebracht hatte, tönte mir rasch, munter energisch das „pulsare" der Nürnbergerin entgegen. Sie gab ein Lebenszeichen, sie wollte bemerkt werden. So nahm ich sie denn wieder zur Hand und — mußte sie bewundern. Wenn es auch nicht Peter Hele gewesen ist, der das Werk gemacht, die Räder eingeteilt, mit freier Hand die Zähne herausgefeilt; ohne Behelf von Treib- und Walzmaschinen, die Achsen, die Triebe, die Zapfen so rein und genau hergestellt hat — ein Meister war es doch.

Abb. 10. Uhr aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts von Jul. Le Roy.

Mit welcher Liebe hatte er sein Werk ausgestattet! Auf dem Kronrad und auf der Trommel die Zeichnung der Arabesken im kleinen wiederholt, die das Zifferblatt und die Platine schmücken, die Pfeiler


Abb. 11. Spindeluhr von Christian Herbl-Augsburg.

zierlich durchbrochen und modelliert und in jeden von ihnen fünf Perlen eingesetzt. Vollständig sind sie heute nur noch in einem vorhanden, ihr milder Schimmer ist erloschen und sie haben eine bräunliche Farbe angenommen.

Wer mag das edle Werk verunehrt haben, indem er ihm eine falsche Aufschrift gab? Ich glaube, daß dieser Frevel schon vor langer Zeit begangen wurde. Jedenfalls ist aber die falsche Hele ein echtes Kunstwerk und nimmt jetzt einen Ehrenplatz in meiner Sammlung ein. Sie wohnt in der Nähe einer Eiuhr, die in der Form viel Ähnlichkeit mit ihr hat, auch glatt, etwas schlanker, reich vergoldet ist und erhaben über jeden Verdacht einer Fälschung. (Abb. 1).

Ihr Inneres und ihr Äußeres bezeugen, daß sie um die Mitte des XVI. Jahrhunderts entstanden ist. Das silberne Blatt hat zwei Ziffernringe mit türkischen Zahlen, von denen der kleinere, der die Stunden des Tages angiebt, in vierundzwanzig, der größere, der die Tage des Monats angiebt, in einunddreißig Teile geteilt ist. Das Zifferblatt und die Platine sind auf das feinste nielliert, die Zeiger besonders schön gearbeitet und mit Diamantsplittern geschmückt. Die Uhr zeigt den Mondeslauf, die Himmelszeichen und die Monatsnamen an und ist das Werk eines Meisters in seiner Kunst.


Abb. 13. Uhr aus der Empirezeit.

Abbildung 2 ist ebenfalls eine Eiuhr. Sie hat ein reich verziertes silbernes und vergoldetes Gehäuse. Der durchbrochene Deckel läßt das schön ciselierte Zifferblatt sehen. Im Pourtour sind vier Figürchen in gleichfalls durchbrochener Arbeit angebracht, sie stellen die vier Jahreszeiten vor.

Auf dem rückwärtigen Deckel ist ein Wappen eingraviert. Die Verzierungen, die einst die Platine schmückten, fehlen leider, das Werk, das mit „Martin Zoller Augspurg“ gezeichnet ist, hat durch barbarische Nachbesserer sehr gelitten. Wie selten findet man aber auch Uhren aus der Renaissancezeit, an denen sich nicht Uhrmacher des XVII. und XVIII. Jahrhunderts schwer versündigt hätten!

Das folgende Ührchen (Abb. 3) bildet ein längliches Oktogon, es hat ein versilbertes Zifferblatt, an dem noch Spuren von Verzierungen in translucidem Email zu entdecken sind. Das Gehäuse war einst so reich vergoldet, daß einer seiner Besitzer oder Verkäufer es der Mühe wert fand, das Gold herunterzuschaben. Die kleine Uhr hat sicherlich eine Löffelunruhe gehabt, die später durch eine ovale ersetzt wurde, ihr Gang ist durch eine Schweinsborste regulirt worden, der kleine Hebelarm ist noch da, er hat sogar eine Hand, aber ihr ausgestreckter Zeigefinger weist ins Leere. Hingegen ist das Original der Abbildung 4 vollkommen erhalten. Das Gehäuse besteht aus geschliffenen Bergkrystallen in vergoldeter Einfassung. An dem Werke könnte sein Urheber, Meister Friedrich Hübner, heute noch Freude haben. Noch windet sich die Saite um die hohe Schnecke, noch sind fast alle Rädchen unversehrt. Das köstliche, kleine Ding muß sich immer im Besitze von Leuten befunden haben, die seinen Wert zu schätzen wußten.


Abb. 12. Ringuhr aus der Empirezeit.

Abbildung 5 ist eine


Abb. 14. Uhr aus der Empirezeit.



bewunderungswürdige Arbeit von dem berühmten Rugendas in Augsburg, eine Kalender- oder, wie man zu seiner Zeit sagte, astronomische Uhr. Auch sie ist völlig unversehrt, das Gehäuse und das Zifferblatt aus vergoldetem Messing und reich ciseliert.





Abb. 15. Petschaftuhr.

Das wertvollste Stück meiner Sammlung (Abbild. 6) ist eine Uhr von Kristoph Schöner in einem lateinischen Kreuze aus Amethyst. Das silberne Zifferblatt ist mit schlanken Arabesken in Champ levé geschmückt, die Ziffern sind auf rautenförmigen Blättchen angebracht, der Name des Meisters steht auf der ebenfalls silbernen Platine, zwischen feinen, goldenen Ornamenten. Weder an dem genau und zierlich ausgeführten Werke noch an dem Gehäuse ist die geringste Spur einer Abnützung wahrzunehmen. Ein Pariser Uhrmacher soll im Anfang des XVI. Jahrhunderts viele Uhren in Kreuzform verfertigt haben, und es ist wahrscheinlich, daß er deren Erfinder war. Diese Uhren wurden meistens in Krystall, aber auch in Gold und Silber hergestellt und mit kirchlichen Emblemen versehen, von Prälaten und Äbtissinnen getragen.



Abb. 16. Uhr in Form einer Laute.

Abbildung 7 ist die äußerst gediegene Arbeit eines Deutschen in Prag, sein Name, Kaltenbrunner, steht auf dem sorgfältig gravierten Zifferblatt. Das Werk ist noch dienstbar, wenn es auch die Zeit nicht mit der Genauigkeit anzugeben vermag, die wir jetzt von unseren Taschenuhren fordern. Es hat ein originell geformtes Doppelgehäuse aus Silber, der Mantel ist in Silber gefaßt und mit gefärbter Fischhaut überzogen. Statt des Glases dient ein zugeschliffener Bergkrystall.

Abbildung 8: eine Taschenuhr von Jo. Micha Lä (Joseph Michael) Sacher in Rottenlos. Sie hat ein einfaches, silbernes Gehäuse, das Zifferblatt ist aus vergoldetem Messing, teils graviert, teils getrieben. Auf dem unteren Teile desselben befindet sich ein auf Pergament gemaltes Miniaturbild des Evangelisten Johannes, das von einem silbernen Rähmchen umfaßt wird. Die Stunden**zahl** vertritt die Stelle des Stunden**zeigers**; sie bewegt sich unter dem Halbkreise, auf dem die Minutenzahlen eingegraben sind. Die Uhr zeigte also im Augenblick, in dem sie aufgenommen wurde, die 12. Stunde und die 39. Minute an.

Abbildung 9 stammt aus der Zeit Ludwigs XV. und ist in Paris von Madelainy gemacht. Die Ziffern stehen auf weiß emaillierten, herzförmigen Schildchen. Unter der Zwölf erscheint, bei jedem Druck auf den Knopf der Uhr, ein anderes Bildchen, und so präsentieren sich der Reihe nach die sehr fein in Email ausgeführten Porträts des Königs und einiger Personen seines Hofes. Auf der Rückseite der Uhr ist, gleichfalls in Email, das Bildnis Mme. de Pompadours dargestellt.

Abbildung 10 ist eine der fünf Taschenuhren von Julien Le Roy, die ich mit dem größten Sammlerstolze mein nenne. Ihr Gehäuse, aus feinstem Golde, hat getriebene Barockverzierungen. Das Werk ist seines großen Meisters würdig, manche moderne Uhr könnte diese Greisin von fast zweihundert Jahren um ihren schönen Gang, um ihre starken, gleichförmigen, etwas klin-



Abb. 17. Uhr in Form eines Apfels.

genden Unruhschläge beneiden. Die Uhrmacherkunst verdankt Julien Le Roy viele ihrer wichtigsten Erfindungen, die besonders in der Schweiz vielfach nachgeahmt wurden. Durch ihn erhielten die französischen Uhren den Vorzug vor den englischen, man schrieb seinen Namen auf Genfer Werke, statt wie bisher die Namen Barlow, Tompion, Graham. Als Voltaire Paris verlassen und Ferney zu seinem Aufenthalt gemacht hatte, erhob er diese Ortschaft durch die vielen Uhrmacher, die er aus Genf dahin zog, beinahe zur Stadt. Eines Tages erhielt er den Besuch Pierre Le Roys, des ältesten Sohnes Juliens. „Monsieur,“ sagte er zu ihm, „der Marschall von Sachsen und Ihr Vater haben England besiegt.“

Abbildung 11: deutsche Arbeit. Ein noch makelloses kleines Spindelwerk von Christ. Herdl in Augsburg, in eiförmigem emailliertem Gehäuse. Die Abbildungen 12, 13 und 14 stellen drei Ührchen aus der Empirezeit dar. Das winzige Werk der ersten ist in einen kanellierten, goldenen Fingerring gefaßt und noch gehfähig. Die Werke der zweiten und dritten haben ihre Thätigkeit eingestellt, sind aber komplet und könnten durch eine geschickte Hand wieder in Bewegung gesetzt werden.

Drei kleine Prachtstücke aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts sind die Nummern 15, 16 und 17. Welchem von ihnen der Preis der Schönheit und des inneren Wertes gebührt, ob dem Petschaft, der Laute oder dem Apfel mit seinem Rautenkranze, mit seinem goldenen, in Filigranarbeit ausgeführten Zweiglein, wäre schwer zu entscheiden. Leider ist keines dieser allerliebsten Meisterstücke des Kunsthandwerks signiert.

Abbildung 18 ist ein Ührchen in Form einer Leier. Das Gehäuse und der Glasring sind mit Turquoisen verziert, den rückwärtigen Deckel schmückt ein Bouquet in quatre ors. Abbildung 19: eine Pariser Spieluhr mit Cylinderwerk. Das emaillierte Bildchen unter dem Glase des rückwärtigen Deckels stellt eine Landschaft vor. Die Bäume im Vordergrunde und die drei Figürchen, ein Herr und zwei Damen im Kostüm Ludwigs XV sind auf das niedlichste in quatre ors ausgeführt. Ein Druck auf einen an der Seite angebrachten Knopf setzt das Spielwerkchen und die Figuren



Abb. 18. Uhr in Form einer Leier.

in Bewegung. Der kleine Herr, der rechts unter dem Baume steht, schwingt die Schaukel, auf der eine nette, junge Dame sitzt. Eine zweite junge Dame, die dem Beschauer ihr holdes Gesichtchen zuwendet, begleitet diese ländliche Ergötzlichkeit mit ihrem Spiel auf der Guitarre.

Abbildung 20 ist eine sogenannte Thaleruhr, von Terond et Navier in Genf. Ihr Gehäuse wird durch ein ausgehöhltes Guldenstück gebildet. Sie ist eine von den flachen Cylinderuhren, die vor vierzig bis



Abb. 19. Pariser Spieluhr mit Cylinderwerk.

fünfzig Jahren in der Mode waren (das Werk der meinen ist nicht viel dicker als ein gewöhnliches Spielkartenblatt) und von denen der ausgezeichnete Uhrmacher und Kunstkenner Pierre Dubois sagt: „Solche Uhren können die Stunden nicht genau angeben, es sind Phantasiestücke, von denen die Zukunft nichts wissen wird."

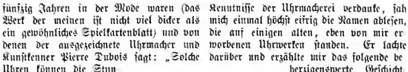


Abb. 20. Thaleruhr.

Die Mode kümmert sich aber nicht um die Zukunft, sie beherrscht die Gegenwart und verhilft mit Vorliebe den Erfindungen des Ungeschmacks, des Leichtsinns und der Laune zu vorübergehendem Ruhme. Zum Glück kommt manchmal aber auch das Gute und Schöne in die Mode, und in solchen Zeiten treiben die echte, ernste Kunst und das edle Kunsthandwerk die reichsten Blüten. Nach Jahrhunderten noch erquicken und erbauen wir uns an ihrem Anblick oder an dem ihrer Trümmer. Auch diese reden zu uns in deutlicher Sprache und erzählen von ihrer schönen Vergangenheit. Über eines jedoch bewahren viele köstliche Erzeugnisse des Kunsthandwerks ein tiefes Schweigen: über den Namen ihres Urhebers. Das zu bedauern hat besonders der Sammler alter Uhren häufig Gelegenheit. Wie oft kommen ihm vortreffliche Werke ohne Meisterzeichen vor, wie oft höchst mittelmäßige, denen berühmte Namen eingraviert sind! Wer nicht ein kundiger Uhrmacher und Archäologe zugleich ist, wird gar leicht irre geführt. Die Gelegenheit dazu ist immer da; in allen denkbaren Arten tritt die Täuschung uns an und Mißtrauen sollte der spiritus familiaris des Sammlers sein.

Der Meister, dem ich meine geringen Kenntnisse der Uhrmacherei verdanke, sah mich einmal höchst eifrig die Namen ablesen, die auf einigen alten, eben von mir erworbenen Uhrwerken standen. Er lachte darüber und erzählte mir das folgende beherzigenswerte Geschichtchen:

Sein Vater, der auch ein tüchtiger Uhrmacher war, hatte eine Schweizer Damenuhr von recht guter Qualität repassirt und gab seinem Gesellen den Auftrag, sie gravieren zu lassen. Der Geselle, ein schwerfälliger Jüngling, langweilte seinen Herrn mit stets erneuten Fragen nach den Weisungen, die er dem Graveur zu erteilen habe. Die Thürklinke schon in der Hand, fiel ihm noch das Wichtigste ein:

„Und den Namen? welchen Namen soll ich in die Uhr gravieren lassen?"

„Meinetwegen Peter Zapfel," erwiderte der Meister ungeduldig.

Und in zweihundert Jahren sitzt vielleicht ein Sammler mit der Loupe in der Hand vor den Überresten dieses Werkes und hält sich für einen großen Entdecker. Wie jede andere Wissenschaft ist bis dahin auch die der Geschichte der Uhrmacherei weit vorgeschritten. Sie hat ihre Leuchte in die dunkelsten Tiefen verfallener Archive getragen, sie hat halb vermoderte Kirchenbücher durchstöbert, längst verschollene Namen der Vergessenheit entrissen. Nun aber kommt doch noch ein ganz fremder, ganz neuer zum Vorschein . . . Die armen Archäologen! Wir arme Sammler! Peter Zapfels fictives Dasein bereichert das unsere um eine Erfahrung, die ans Tragische grenzt.



Michail Alexandrowitsch Bakunin.

Von

Theodor Schiemann.

Am 6. Juli 1876 starb in Bern Michail Bakunin, eine der merkwürdigsten Figuren in der Reihe der Revolutionshelden unseres Jahrhunderts. Er läßt sich weder mit den Männern vergleichen, welche die deutsche Revolution von 1848 machten, noch mit den Theoretikern der socialen Revolution, die in Marx ihren Meister verehrten, noch endlich mit Mazzini oder den übrigen Propheten des mißverstandenen italienischen Patriotismus. Nicht einmal mit den russischen Emigranten, die wie Alexander Herzen von London aus ihr Wesen trieben, oder mit den polnischen Revolutionären ist er mehr als äußerlich verbunden. Er ist etwas Besonderes für sich und doch eine typische Gestalt, die sich nur verstehen läßt, wenn man das Nikolaitische Rußland kennt, jenes Rußland, dem sein ganzer leidenschaftlicher Haß galt und das er dennoch in seiner Weise über alles liebte, von dessen streng umgrenzten nationalen und religiösen Sonderseiten er sich zum weitesten Kosmopolitismus erhob, und in dessen Scholle doch alle Wurzeln seines Empfindens und Denkens hafteten.

Michail Alexandrowitsch Bakunin.
Nach einer Photographie von Alphons & Paul Noblet, Genf.

Denn der Mensch ist die Summe dessen, was ihm angeboren ist, und dessen, was er persönlich durchlebt hat. An ihm haftet die Erbschaft vorausgegangener Generationen, deren physische und geistige Erfahrungen er unbewußt in sich trägt, die er dann weiterbildet je nach dem Kapital an Willen, Phantasie, Leidenschaft, Verstand, die ihm auf seinem besonderen Wege mitgegeben sind, je nach der Kraft, die ihm eignet, Selbstzucht und Selbsterziehung zu üben, je nach den Verhältnissen, in die er gesetzt wird, um in der Praxis des Lebens den Schluß zu ziehen aus all diesen Prämissen. Man soll den Faktor des Angeborenen nicht überschätzen, er hebt die Verantwortlichkeit für die Handlung nie und nimmer auf, aber er bildet das *fatale* Element im Leben der Menschen, er ist der gute oder böse Genius, der die Seele treibt und sie zu beherrschen strebt, mit dem wir ringen und kämpfen müssen, um zu innerer Freiheit zu gelangen, der aber unter allen Umständen der Persönlichkeit ihre charakteristische Färbung gibt.

Michail Bakunin erwuchs in einer für Rußland verhängnisvollen Periode. Er war im Jahre 1814 in Prjämichino, dem Erbgut seiner Familie, im Gouvernement

*) Vergl. Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. 6. Band. Michail Bakunins social-politischer Briefwechsel mit Alexander Herzen und Ogarjow. Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen von Prof. Michail Dragomanow. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Prof. Dr. B. Minzes. Stuttgart 1895. Cotta'sche Buchhandlung. CX + 420. 8°.

Twer geboren. Seine Jugendzeit fällt in die mystische Periode Alexanders I. und in das erste Jahrzehnt des Nikolaitischen Regiments, da unter dem Eindruck des niedergetretenen Aufstandes der Dekabristen ein schwerer geistiger Druck auf dem ganzen Reiche lastete. Das schloß dann freilich nicht aus, daß in denjenigen Familien, die wohlhabend genug waren, um ihren Kindern eine Erziehung im eigenen Hause zukommen zu lassen, andere Ideen umgingen: die mit großer Zähigkeit festgehaltene Tendenz der Tage Katharinas, ein aus der ersten Regierungsperiode Alexanders stammender, durch den Aufenthalt der russischen Truppen in Frankreich wesentlich verstärkter, von republikanischen Idealen durchzogener Liberalismus, ein geheimer Kultus für die Männer des 14/26. Dezember 1825, der in der Familie Bakunin noch verstärkt wurde durch die verwandtschaftlichen Beziehungen, in welchen sie zu den Murawjews stand, endlich ein reges Bildungsbedürfnis, das sich nicht nur auf die Kenntnis der französischen Litteratur beschränkte, sondern auch die deutsche Litteratur und, seit den Tagen Hegels, auch die deutsche Philosophie heranzog. Michail Bakunin schickt einmal einem Freunde Bettinas Tagebuch eines Kindes und bittet das Buch ja nicht weiterzugeben, „da meine Schwester verzweifeln würde, wenn es verloren ginge". Das war die Richtung des Hauses. So hatte auch Michail sich eine nicht übele allgemeine Bildung zu eigen gemacht, als er 1834 in die Petersburger Artillerieschule eintrat. Er hatte darauf gerechnet, in die Garde überzugehen, wurde aber in ein Infanterieregiment versetzt, das sein Standquartier auf dem Lande hatte, und da hielt er es denn nicht lange aus. Nach nicht vollen zwei Jahren nahm er seinen Abschied und lebte danach teils auf dem Gute der Eltern, teils in Moskau, wo er bald der Mittelpunkt eines Kreises wurde, der sich eifrig philosophischen Studien hingab. Er zeigte dabei eine ausgesprochene Richtung zur Abstraktion. Ihn interessierten, wie einer seiner Freunde sich ausdrückt, die Ideen, nicht die Menschen, er liebte sich bis in die letzten Konsequenzen zu steigern und ging, um folgerecht zu bleiben, so weit, daß er auf Grund des Hegelschen Satzes von der Vernünftigkeit alles Wirklichen, auch die Nikolaitische Wirklichkeit als das Vernünftige mit Leidenschaft rechtfertigte. Denn alles, was er anfaßte, betrieb er mit Leidenschaft, unerbittlich in der Theorie, höchst nachsichtig in der Praxis, zumal wo seine eigene Lebenspraxis mit in Frage kam; herrschsüchtig, witzig, beredt, liebenswürdig, aber zugleich klatschsüchtig und unwahr, unzuverlässig in Geldangelegenheiten, nach keiner Richtung hin bereit, sich einen unbequemen Zwang aufzulegen. Er war, was man in Rußland halb lobend, halb tadelnd eine schirokaja natura, eine breite Natur nennt, aber selbst für die breiten Moskauer Verhältnisse zu breit angelegt. So hat er sich schließlich mit all seinen Freunden, den Bielinski, Katkow, Herzen, Ogarjow überworfen. Die beiden letztgenannten hatten ihm ein Stipendium zu einer Studienreise nach Deutschland ausgesetzt, und Ogarjow hat, als er das Nähere über den Streit zwischen Bakunin und Katkow hörte, sogar daran gedacht, diese Subsidie wieder zurückzuziehen. „Er ist ein solcher Mensch, daß es einem zuwider ist, ihm die Hand zu reichen; Du hast sehr klug gethan, Dich ihm nicht herzlich zu nähern. .... wir müssen gestehen, daß unser Auftreten in Moskau uns keine angenehmen Bekanntschaften geschafft hat: zwei kluge Männer, von denen der eine (Katkow) ein Bube, der andere (Bakunin) ein Schurke ist, das ist alles, was wir kennen gelernt haben." Nun, sowohl Herzen wie Ogarjow waren gutmütig genug trotz allem ihre Zusage einzuhalten, und so zog denn Bakunin im Herbst 1840 nach Berlin.

Er hat damit Rußland für immer verlassen, wenn wir absehen von den dunkeln Jahren, die er in den Petersburger Kasematten verbrachte oder von seiner sibirischen Zeit, die ihn gleichfalls in keinen Konnex mit der russischen Wirklichkeit setzte. Was er mitbrachte an Kenntnis seines Vaterlandes, war im Grunde doch höchst unzureichend: ein Stück Landleben war ihm vertraut geworden, dazu die beiden Residenzen: das führende Petersburg und das stets etwas verwöhnte, allezeit in irgend welcher Form gegen die jüngere Rivalin und ihre Ideen opponierende Moskau. Hier wie dort aber

kannte er nur die „Gesellschaft", d. h. die aristokratisch bureaukratischen Kreise und die in der jüngeren Generation eben dieser Aristokratie sich mühsam emporringende Gruppe der Liberalen. Was er sonst von Rußland wußte, war ein Phantom, das er sich selber konstruiert hatte, Abstraktionen, die er aus historischer Lektüre geschöpft haben muß und die zu voller Entwickelung und zu immer phantastischerem Ausbau erst im Laufe der nächsten Jahre gediehen. Über Gehalt und Gesinnung der russischen „Gesellschaft" jener Tage haben wir zahlreiche Aufzeichnungen Fremder und Einheimischer. Die Deutschen, welche Bakunin kennen lernten, meinten in ihm, der ihnen originell erschienen war, einen jener Typen wiederzuerkennen, welche Custine in seiner „Russie en 1839" so meisterhaft schildert. Aber Custine war ein Fremder und sein Urteil gibt schließlich doch nur den Eindruck einer viermonatlichen Reise durch Rußland wieder. Wie jenes Rußland, das er für immer verlassen hatte, thatsächlich war, und wie jene „Gesellschaft" aussah, von welcher er ein Teil war, wollen wir lieber an den Zeugnissen eines Russen verfolgen. Ein ehemaliger kleinrussischer Leibeigener, der spätere Professor der Petersburger Universität, wirklicher geheimer Rat Nikitenko, einer der besten Männer Rußlands, hat seinem verschwiegenen Tagebuche die Eindrücke anvertraut, die von 1826—1872 durch seine Seele gegangen sind. Meist Thatsachen, litterarisch-politische Betrachtungen, hier und da ein zusammenfassendes Urteil über sein Volk und über die „Gesellschaft". Schon zum Jahre 1830 redet er von dem Geist der Widersetzlichkeit, der im gebildeten Teile der Gesellschaft aufkomme und um so schlimmer sei, als er sich verberge: „Es ist der Wurm, der an der Wurzel des Baumes nagt." Im April 1834 (das Jahr, in welchem Bakunin in die Petersburger Artillerieschule trat) schreibt er: „Wir befinden uns in einer sonderbaren Lage. Unter den Leuten, welche beanspruchen auf den Geist der Gesellschaft zu wirken, ist keinerlei Sittlichkeit. Alles Vertrauen zu einer höheren Ordnung der Dinge, zu höheren Gründen der Thätigkeit ist geschwunden. Man liebt weder die Gesellschaft noch die Menschheit; ein kleinlicher abstoßender Egoismus wird von denen gepredigt, welche berufen sind, die Jugend zu erziehen, die Bildung zu fundamentieren oder die gesellschaftliche Ordnung zu leiten. Sittliche Schamlosigkeit und Cynismus haben die Seelen so erfüllt, daß vom Erhabenen auch in Büchern mit Spott gesprochen wird. Der Stand der Geistesstarken, der Litteraten, ist am tiefsten in diesen Cynismus versunken. Sie loben in ihren Werken die reine Schönheit und sind selbst voll schmutziger Sittenlosigkeit. Sie reden von Ideen, leben aber ohne jedes Bewußtsein von den höheren Bedürfnissen des Geistes und zeigen in ihrem Privatleben die schlimmsten Regungen menschlicher Leidenschaft . . ." „Anfangs" — so fährt er fort — „strebten wir ekstatisch nach Licht. Als wir aber sahen, daß man mit uns nicht scherze, daß man von uns Schweigen und Unthätigkeit verlange, daß Talent und Verstand verurteilt waren, am Grunde der Seele, die so zum Gefängnis wurde, zu erstarren, daß jeder helle Gedanke als Vergehen gegen die gesellschaftliche Ordnung galt, daß soldatische Disciplin das alleinige Princip war, nach dem gehandelt werden darf . . . . da verarmte plötzlich die junge Generation, alles Hohe und Gute erschien als unpraktische Träumerei und zu träumen war lächerlich" . . . . Im Jahre 1841, als Bakunin eben in Berlin seinen Studien nachzugehen begonnen hatte, faßt Nikitenko, von dem noch ausdrücklich hervorgehoben werden soll, daß er weder Kopfhänger noch Schwarzseher ist — seine Eindrücke folgendermaßen zusammen: „Einen traurigen Anblick bietet unsere Gesellschaft: sie zeigt weder großmütige Strömungen, noch Gerechtigkeit und Einfachheit, auch kein Ehrgefühl in ihren Sitten. Mit einem Wort, nichts zeugt von gesunder, natürlicher und energischer Entwickelung sittlicher Kräfte. Die kleinen Seelen zehren sich im kleinen Zank des gesellschaftlichen Chaos auf. Man hat nicht einmal eine klare Vorstellung von dem, was vorteilhaft ist und versteht nicht energisch auf dieses Ziel loszugehen . . . . Verstand und Spitzbüberei sind Synonyma geworden und ein ehrlicher Mensch heißt bei uns einfältig und dumm. Die Korruption der Gesellschaft ist so groß, daß Ehrenhaftigkeit und Gerechtigkeit entweder

für Schwachköpfigkeit, oder für romantische Schwärmerei gelten .... Wozu auch soll man edle Bestrebungen in sich heranbilden, wenn man sich früher oder später doch der Masse anschließen muß, um nicht ihr Opfer zu werden?"

Ich setze diese höchst charakteristischen Betrachtungen her, weil sie uns zeigen, wie beschaffen jene Gesellschaft war, aus welcher Bakunin und bald auch seine Freunde — oder sagen wir lieber seine guten Bekannten — Turgenjew, Herzen, Ogarjow, Katkow sich losrissen. In diesen Männern lebte ein höheres Streben als in denjenigen, die zurückblieben, und wenn namentlich Bakunin keineswegs frei war von den Sünden und Schwächen der Gesamtheit, es war doch ein Stück Idealismus, dem er den Trieb dankte, der ihn über die Grenze führte und der ihn bald auf so abschüssige Bahnen führen sollte. Zunächst fühlte Bakunin sich in Berlin auch ungemein glücklich. Er warf sich mit glühendem Eifer auf philosophische Studien; Werder, Vatke, Hotho wurden seine Führer, wie sie kurz vorher die Lehrer des jungen Viktor Hehn waren, der Berlin verließ, als Bakunin dort seinen Einzug hielt. Zwei typische Repräsentanten germanischen und französischen Geisteslebens, Gegensätze, wie sie schärfer nicht gedacht werden können. Dem einen war die Erkenntnis, die Wahrheit als solche, das Wesentliche, der andere suchte nach einem Rüstzeug zur „Realisierung der Freiheit". Der eine baute auf positives Wissen und ging überall vom historisch Gewordenen aus, dem anderen waren historische Thatsachen nur interessant, soweit er sie nützen konnte, im übrigen alle Geschichte gleichgiltig und das Gewordene verhaßt. Wenn er noch eine Zeitlang in den Bahnen Hegels blieb, so war ihm bald selbst die Hegelsche Linke nicht folgerichtig genug und schon 1842, also nach kaum zwei Jahren, ist er so weit über seine Lehrer hinaus, daß Ruge von ihm sagte: „Dieser liebenswürdige junge Mensch überholt alle die alten Esel in Berlin!" Es ist erstaunlich, mit welcher Entschlossenheit Bakunin in seinen beiden ersten Schriften: „Schelling und die Offenbarung" und „Die Reaktion in Deutschland", die Vernichtung des Bestehenden als sittliche Notwendigkeit ankündigt. Da er nichts liebte und den Begriff der Ehrfurcht überhaupt nicht kannte, fiel es ihm nicht schwer, den Weltenbrand zu verlangen, aus welchem der Phönix der selbstbewußten Menschheit verjüngt emporsteigen sollte. Für die deutschen Philister, „welche ihr reiches geistiges Bewußtsein nicht ins Leben zu führen wissen", hat er überlegenen Spott und mit dem Spürsinn des Verschwörers versteht er die Leute ausfindig zu machen, mit denen er ein Stück Weges gehen kann, damit sie ihm seine Bahn vorbereiten. Des Deutschen ist er so mächtig geworden, daß er es schreibt und spricht wie ein Deutscher, ganz wie er sich das Französische und Italienische wie seine Muttersprache zu eigen machte. Wir finden ihn danach auf einer politischen Wanderschaft begriffen, die ihn vollends zum Kosmopoliten ausbildet und eine andere Eigentümlichkeit seiner Natur hervorkehrte: wo immer er sich bewegt, weiß er sich in den Vordergrund zu drängen. In der Schweiz, in Frankreich, in Deutschland ist ihm die Polizei an den Fersen, überall aber findet er gute Freunde, die ihm durchhelfen und schließlich — seine Schulden bezahlen müssen. Ruge, Herwegh, Marx, Fröbel, Weitling, Karl Vogt, Proudhon, die russischen Emigranten in Paris sind seine Freunde oder halten sich dafür, und wo es sich ums Niederreißen handelt, ist er mit ihnen allen eines Sinnes. In eine laute Öffentlichkeit aber drang sein Name doch erst im Jahre 1847. Damals feierte die polnische Emigration in Paris den 17. Jahrestag der Revolution von 1830, und am 29. November hielt Bakunin die Festrede. Ein oratorisches Meisterstück, das die Versöhnung Rußlands und Polens verkündigte, zur Befreiung der unter fremdem Joch seufzenden slawischen Völker und zu endgültigem Sturz des Despotismus in Europa. Die Folge dieser Rede, deren gefährliche agitatorische Tendenz sich unmöglich verkennen ließ, war seine Ausweisung aus Frankreich, aber im Februar 1848 ist er wieder in Paris und nun, da die lange ersehnte Revolution wirklich da war, der Weltenbrand wirklich angefacht schien, hatte er das Element gefunden, in dem er sich wohl fühlte. Kommunismus, das war nunmehr seine Parole, und die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er in den Kasernen der Montagnards seine



Beschauliche Unterhaltung. Nach einer Kohlenzeichnung von Karl Bennewitz von Loefen jun.

Ideen vertrat, die Ungeduld, mit der er immer weiter drängte, wurde selbst den französischen Barrikadenmännern bald unheimlich. „Quel homme! Quel homme“! sagte der Barrikadenpräfekt Caussidière von ihm. „Am ersten Tage der Revolution ist er einfach ein Schatz, am zweiten muß man ihn einfach erschießen.“ Schließlich hat die provisorische Regierung ihn leidlich mit Geld versorgt und ihm den Auftrag erteilt, Deutschland zu revolutionieren. Man wollte ihn loswerden um jeden Preis.

Über die deutsche Episode können wir rasch hinweggehen. Ruge hat uns in seinen Erinnerungen einige höchst charakteristische Züge davon aufbewahrt. Im Grunde blieb Bakunins Thätigkeit ziemlich wirkungslos, wenn nicht etwa die Thatsache Erwähnung verdient, daß er Ruge bewog, die Wahlsitzung zu verlassen, die ihn ins Vorparlament schicken wollte. Sie kneipten die Nacht durch und Ruge wurde nicht gewählt, Bakunin aber tröstete ihn damit, daß die Schwätzer in Frankfurt doch nichts Gescheites ausrichten würden. Auch interessierten die deutschen Angelegenheiten Bakunin weit weniger als die slawische Revolution, die er von Breslau und dann auf dem Slawenkongreß in Prag vorbereiten wollte. Als Windischgrätz dem Lärm endlich ein Ende machte, floh Bakunin nach Deutschland, im Mai 1849 finden wir ihn auf den Dresdener Barrikaden, wo er den glücklicherweise nicht befolgten Rat gab, „auf den Stadtmauern Raphaels Madonna und Murillos Gemälde aufzustellen und sie als Schutz gegen die Preußen zu gebrauchen, die zu klassisch gebildet seien, um auf Raphael zu schießen“. Von der Polizei verfolgt — es war von Rußland aus gegen ihn die (ganz aus der Luft gegriffene) Klage erhoben worden, daß er in Gemeinschaft mit den Brüdern Wychowski ein Attentat gegen den Kaiser Nikolaus geplant habe — wurde er verhaftet, in Sachsen zum Tode verurteilt, aber im Mai 1850 nach Prag ausgeliefert, erst zu lebenslänglichem Kerker, dann nochmals zum Tode verurteilt, im Oktober 1851 aber der russischen Regierung ausgeliefert. Der Kaiser Nikolaus internierte ihn in den Kasematten der Peter-Paulsfestung, dann in Schlüsselburg, wo der Skorbut ihm fast alle Zähne raubte, endlich, als er bereits den Entschluß gefaßt hatte, sich das Leben zu nehmen, wurde er nach Sibirien verbannt. Hier hat er einige Jahre unter dem Schutz seines Vetters, des mächtigen, radikal gesinnten Generalgouverneurs von Ostsibirien, Murawjew Amurski, in behaglicher Stellung, nichtsthuend und politisch immer weiter träumend und sich in seinen radikalen Utopien immer tiefer verirrend, verbracht. Er heiratete eine Polin, die ihm einen kleinen Besitz in Sibirien mitbrachte, und hätte wohl für immer in diesem äußersten Osten bleiben können, wenn es ihm überhaupt möglich gewesen wäre stille zu sitzen. Er glaubte an einen großen Beruf, den er erfüllen müsse, und so ist er zuletzt ohne jede ernste Gefahr von Irkutsk aus über Japan, San-Francisko und New-York nach London entflohen, wo er zu Ende des Jahres 1861 eintraf. Als etwas Selbstverständliches nahm er es hin, daß er fortan auf Kosten seiner Freunde, Herzen und Ogarjow, leben werde, die von London aus damals durch die „Glocke“ auf die russische Gesellschaft einen ungeheuren Einfluß ausübten und bemüht waren, den russischen Staat auf die Wege verfassungsmäßiger Freiheit hinüberzuleiten. Daß dieses Bestreben, welchem Kaiser Alexander II. in großmütiger Weise durch die Bauernbefreiung und durch eine Kette systematisch angelegter Reformen entgegenkam, nicht zum Ziel führte, daß namentlich die Glocke jeden thatsächlichen Einfluß verlor, ist vor allem Bakunins Schuld. Er glaubte in der werdenden polnischen Revolution das Mittel gefunden zu haben, um den russischen Staat, dessen „abscheuliche Verfaultheit und patriarchalischen Despotismus“ er bis in den Tod haßte, zu stürzen und zu vernichten, und riß seine Freunde in den Kreis dieser politischen Ideen. Seine völlige Unkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse Rußlands ließ ihn an eine große bevorstehende panslawische Revolution glauben, er rechnete mit Sicherheit darauf, daß das russische Militär sich der polnischen Erhebung anschließen werde, und sah am äußersten Horizonte die große Bauernrevolution, von welcher das allgemeine Heil der verjüngten Welt ausgehen solle. Es ist bekannt, wie ganz anders der wirkliche Verlauf der polnischen Revolution war. Sie führte nicht zu einer panslawistisch-demokratischen, sondern zu

einer panrussisch-absolutistischen Strömung. Bakunin, der den tollen Einfall gehabt hatte, eine Expedition polnisch-russischer Emigranten den Aufständischen über Stockholm zu Hilfe zu führen, scheiterte kläglich; er und die Seinigen wurden von dem englischen Kapitän, der sie ans Ziel fahren sollte, einfach genarrt; unverrichteter Dinge mußte er nach London zurück und tief verstimmt, aber völlig unbekehrt, schlug er nun seinen Wohnsitz in Italien auf.

Auch hier finden wir ihn bald im Mittelpunkt aller Verschwörungen. 1865 gründete er einen internationalen Bruderbund, dessen Ziel die Vernichtung der Staaten in ihren religiösen, juridischen, politischen und socialen Fundamenten sein sollte, damit „durch die freie Initiative freier Individuen in freier Gruppierung" ein Neues entstehe. 1867 wurde er Mitglied des Generalrats der Friedens- und Freiheitsliga zu Genf, 1868 trat er in die Centralsektion der Internationale in Genf ein und als er dort für seinen Gedankenkreis eine Majorität nicht finden konnte, gründete er mit 30 Gesinnungsgenossen die „Internationale Allianz der Socialdemokratie". Er hat dann innerhalb dieses Bundes noch einen geheimen internationalen Bruderbund gestiftet, dessen Diktatur er sich übertragen ließ und durch welchen er auch die große Internationale zu beherrschen hoffte. Hier aber ist er gescheitert. Bakunin war von Natur entschieden gutmütig, er ging darin, wie es seiner Anlage zur Trägheit entsprach, bis zu haltloser Schwäche, und es kann als ausgeschlossen gelten, daß er in Person irgend jemandem ein Leid zugefügt hätte. Er war nicht einmal fähig, bestimmte Personen zu hassen. Wo er persönliche Konflikte hatte, pflegte er sich mit der denkbarsten Rücksichtslosigkeit auszusprechen, am liebsten dem Gegenstande seines Zornes ins Gesicht; damit war er aber seinen Grimm auch innerlich los geworden, er konnte in solcher Stimmung von dem Widerpart ohne sich zu ärgern eine Antapodosis entgegennehmen, die seinen Ergüssen in nichts nachstand. Die Korrespondenz Herzens und Ogarjows mit Bakunin liefert dafür zahlreiche Belege und es ist im Grunde ein allgemein slawischer Zug, der dabei zur Geltung kommt. Wir kennen kein Beispiel dafür, daß Bakunin persönliche Beleidigungen lange nachgetragen hätte. Wenn er trotzdem mit der langen Reihe von Männern auseinander kam, an die er sich vorübergehend geschlossen hatte, Mazzini, Marx, Garibaldi und wie sie alle heißen, so lag das an zwei Eigentümlichkeiten seines Charakters. Einmal war es eine durch Eitelkeit nüancierte grenzenlose Herrsucht, die es ihm unerträglich erscheinen ließ, wo immer er sei, an zweiter Stelle zu stehen, das andere war die Verachtung, mit welcher er auf alles hinabblickte, was nicht letzte Konsequenz war. Aus logischer Konsequenz hatte er sich von den Begriffen Vaterland, Staat, Familie, Gott losgemacht, er wollte diese seine theoretische Erkenntnis nun auch für die Praxis angewendet wissen und die Richtungen, die seiner Anschauungsweise nahe standen, ganz zu sich herüber ziehen. Die kalte Überlegung, welche sich mit langsam fortschreitenden Erfolgen begnügte und das Unerreichbare auch nicht als Ziel erstrebt wissen wollte, war ihm nicht nur unverständlich, sondern unerträglich. Sein Widerspruch dagegen entzündete sich gleichsam aus innerer Notwendigkeit, und neben der Verachtung, die er denen entgegentrug, die bei Verfolgung der großen Sache für sich persönlich etwas suchten, fühlte er kraft des Bewußtseins der logischen Konsequenz seiner Lehren, sich ihnen unendlich überlegen. Er suchte allerdings nichts für sich, wenngleich er in unbewußter Naivetät und in grenzenloser Geringschätzung des persönlichen Eigentums, es als selbstverständliche Voraussetzung hinnahm, daß seine Freunde für ihn sorgten. Gab er doch dafür freigebig von dem Seinigen, solange er etwas zu geben hatte. Das entsprach durchaus der breiten Sorglosigkeit seiner slawischen Natur. Aber, und das muß ausdrücklich betont werden, Bakunin hielt sich in der Praxis des Lebens doch immer innerhalb der Grenzen bürgerlicher Sittlichkeit und konnte in dieser Hinsicht mit Fug und Recht auf die korrumpierten Höflings- und Beamtenkreise des Nikolaitischen oder Alexandrinischen Rußlands wie des Napoleonischen Frankreichs herabsehen. Da war es nun für die innere und äußere Stellung Bakunins ein Ereignis, daß über ihn ein Stärkerer kam. Seit dem Sommer 1866 finden wir ihn in Beziehungen zu einem russischen Popen

sohn, Sergei Netschajew, dem Typus des russischen Nihilismus der zweiten handelnden Periode. Weit weniger gebildet als Bakunin, aber noch weit kühner oder sagen wir lieber frecher in seiner Negation; auch er ein Kopf, dem die Logik das Höchste war, der aber im Gegensatz zu Bakunin auch die Arbeit im kleinen nicht scheute und seine Verneinung alles Bestehenden auch in der praktischen Moral des täglichen Lebens bethätigte. Dieser Mann hatte 1869 von Bakunin eine Art Vollmacht als „Repräsentant des russischen Zweiges des allgemeinen revolutionären Bundes" mit Siegel und Unterschrift erhalten und sich so ausgerüstet an die Bildung einer russischen revolutionären Gesellschaft gemacht. Gleich bei Beginn seiner Thätigkeit stieß er aber bei einem der Adepten, einem Studenten Iwanow, auf Mißtrauen, und um den Widerspruch im Keime zu ersticken, überredete er einige seiner Genossen, den Iwanow zu töten. Gleich nach vollzogenem Morde floh er in die Schweiz und bald darauf finden wir ihn bei Bakunin, der ihn mit offenen Armen empfing und den er mit seinen Lügen und seinem Eingehen auf die Bakuninschen Ideen völlig umgarnte. Etwa bis zum Juli 1870 dauerte dieses Verhältnis und in dieser Zeit scheint der berüchtigte Netschajewsche Katechismus der Revolution entstanden zu sein, von welchem zur Charakteristik beider Männer doch einige Sätze hervorgehoben werden sollen. In den Regeln für Revolutionäre heißt es:

§ 1. Der Revolutionär ist ein geweihter Mann. Er hat weder persönliche Interessen, noch Geschäfte, Gefühle, Anhänglichkeiten, Eigentum, ja nicht einmal einen Namen. Alles in ihm wird absorbiert durch ein ausschließliches Interesse, einen einzigen Gedanken, eine einzige Leidenschaft: die Revolution.

§ 2. In der Tiefe seines Wesens hat er nicht nur in Worten, sondern thatsächlich jedes Band zerrissen, das ihn mit der bürgerlichen Ordnung und der ganzen civilisierten Welt, mit Gesetzen, Anstand, Moral und geltenden Sitten in dieser Welt verbindet. Er ist ihr unversöhnlicher Feind und wenn er fortfährt in dieser Welt zu leben, geschieht es nur, damit er sie um so sicherer zerstöre.

§ 3. Der Revolutionär verachtet allen Doktrinarismus und verzichtet auf die Wissenschaft dieser Welt, die künftigen Generationen überlassen sein mag. Er kennt nur eine Wissenschaft: die Zerstörung. Deshalb, und nur deshalb, studiert er Mechanik, Physik, Chemie, vielleicht auch Medizin. Zu demselben Zwecke studiert er Tag und Nacht die lebendige Wissenschaft — den Menschen, die Charaktere, die Stellung und die Voraussetzungen der gesellschaftlichen Ordnung und zwar in all ihren Kreisen. Das Ziel aber bleibt das gleiche: möglichst schnelle und möglichst sichere Zerstörung dieser schmutzigen Weltordnung.

§ 8. Der Revolutionär darf Freundschaft und Zuneigung nur zu dem haben, der durch seine Handlungen bewiesen hat, daß er wie jene selbst ein Agent der Revolution ist. Der Grad der Freundschaft und Hingebung an einen solchen Gefährten wird aber nur bestimmt durch seinen Nutzen für die praktische Arbeit an der allzerstörenden Revolution.

§ 13. Ein Revolutionär tritt in das Staats- und Klassenleben, in die sogenannte civilisierte Welt und lebt in ihr nur, weil er an ihre baldige und völlige Zerstörung glaubt. Er ist kein Revolutionär, wenn er an irgend etwas in der Welt hängt. Er darf nicht zaudern, wenn es gilt, irgend eine Stellung, irgend einen Ort oder irgend einen Menschen zu vernichten, der dieser Welt angehört. Er soll alles und alle gleichmäßig hassen. Schlimm für ihn, wenn es in dieser Welt Bande der Verwandtschaft, der Freundschaft und der Liebe gibt; er ist kein Revolutionär, wenn sie seinen Arm aufhalten können.

§ 22. Der Bund der Revolutionäre hat kein anderes Ziel als die völlige Emancipation und das Glück des Volkes, d. h. der mit den Händen arbeitenden Klasse. Da aber diese Emancipation und dieses Glück nur erreicht werden kann durch eine Volksrevolution, die alles vernichtet, wird der Bund all seine Mittel daran setzen, um die Leiden und das Unglück des Volkes zu steigern, damit ihm die Geduld reiße und es sich in Masse erhebt.

Die vier nächsten Paragraphen dieses ungeheuerlichen Katechismus spitzen sich dann direkt auf die Zerstörung des russischen Staates als der nächsten Aufgabe zu: „Wir müssen uns der Welt der Abenteurer

und Räuber verbinden, welche die einzigen wirklichen Revolutionäre in Rußland sind. Diese Welt zu einer einzigen allzerstörenden und unbezwinglichen Macht zu konzentrieren, das ist das Ziel unserer Organisation, das ist unsere Verschwörung und unsere Aufgabe."

Merkwürdigerweise hat Bakunin, dem die Formulierung dieses Katechismus und gewisse Gedanken desselben, wie z. B. der Glaube an die Mission der russischen Räuber, ohne Zweifel angehören, vorausgesetzt, daß Netschajew, oder wie er ihn zärtlich nannte, „der liebe, kluge, edle Abenteurer, my boy". mit den praktischen Anwendungen dieser Theorien vor ihm, Bakunin, Halt machen werde. Aber Netschajew sah auch in Bakunin nur ein nutzbares Werkzeug, er belog und bestahl ihn und besorgte sich die Mittel, Bakunin auch noch außen hin zu kompromittieren, um ihn dadurch in Abhängigkeit von sich zu bringen. Das hätte Bakunin vielleicht noch ertragen, als aber Netschajew daran ging, in der Schweiz eine Diebes- und Räuberbande zu organisieren, um auf diesem Wege der Revolution ein Kapital zu schaffen, sagte er sich von ihm los, nachdem er ihn vorher bewogen hatte, die Schweiz zu verlassen. Er schrieb dann in alle vier Winde an seine Freunde, um sie vor Netschajew zu warnen und sie zu bitten, die von Netschajew entwandten Papiere diesem wieder zu stehlen, doch hatte sein Verhältnis zu Netschajew die Folge, daß der Haager Kongreß der Internationale Bakunin ausschloß. Die von der russischen Regierung veröffentlichten Akten des Netschajewprozesses hatten ihn allzu sehr bloßgestellt.

Übrigens war Bakunin an jenem Programm, auf welches er sich mit Netschajew verständigt hatte, nicht irre geworden. Er hat sogar, als während des deutsch-französischen Krieges die Kommune in Frankreich ihr Haupt erhob, den Versuch gemacht, seine Ideen praktisch in Lyon zu verwirklichen. Aber er scheiterte hier ebenso kläglich wie 1863 mit seinen polnischen Revolutionsplänen und mußte froh sein, als er schließlich heiler Haut nach seinem Asyl in Locarno entkam. Gambetta war stärker als er, der nationale Gedanke mächtiger als der kosmopolitische Anarchismus und bald sollte Bakunin erfahren, daß der große nationale Aufschwung in Deutschland seine Rückwirkung auf ganz Europa hatte. Er setzte, zeitweilig in äußerster pekuniärer Bedrängnis, seine unfruchtbare konspiratorische Thätigkeit auf italienischem Boden fort, arbeitete an einem größeren Werk: „l'Empire Knouto-Germanique et la Revolution sociale", von dem jedoch nur eine erste Lieferung erschien, und zog sich schließlich, nachdem ein italienischer Freund ihm die Mittel zu einer bequemen Existenz verschafft hatte, von jeder Thätigkeit zurück. Die Auslieferung Netschajews an Rußland verursachte ihm trotz all der Erfahrungen, die er mit ihm hatte machen müssen, aufrichtigen Kummer. Er gab zu, daß der Mann schließlich in Schmutz und Narrheit verfallen sei, aber, so schreibt er, „als wir ihn kennen lernten, flackerte in ihm die helle Flamme der Liebe zu unserem armen verlassenen Volke. Damals war er nur von außen unsauber, aber im Innern rein." Er hoffte, Netschajew werde als Held untergehen und nichts verraten. Als ob er etwas anderes zu verraten gehabt hätte, als das offenkundige Geheimnis seiner eigenen Ruchlosigkeit. Denn das ist ein merkwürdiges Ergebnis jenes Bakuninschen Briefwechsels, auf welchen wir unsere Darstellung gründen, daß es eine eigentliche Revolutionspartei in Rußland damals überhaupt nicht gab. Es waren vereinzelte, völlig mittellose Persönlichkeiten, die sich und andere täuschten. Mit Mazzini, Marx und Genossen lebte Bakunin damals und bis ans Ende in bitterer Feindschaft, zuletzt wurde er an sich selber und der Richtigkeit seiner Methode irre. ‚Es bleibt,“ schreibt er 1874 an Ogarjow, „nur ein Trost, die Nähe des Todes! Du hast abgeläutet, also herunter vom Glockenturm. Ich, alter Freund, habe mich auch, und diesmal endgültig, von jeder praktischen Thätigkeit, von jeder Beziehung zu praktischen Unternehmungen zurückgezogen. Der Bismarckianismus, d. h. der Militarismus, die Polizeiwirtschaft und die Finanzmonopole vereinigt in ein System, das den Namen des neuen Staatstums trägt, siegen allüberall." Er schrieb an seinen, leider nicht erhaltenen Memoiren und las den Schopenhauer. Wir haben eine Schilderung Bakunins und seiner Häuslichkeit aus diesen letzten Lebensjahren aus der Feder eines

russischen Emigranten, der ihn in Locarno besuchte: „Bakunin, erzählt er, „pflegte spät aufzustehen, so daß wir ihn erst gegen zehn Uhr morgens besuchen konnten. Es war ein sonniges Wetter, und nach dem hellen Lichte draußen erschien mir sein Zimmer, welches zu ebener Erde lag, ganz dunkel .... An der rechten Wand in der Ecke bemerkte ich im Schatten ein großes, niedriges Bett, auf welchem noch Bakunin lag. R. stellte mich vor. Liegend reichte er uns beiden die Hände, erhob sich keuchend vom Bette und begann sich langsam anzukleiden. Ich blickte um mich. Die linke Wand entlang stand ein langer Tisch, mit Zeitungen, Büchern und Schreibzeug überhäuft. Daneben erhoben sich einfache, beinah bis an die Zimmerdecke reichende Holzregale, die ebenfalls mit allerlei Papieren vollgefüllt waren. In der Mitte des Zimmers, auf einem runden Tische, befanden sich ein Samowar, Gläser, Tabak, Stücke Zucker, Theelöffel — alles durcheinander, die Stühle — in Unordnung.

Bakunin war ungewöhnlich hoch und massiv, wenn auch seine Fülle sichtbarlich krankhaft war. Sein Gesicht war aufgedunsen, unter seinen hellgrauen oder blauen Augen lagen Wülste. Seinen mächtigen Kopf krönte eine hohe Stirn, an den Schläfen starrte spärliches, halbergrautes Haar in krausen Büscheln empor. Er kleidete sich keuchend an und von Zeit zu Zeit starrte er mich mit seinen hellen Augen an ...."

Bakunin trug damals bereits die Keime des Todes in sich. Er starb an einer Herzverfettung. Die letzten Worte, die von ihm erhalten sind (Brief vom 21. Oktober 1874), sind wohl als ein Widerruf dessen zu betrachten, was er sein Leben lang gethan und gepredigt hatte. „Erlaube mir," schreibt er an einen Ungenannten, „mir, einem Greise, Dir einige wahrhafte Worte, wohl die letzten, zu sagen.

In die Beziehungen zu neuen Leuten ... bemühe Dich, so viel Wahrheit, Aufrichtigkeit und Herzlichkeit hineinzulegen, wie es Deine verschlossene Natur erlaubt. Begreife doch endlich, daß man auf jesuitische Spitzbüberei **nichts** Lebendiges und Festes aufbauen kann, daß die revolutionäre Thätigkeit zum Erfolge der Sache selbst nicht in niederträchtigen und niedrigen Leidenschaften ihre Stütze zu suchen hat, und daß ohne höhere, selbstverständlich menschliche Ideale keine Revolution zum Siege gelangen kann. Und in dieser Richtung und in diesem Sinne wünsche ich Dir aufrichtig Erfolg."

Es war das derselbe Bakunin, der im Frühjahr 1871, nach dem Scheitern des Abenteuers von Lyon in der Hoffnung lebte, daß nun endlich „der Teufel erwachen" werde. „Unsere Sache ist es, uns vorzubereiten, zu organisieren, uns zu verbreiten, um für den Tag, wo der Teufel erwachen wird, bereit zu sein." Derselbe Bakunin, der 1868 auf der Friedensliga in Bern gepredigt hatte: „Wer Gott will, der will auch die Knechtung der Menschheit. Gott und Demütigung des Menschen oder Freiheit des Menschen und Demütigung des göttlichen Hirngespinstes, das ist das Dilemma; es gibt keine Mitte — wählet." Derselbe endlich, der in seiner Schrift über die Principien der Revolution sagt: „Gift, Dolch, Schlinge und dergleichen, die Revolution heiligt alles in diesem Kampfe in gleicher Weise!"

Aber die Seele des Menschen ist voller Widersprüche und man weilt nicht ungern bei der Vorstellung, daß auch in Bakunins Seele schließlich die Erkenntnis reifte, daß das Böse nie Quelle des Guten sein könne. Dieser unstete, phantastische Kopf, dieser Fanatiker der Logik und Prophet des Anarchismus glaubte im Grunde doch immer einem edlen und hohen Ziele nachzujagen. Das Nikolaitische Rußland hatte ihm die Wurzel seiner sittlichen Kraft vergiftet, und so konnten die Früchte, die seine Lebensarbeit zeitigte, nicht anders sein als giftig. Aber er war ein ruchloser Verbrecher mehr in Gedanken als in der That; sein Gemüt war weich und bildsam wie Wachs, er liebte Frau und Kind und konnte ein aufopfernder Freund sein, er wurde nie zum Verräter und er liebte jenes Rußland, das er zerstören wollte, ja liebte im Grunde auch die Menschheit, die er mit Weltrevolution und Anarchie zu beglücken dachte. Er sagte wohl: Mein Vaterland ist die Revolution, im Grunde seiner Seele aber lebte die Sehnsucht nach seinem russischen Vaterlande und wirklich wohl war ihm nur, wenn er im Kreise der Landsleute heimatliche Sitte und jene bequeme

Lebensauffassung fand, welche der Russe als Vorzug für sich in Anspruch nimmt und die ihn allerdings von allen übrigen Völkern Europas unterscheidet. Und so mag es verständlich erscheinen, daß man in Rußland trotz allem in Bakunin „ein Etwas findet, das alle seine Mängel überwiegt". Bielinski, dem dies Citat entlehnt ist, meint dies Etwas „in dem sich ewig bewegenden, in der Tiefe seines Geistes ruhenden Princip" zu finden. Uns will scheinen, es ist die Freude an der „schirokaja natura". an der breit angelegten russischen Natur.



Umschwung.

Es gab eine Zeit, da im Jugenddrang
Ich manch anmutige Maid besang,
Leicht aufflammend und leicht gerührt.
All mit dem Ernst, der dem Stoff gebührt.
Nun hat sich's sonderbar umgedreht:
Was hier in Versen zu lesen steht,
Gar rätselvoll hat mir's geklungen —
Eine holde Maid hat mich besungen!
Dazu noch gar eine Rosensendung!
Gewiß eine hocherfreuliche Wendung.
Ich fühlte mich nicht allein geschmeichelt,
Sondern — so gleichsam — mollig gestreichelt.
Und dennoch, hin zum Herzen drang
Ein leiser, feiner Nebenklang
— Wie denn auf Erden jede Erfrischung
Hat ihre salzige Nebenmischung —
Nicht etwa störend, noch gar verstimmend,
Zart nur wie fern in Lüften schwimmend,
Nicht grade trüb', nicht grade kalt,
Nur leise, leis': Ja, man wird alt!

Hans Hoffmann.



Adriaen van Ostade.

Von

Cornelius Gurlitt.

(Abdruck verboten.)

Vor Weihnachten 1572 schon hatte Don Fadrique von Toledo, der Sohn des furchtbaren Herzogs von Alba, die gute Stadt Haarlem mit seinen Spaniern fest umschlossen. Die Bürger wußten, was ihnen bevorstand, wenn erst der Feind die Festungswerke erstieg. Tausende von Hinrichtungen allerorten hatten sie hinreichend darüber belehrt. Und als sich am 12. Juli 1573 die Stadt, vom Hunger mehr als vom Feinde bezwungen, ergeben mußte, nachdem 12000 ihrer Bürger und Bürgerinnen den Tod gefunden hatten, als dann die Spanier in grimmer Wut den tapferen Hauptmann Ripparda und seine Kriegsknechte, zusammen wohl 2000 Waffenfähige, hinmordeten — da war aus dem holländischen Land- und Handelsstädtchen ein weltgeschichtlicher Ort geworden, entstieg den rauchenden Trümmern ein Gemeinwesen von in sich selbst begründeter Kraft.

Erst nach seinen Leiden beginnt Haarlem auch kunstgeschichtlich hervorzutreten. Und zwar in ganz merkwürdiger Weise: Es wird zur Heimstätte einer Kunst der Lustigkeit, es wird der Ausgangspunkt des eigentlichen Genrebildes. Franz Hals wurde hier geboren und wirkte hier. Erst vor kurzem hat uns Professor Knackfuß mit der Anschaulichkeit künstlerischer Darstellung in diesen Heften das Leben dieses merkwürdigen Mannes dargestellt. Adriaen Brouwer und Adriaen van Ostade wurden hier seine Schüler. Man braucht dem Kunstgebildeten diese drei Namen nur zu nennen, um ihn das geistige Leben der Stadt im Gegensatz zu dem der übrigen Welt kräftig empfinden zu machen. Man muß nur Rundschau halten im Gebiet der Kunst der Zeit, in welcher in Deutschland der dreißigjährige Krieg tobte. In Italien war das große Heiligenbild heimisch, Darstellungen von Visionen und Kasteiungen, Martern und Verzückungen, wurden Kirchengewölbe mit riesigen Fresken geschmückt, mit einer Fülle von Gestalten, die aber mehr nach dekorativen Rücksichten gruppiert wurden, als in der Absicht bestimmte Vorgänge zu schildern; in Spanien malte man die Zerknirschung, die schwärmerische Glut, das heilige Feuer für den Glauben, in Belgien drängte sich zwar das vlämisch derb-gesunde Blut hervor, aber in Rubens äußerte sich wieder vorzugsweise der kirchlich-überschwängliche Zug, seine Menschen erhoben sich in überschwellender Körperkraft über die Wahrheit, seine Farben sind um einen Accord zu voll gestimmt, seine Darstellungen gehen mächtig in die Weite, umfassen Himmel und Erde in heldenhafter Kühnheit und sinnlicher Gewalt. Sie alle malen „Historienbilder," Werke, die einen dekorativen Zweck haben, in Hinblick auf eine Kirche oder ein Schloß entstanden, Bilder für die Öffentlichkeit, denen sie eine staunende Menge begeisterter Beschauer, ein Volk von Bewunderern wünschen.

Anders bei den Meistern von Haarlem und ihrem großen Freunde in der Nachbarstadt Amsterdam, bei Rembrandt, und bei den älteren Kunstgenossen aus dem Vlämischen, bei Brueghel und Teniers. Sie malen kleine Bilder für den Kunstfreund, für das Zimmer, für den einzelnen Betrachter, Bilder, mit welchen man allein zu sein wünscht und auf welchen Menschen dargestellt sind, die sich unbeachtet wähnen, nicht Helden, nicht Heilige, nicht Fürsten, nicht besonders edle Gestalten; sondern die Leute von Haarlem, wie man sie im Wirtshaus und auf der Straße, auf den Stadtfeldern und vor den Hausthüren antraf; jene Menschen, welche so ausgelassen lustig sein und so bitterlich weinen können, die sich ihres Rausches, ihrer derben Genußsucht nicht scheuen, weil sie sich der rücksichtslosen Hingabe ihres Selbst im Augenblicke der Gefahr bewußt blieben; Helden ohne die Pose solcher; einfache Menschen, welche die guten Tage genießen und in bösen Zeiten nicht verzagen; vom Schicksal Geprüfte, die aus der Sorge die Fähigkeit zur Freude, aus der Arbeit den Sinn für Ruhe, aus den Leiden die Lebhaftigkeit des Frohgefühls sich erretteten.

Unter den Malern von Haarlem ist Ostade einer der bezeichnendsten. Man hat ihn früher, gestützt auf eine alte Nachricht, für einen Deutschen, einen Lübecker, gehalten.

Urkundliche Funde haben bewiesen, daß er 1610 in Haarlem selbst holländischen Eltern geboren wurde, wo er auch sein ganzes Leben lang sitzen blieb, bis er am 2. Mai 1662 in der alten St. Bavonkirche begraben wurde. Ostade ist ein anderer als Franz Hals. Auch seine Welt war zwar Haarlem, sein Darstellungskreis ging nicht über die Stadtmauern hinaus: Ob die Tulpenzwiebeln gut gediehen, deren Zucht 1636 und 1637 zur wahren Leidenschaft für die wohlhabend gewordenen Bürger wurde, ob die weiße und violette Tulpe „Viceroy“ 4200 fl., ein „Admiral Liefkens“ 13000 fl. auf der Auktion brachte, wie viel Hunderttausende in diesem schwindelhaften Handel umgesetzt wurden, ob die Generalstaaten wirklich das Recht hatten 1637 diesem Handel die Rechtsgültigkeit zu entziehen, das hat den wackeren Meister gewiß mehr erregt, als daß die Spanier, Italiener, Schweden, Franzosen und Kroaten in Deutschland miteinander katzbalgten. Franz Hals malte die Bildnisse der oberen Kreise von Haarlem; er malte sie in ihren Würden und Ehren, als gewichtige Menschen. Und zwischendurch schuf er ein Bild, das in ihm den Kneipbruder, den Mann erkennen läßt, der mit der Hille-Bobbe derben Scherz treibt. Die vornehmen Leute haben Ostade malerisch nie gereizt. Er hielt es mit den Armen an Geld und Geist. Sein Malen und wie es scheint auch sein Leben spielte sich in noch engerem Kreise ab. Mochte man drüben in Leyden und Amsterdam die Antike studieren, mochte von dort und weiterher von Frankreich immer lauter der Ruf nach dem erschallen, was wir jetzt „Idealismus“ in der Kunst nennen, daß es nämlich nicht genüge einen Winkel der Erde wahrheitsgetreu zu schildern, sondern daß stets die Absicht auf „Höheres“ zu richten sei, mag er schon zu seinen Lebzeiten gemerkt haben, daß die Darstellungen sauber und tüftelig gemalter Allegorien, geschniegelter Schäfer und galanter olympischer Götter höher geschätzt zu werden begannen, als die gesunde, kräftige Lebenslust Althollands — schwerlich haben doch theoretische Bedenken ihn im Schaffen gestört. In der Dresdener Galerie sieht man des Künstlers Werkstatt von ihm selbst dargestellt, darin wohl einen Gliedermann und eine Gipsbüste, aber beide liegen am Boden herum neben Farbentöpfen und Tabaksresten; über dem Bilde aber, an welchem Meister Adriaen arbeitet, hängt die in der Natur gemachte Skizze. Draußen, jenseits des großen Atelierfensters ist die Welt, welche ihn anregt. Im traulichen Zwielicht des Heims schafft er sein Werk. Er trägt die Natur in seine Werkstätte und schafft sie dieser angemessen.

So wenig „Schönheit“ das Streben Ostades war, so sehr sind doch zu allen Zeiten seine Bilder, seine Radierungen geschätzt worden. In der Zeit, in welcher der „Idealismus“ fast die Alleinherrschaft in der Kunst hatte, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, klagte man wohl, daß er Gegenstände aus dem gemeinen Leben wähle, daß er die Natur, statt sie zu verschönern, häßlicher vorstelle als sie sei, daß seine Zeichnung von sehr schlechter Auswahl wäre. Damals galt das Lob der Kunstfreunde fast allein dem Maler in ihm, der einnehmenden Leichtigkeit seiner Schaffensweise, der Durchsichtigkeit und dem feinen Fluß seiner Farbe. Warum man aber auch seine Radierungen schätze, die von all dem doch nichts besaßen, darüber war man sich selbst nicht recht klar.

Man sehe sie einmal genau an, diese Radierungen, von welchen wir einige in getreuer Wiedergabe unseren Lesern vorführen können. Ein Vierteljahrtausend ist dahingegangen, seit die kleinen Blätter am Strand der Nordsee entstanden. Es gibt doch eine Dauer im Strom der Zeiten: Noch heute sind die Blätter ebenso wahr als sie frisch sind. Zwar die Kleidung der kleinen Leute hat sich geändert, die Kamine mit dem Feuerhaken und daran hängendem Kochkessel sind im Verschwinden; aber wo sie bestehen, hängt noch der Schinken im Rauch und das Lämpchen am Nagel in der Ofenwand. Die „Bucht,“ das Ehebett, der strohgeflochtene Stuhl, der derbe Schemel, sie sind in Holland und in ganz Norddeutschland noch tausendfältig erhalten. Ganz und gar lebt aber noch der humorvolle Familiensinn, der durch die räucherige, verwahrloste Hütte des „Familienvaters“ geht, der den Alten lehrt mit unwillkürlichem Schmunzeln der Jüngsten den Mehlbrei zu geben, während seine keifende Frau die einzige verfügbare Windel trocknet und der den älteren Sproß, fast mehr ein Gnom als ein Kind, in drolliger Behäbigkeit den Schemel zum Tisch machen läßt.

Man braucht im heutigen Haarlem nicht



Der Familienvater. Nach einer Radierung von A. van Ostade.

weit zu gehen, um an der „Gedempten Ouden Gracht“ oder am „Grooten Markt“ die „Gevatterinnen“ zu finden, die das Gespräch über das jüngste Vorkommnis in der Stadt zusammenführt und man hat nur die Scene auf dem sie darstellenden Blatt zu betrachten, welche im Hintergrunde um einen Marktstand sich abspielt, um zu erkennen, aus welchen Quellen Ludwig Richter seine Anregung schöpfte. Und wenn man den „Violinspieler und den kleinen Leiermann“ betrachtet, so findet man das kleine Blatt vom germanischen Zuge nach derber Gemütlichkeit gewaltig durchweht: Welches Volk hat Sinn für die behäbige Lust des Kneipens unter der Linde, wie kann einem Romanen, einem Slaven so wohl werden wie Jenem, der den Bierkrug in der Hand sich ein Liedel vorspielen läßt? Man betrachte die Einzelheiten: Die Frau des Zechers, die sich lachend zurücklegt, um den putzigen Leiermann besser sehen zu können, den Alten mit dem Bierglas, die stumpfsinnigen Kneipgenossen auf der Bank gegenüber, die Wirtin an der Schankstätte, die mit ihrem rauchenden Freunde so gemütlich plaudert, die Gäste im Schankzimmer, den Bauer, der seine Frau zum Tanz aufführt, die auf der Wiese unter dem Wehen der Kirchweihfahne Wandelnden und endlich den nach Resten schnuppernden Hund — eine Fülle der reichsten Beobachtung, der ausdrucksvollsten Darstellung dessen, was die modernen Franzosen die „Intimität“ nennen. Man sehe nur auf dem vierten Blatte den schalkhaft lachenden Bauern mit seinen pfiffig gierigen Augen, der kolbigen, auf platte Genußsucht deutenden Nase, dem sinnlichen Mund, den zugespitzten Ohren — da ist nicht ein höheres, wohl aber volles Menschentum!

Und das, was alle Zeiten der Eigenart Ostade's nahe führte, die Farbe, ist es vom Streben nach Idealisierung beseelt? War es des Meisters Absicht, durch den goldigen Ton seiner Bilder die Beschauer mit dem häßlichen Realismus zu versöhnen, wie wohl das XVIII. Jahrhundert von ihm meinte?

> „Glaubst du, ich wär' ein Kind?
> Was auf einem Auge macht sehend,
> Macht auf dem andern nicht blind!“

läßt Rückert seinen Orientalen sagen. Wen die Geradheit der Sinne in so unbestochener Weise zeichnen lehrte, der malt nicht mit der Absicht, schöner als die Natur sein zu wollen. Wer den Formen als Sehender, als scharf Beobachtender gegenüber steht, wird den Farben nicht als absichtlich Blinder entgegentreten.

Das Dresdener Bild zeigt zwar, daß Ostade hinter einem Fenster aus kleinen grünlichen Scheiben mit starker Verbleiung arbeitete, das heißt, in künstlichem, gefärbtem und zerstreutem Licht: Aber seine Absicht war sichtlich ebensosehr darauf gerichtet die Welt zu malen, wie sie ist, wie er diese zu zeichnen bemüht war. Freilich konnte auch er die Gotteswelt nicht in ihrer Unendlichkeit in seine Werkstätte versetzen; auch er zahlte der menschlichen Natur ihren Tribut, wählte aus der Fülle der Erscheinungen jene, welche ihm gefielen, wie er aus der Menge der Bauern auch nicht ohne unbewußte Absicht die eigenartigsten heraussuchte, jene, welche für seine Stimmungen paßten. So kam er dazu, mit Vorliebe das braune Halblicht darzustellen, der Farbenskala sich zu nähern, auf der neben ihm ein größerer, Rembrandt, die Höhen der Unsterblichkeit erstieg. Es ist die „magische Haltung," die Goethe dem Ostade nachrühmt, nicht von der Magie der Tausendkünstler, sondern von der sehr viel einfacheren und wirkungsvolleren des Herzens. Er setzt seine Bauern, die „Butter und Käs-Kerle," seine das frischgebackene Brot austutenden Bäcker, seine Advokaten und Fischer in ein goldig überdämmertes Braun, in das Licht, welches abendlich die Schänken und Dorftennen durchzog, vermied nicht die lebhafteren Farben, aber brachte sie in wohlerwogene Accorde. Das gibt eine echte Feiertagsstimmung, einen sicher ruhigen Fluß des Tones, der Grelles, Hartes, sich Widersprechendes vermeidet. Er war eben ein Kind seiner Zeit: Wären nicht die farbenfrohen, italienisch geschulten Vlamen seine Lehrer gewesen, so wäre er vielleicht schon die Wege gegangen, die nach ihm Pieter de Hooghe wandelte, der das helle Tageslicht, die rechte echte Sonnenstimmung, festzuhalten verstand.



Die beiden Gevatterinnen. Nach einer Radierung von A. van Ostade.

Lange noch wirkte des bescheidenen Haarlemer Meisters tiefgreifender Einfluß in der Folgezeit nach. Das Genrebild erhielt später eine veränderte Form, es wurde vornehmer, eleganter. Wie vor ihm Teniers den Bauern als



Der Violinspieler und der kleine Leiermann. Nach einer Radierung von A. van Ostade.

einen trunkenen Rüpel darstellte, der sich in den Wirtshäusern herumschlägt, ihn gewissermaßen von oben herab malte, als vornehmer Mann, der sich an den derben Späßen mit spöttischem Lächeln für einen Augenblick erfreut, so haben die Späteren den Bauern zu sich erhoben, in ihm zeigen wollen, daß auch der niedrig Geborene hoher Regungen fähig sei. Das was Ostade auszeichnet, ist, daß er die Leute von Haarlem schilderte, ohne einen Raum zwischen sich selbst und jenen zu bemerken, mit vollkommener Ehrlichkeit, in der Überzeugung, daß diese Menschen, die einzigen, die er kannte, die rechten Gegenstände für die Kunst boten. Er erzählt keine Dorfgeschichten nach Auerbachs Art, in welchen die scheinbar unbefangene Klugheit eines Dorf-Lorle's ins beste Licht gerückt wird, er ist völlig wahr und ehrlich — wohl

zumeist, weil er gar nicht wußte, wie man hätte anders sein sollen.

Und wo die Maler in der Folgezeit die Lust ankam, ihr Volk in seinen schlichten Naturäußerungen zu erfassen, da hat man sich Ostades und seiner Kunstgenossen wieder entsonnen. Das that Chodowiecki, indem er sich aus der modischen Eleganz ins Gebiet der Wahrheit rettete, statt allegorischer Gestalten die Berliner zeichnete, so wie sie leibten und lebten. Ihm folgte Ludwig Richter: Man vergleiche z. B. das Bildchen aus des liebenswürdigen Dresdener Meisters Illustrationen zum „Landpfarrer von Wakefield:" „Während der eine spielte, sang der andere eine hübsche Ballade" mit Ostades „Violinspieler," um zu sehen, wie stark die Verwandtschaft der beiden Meister ist, wie sehr Richter empfand, von dem biederen Haarlemer sei ein Ton angeschlagen, durch welchen das überbildete deutsche Herz vor Verrohung bewahrt wird, der eines echt nationalen Humors. Jeder Richtersche Bauer zeigt ja schon im Kostüm seine Herkunft von Ostade an.



Lachender Bauer.
Nach einer Radierung von A. van Ostade.

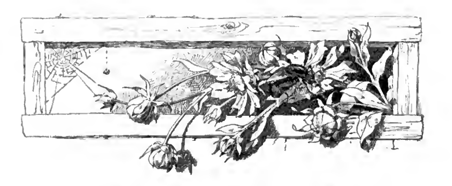
Und in England hat Wilkie, der große schottische Genremaler, die gleiche Anregung empfangen. Wilkie aber ist der rechte echte Lehrer unsers Ludwig Knaus. Und auf dem Umwege über London und Paris nahmen unsere Maler auch die Seiten von Ostades Wesen in die neue Kunst auf, in welcher er minder selbständig war, den braunen Ton, die Einseitigkeit in der koloristischen Beobachtung.

Wenig ist es, was wir vom Leben des trefflichen Meisters wissen. Ein paar Kneipscherze aus seinem Leben haben sich erhalten: Sie lassen sich auf Wahrheit nicht prüfen. Die Nachrichten, welche durch die Überlieferung auf uns kamen, Ostade zu einem Lübecker machten und einige seiner Erlebnisse mitteilten, haben sich ausnahmslos als irrtümlich erwiesen. Die Haarlemer Archive allein geben uns Zuverlässiges. Sie erzählen, daß Ostade 1636 Mitglied der Bürgerwehr wurde und am 29. Juli 1638 Machtelgen Pietersen heiratete. Schon vier Jahre später mußte er sie in der St. Bavonkirche begraben. Im November 1666 mußte er für eine zweite Frau dort ein Grab kaufen. Seit 1662 war er Dekan der Haarlemer Malergilde.

Es hat sich eine Einladungskarte im Original erhalten, die uns von des Meisters Ende berichtet. Sie lautet in der Übersetzung:

„Anno 1685
Heute, Mittwoch, den 2. Mai nachmittags punkt um 2 Uhr, sind Sie gebeten zum Begräbnis von Adriaen van Ostade in der neuen Kreuzstraße als Freund im langen Mantel zu erscheinen.
Große Kirche."

An der kleinen „Nieuwe Kruisstraat" geht man vorbei, wenn man die Pferdebahn entlang vom Bahnhof nach dem großen Markt geht: Ein winziges Seitengäßchen. Dreihundert Schritt ist's von da bis ans Thor der „Grooten Kerk." Es war eine kleine Welt, welche Ostades Freunde im langen schwarzen Mantel hinter seinem Sarge durchwandelten. Aber sie wirkte vom Engen ins Weite. Tausende von prunkvollen Begräbnissen vollzogen sich rings um: Fürsten und Minister, große Handelsherren und reiche Grundbesitzer, die den kleinen Maler kaum als Gast bei sich geduldet hätten, sind mit höchsten Ehren beigesetzt worden: Lange sind sie vergessen. Des stillen Mannes, den man vor mehr als zweihundert Jahren durch Haarlems saubere Straßen trug, wird man auch in alle Zukunft mit freundlichem Gruße gedenken. Er wußte zu lachen, der wackere Adriaen — und so lange germanischer Witz lebt, lebt er durch das Lachen in uns.



Im Mund der Leute.

Roman

von

T. Glaß.

(Fortsetzung.)

Die Dame lachte, leise und spöttisch; sie nahm dabei ihre verstaubte Schleppe empor, als wolle sie das Kleid vor einer Berührung mit der Unwissenheit hüten, schickte einen Blick wie jenen ersten zu dem jungen Maler und fuhr, als sie sich versichert hatte daß er zuhöre, fort: „Ich stehe hier bereit den historischen Beweis meiner Behauptung anzutreten. Ich habe diesen Chrestensen gekannt, als er noch hier studierte und in die Zunft kam. Man traf sich damals allwöchentlich, endlich täglich und lernte sich dabei gut kennen. An eurem Medaillenbild bin ich vorübergegangen ohne das leiseste Gefühl der Bekanntschaft — es war schön, nichts weiter; nicht einmal der Name vermittelte mir die Erinnerung. Hier aber stand ich sofort mit dem suchenden Gefühl: den kennst du! und als ich den Namen las, hob sich der Schleier, den Gleichgiltigkeit vor jene Zeit gewoben hatte, und Helmar Chrestensen mit den festen Füßen, dem eisernen Willen und dem heißen Kopf stand deutlich vor mir."

Reef war während dieser langen Beweisführung näher getreten und wollte eben lebhaft seinen Teil zu der Charakteristik geben, als der Kritiker sagte: „Sie schildern con amore, meine Gnädige, niemand wünscht von der Frau etwas anderes, uns aber verzeihen Sie den kühlen Kopf. Glauben Sie mir, ich stehe nicht allein mit meiner Ansicht: dies Bild hätte die Medaille nie erhalten."

Damit zog er, eines guten Abgangs gewiß, seinen Hut und wandte sich, um andere Sterne in seinem Taschenbuch anzumerken. Reef aber trat heran, sagte etwas zu feierlich: „Kritik ist die Personifikation des Unzulänglichen" und stellte sich vor.

Brennecke entsann sich des jungen Malers von einem Bieberfelder Kunstvereinsabend her, nannte sich und fügte auf einen Blick Reefs hinzu: „Fräulein Turtschinska."

„Carla Turtschinska," ergänzte sie mit einer Bewegung, als wolle sie weitergehen. Aber sie blieb, denn Reef hatte ihre Absicht nicht bemerkt, sondern sprach feurig vom Bild und vom Künstler.

„Sie kennen ihn auch?"

„Wir kennen ihn beide," bemerkte Brennecke mit einem Anflug von Stolz.

Carla Turtschinskas Augen öffneten sich weit und ein so hungriger Blick traf die Männer, daß Reef, von dem völlig veränderten Wesen überrascht, für einen Augenblick Bild und Freund vergaß. Erst die Frage der Frau: „Nun? — und was ist aus ihm geworden?" brachte ihn wieder in die Gegenwart zurück.

„Aus ihm geworden? — Ein Mann, ein ausgeglichener, wohlgegliederter, früchtespendender Mann."

„Ein Mann des Glücks, Gutes nehmend und gebend in gleicher Fülle; Hand und Auge bereit für seine Freunde, auf jedem Knie ein Kind in Gesundheit blühend, bewundert von Kleinen und Großen, geliebt von Weisen und Unmündigen, sitzend am heiligen Herd, zur Seite des besten Weibes," fügte Brennecke hinzu in einem Ton, als deklamiere er den Homer.

Carlas Augen wurden immer durstiger, dann glimmte es in ihnen auf wie Zorn und Mißgunst, die Lider sanken wieder schützend herab und langsam sagte sie: „Wissen Sie das bestimmt? — der Schein kann trügen."

Robert Neef wußte das bestimmt; er kannte ihn ja so lange, er hatte in Rom mit ihm köstliche Jahre verbracht, er hatte in Bieberfeld seine Gastfreundschaft genossen, war eben jetzt ferienfroh mit ihm durch die Welt gepilgert — Robert Neef verschwor sich für Helmar Chrestensens Glück.

„Also er hat das Ziel erreicht," sagte Carla Turtschinska langsam. „Ehemals war er seinen Freunden ein schlimmer Geselle; regellos, haltlos, heute warm, morgen kalt, heute kargend, morgen verschwendend, heute ein Edelmann, morgen ein Cyniker, heute bis zum Wahnsinn fleißig, rücksichtslos in diesem Fleiß, morgen nicht fähig zu einem Strich — und so wochenlang ab und auf. Ich dachte nicht, daß dem das Leben einmal Wort halten werde."

„Wort gehalten im schönsten Sinne: seine Kunst, seine Familie, sein Vermögen — alles über dem Durchschnitt des Geizhalses Menschenlos."

Carlas Blick blieb, ohne zu sehen, an einem grellroten Sonnenuntergang hängen; ein Bedauern, ein Reuegefühl überkam sie, ein: wenn ich das gewußt hätte! — Laut sagte sie: „Er ist der einzige, der das Ziel erreicht hat, der einzige unter den vielen, denen ich dort in dem genialen Kreise Freundschaft gewidmet."

„Also Stahl, sonst hätten Sie ihn gebrochen," bemerkte Brennecke mit freundlicher Bosheit.

Sie sah unter den Wimpern hindurch und überlegte blitzschnell, woher er zu solcher Äußerung komme. Hatte Chrestensen? — Unmöglich, der würde sich hüten, von Carla Turtschinska zu erzählen; sie überging Brenneckes Bemerkung und fuhr mit kühlem Tone fort: „Einen Mann des Glücks nennen Sie ihn — dazu braucht's nicht Stahl noch Größe, das Glück folgt keinem Gesetz sondern der Willkür."

Brennecke kam mit dem Gemeinplatz angefahren, daß jeder seines Glückes Schmied sei, sie lachte dazu, spöttisch und scharf, in anderem Ton wie bisher.

„Natürlich, wer rücksichtslos niedertritt und zur Seite schiebt, was ihm den Weg versperrt, den mag man den Schöpfer seines — Erfolges nennen."

Robert Neef packte der Zorn; wenn man Heiligenbilder anbetet, will man sie nicht bekrittelt haben, Kränze hängt man ihnen auf, und wer sie hölzern nennt, wird zum Tempelschänder.

Trotzdem ließ ihn die Frau nicht los; wie sie vor ihm herschritt mit den geschmeidigen, müden Bewegungen, wie sie von Zeit zu Zeit nach ihm zurücksah mit dem unklaren, weichen Blick, von dem er immer aufs neue einen Flammenstrahl erhoffte, schien sie ihm abwechselnd „sehr lohnend," — „fraglich," — „des Studiums wert." Jene Äußerung war wohl nur ins allgemeine gethan, nicht auf Chrestensen gemünzt gewesen — er folgte ihr und Brennecke blieb an seiner Seite.

Trotz der wechselnden Bilder blieb das Gespräch bei dem gemeinsamen Bekannten. Vielleicht dachte Neef irrtümliche Ansichten zu bekehren, vielleicht glaubte er das schon mit ein paar Worten erreicht zu haben. Wenigstens berichtete Fräulein Turtschinska jetzt ruhig von der Zeit, wo sie Helmar Chrestensen als Kämpfenden und Hoffenden gekannt hatte, erzählte ohne Schärfe und ohne Randglossen. Weshalb diesen jungen Menschen verstimmen, der sich ganz offenbar von ihr angezogen fühlte. Mochte er doch für Helmar Chrestensen Lanzen brechen.

So folgten ihr die beiden Herren getreulich etwa eine Stunde lang. Erst als sie sich mit kurzem Gruß freigemacht hatte und darauf in Begleitung eines alten Herrn, dem Brennecke den Namen eines bekannten Bildhauers gab, in der Weinstube verschwand, fragte Neef plötzlich ernüchtert: „Sie kennen Fräulein Turtschinska? Wer ist sie eigentlich? Sie hat ein zwiespältiges Wesen."

Brennecke zuckte die Achseln. „In zwei

Worten: Tochter aus gutem Haus — verbummelt."

„Aber Sie wissen mehr?"

„Nicht viel. Ich bin ihr ein paarmal in Lokalen begegnet — der Architekt Birnhagen hatte mich damals mitgenommen. Bunt war die Gesellschaft stets, aber auch immer Künstlergesellschaft — die Turtschinska fühlt nur für Künstler, der Weg zum Herzen geht bei ihr über die Brücke der Kunstschwätzerei — verbildet. Trotzdem soll sie in jüngeren Jahren sich vielen als Vampyr erwiesen haben. Na, jene Generationen sind nicht mehr da und alle Geschichten, die man sich so hin und wieder erzählt im Leben, brauchen ja glücklicherweise nicht geglaubt zu werden. Jetzt finden Sie die Dame täglich im Ausstellungspark, wo sie sich mit allerlei Rauh trifft. Sie hat gute Freunde bei Kunst und Kritik, schickt hier und da Fachneuigkeiten an die Blätter, wo ihr Urteil geschätzt wird, ihre historischen Kenntnisse über die neueren Maler brauchbar sind. Wovon sie lebt, erfuhr ich nicht, aber man nennt sie anregend."

„Hängt sie denn ganz in der Luft?"

„Man sagt, sie sei eine Offizierstochter, früh verwaist, habe Malerei studiert und nichts erreicht. Nach einer unglücklichen Liebe zu ihrem Professor soll sie nur noch glücklich geliebt haben."

Neef hörte zu, ohne zu hören: Klatsch sagte er sich. Als Wirkung blieb ihm nur: ihr Urteil wird geschätzt, sie gilt für anregend! Er empfand das an sich selbst; kaum war er in seiner Wohnung angekommen, so begann er zu zeichnen.

Carla Turtschinskas Gesicht mit dem Goldschmuck einer Odaliske über dem blonden Scheitel; Carla Turtschinskas Gestalt als schlummernde, zerfließende Meerfrau, dann wieder mit rückwärts gewandtem Haupt als lockende Kundry.

Heiß und angenehm erregt, warf er den Stift erst bei beginnender Dämmerung weg und eilte dann hinaus ins Gedränge der Straße.

Untertauchen in den Strom der Gegenwart, nannte er das. Gestalten und Gruppen strömten ihm zu, alles Gesehene prägte sich ihm klar und deutlich ein in abgeschlossenen Bildern, nur wegzunehmen vom Tische des Lebens.

Er dachte nicht mehr an die neue Bekanntschaft, auch des Nachts nicht, als er sich lustmüde schlafen legte und die Bilder des Abends in den Traum hinüberspann.

Am anderen Morgen aber erwachte er mit dem Gedanken: „Eine anregende Person!" — und machte sich auf den Weg nach der Ausstellung, in der Hoffnung, Carla Turtschinska zu treffen.

II.

Der junge Neef sah Carla Turtschinska täglich; sie trafen sich in der Ausstellung, sie frühstückten zusammen, sie sprachen vom Laufe des Tages, von dem, was die Kunst bedürfe, vom dem, was Helmar Chrestensen erreicht hatte, von dem, was der junge Maler erreichen werde.

Sie sprachen auch von Helmar Chrestensens bürgerlichen Schicksalen, von seiner Jugendliebe, deren Kinderanfang das Ringbild erzählte, deren Eheabschluß ihm den Herd vergoldete; von dem Einnisten in Bieberfeld, dem großen Wagnis, das dem Glückskind die Rathausfresken beschert hatte; von Roberts Hoffnung auf die Zeit, da er zur Beihilfe an diesen Fresken gerufen, das gesegnete Siebenecksdasein mitleben durfte.

Carla Turtschinska beschränkte sich bei allen Chrestensengesprächen aufs Fragen und Anhören, sie hatte ihren neuen Freund nicht wieder mit Kritik seines Heiligen verletzt — er genoß unbehindert sich selbst und den Meister im Reden von ihm — denn diese Augenblicke seines gegenwärtigen Lebens waren die einzigen, in denen er wirkliches Genügen fand, obwohl er sich nun schon wochenlang in Berlin umhertrieb.

Sein anfänglicher Arbeitseifer war verflogen, Carla regte ihn wohl noch an, ließ ihn aber nicht zum Schaffen kommen. Heute sollte dies gesehen werden, morgen jenes; heute gab's dort zu begutachten, morgen da zu kritisieren — Zeit und Geld schmolzen dahin, Neef wußte nicht wie; er wurde sich nicht einmal dessen bewußt, daß Carla Turtschinska die Ursache dieser Vergeudung war.

Selbst der Bericht, den er Chrestensen beim Abschied von München versprochen hatte, von den Eindrücken der neuen Stadt, vom Ringbild, von neuer Arbeit, blieb

ungeschrieben; es bedurfte einer Mahnung aus dem Siebeneck, um ihn endlich vor einen Briefbogen zu bringen, und während der ersten Seiten kam er nicht über den Gedanken weg: sie wartet auf dich.

Erst als er sich durch Entschuldigungen und Versäumnisgründe zu dem Ringbild hindurch geschrieben hatte, kam die Freude am Verkehr mit Chrestensen zum Durchbruch:

„Es waren da einige, die das Bild gar zu gern aus dem Kreise der Erwählten verbannt hätten, wäre nur nicht die goldene Medaille gewesen! Unangefochten schritt es unter ihrem Heiligenschein in die Halle. Da hängt's nun! Die ‚Leute' stehen davor, schütteln den Kopf und bringen's nur zu einem: ‚Hm, hm, ja ja,' wo sie so gern klug schnackten, denn ach der armen Kritik geht's damit wie dem Hund mit dem Igel, denn sie weiß nicht, wo anpacken; die aber, die keine Leute sind, sondern Menschen, Augen haben zum Sehen und Herzen zum Fühlen, die kommen wieder und wieder: mit Neigung, mit Zärtlichkeit, mit Lächeln, mit Thränen sogar — und nennen's die klugen Leute platt und Alltagswelt, so sehen sich die weisen Narren immer tiefer hinein und sehen sich die ganze Welt aus ihm heraus." —

Chrestensen bekam diesen Brief über den Gartenzaun gereicht, ging zu Erne in die Halle, setzte sich ihr gegenüber und las ihn vor, ehe er noch selber hineingeschaut hatte.

Die junge Frau sah erschreckt zu ihm auf, als er plötzlich inne hielt, das Gelesene noch einmal überschauend.

„Helmar," rief sie, „liebster Mann, — du kränkst dich darüber."

Er aber sprang auf und schlang den Arm um sie. „Erne, thörichte Erne: kränken? Stolz bin ich, glücklich — nicht länger der Liebling der Menge — allein, oben, da wo sie mir nicht mehr alle nachkönnen; jetzt glaub' ich an mich."

Sie schmiegte sich an ihn und sah ihm zärtlich prüfend ins Gesicht. Allein verstieg sie sich nicht in einsame Höhen, aber an seiner Seite vermochte auch sie den Adlerflug zu wagen. Sie gingen zusammen im Zimmer auf und ab; Worte tauschend, Altes und Neues vergleichend, Zukunftswerke vorausschauend, genossen sie eine reiche Stunde. Erst als Tinni hereingetrippelt kam, ihr Alleinsein störend, fiel ihnen der Brief wieder ein und Helmar nahm ihn von Ernes Nähtischchen auf.

Er las, wie das Allerlei der Ausstellung auf Robert wirkte, was an Plänen in ihm arbeitete, wie die junge Weltstadt sich ihm gezeigt hatte, mit zustimmender Freude an dem lebhaften Ausdruck. Plötzlich stutzte er, sah nach Erne hin, die, ohne auf ihn zu achten, Tinnis Plaudern lauschte und ging hinaus.

Unwillkürlich lenkte er den Schritt nach dem Atelier, wo er nur in Ausnahmefällen gestört wurde; dort trat er ans Fenster und las weiter.

„Eine Bekanntschaft hat mir Ihr Bild zugeführt, für die ich nicht dankbar genug sein kann. Ich fand vor ihm — wirklich und bildlich im Austausch über das Gemälde, eine Dame von außerordentlichem Kunstverständnis und es ist für mich ein ganz neuer Reiz, zu sehen, wie sich unsere Welt im Frauenauge spiegelt. Die Dame ist nicht schön, aber reich an malerischem Reiz; sie regt Bild um Bild in mir an, ja sie hat mir sogar in rührender Güte zu einer Witwe des Kriegers Modell gestanden.

Können Sie sich auf Carla Turtschinska besinnen? Ihr sind Sie ein lebhaftes Erinnerungsbild früherer Zeiten. — Wir kommen täglich zusammen, alles kann ich mit ihr durchsprechen; Himmelsfärbung, Lustspiel, Gestalt und Gruppe, wie es der Augenblick gibt, versteht sie und erhöht meine Freude daran durch Mitgenuß. Auch ist sie ein ebenso bereitwilliger, wie holder Führer durch die Stadt und ihre Kunstschätze. Wirklich, da ist so viel zu sehen, daß man wenig zum Arbeiten kommt, trotz tausendfältiger Anregung."

Der Brief knisterte in Chrestensens Hand, ein zorniges Funkeln veränderte die Farbe seiner Augen.

„Viel zu sehen! — Mehr als in Rom? Viel zu genießen! — Mehr als in Paris? Und du hast überall gearbeitet. — Dies erbärmliche Weib, das alle Kräfte aufsaugt wie ein mörderischer Schmarotzer, hat von jeher das Tüchtige ihrer Freunde zerbröckelt — aber noch immer? Noch heutzutage? Gefeit gegen die unerbittlichen Jahre? Unmöglich — heut oder morgen müssen ihre Spuren ihm die Augen öffnen — was



Studie. Nach einer Zeichnung von Anton von Werner.

thut ein Malerauge mit verschminkten Runzeln?"

Heut oder morgen? Und wenn es zu spät käme, wenn die Gewohnheit ihn schon geknechtet hätte?" —

Chrestensen trommelte einen Sturmmarsch gegen das Fensterbrett, dann wandte er sich jäh um.

„Da will ich doch lieber an seinen Ketten rütteln, auf daß er sie fühlt und nach der alten Freiheit verlangt."

Schnell entschlossen setzte er sich an den Zeichentisch, kramte die wenig gebrauchte Feder aus dem Kasten und schrieb mit großen, eckigen Buchstaben:

„Liebster Robert!

Ihr Brief hat uns durch den Bericht vom Ringbild viel Freude gemacht; mag es getrost eine mißfällige Beurteilung erfahren, mir genügt, daß die es verstehen, um die sich's zu schaffen lohnt, die anderen folgen schon nach; wenn einem die Spanne Zeit nicht zu kurz bemessen ist, kann man's vielleicht sogar erleben.

Was Sie mir sonst noch schreiben, hat einen übeln Geschmack. Ich kenne die Turtschinska; nicht nur so obenhin, wie man sich in ein paar fröhlichen Akademiejahren kennen lernt, sondern ich habe am eignen Fleisch erfahren, wie schlecht man mit ihrer Freundschaft vorwärts kommt. — So kann ich nur warnen. Zergliedern Sie sich einmal ganz genau, was Sie an ihr haben, Sie werden finden, daß das nicht lohnt. An Ihrer Arbeitsunlust soll Berlin schuld sein? Ich meine im Gegenteil, daß da nüchterne Arbeitsluft weht, — bürden Sie diese Schuld getrost der Turtschinska auf. Sie war stets die gefährliche Muse der Faulheit.

Man hat Ihnen gesagt, sie rege an — ich glaube das ganz gern; sie war geistreich, verstand ein wenig vom Fach und sprach gern in dunkeln Sätzen. Saßen wir in gutem Kreis zu guter Stunde beisammen, so gab sie manches, aber immer nur denen, die sie nicht hatte: die Besessenen wird sie hindern, hemmen, verweichlichen; wird mit ästhetischen und Kunstgeschwätzen ihre schöpferischen Kräfte ersticken. Und was gibt sie dagegen? Ich rechne ihr nach, daß sie neunundvierzig Jahr ist — darf man da noch einen Mann um den Verstand bringen? Oder wird sich der Mann nicht wie ein Genasführter ausnehmen?

Ich weiß, sie ist zäh, Robert, sie hält fest, was sie hat: Klettenart, Schmarotzerart. Darum, gelingt Ihnen das Losreißen nicht auf leidliche Manier, so lassen Sie Berlin laufen. Düsseldorf ist die bessere Sommerstadt, Dresden darf Sie auch locken. Bis das Rathaus fertig ist und Sie mir da an die Hand gehen, können Sie beide Plätze gründlich durchnehmen. Bei Licht besehen, was wollen Sie jetzt in Berlin? — die Ausstellung haben Sie geschmeckt, was sonst zu holen ist, bleibt Ihnen auch noch über Jahr und Tag gewiß."

Chrestensen stand auf und ging ein paarmal im Zimmer hin und her. Die warme Sommerluft brachte Levkoyengeruch zum offenen Fenster herein, Vorläufer der Abendsonne huschten über den roten Vorhang, eine verflogene Biene summte durch den stillen Raum — Chrestensen empfand mit Behagen den Sommer ringsum, ohne sich seiner bewußt zu werden — tief atmete er und setzte sich dann mit kurzem Entschluß zum Weiterschreiben.

„Halten Sie mich nicht für einen alten Tugendprediger, der die Jugend nicht mehr versteht. Ich habe zwiefach mit diesem Weibe das Bitterste erlebt: an mir selbst und an meinem verstorbenen Freund. Soll ich das noch ein drittes Mal an meinem Liebling schmecken? — Reißen Sie sich los. Wenn wir zusammen im Rathaussaal schaffen, will ich Ihnen die alte, böse Geschichte erzählen; bis dahin glauben Sie mir und lassen Sie mich Ihr getreuer Eckart sein."

Dieser Brief traf den jungen Maler in einer dem Warnruf günstigen Stimmung. Carla Turtschinska hatte ihr Versprechen, endlich zur Sitzung für die Kriegerwitwe zu kommen, wieder einmal nicht gehalten, statt dessen ein Billet geschickt, das den „Freund" nach dem Friedrichstraßen-Bahnhof bestellte, von wo sie mit einer lustigen Gesellschaft ins Grüne fahren müßten. Reis Wunsch zu arbeiten war zwar größer als die Lust dazu, da er sich aber einmal aufgerafft hatte, verdroß es ihn, die moralische Anstrengung ohne Not gemacht zu haben. Zudem stimmte seine Kasse schon lange nicht mehr, das Geld, das er sich für Berlin berechnet hatte, war verzehrt, eine Partie

wie die heutige, bei der er natürlich für zwei Personen zahlen mußte, ließ sich kostspielig an; verbrauchte er hier all sein Geld, so blieben ihm die übrigen Plätze des Vaterlands verschlossen, und noch gab's ja so viele Schattierungen deutschen Wesens, daß er sich an München und Berlin allein nicht genügen lassen mochte.

Chrestensens Brief wirkte also als Verstärkung; was dem inneren Mißbehagen allein nicht gelungen wäre, kam mit seiner Hilfe im Nu zur Herrschaft: der Entschluß der Abreise. Mit dem an den Rathausfresken verdienten Geld ließ sich's gemächlich wieder nach Berlin zurückkehren — also frisch vorwärts. Neef ging nicht nach dem Friedrichsbahnhof, begann zu packen, bezahlte seine Wirtin und schlenderte am Nachmittag in die Ausstellung, um dort Abschied vom Ringbild zu nehmen. Der Turtschinska wollte er erst morgen im letzten Augenblick ein Abschiedswort schicken; besser er sah sie nicht wieder.

Als er aber vor der Osteria seinen Abendimbiß hielt, bei Mondschein, Musik und bewegtem Menschengewimmel Berlin „doch schwer zu verlassen" fand, stand Carla plötzlich vor ihm und sagte langsam: „Sie schmollen?"

Er fuhr in die Höhe aufs unangenehmste überrascht. Den Platz neben sich bot er ihr nicht an, aber er zog den Hut und behielt ihn als höflicher Mann in der Hand.

So standen sie sich gegenüber und maßen sich mit forschenden Blicken. Sie, staunend über sein erstes Zeichen von eignem Willen, er unruhig bedenkend, was er sagen solle und dürfe.

Da er weiter schwieg, fragte sie noch einmal: „Sie grollen um die versäumte Sitzung? Besinnen Sie sich doch! Bin ich Ihre Sklavin? — Bleibt nicht, was ich gebe, freies Geschenk? — Mir fehlte heut die Lust zum Sitzen."

Dabei sah sie ihn unter gesenkten Wimpern hervor lächelnd an, lächelnd mit Mund und Augen; der Mondschein gab ihr einen leuchtenden Hintergrund, das Glühlicht fing sich in ihren Haaren, Glanz und Schatten waren ihr gleich günstig.

Neef wurde unbehaglich zu Mute. Daß sie ihm gefiel, wie sie vor ihm stand, ergrimmte ihn am meisten. Fünfzig Jahre bleiben fünfzig Jahre — Höllenspuk, dabei Herzklopfen zu fühlen, auch klang ihm Chrestensens „Genasführter" in den Ohren und unhöflicher, als ihm lieb war, antwortete er: „Ich hab auch kein Geschick zum Sklaven, und Lust, den Tag totzuschlagen, fehlte mir erst recht."

Erstaunt schob sie die Augenbrauen in die Höhe.

„Ach — die Raserei der Muse, der obersten Tyrannin; der muß man gehorchen! Hat es gefördert? Wie weit ist Ihr Meisterwerk gediehen?" Dazu lachte sie leise und spöttisch.

Teuflisch, nannte es Robert Neef. Zugleich aber gab er sich zu, sie möge ein Recht haben zur Verwunderung über sein verändertes Wesen und sagte deshalb in natürlicherem Ton, ihr wie sonst die Hand bietend: „Wir wollen uns nicht ärgern; ich danke Ihnen für alles, was Sie mir von Ihrem schönen Berlin gezeigt haben, und danke Ihnen um so mehr, als ich schon morgen abreisen muß; auch" —

„Sie müssen morgen abreisen?" schnitt sie seine Worte ab, schnell gegen ihre Art, mit einem harten Klang in der Stimme, „Warum? Woher der Entschluß?"

Alles Schmiegsame war aus Sprache und Haltung gewichen, eine völlig Veränderte stand sie ihm gegenüber, befehlend war ihr Ton, strafend ihre Gebärde. Neef fühlte sich mit einem Mal völlig frei von ihrem Zauber; wenn er sie nur nun auch schon in Wirklichkeit los gewesen wäre.

„Ein Brief," antwortete er kräftig „ich bekam heute morgen einen Brief, der mich wegruft."

„Einen Brief?"

Ein nachdenklicher Zug lag in ihren Augen, während sie die seinen suchte, die ihr gegen seinen Willen auswichen. Plötzlich wandelte sich der Blick und triumphierend rief sie: „Chrestensen schrieb Ihnen!"

Er antwortete nicht, aber errötete; das war ihr Antwort genug: Zorn machte ihre Augen blitzen, Zorn ballte ihre Rechte, während sie leise, heftig sagte: „Er soll sich hüten! Verfolgt mich, verleumdet mich, entreißt mir die Freunde — er, der Verbrecher, er, der weiß, daß seine Ehre an meiner Gnade hängt. Ich werde ihn zur Rede stellen, werde ihn strafen, vernichten — klein und verächtlich soll er vor seinen Bewunderern stehn, erröten vor Ihnen, der Sie sich

schwächlich von seinen papiernen Worten leiten lassen. Reisen Sie nur, retten Sie sich in seine Arme, wir sehen uns wieder!"

Damit wandte sie dem jungen Mann den Rücken, entthronte Königin in jeder Gebärde, und ließ ihn zurück in dem unbehaglichen Gefühl, eine Dummheit gemacht zu haben.

„Gott schütze einen vor pathetischem Umgang," dachte er und schüttelte den Schauer ihrer großen Worte ab. „Man weiß schon, wie sie sich das zusammendichten, aber Gänsehaut macht's doch."

Indessen schritt Carla durch die Gänge des Gartens, Neid im Herzen, zitternden Zorn hinter der brennenden Stirn, einzig Helmar Chrestensen in ihren Gedanken, wie er sich als feuriger Zwanziger im Kreis der Kunstzigeuner umgetrieben hatte, bar aller Klugheit, bar aller Handhaben zum Emporkommen — und es war ihm geglückt trotz alledem. Sie aber war ausgestoßen, alt, müde, übrig — so leicht aufzugeben, wie man eine Hand wendet. „Es wird Zeit, daß ich zu Ruhe komme, Zeit, daß ich Wintervorrat sammle." — Sie schauerte zusammen — er in Fülle des Glücks, gesättigt von allen guten Gaben des Lebens — sie hungrig und frierend daneben — immer nur daneben. War das Gerechtigkeit? War er besser als sie? — Nein, nein, nein — nur geschickter war er gewesen, sich den Schein der Tugend anzumaßen.

„Es ist leicht, sich an ihm zu rächen, kinderleicht, — er soll sich ängstigen, sein Weib soll weinen, seine Freunde sollen sich von ihm wenden — laßt sehen, ob dies gerühmte Glück nicht auf thönernen Füßen steht, auf Lüge und Verleugnung — ich werfe den Stein danach, mag es zusammenbrechen."

Sie lachte auf, so laut, daß sich Vorübergehende nach ihr umwandten, und die beobachtenden Blicke scheuchten sie aus dem Garten. Sie eilte nach ihrer Wohnung, zählte dort ihre kleine Barschaft, fand, daß sie zur Reise nach Bieberfeld eben reiche, gönnte sich keinerlei Überlegen mehr, sondern fuhr am folgenden Morgen bereits davon, just zur selben Zeit, als Robert Rees seine Flucht nach Düsseldorf ins Werk setzte.

Kein Eisenbahnunglück hemmte ihre Fahrt, keine Glücksgunst milderte ihr Rachegelüst. Carla Turtschinska stand zwei Tage später mit denselben Gefühlen, mit denen sie den Ausstellungspark verlassen hatte, vor dem Siebeneck.

Sie hatte den Weg leicht gefunden, jedermann in Bieberfeld kannte den Maler.

Da also haust er? Schmiedeeiserne Thore, mächtige Spiegelscheiben, blühende Kostbarkeiten um den Springbrunnen, an dessen Rand sich bronzene Knaben zum Bade schickten.

Ein Gemisch von Neid, Zorn und Reue steigerten das Gefühl, mit dem sie das stattliche, wunderliche Haus betrachtete, zu einem Haß, der fast Genuß wurde.

Sie überschritt die Schwelle mit Herrschergebärden, die Besitzer schienen ihr Sklaven ihres guten Willens: Glück und Leid trug sie auf ihren Lippen; ihr Plan war fertig.

Aus dem Garten herauf klang Gelächter von Kinderstimmen, durch die offene Hallenthür sah sie hinaus über den Rasenplatz, an dessen Ende in einer buschigen Laube die alte Frau Helling und Erne saßen: ein freundliches Friedensbild.

„Wie lange noch?" dachte Carla und lächelte.

Dann fragte sie das Mädchen, das ihr in den Weg trat, nach dem Herrn.

„Der Herr arbeitet."

„Ich habe Geschäftliches."

Die Bestimmtheit Carlas machte das Mädchen unsicher. „Er ist im Atelier," sagte sie und sah unwillkürlich nach der Treppe. Carla folgte dem Blick und schritt hinauf.

Oben stand die Ateliertür offen; Chrestensen malte an einem Tell, den er nach Vollendung des Ringbildes begonnen, den Tell, der Geßler auf dem schmalen Pfade trifft und mit stolzem Mitleid auf den zitternden Tyrannen herabschaut.

Chrestensen kehrte der Eintretenden den Rücken zu; lange schaute sie ihn an, er merkte nichts davon: seine Arbeit spann ihn ein und machte ihn unempfindlich.

Endlich sagte sie halblaut: „Helmar."

Er fuhr herum und starrte einen Augenblick, ohne zu begreifen, in ihr lächelndes Gesicht, dann erkannte er sie, deutete mit dem Malstock nach der Thür und sagte: „Hinaus!"

Sie lächelte weiter und kam tiefer ins Zimmer.

„Du besinnst dich noch einmal, ehe du

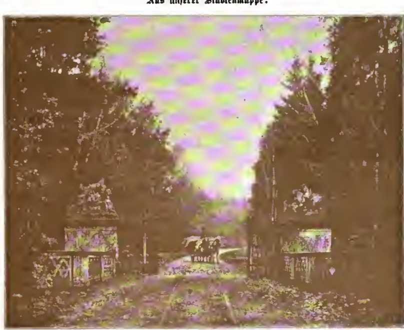
mir die Thür weisest. Ich komme in Freundlichkeit, aber erzürne mich nicht, bedenke, was du mir schuldig geworden und was ein erzürnter Gläubiger vermag."

„Dir schuldig geworden!?"

„Dein Gedächtnis ist lahm, wie aller Schuldner Gedächtnis, ich will ihm helfen. Wenn ich damals, als du mit Glücksjägergewandheit dein Schifflein in den Goldstrom lenktest, deine Braut gewarnt hätte? Wenn ich deine Thaten den Zeitungen dachte ich deiner: du der Genosse meiner reichen, jungen Jahre hast am sichersten Dank und Verständnis für mich. Du weißt ja auch ganz genau, wie's uns Zigeunern zu Mute ist. Gieb mir für einige Wochen ein gastlich Asyl in deinem Hause."

Chrestensen hatte sie reden lassen, staunend, wohinaus die wohlüberlegten Worte führen würden. Jetzt stand eine dicke Ader auf seiner Stirn, das Blut stieg ihm bis unter die Haare, aber er bezwang sich,

Aus unserer Studienmappe:



Herbstlandschaft. Nach einer Aufnahme von Hugo Henneberg aus „Photographische Kunstblätter," Camera-Club, Wien.

anvertraut hätte? — Was meinst du wohl, wäre dein Leben jetzt? — Ein Kampf mit dem schlechten Geschmack der Menge im besten Fall, vielleicht sogar ein verzweifeltes Ringen mit den rohen Ansichten des Staatsanwaltes. — Es kostete mich nur ein Wort, aber ich schwieg — deshalb besinne dich auf Dank. Ich bin alt und müde geworden, aus eigner Kraft vermag ich nur schwer mich noch weiter zu bringen, wenigstens bedarf ich dringend einer Ruhezeit. Da legte Palette und Malstock vorsichtig bei Seite und antwortete nur: „Nein, Turtschinska; nichts für dich an meinem Tische — das Warum kannst du dir denken."

Sie zuckte zusammen; kein Zorn, kein Schelten, kein Pathos hätte sie so verletzen können wie dieses gelassene Nein.

„Bedenke dich wohl, bedenke ob dein Glück auf gar so festen Füßen steht, ob sie es vertragen können, die Wahrheit über dich zu hören."

Sie deutete nach dem Garten hinaus, von dem ab und zu die Stimmen der Kinder heraufdrangen, er aber antwortete gelassen: „Ich denke, sie können's."

Carla trat dichter an ihn heran. „Sie können's nicht — du weißt, was alles ich heraufbeschwören würde: Eifersucht und Abscheu, Scham und Verzweiflung, Anklage und Hohngeschrei. Soll dein Weib dich kennen lernen bis in die verborgensten Falten der Vergangenheit — soll dein Sohn dich verachten? — Erkaufe dir Frieden. Zucke nicht mit der Schulter, spare deine stolze Miene, vertraue deinem Glück nicht zu fest. Ich bin nicht nur um dieser interessanten Plauderei willen nach Bieberfeld gekommen, etwas will ich: Hilfe oder Rache — wiege dich nicht in Illusionen, du bist zu erschüttern und ich bin in Verzweiflung. Zahle mir ein Jahrgehalt in Erinnerung alter Zeiten und ich will Nachsicht üben, will aus deinem Leben verschwinden — weise mich fort und so gewiß, als mich der Zorn darüber hergetrieben hat, daß du mir den Milchbart, den Neef, verscheuchtest, so gewiß hetz' ich die Meute der braven Bürger und Tugendbolde gegen dich auf. Alte Geschichten im Munde der Leute, das ist der Stein, an dem dein Hochmut den Hals bricht."

Jetzt hatte ihn der Zorn fest, das Ekelgefühl war nicht mehr zu dämpfen.

„Erpressungsversuche? Verhetzungsgelüste? Kunstgriffe der Revolverpresse? — Dahin also? So tief gesunken? Pfui, pfui! Hinaus mit dir! Soll ich den Burschen rufen, daß er dir den Weg zeigt?"

Sie lachte. „Soll ich dem Burschen erzählen, wie wir zwei zum Maskenball gingen? Nicht so hastig. Aus dem Hause geh' ich schon allein, mich gelüstet's nicht nach Friedensbruch. In der Stadt aber bleibe ich, dich zu plagen, dir zu schaden, dich zu ängstigen, bis du dich auf deinen Vorteil besinnst und mich um Frieden bittest."

„Erst Dirne, dann Verleumderin," sagte Chrestensen.

Sie lachte wieder: „Verleumderin? Wirklich?" Häßlich und höhnisch klang es durch den hohen Raum. „Ich brauche nicht zu verleumden! — Denen da draußen erzählen was geschah, das allein wirft dein Kartenhaus zusammen, ich brauche kein Wort weiter."

„Wer glaubt dir?"

„Schlimmes glauben die Menschen stets; wenn du dich lösen willst, ich wohne im Bären."

Einen siegesbewußten Blick noch warf sie auf den Mann, in dessen Gesicht und Haltung sich kein Zug mehr von der Gelassenheit fand, mit der er ihr zuerst entgegengetreten war. Finster, jede Muskel gestrafft von innerer Erregung, stand er inmitten des Zimmers und wartete auf ihr Gehen.

Noch einmal lachte sie auf, dann wandte sie ihm den Rücken und stieg die Treppe hinab.

Er stand, sah ihr nach und ballte die Hand. Einen Augenblick lang kam ihm der Gedanke: sie hungert, die Not treibt sie zur Gemeinheit, gib ihr, du kannst es! — aber der Zorn überflutete das Mitleid.

„Nein, sie erwartet Hilfe von meiner Furcht — ich soll ihr Schweigen bezahlen — niemals rühre ich die Hand um solchen Preis. Mag sie zu Grunde gehen."

III.

Carla Turtschinska verließ das Atelier mit einem Siegesgefühl, das nicht lange anhielt. Je mehr ihr ins Bewußtsein kam, daß sie nichts erreicht hatte, daß aller Triumph erst als Fragezeichen an künftige Tage bestand, daß sie gar nicht beurteilen konnte, ob seine Sicherheit nicht doch am Ende auf einer genauen Kenntnis seiner Lage und seiner Freunde bestand, um so mehr wandelte sich ihr Triumph in das Gefühl beleidigter Ohnmacht.

Und das wuchs, je deutlicher sie sich auf ihren gegenwärtigen Zustand besann. Die Menschen glichen sich freilich allerorten und mit Zeit und Geschick ließen sich gewiß auch in Bieberfeld die niederen Instinkte wecken —, was aber jetzt? Sie hatte nicht Geld genug in der Tasche um nach Berlin zurückzufahren, geschweige denn um hier Presse und böse Zungen in Thätigkeit zu bringen; und versuchte sie's trotzdem, so konnte das Wochen und Wochen dauern — am Ende hatte sie eine kostspielige Rache gehabt und keinen Nutzen, nicht den kleinsten Vorteil für „ihr hun-

gerndes Alter.“ Sie fühlte sich nicht in der Lage, ihrem Haß Opfer zu bringen.

„Ich habe es verkehrt angefangen, ich kenne ihn doch — ließ sich ihm je etwas abtrotzen? Mit Demut mußt ich ihm kommen und stiller Verzweiflung, dann wäre ich jetzt geborgen und könnte hinterher sagen: Seht, er wollte mich erkaufen! — könnte ihn mit Anspielungen martern und die Frauen verwirren.“ — Die Frauen! An die hatte sie gar nicht mehr gedacht — die Frauen — da war er doch zu packen. Wenn sie zurückginge und mit denen spräche? Aber sie würde nicht noch einmal über die Schwelle des Siebeneck kommen, gegen seinen Willen. — Wenn sie ihnen schrieb: gut erzählt eine alte Geschichte? — Aber er würde den Brief abfangen, und fand er wirklich Frau Ernes Ohr — wie leicht ließ ein Brief sich abthun als hand- und fußloser Klatsch.

Auf diesem Weg kam die Rache nicht mehr zum Ziel, sie selbst hatte gewarnt. „Ich habe es verkehrt angefangen — völlig verkehrt.“

Trotzdem blieb sie plötzlich stehen und schaute zurück: Wenn er sich besonnen hätte? — Ihr nachkäme, um sie mit guten Worten und redlicher Hilfe zum Abreisen zu bewegen?

„Nein,“ sagte Carla laut, „nein.“

Einen Augenblick nur hatte sie der Gedanke mit Behagen übersponnen, dann schüttelte sie „die Schwäche“ ab; sie wollte ihre Rache haben, ob spät oder bald, ob kostspielig oder bequem, sie wollte.

Keine Nützlichkeitserwägung sollte sie zurückhalten — was schadete es, wenn sie sich selber dabei weh that? Sie wollte ihn verletzen, zerbrechen, durch den Kot schleifen, sein Glück, seinen Namen, sein Haus — alles wollte sie treffen.

Sie ging wieder vorwärts und überlegte: das Einfachste war, sie kehrte in den Bären zurück und lebte dort auf Borg solange man sie behielt. Gelegenheit, ihren giftigen Samen auszustreuen, würde sie wahrnehmen, das Ende mochte sich das Schicksal ausdenken.

Nun, da sie innerlich fertig war, achtete sie wieder auf ihren Weg und suchte sich zurecht zu finden. Vor ihr lag ein stattliches Haus, eine Strahlensonne über dem weitgeöffneten Thor, die Freitreppe von Ab- und Aufschreitenden belebt.

Sie blieb stehen und fragte, was das sei. Ein alter Herr gab ihr Bescheid.

„Das ist unser Kunstverein, unsere erste Gesellschaft, eine Sehenswürdigkeit unserer Stadt, ein Zeugnis unseres Kunstsinns. In den unteren Räumen ist jederzeit unentgeltliche Ausstellung für jedermann, damit unser Publikum Gelegenheit habe, sich zu bilden. Jetzt bieten wir mehrere bedeutsame Rathauskartons, die unser Chrestensen entworfen hat, — der berühmte Chrestensen mit der goldenen Medaille. Und seit heute morgen ist da auch eine Thusnelda des jungen Reef, der unseren Chrestensen bei unserem Rathaussaal unterstützen wird.“

Zu jeder anderen Zeit hätte Carla Turtschinska die Rede „unseres“ alten Herrn unter die Sammlung ihrer „guten Geschichten“ gereiht, heute hörte sie garnichts von dem Ueberfluß besitzanzeigender Wörter, nur die Chrestensenbewunderung vernahm sie, und die stärkte ihren Haß.

Mit kurzem Dank verabschiedete sie sich von dem Gefälligen und schritt auf das Künstlerhaus zu, denn die Freitreppe herab kam Fritz Brennecke von der Besichtigung Thusneldens, des neuesten Bieberfelder Unterhaltungsstoffes — den sandte das angerufene Schicksal! Carla begann an ein gutes Ende zu glauben.

„Herr Brennecke,“ sprach sie den Eiligen an und bot ihm lächelnd die Hand. Er stutzte: dann lüftete er den Hut und gab sich Mühe, die Hand höflich zu übersehen.

„Sie sind auf Reisen, meine Gnädige? Außerhalb Berlins kann man sich die Muse der Großstadt schwer vorstellen.“

Sie hatte die Hand sinken lassen, aber sie lächelte weiter.

„Ich bin Geschäfte halber hier und komme eben von Helmar Chrestensen. Sie lobten ihn damals in der Ausstellung gewaltig, ich aber habe auch heute nur den kleinlichen, gewissenlosen Mann früherer Zeiten in ihm wiedergefunden.“

„Sie wissen, meine Gnädige, daß Sie für diese Melodie kein Ohr bei mir finden,“ antwortete Brennecke lebhafter; „warum bemühen Sie sich?“

Carla lachte scharf. „O ja, die Satten, die Ordensträger, die Lorbeergekrönten, das

sind immer die respektablen Leute. Ich sehe und höre überall, er hat den Rummel verstanden, die Gassenbuben kennen seine Wohnung und die alten Herren nennen ihn ‚unseren' Chrestensen. Gold gibt Erfolg und Erfolg gibt verklärenden Dunstkreis — man drückt das sehr schön mit dem Worte Heiligenschein aus: was darunter ist, kann das 'geblendete Auge nicht mehr unterscheiden. Ich aber weiß, was dieses Blendwerk verbirgt; ich war bei ihm als Mahnerin an alte Schuld, als Aufrüttlerin seines lahmen Gewissens — ich wenigstens habe ihm gesagt, ich verachte dich."

Auf dem Bürgersteig vor dem Künstlerhaus kam Helmchen Rothenbeck gegangen. Sie sah Fritz Brennecke mit einer fremden Dame auf der Freitreppe stehen und ging langsamer; sie wollte ihm Zeit zu einer Verabschiedung geben, denn er pflegte keine Gelegenheit zu einem Plauderaugenblick vorüberzulassen und auch Helmchen war solchen Gelegenheiten hold.

Fritz Brennecke aber grüßte nur so in die Luft hinein, als ginge da irgend jemand vorüber, es blieb zweifelhaft, ob er sie überhaupt gesehen hatte, denn er blieb der Fremden zugewandt und sprach bedenklich eifrig und dringlich auf sie ein.

„Meine Gnädige," sagte er „lassen Sie sich raten. Man ist hier Chrestensen freundlich gesinnt, man schätzt die Talente und liebt diesen trefflichen Mann. Wollen Sie Akademiestreiche von ihm erzählen, so verkaufen Sie dergleichen als humoristisches Feuilleton, er ist berühmt genug dazu, man wird Ihnen das bezahlen. Wollen Sie ihn sonst wie anschwärzen, so gehen Sie zu seinen Kunstneidern, deren Sie in Berlin leichter finden werden als hier."

„Und ist Ihnen nie geschehen, Sie eitler Mann und Menschenkenner," fuhr Carla mild und langsam fort, „daß Sie sich geirrt haben? daß Sie Kiesel für Diamanten nahmen und den Heuchler für einen braven Mann? Wenn ich Ihnen sage: Ihr berühmter, edler Stadtgenosse hat gestohlen, gemein gestohlen aus seines Nächsten Kommodenkasten und der Bestohlene ist darüber zu Grunde gegangen — was dann?"

„Dann halte ich Sie für eine gemeingefährliche Verleumderin und werde mich bemühen, die Leute vor Ihnen zu warnen, so absurd Ihre Erfindung ist. Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen, hier ist keine Luft für Sie."

Fritz Brennecke hatte sich beinahe erhitzt, die Weltgewandtheit des Weitgereisten verlor jede Glätte, er ließ die Turtschinska stehen ohne Gruß und eilte geradeswegs dem Siebeneck zu. Zehn Schritte weiter besann er sich eines Besseren. Das wäre das Rechte, dort mit Klatsch und Warnungen Mißbehagen stiften! Vielleicht wollte dies Weib gar nichts anderes, als aus irgend einem Rachegelüst heraus dem Unverletzlichen just durch einen Freund weh thun, weil sie ihn selbst nicht zu treffen vermochte. — Nichts gehört haben und vergessen war das einzige, was solcher Begegnung gebührte.

Das war jedoch nicht im Sinne Rat Rothenbecks, der nachdenklich, das Mißverhältnis zwischen des Künstlers Arbeitsleistung und -wirkung abwägend, die Freitreppe herabstieg und dabei jene Wechselrede zwischen Brennecke und der fremden Dame beobachten durfte.

Eine „Scene" war's gewesen, eine hochdramatische Scene. Beide erregt, beide in einem Gespräch, wie es sich nicht für die Gasse schickt, Brennecke zuletzt mit erhobener Stimme rufend: Reisen Sie ab! und ohne Gruß auf und davon stürmend.

Rat Rothenbeck schüttelte den Kopf in mehrfacher Hinsicht, in jeder Hinsicht. Alle seine kleinen Klugheiten fingen an zu arbeiten: er witterte Vorteil, er sah in dieser Dame, die da etwas salopp, aber doch interessant, etwas ältlich, aber doch nicht reizlos, als verlassene Ariadne auf der Künstlerhaustreppe stand, eine Helferin für mancherlei Nöte. Durch sie würde ihm vielleicht glücken, wenigstens einen studierten Schwiegersohn zu bekommen, da Ernst rettungslos dem Zauber Chrestensens verfallen schien und ihm selbst Mut und Kraft zum Widerpart immer mehr schwanden. —

Carla dachte gerade unter bittrer Enttäuschung: „Chrestensen kennt seine Freunde," als Rat Rothenbeck auf sie zutrat, grüßte und mit der Sicherheit, die ihm das Bewußtsein seiner Würde gab, begann: „Erlauben Sie — mein Name ist Rothenbeck — Rat Rothenbeck. Sie scheinen fremd und einer Auskunft bedürftig, die Ihnen Herr Brennecke nicht geben konnte; vielleicht vermag ich Ihnen zu helfen."



Herbstnebel. Nach dem Gemälde von Robert Ruß.

Sie blickte ihn einen Augenblick in stummer Prüfung an. Das konnte der Rechte sein! Rat — also zur Gesellschaft gehörig; gemessener Formenmensch in jeder Bewegung — also empfindlich gegen das Regellose; mit kleinen, knifflichen Fältchen im Gesicht, ohne einen einzigen Zug ins Große — der Mann würde Chrestensen nicht verteidigen.

Carla dankte dem Herrn Rat mit leisen Worten, sie sei auf der Durchreise nach Berlin und habe im Bären, wo sie abgestiegen, von den Rathausbildern gehört — die möchte sie sehen. Sie sei in früheren Jahren dem Maler Chrestensen begegnet und begreife nicht, daß der etwas Großes schaffen könne.

„Nein,“ schloß sie, die Stimme ein wenig erhebend, „ich begreife es nicht.“

Rat Rothenbecks kleine Augen traten erstaunt unter den Lidern vor, der ganze Rat war ein großes, gespanntes Fragezeichen.

„Wie? Sie glauben nicht an Helmar Chrestensen, den Mann der goldenen Medaille, der Rathausfresken und des Erfolges?“

„Ich möchte an ihm zweifeln,“ sagte Carla Turtschinska traurig, „soll ich dem Laster Größe zutrauen? Soll ich nicht lieber an den Sieg der Tugend glauben, immer und unter jeder Bedingung?“

„Ja,“ rief Rat Rothenbeck eifrig, „ja, das sollen Sie und das dürfen Sie auch, die Welt wird gerecht regiert.“

Hätte die Antwort gelautet: vielleicht! oder: das Genie wählt oft wunderliche Heimstätten, so hätte sich Carla einen anderen Menschen für ihre Geschichte gesucht, Rat Rothenbeck aber klang sympathisch mit, sowie der Ton Tugend angeschlagen wurde; das war die rechte Stimmung.

„Nun sehen Sie! und deshalb kann ich nicht an Helmar Chrestensens Genie glauben. Ich habe auch einmal die Schwäche gehabt nach Künstlerruhm zu streben, ehe ich einsah, daß Frauenhand und -gemüt zu schwach sind zum Wettkampf um den höchsten Preis. Als ich aber damals in Berlin zu studieren begann, besuchte gleichzeitig Chrestensen die Akademie, und ich sah und hörte mancherlei von ihm. Er hatte einen sogenannten Freund, Martin Helling mit Namen; ein hochbegabter Jüngling, der sich, während Chrestensen bummelte, durch Arbeit Geld erwarb, Tausende, mit denen er nach Rom gehen wollte, die Welt nun auch einmal von der Sonnenseite zu sehen. Jene Summe aber stahl Chrestensen dem Helling, dessen Pläne er kannte, aus dem Schreibpult, verschlemmte sie in einer einzigen Nacht und sah dann ruhig mit an, wie der Freund, der ihm großmütig verzieh, an den Folgen des vereitelten Reiseplans zu Grunde ging.“

Rat Rothenbeck hatte die Erzählerin kein einziges Mal unterbrochen, obwohl sich tausend Fragen auf seiner Zunge drängten; er war gleichsam versteinert von dem Uebermaß des Abscheulichen, und so stammelte er auch jetzt, da sie geendet hatte, nur ein „Unmöglich.“

„Nicht wahr?“ sagte Carla freundlich. „Man spricht: unmöglich und will nicht glauben, und wenn einem die Wucht der Thatsachen den Glauben abgezwungen hat, so wünscht man immer noch zweifeln zu dürfen, denn es ist grauenhaft. Diebstahl, nicht aus Not, sondern zur Befriedigung niederer Instinkte, gemeiner, verächtlicher Diebstahl, der sich zum moralischen Mord am Freunde steigert! — Und dies auf dem Gewissen lebt man weiter, ist glücklich, vermag Idyllen zu schaffen, sich in der Bewunderung seiner Mitmenschen zu sonnen und die anderen bescheideneren Geister zu verachten.“

Rat Rothenbeck bewies seinen wachsenden Glauben durch Fragen, die er stellte: nach dem Jahr des Verbrechens, nach Abstammung und Alter des Opfers, nach dem Tode desselben, nach kleinen und großen Nebendingen.

Carla antwortete bestimmt, breit, ohne Zögern: sie wußte genau Bescheid.

Endlich, da der Rat schon mit prickelnder Ungeduld stand, gewillt, seine neuen Kenntnisse so schnell wie möglich zu verwerten, unterbrach sie plötzlich ihren Bericht. „Ich bin nun doch zu müde geworden zum Bilderbetrachten. Wie komme ich am schnellsten nach dem Bären?“

Rat Rothenbeck ging mit ihr bis zur nächsten Ecke und beschrieb noch in lebhaftem Diensteifer die Straßen, als Kommerzienrat Herwig, begleitet von seiner Tochter und dem jungen Ratsbaumeister, vorüberkam.

Sie grüßten alle drei, Rat Rothenbeck dankte beflissen, und Carla sah auf.

In demselben Augenblick lächelte sie und ließ ihre Augen sprechen. Da war ja auch noch dieser Birnhagen! Dem konnte man auch allerlei mitteilen, unter Umständen wohl gar seine Hilfe beanspruchen — ihre Reise ließ sich vortrefflich an.

Birnhagen wurde dunkelrot unter ihrem Blick, mit erhöhtem Eifer wandte er sich an seine Begleiterin und atmete erst auf, als sich Herwigs ohne unbequeme Frage vor ihrem Portal verabschiedeten.

„Gesegnete Mahlzeit, lassen Sie sich von Ihrer Reichstaube was Gutes vorsetzen."

Zu Tisch ging jedoch Birnhagen nicht; sowie er Herwigs sicher in ihrem Prachthaus wußte, eilte er zurück und es gelang ihm noch zu sehen, wohin die Fremde ihre Schritte lenkte.

Er ging in mäßiger Entfernung hinter ihr drein, sah sie im Bären verschwinden, folgte durch die Thorfahrt, stieg, ohne einem Bediensteten zu begegnen, die Treppe hinauf und trat unmittelbar nach ihr in das Zimmer ein, das sie sich am Abend vorher genommen hatte.

Sie dachte, es wäre der Kellner.

„Haben Sie einen Brief für mich?" fragte sie nachlässig, obwohl ihr Herz klopfte in dem Gedanken, er könne von Chrestensen kommen.

Als der Mann hinter ihr nicht sofort antwortete, wandte sie sich um und rief mit dem Ausdruck größter Enttäuschung: „Sie sind es? Der kleine Ludi?"

Birnhagen entsetzte sich über seinen Spitznamen, aber die Enttäuschung beglückte ihn. „Sie suchten einen anderen? Sie kamen nicht um meinetwillen? Warum aber blicken Sie mich dann so verständnisheischend an, wie vorhin auf der Straße? Warum sind Sie da? Warum erzählten Sie Brennecke in Berlin, daß wir uns genauer kennen?"

Sie lachte in all ihrem Unmut. „Um Ihretwillen hierherkommen? Um Ihretwillen? Sie wären längst vergessen, wenn sich dies Bieberfeld nicht so unfreundlich in meine Erinnerung drängte, und hätten Sie vorhin meinen Weg nicht gekreuzt, wirklich, ich wäre nicht einmal auf den guten Gedanken gekommen Sie um Hilfe zu bitten, so sehr ich ihrer bedarf.

„Hilfe?" stotterte Birnhagen, „nein, das geht nicht. Ich bin eben im Begriff, mich zu verloben — Sie begreifen — Bieberfeld ist eine moralische Stadt."

„Eine moralische Stadt," fiel sie lächelnd ein, „das freut mich."

Er aber fuhr eifrig fort: „Ich kam nur hierher Sie um Ihre Abreise zu bitten."

„Wir brauchen uns ja nicht umeinander zu kümmern."

„Aber Brennecke weiß, daß wir uns kennen, weiß, wo und wie wir uns kennen lernten, er könnte eine unvorsichtige Bemerkung machen. Hier begreift man keine genialen Jugendstreiche und keine leichtherzigen Stunden, hier darf man keine Vergangenheit haben."

„Das glaub' ich Ihnen nicht. Helmar Chrestensen steht hier, als makelloser Stern aller Ehren — der Mann aber hat Vergangenheit genug."

Birnhagen vergaß über diesem Interessantesten seine kleine Sorge. „Chrestensen — Vergangenheit? Behüte," sagte er, und sein ganzes Wesen war gespanntes Verlangen nach dem, was diesen unbequemen Riesen endlich, endlich einmal verkleinern würde.

„Sie wissen nichts davon? Weiß es auch sonst niemand hier, daß er der ausschweifendste Akademist war, seinen Zimmergenossen bestahl, das Geld im verwegenen Glücksspiel einer Nacht durchbrachte und jenen Freund zu Grunde gehen ließ an den Folgen seiner Schändlichkeit?"

Baumeister Birnhagen war noch überraschter als Rat Rothenbeck.

„Das? Das Helmar Chrestensen?" Ein Zweifel schlich sich gegen seinen Willen bei ihm ein, aber kräftig unterdrückte er diesen unbequemen Zweifel. — Warum sollte das Chrestensen nicht gethan haben? Birnhagen hatte keine Ursache, auf die guten Instinkte der menschlichen Natur zu bauen.

Unwillkürlich setzte er sich an den runden Tisch, seine Eile aufgebend: Carla setzte sich ihm gegenüber, und wiederum begann ein schnelles, zielsichres Frage- und Antwortspiel, an dessen Ende Birnhagen ebenso genau und sachlich von der alten Geschichte unterrichtet war, wie Rat Rothenbeck.

„Und nun wollen wir von Ihnen reden," sagte Carla endlich, und schmiegte

sich in die Ecke des zweifelhaften Bärensofas. „Sie wünschen meine Abreise?"

Er errötete. „Mein wertes Fräulein, diese letzte Unterredung hat mir so viel Menschenkenntnis und Billigkeit verraten, daß ich sicher bin, Sie verstehen und gewähren meine Bitte."

„Gern würde ich — aber, das Geld, das ich erwarte, ist ausgeblieben. Weder Rechnung noch Rückreise vermag ich früher zu bezahlen, als das ankommt."

Sie sah vor sich hin, gesenkten Hauptes, mit Anstrengung ein Spottlächeln unterdrückend, während er in feuriger Eile seine Brieftasche zog.

„Aber mein Fräulein, ich bitte Sie — unter alten Bekannten — es versteht sich ganz von selbst, daß ich Ihnen vorstrecke. Wird dieser Hundertmarkschein genügen?"

Sie schien zu rechnen, ehe sie aufblickte, dann streckte sie die Hand aus. „Es wird reichen — ich danke Ihnen. In einer Stunde kann ich reisen."

IV.

Carla Turtschinska war abgereist, das Gerücht war geblieben. Langsam, aber sicheren Schrittes ging es mit Rat Rothenbeck durch die Gassen.

„Helmar Ehrestensen ein Dieb und Lump: der Beste dieser sitten-, heimat- und grundsatzlosen Künstler ein Mensch, mit dem man nicht verkehren durfte, mehr noch: einer, den die Staatsgesetze verurteilten — ein Verbrecher."

Rat Rothenbeck war „bis ins Innerste erschüttert," aber ein behaglich Gefühl ward just durch diese Erschütterung im tiefsten Grunde seiner Seele aufgeregt und stärkte den Glauben an das brave, biedere, weltbeglückende Mittelmaß der guten Leute, die alle nach einer Linie geschnitten zu einer zuverlässigen, dauerhaften, von jeglichen Ranken und Trieben befreiten Hecke aufwuchsen zu gemeinsamer Schutzwehr gegen die, so draußen außer dem allgemeinen Verband der Soliden, auf unbeaufsichtigten Pfaden schwärmten und natürlich ausarteten. —

Als Rothenbeck zum Mittagessen nach Hause kam, strahlte so viel Behagen von ihm aus, daß Helmchen rief: „Papa, hast du einen Orden bekommen?"

„Nein, mein Kind," antwortete er in wohlwollendem Tone, „aber ich habe wieder einmal gesehen, daß unsere alten, guten Ansichten auf ewigem Grunde ruhen und daß wir recht thun, zu beharren, auch gegen den Ansturm der wechselfrohen Jugend. — Ernst, mein Sohn, ich bitte dich, heute nicht ins Siebeneck zu gehen, du mußt mir einen Brief an Direktor Robker ins Schulschloß tragen. Ernstlich, mein Sohn; ich verlange deinen Gehorsam als ein Zeichen, daß dich die Freiheit des letzten Jahres nicht verwildert hat."

Ernst errötete. „Gut, Vater, aber ich muß drüben absagen."

„Das will ich selbst besorgen. Verlaß dich darauf, es geschieht pünktlich; du mußt dich gleich aufmachen, du hast einen weiten Weg."

Die Wanderung nach dem Schulschloß, in dem einst der angebetete Lehrer seine Gefängnisjahre verbracht hatte, schien Ernst das Erträglichste von allem, was ihn um seinen Sonnabendnachmittag bringen konnte; er machte keinen Versuch weiter, die heutige Malstunde zu retten, und der Vater war mit seinem Sohne zufrieden; noch lebte der Geist des Gehorsams in ihm, noch war er zu retten. Behaglicher Stimmung voll sah er ihn durch die Felder dem Walde zueilen, schrieb dann ein paar Zeilen an den Maler, machte sich zum Ausgehen fertig, und erst als er Mutter und Tochter mitteilte, er denke auf dem Schießhaus seinen Kaffee zu trinken, fiel ihm wieder ein, welchem Wunsch er eigentlich diese so überaus nutzbare Aufklärung verdanke.

„Helmchen," begann er und sah die Tochter prüfend an.

Helmchen sah allerliebst aus, ebenso hübsch wie auf dem Weihnachtsbild, das der Rat „leider" angenommen hatte. Das bewegliche Köpfchen, die Augen, die bald forschend durch Nelkenblüten nach der Straße blickten, bald Vater und Großmutter anlächelten, die fleißigen Fingerchen, die weiß und zierlich mit Nadel und Faden hantierten, geschaffen für goldene Reifen, — die ganze kleine, appetitliche, malenswerte Person war wirklich geeignet, einmal auf der Staffel des Erfolgs recht hoch zu steigen. Warum nicht bis zur Präsidentin?

Der Vater nickte abermals im Genuß seiner Zukunftshoffnungen behaglich vor sich

hin und sagte mit Betonung: „Ich sah heute unsern früheren Nachbar in recht seltsamer Gesellschaft."

Helmchen wurde rot, sie wußte gleich, wer und was gemeint war, aber Antwort erhielt der Vater nicht auf seine Bemerkung.

„Ich meine den Brennecke. Der junge Mann belebte die Museumstreppe durch Gespräch mit einer Dame, natürlich einer Errungenschaft seiner unnötigen Reisen. Sie mochte unbequeme Ansprüche an ihn haben, denn er wurde laut und heftig: auf öffentlicher Straße laut und heftig! Diese jungen Kaufleute, die mit ihrer Weltkenntnis sich so oft aufs große Pferd der Altvordernverachtung schwingen, sind mir immer fragwürdig erschienen. Da mögen sich saubere Geschichten außerhalb abspielen."

Helmchens Herz war geneigt, den Angeklagten zu verteidigen; da aber der Vater sich für heute in Ausrufungen genug gethan hatte und auch die Großmutter, während sie allein waren, beharrlich schwieg, kam das Herz nicht recht zu Wort und Widerspruch, und als der Nachmittag verging, ohne daß Fritz Brennecke den Weg in die Thorgasse fand, war Helmchen geneigt, alles zu glauben, das Schrecklichste und das Strafbarste.

Sie litt bittere Frühlingsschmerzen und begrub ihren Glauben an die Menschheit.

Rat Rothenbeck aber wanderte auf sommerlichen Pfaden, dem Schatten einer Lindenallee folgend, nach dem Schützenhaus.

Das Schützenhaus war die Stätte kleiner intimer Geschichten, die Quelle wirksamsten Stadtklatsches. Besonders am Sonnabend, wo die segensreiche Sitte des Büreanscheuerns herrschte, fand man hier allzeit willige Ohren und thätige Zungen der besten Gesellschaft.

Auch heute saßen schon einige Kunstvereinler da, als Rothenbeck eintrat und sprachen mit behaglicher Nachmittagsfaulheit vom Lauf des Tages: von Schul- und Gerichtsferien, von den glücklichen Sommerreisenden und dem Bilde Robert Reess.

„Ob das auch so einer ist?" sagte Rothenbeck, mit Nachdruck jedes einzelne Wort herabfallen lassend. Er hatte dagesessen, wie der Jäger aufs Wild, auf den Augenblick spähend, wo er seine Neuigkeit wirkungsvoll anbringen könne.

„Was für einer?" fragte Gymnasialdirektor Brinkmann, der sich von Zeit zu Zeit ganz gern einmal mit dem Rat ein wenig schraubte.

Zeichenlehrer Küppers, Staatsanwalt Moering und Regierungsrat Obermann rückten in Erwartung eines humoristischen Zwischenspiels näher.

„Was für einer?" fragte Brinkmann noch einmal, da Rothenbeck die anderen heranrücken ließ, ehe er antwortete.

„So Einer wie Maler Chrestensen, der meint, sein Talent gäbe ihm den Freibrief, alles das zu thun, was Religion, Moral und Staat gleichermaßen verdammen."

„Nun, nun!" — „Was giebt's denn da?" — ließen sich die Herangerückten fast gleichzeitig vernehmen, und Brinkmann fragte mit teilnehmender Bosheit: „Hat er wieder Schneemänner im Veilchengraben gebaut?"

Rat Rothenbeck ließ sich nicht irre machen, würdevoll erzählte er seine Geschichte, die Geschichte Carla Turtschinskas. Die ruhige Sachlichkeit seines Vortrags stand dieser Geschichte sehr gut, sie gab ihr Wahrheitsgepräge und das Ansehen verbriefter Historie.

Er wurde nicht unterbrochen und nur Küppers rief, als er zu Ende war: „Na hören Sie 'mal, solche Räubergeschichte!" — Die anderen saßen in Gedanken.

Als aber Rothenbeck auf Küppers Einwurf ruhig erwiderte: „Fragen Sie unseren Herrn Staatsanwalt, was von der menschlichen Natur im allgemeinen zu halten ist, sobald die Fesseln der Sitte, die nicht fest genug liegen können, einmal abgestreift wurden," da begann dieser plötzlich mit einer Reihe kurzer, haarscharfer Fragen die Räubergeschichte in ihre Teile zu zerlegen.

Rothenbeck hatte seine Sache gut gemerkt, was Moering auch fragen mochte, er wußte zu antworten: Namen und Wohnung, Jahreszahlen und Motive — der Fall war klipp und klar. Was von den inneren Ursachen in Carlas Bericht gefehlt hatte, das war in den letzten Stunden aus Rothenbecks sittlicher Entrüstung heraus erkannt worden.

„Hm," schloß der Staatsanwalt sein Verhör, „dem Sünder ist wenigstens von Staats wegen nicht mehr beizukommen; verjährt, ganz und gar verjährt — sehr vorsichtig erfunden — wenn es erfunden ist."

Aus unserer Studienmappe:



Studie. Nach einer Bleistiftzeichnung von E. Rau.

„Aber bitte!“ warf Küppers ein.

„Küppers,“ sagte Brinkmann, „Sie sind halb und halb Partei. Wenn Sie auch noch niemand einen Künstler gescholten hat, der Stift ist Ihnen doch lieber, als der Stecken.“ Und Moering schloß: „Möglich ist solche Geschichte sehr wohl, unsereiner weiß, was alles aus dem Kunst- und Litteraturproletariat der großen Städte wird — selten gibt das Künstler, häufiger Zwitterwesen, manchmal Verbrecher.“

„Sollten Sie nicht doch zu schwarz sehen?“ warf hier der Regierungsrat vorsichtig ein. „Das Motiv zum Beispiel —“

„Unbegrenzte Genußsucht.“

„Die Angehörigen des bestohlenen Genossen! Man wußte doch von seinem Verdienst und seinen Absichten.“

„Hm,“ ließ sich Küppers wieder vernehmen. „Wie hieß das angebliche Opfer?“

„Martin Helling.“

„Ein trefflicher Entwurf von einem M. Helling hängt in Chrestensens Atelier. Ein zweiter oben im ersten Stock —“

„Ah!"

„Und die alte Dame, die sie Großmama nennen, heißt auch Helling."

„Die Mutter," rief Moering, „die Mutter des Opfers!"

„Wenigstens die Mutter jenes Malers, von dem Chrestensen sagt, er habe zu großen Hoffnungen berechtigt, sei aber jung gestorben."

„Wissen Sie wo?"

„Wenn ich mich recht erinnere, in Berlin," gestand Küppers zögernd.

„Und Sie zweifeln noch?"

Küppers schwieg, die Logik der Thatsachen schien plötzlich sogar ihm verblüffend.

„Auch mir wurde der Rat gegeben, die alte Dame im Haus zu fragen," flocht Rothenbeck ein, während Brinkmann ausrief: „Da sieht man, wozu es gut ist, daß Küppers alle Winkel dieses Ateliers durchkrochen hat." Dabei klopfte er dem Zeichenlehrer wohlwollend auf der Schulter herum.

„Na, das lohnte auch sonst," brummte der. „Was Chrestensen kann, ist ihm nicht abzureden, und hätte er den Helling eigenhändig totgeschlagen."

„Herr Küppers," sprach mißbilligend der Regierungsrat: „Sie sind frivol."

„Entschuldigen Sie, Herr Regierungsrat, das bin ich nicht, ich weiß, was ich meinem Stande schulde; aber die Idee einer Sache bleibt ihre Idee, einerlei, ob der eine sie mißbraucht oder der andere sie zum Wohle der Menschheit nützt, wie zum Beispiel das Pulver — ja, so! — oder — irgend etwas anderes. Und wenn ein herrliches Christusbild Weihestimmung über die betrachtenden Menschen ausgießt, so ist es ganz einerlei, ob das vor tausend Jahren ein Mörder oder ein Heiliger gemalt hat."

„Nun," antwortete Obermann steif, „jedenfalls wäre mir lieber, wenn die Rathausfresken nicht von einem Mörder gemalt würden."

An der Geschichte Rothenbecks zweifelte keiner mehr, die Mitteilungen Küppers galten für ausschlaggebend. Als Moering nach eingehender Kritik des bedenklichen Falles endlich aufstand, schlossen sich ihm nur Rat und Zeichenlehrer an. Brinkmann und Obermann blieben noch; sie fanden Bekannte unter den neu Angekommenen und hatten nichts dagegen, nun ihrerseits die Berichterstatter zu machen. Brinkmann erzählte mit einem Anflug von Schadenfreude. Er hatte ja wieder einmal recht behalten: Gymnasiumsbesuch ohne folgende Universitätsjahre und endliches Staatsexamen schuf geistiges Proletariat und den Dünkel einer klassischen Bildung, die kaum übers ABC hinaus war. Daraus erwuchsen Laster, aus dem Laster Verbrechen. — Brinkmann erzählte die Geschichte immer lieber, je tiefer er sich in ihre Ursachen hineinarbeitete. —

Die drei anderen trennten sich erst vorm Reichsadler mit dem Versprechen, alles Bedeutsame für den Abend nach dem Kunstverein zu bestellen; denn: es mußte etwas geschehen. Unterwegs gönnten sie Birnhagen, Herwig, Grund, Brennecke und was sich sonst treffen ließ, Brocken der neusten Neuigkeit.

Brennecke verstand die Andeutungen sofort. „Woher wissen S i e denn den himmelschreienden Unsinn?" sagte er abweisend.

Küppers und Moering aber sahen sich an — der weiß es auch! —

Birnhagen rief unbedacht: „Ach ja, ich kenne die Geschichte!" erschrak, da ihn alle erstaunt ansahen, seit wann? woher? rufend und log um seinen guten Ruf: „Aus Berlin, von Akademisten."

„Da! merkt auf! Man bespricht das in Berlin! Es ist eine bekannte Sache. Chrestensen ist überhaupt nur in unsere den Kunstcentren abgelegene Stadt gezogen, weil er sich hier sicher glaubte vor dem Arm des Gerichts."

„Mit dem Arm ist's diesmal nichts," verbesserte der Staatsanwalt, „aber die Donnerstimme der Gerechtigkeit soll nicht fehlen: er mag Recht behalten mit seinem klassischen: Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Als die Berichterstatter weitergegangen waren, erfuhr Grund von Brennecke ungefähr, um was es sich handelte.

„Unglaublich, daß sich einer die Mühe nimmt, so etwas weiter zu erzählen," sagte der junge Doktor. „Jedenfalls will ich heut abend dabei sein und hören, wie weit hier Narrenfreiheit gehen darf."

Brennecke „hatte keine Lust, sich zu ärgern," Grund aber ließ sich nicht abbringen und fand trotz Sommerfrische und Gerichtsferien ein dichtbesetztes Klubzimmer, in dem allerdings Wolfert und Gerke lebhaft vermißt wurden.

„Gerade mit ihnen hätte man das besprechen müssen! gerade sie mußten dabei sein!"

Regierungsrat Obermann war anderer Meinung, steif, den Kopf von einer unsichtbaren Biedermannskrawatte emporgehalten, saß er im Seniorenstuhl und sagte: „Wolfert hat Chrestensen weder hergerufen, noch angestellt; er steht also dem Geschehenen nicht näher als wir anderen auch und wird froh sein, daß er die unangenehme Entdeckung aus der Ferne macht. Auch ich wäre heute gern auf Reisen; da ich aber einmal am Orte bin, so finde ich mich in meine peinliche Pflicht, denn in unserer Zeit des Bröckelns ist es doppelt nötig, gute Sitte, adlige Gesinnung, Ehre und Reinheit hochzuhalten, seine Ansichten nicht nur für sich, sondern auch für die urteilslose Menge zu haben, und ich bin da, um mit Ihnen einen Entschluß zu fassen, der unsere Absage von zweifelhaften Elementen deutlich ausspricht; aber dazu brauchen wir nur uns selber."

Es kamen noch einige Herren, während Obermann sprach, viele hatten schon „von der Geschichte gehört," den anderen wurde sie erzählt.

„Das ist das Grauenhafteste, was mir bisher beschieden war," stöhnte Raschke. „Ein Mann, den ich hochgeachtet, ein Mann, dem ich die Hand gedrückt habe, ein Mann, der weithin für unseren geschätzten Umgang bekannt ist, zeigt sich als zügellos seinen Begierden unterthanes Geschöpf, als gemeiner Dieb, als Mensch, der nur durch den glücklichen Zufall des ‚Zuspät', dem Staatsanwalt entrinnt."

Direktor Raschke sprach mit bebender Stimme, er hielt sich für verunreinigt durch die Bekanntschaft mit einem gesetzwidrigen Menschen.

„Meine Herren," rief in die leise Herzensklage hinein biederlaut der Sanitätsrat Schülgen, „die Sache ist allerdings um an den Wänden hochzugehen, denn auf wen kommt der Schlamm? Auf uns, auf die Gebildeten, auf den Verein, — die ganze Stadt bekommt ihren Klecks davon ab. 's gibt nur ein Mittel: boykottieren! Zeitgemäß, wirksam, man lerne von seinen Feinden. — Ich verspreche Ihnen, den Mann mitsamt seiner Familie nicht mehr zu behandeln. An Ihnen ist's nun, in gleicher Weise Farbe zu bekennen, vor allem, ihn aus dem Verein hinauszuräuchern, auf die Art wird ihm die Stadt bald zu heiß werden."

„Aber, meine Herren," brummte der kleine Stepphuhn, „gewissermaßen ist die Sache doch immer nur Gerücht."

„Gerücht?" — Rat Rothenbeck richtete sich noch steifer auf, wie sein regierungsrätliches Vorbild. „Wir haben den Fall nach allen Seiten geprüft und erwogen, außerdem hab' ich ein neues Zustimmungszeichen aus seinem eignen Munde erhalten. Als ich heute mittag mit zwei Zeilen meldete, daß mein Sohn nicht zur Malstunde kommen werde, da knüllte er, wie mir die Botin berichtet, den Brief zusammen und rief aus: Schon? Das hat schnell gewirkt."

Auch Stepphuhn beschloß fürderhin mit der Majorität zu gehen.

„Meine Herren," sprach Moering feierlich aus der Gewohnheit des öffentlichen Anklägers heraus. „Die Sache ist so klar, wie sie ohne Gerichtsverhandlung und Zeugenzwang überhaupt werden kann. Halten wir uns also nicht mit allerlei Wenn und Aber auf, sondern beschließen wir, welche Abwehr zu ergreifen ist. Das Äußerste wäre noch eine Stunde zu warten, ehe wir unseren Brief an Wolfert aufsetzen. Kommt Chrestensen bis dahin nicht, dann fällt jeder Zweifel hin. Wolfert aber muß, unseres vortrefflichen Regierungsrats Meinung in Ehren, jedenfalls unterrichtet werden, da einem so übel beleumundeten Mann die Rathausfresken unbedingt zu entziehen sind. Das wird sich am leichtesten aus der Ferne machen, wo man vor Widerstand und Begegnung sicher ist. — Man mag nach tausend Jahren das Bild eines Mörders bewundern, lieber Küppers, jedenfalls gibt ein geordnetes Gemeinwesen zweifelhaften Charakteren nicht Raum, Verdienst und Ehre. Was endlich unseren Verein betrifft, Raschke, so haben Sie das Wort. Was denken Sie zu thun?"

„Aber meine Herren," brach hier der junge Grund los. „Ist das Ihr Ernst — ist's ein Fastnachtsspiel? Mörder — zweifelhafte Charaktere? Vergegenwärtigen Sie sich den Mann, wie er unter Ihnen stand, das Niedere bändigte durch Wort und Ebenmaß, das Alltagsgleichmaß hob und uns alle über uns hinaustrug!"

„Um so gefährlicher," ließ sich Ober-

mann vernehmen, „um so verführerischer für die Jugend, seinen Irr- und Flackerwegen zu folgen.“

„Aber ich sehe nur den geraden Weg von Wollen durch Arbeit zum Können — wo bleibt da Platz für Verbrechen?“

„Können Sie uns etwa Thatsachen nennen, die dem Fall eine andere Beleuchtung gäben, Zweifel weckten, Hoffnungen berechtigten?“ fragte Moering gespannt.

„Es giebt eine innere Unmöglichkeit.“

„O weh.“

„Umgekehrt, Herr Doktor, der Kenner der Kriminalfälle weiß, daß es überhaupt keine Unmöglichkeit giebt,“ rief der Staatsanwalt. „Jeder Mensch kann unter Umständen zum Mörder werden.“

Mit einem allgemeinen O! wehrte sich die allgemeine Tugend gegen derartige Zumutungen.

Grund allein fand nicht nötig, sich zu wehren, sondern fuhr eifrig fort: „Sie wollen das Absurde glauben, Sie wollen — gut; angenommen also — irgend ein Fehltritt unreifer Werdejahre wäre bewiesen, dürften wir uns deshalb zu Richtern aufwerfen? Würde ihn nicht ein nachfolgendes schöpferisches, untadeliges Leben vollauf entsühnen? Müßte solchem ganzen Manne nicht sehr viel verziehen werden?“

Die Herren am Stammtisch schwiegen; Rothenbeck versuchte sich zu räuspern, aber die mittelbare Meinungsäußerung blieb ihm in der Kehle stecken; jeder wartete auf des anderen Antwort.

Von welchem Gesichtspunkt aus war dieser Ausfall zu nehmen?

Doktor Selke lachte endlich hell auf über die ernsthaft unentschlossenen Gesichter und sagte vergnügt zu Grund: „Sie sind wohl gar'n Schwärmer? Bei Medizinern ist das ja vollends antediluvianisch.“

Gleich darauf bemerkte Obermann wohlwollend: „Ja, lieber Doktor Grund, das ist wirklich Ihre Jugend und jung sein ist schön, aber die Wertbestimmung in einer dauerhaften Gesellschaft muß doch das erfahrungsreiche Alter übernehmen.“

Die Tonart war angegeben; Grund entging der Maßregelung, aber er vermochte nicht weiterzukämpfen oder auch nur zu bleiben. Ihm war zu Mute, als sei er unter Taubstummen und Wahnwitzigen, denen er sich weder mit den Sinnen noch mit der Seele verständlich machen könne. Er saß noch ein paar Minuten schweigend, dann stand er auf und ging.

Nur Selke bemerkte sein Verschwinden und sah ihm spöttisch zufrieden nach, die anderen berieten eben unter lebhaftem Meinungsaustausch den Brief an den Bürgermeister.

„Nun Reynold?“ fragte Selke den neben ihm sitzenden Minnesänger, der heute noch keine einzige seiner kleinen Kunstarabesken herausgegeben hatte. „Ihnen ist wohl die Kunstbutter vom Brote des Lebens gefallen?“

Reynold sah Selke mißtrauisch von der Seite an. „Nun ja — ist das etwa gemütlich? Man bleibt doch gewissermaßen, als aus der Masse hervorragend, verantwortlich für das Vorbild, das man gibt, und nun passiert so etwas! — Alles wird geradezu bloßgestellt: die gute Gesellschaft, die obere Schicht, die hohe herrliche Kunst. Da ist's freilich kein Wunder, daß Streike, Boykott und Bomben die Welt beunruhigen, wenn sich die Vorbilder so schlotteriger Sitten befleißigen. Die Moral sollte man doch vor allem blank halten, damit sie wie ein Ordensstern vor einem her leuchte.“

„So ist's,“ pflichtete Raschke bei, „und eben so rein müssen wir auch den Verein halten, dies Ehrenmitglied dient uns zur Unehre, weg damit!“

Ein Vorsichtiger war für Winke geben, stillschweigendes Hinausgraulen und Aufsehen vermeiden, Schülgen sprach für Mut, Männerwürde und Drauf- und Dreinschlagen.

„Was meinen Sie, Herwig?“ fragte Brinkmann den Kommerzienrat, der später gekommen war.

„Natürlich fort, mit männlicher Thatkraft,“ rief der gutgesinnte Kommerzienrat und dachte dabei an den Brief Birnhagens in seiner Tasche, den er heute nachmittag mit einem Ja beantwortet hatte. „Dieser stehlende, mit liederlichen Dirnen verschwendende, alte Frauen ihrer Freiheit beraubende Mensch soll uns nicht hier bleiben, soll uns nicht den Stolz auf unsere gute Stadt, die Freude an unserem Rathaus verderben. Drei Ziele müssen wir schleunig erreichen: Chrestensen muß aus dem Verein, die Fresken aufgeben und die Stadt verlassen!“



Am Wege. Nach der Statue von H. Rheinhold.

„Sela!“ rief Selke und trommelte trotz Obermanns mißbilligendem Blicke mit dem Bierglas auf dem Tisch herum. Dabei dachte er: „Moral? Unsinn: Nützlichkeitsphilosophie. Denn zu was nützt die Kunstspielerei? Antediluvianisch wie Doktor Grund; keine Arbeit des Jahrhunderts wird durch sie gethan, also weg damit. Und machen wir sie unseren Philistern durch Moralgrusel ungenießbar — schön, so wollen wir den unterstützen, wollen endlich mal den Verein zu einem machen, der aufs Arbeiten an den Tagesfragen ausgeht, statt auf Faschingsspielerei und Kleinemädchenfreuden. Das Mittel gilt gleich, mag der Maler das Opfer sein, seine klassische Gesundheit hat meinen Plänen Schaden genug gebracht.“ —

Herwig hatte mit seiner Dreiteilung der Versammlung eine gute Brücke vorwärts geschlagen. Der Brief an Wolfert wurde aufgesetzt, Raschke wollte ihn am nächsten Abend zum Unterschreiben im Klubzimmer auslegen, da sollte auch die Frage, wie man Ehrenmitgliedschaft am „anständigsten“ entzöge, endgültig entschieden werden. Vorschläge wären daheim zu erwägen.

Man begann schon an die Heimkehr zu denken, als einer äußerte, die unglückliche, alte Frau müsse dem Dieb entrissen werden.

Der Gedanke fand Beifall.

„Aber wie?“

„Sicher ist sie ahnungslos; diese feinfühlige, alte Dame würde den Verderber ihres Sohnes meiden und hassen, deshalb hat er sie ja durch den italienischen Aufenthalt allen fremden Einflüssen entzogen.“

„Man muß ihr sagen, was geschehen ist und wie anständige Leute darüber urteilen.“

„Man muß ihr zu Wahrheit und Klarheit verhelfen.“

Alle stimmten lebhaft bei, nur Herwig warf die praktische Frage dazwischen, ob sie sich wohl ohne Ehrestensens Hilfe durch die Welt zu bringen vermöge; doch verhallte das unter dem allgemeinen Mitleids- und Entrüstungssturm, den der Gedanke an die zwiefach beraubte Mutter wieder gesteigert hatte.

Zum Sprecher drängte sich freilich keiner, aber jeder hielt für unumgänglich nötig, daß Frau Helling unterrichtet werde.

„So will ich das Notwendige thun“ sprach Rat Rothenbeck und erhob sich feierlich. „Morgen nach der Kirche werde ich der Wahrheit dies Opfer bringen.“

Das war der letzte Entschluß, den der bewegte Abend zur Reife brachte. Die Herren gingen nach Hause und Rothenbeck schlief schon längst den Schlaf des Gerechten, als Doktor Grund noch immer ungleichen Schrittes, bald zornig hastig, bald nachdenklich gleichmäßig, über ihm hin und her wanderte.

V.

Als Carla Turtschinska mit ihrem Triumphwort gegangen war, blieb Ehrestensen heiß und zornig zurück. Vergeblich mühte er sich seiner Erregung Herr zu werden, es klopfte und brannte in seinen Adern, seine Stirn glühte und die Gedanken, von Zorn und Widerwillen gejagt, überstürzten sich in regellosem Lauf.

Was nun? Mauern bauen, damit die Gespenster nicht eindringen können? — Aus dem Weg gehen? — Stillhalten? — Selber mit entzwei schlagen und dann anderwärts aus den Trümmern ein neues Haus bauen? —

Er wollte sich sagen, daß er noch derselbe Mann sei wie am Morgen, daß alles rings um ihn fest stehe in alter Sicherheit, daß dieses Weibes Gezeter nichts bedeute — ein widerwärtiges Geräusch, das spurlos verhallen müsse, wie der Wetterfahne Krächzen auf dem windverlassenen Turm, — daß ihn nichts besiegen könne, dem er keine Gewalt über sich gönnte, — daß es in jedes Menschen eignem Willen liege, ob er sich durch Gespenster den Tag vergällen lasse, aber er kam nicht über die Empfindung weg: das ist ein Schicksal.

Ernes Stimme klang aus dem Garten herauf; ihm kam das Verlangen, von ihr zu hören, daß sein Leben emporgewachsen sei über alte Schuld und alte Schwäche, aber er schob den Wunsch als eine Feigheit beiseite. Wenn er sich das nicht selber bezeugen konnte, wenn er sich nicht selber freizusprechen vermochte, dann war sein Siegesbewußtsein eitel Einbildung gewesen.

Hatte er dies Bewußtsein überhaupt gehabt? O ja — ebenso leidenschaftlich wie das Schuld- und Elendgefühl vorher, das

nicht hatte weichen wollen in all den Jahren, das wieder und wieder gekommen war bei Zufallsworten und Zufallsgedanken, ihn treibend und drängend zu Anklagen und Sühnethaten. Aber dann hatte er die alte Geschichte überwunden, und besonders in der letzten Zeit, wo er sich wechselsweise groß gefühlt unter den Kleinen und dazwischen seinen eignen Gipfel erflogen hatte beim Entwerfen der Rathausfresken. — Ja doch, er war's — und war's jetzt noch ebenso wie gestern und ehegestern — es galt, sich zusammenzufassen und mit dem widrigen Gebläse fertig zu werden.

Er stand am Fenster und sah Erne zu, wie sie mit Tinni tändelte. — Nicht nur Feigheit, Grausamkeit wär's! Ihre Ruhe verscheuchen, ihren Glauben zertrümmern, um sich die Last zu erleichtern, ihr den Kampf aufbürden, weil er ihm zu gewaltig wurde?

„Mann sein," sagte er und trat an die Staffelei zurück. „Nichts anderes hilft. Das Herrenrecht, das die Natur mir in den Schoß geworfen hat, verdienen."

Er malte, täuschte sich in Arbeitseifer hinein, bedeckte Flächen, um in dem Augenblick, da er überblickte, was gethan war, mit unwilliger Hand wieder auszulöschen.

Inzwischen stand Erne in der Sommerglut, deren weicher Zauber sie sonst beglückte, und dachte an die fremde Frau, die von Helmar herabgekommen war, zornig stolzen, verzerrten Gesichts an ihr vorbeigehend, ohne sie zu sehen, und bemitleidete ihn um des Ärgers willen, der sich sicher mit diesem Besuche verknüpft haben mußte.

Sie mochte ihn nicht stören, freute sich aber des Augenblicks, da er zum Essen herab und in das Bereich ihrer Sorge und Liebe kommen werde, und konnte doch nicht zur Ruhe kommen, weil jenes Gesicht ihr nachging, seltsam bekannt und fremd zugleich. Woher kannte sie's denn?

Sie schickte Tinni ins Atelier, als es Tischzeit war, und wartete am Fuß der Treppe forschenden Blicks auf sein Herabkommen.

Er trug das Kind auf der Schulter und sah just so aus wie sonst, wenn er sich an dem Nestling freute. Zufrieden glitt sie ins Zimmer zurück, gab sich ihren Hausfrauenpflichten hin und bemerkte erst, nachdem die Suppe gegessen war, den gequälten Ausdruck, der ihm Stirn und Augen veränderte.

Großmama war schon früher zur Erkenntnis gekommen, aber je mehr sie sich mit Freundlichkeit um ihn bemühte, desto stärker zeigte sich das Mißbehagen in seinen Zügen.

Ehe die Kinder den Nachtisch ausgenossen hatten, stand Chrestensen auf, reckte sich, als sei sein Körper aus einer unbequemen Lage befreit, und verließ mit kurzem Wort das Zimmer.

Erne lauschte ihm nach, gleichmäßig klang sein Schritt etwa bis zur Hälfte der Treppe hinan, dann folgte eine lange Stille. — Sie quälte sich mit der Vorstellung, wie er jetzt dort stehen möge, und das Herz kam erst wieder in ordentlichen Takt, als droben die Schritte aufs neue erklangen und die Ateliertür kräftig ins Schloß sprang.

Großmama sah ihr gespanntes Lauschen, schien aber nur für die Kinder Aufmerksamkeit zu haben. Fünf Minuten saßen sie noch an ihren Obsttellern, dann erhob sich Erne eilig, klingelte nicht wie sonst, sondern trat rufend an den Vorhang und blieb im Schutze dieses Vorhangs stehen, auf einen Vorwand sinnend, der sie ins Atelier führen durfte.

Da ging draußen die Hausthür, Rothenbecks Mädchen fragte nach Herrn Chrestensen, sprach: „Nein, selber geben" auf des Dieners Bescheid und trappte die Treppe hinauf.

Ernes Herz schlug wieder in jähem Wechsel von stark und schwach. „Das kommt ja täglich vor, daß einer vom Herrn Antwort will," sagte sie sich, aber das Herzklopfen blieb und Carlas verzerrtes Gesicht stand ihr unverscheuchlich vor den Augen, während sie die Großmama zur Mittagsruhe hinausführte.

Beim Herabgehen blieb sie vor dem Atelier stehen. Mit schnellen, unregelmäßigen Schritten ging Helmar auf und ab, ihr schien, als spräche er von Zeit zu Zeit ein Wort, trotzdem er allein war. —

Ernst! — richtig, Ernst mußte heute kommen. War er vielleicht drin? oder hatte er vorhin abgesagt? — Aber nach Ernst konnte sie fragen, Ernst war ein glaubwürdiger Vorwand.

Sie trat ins Atelier, mühte sich um

ein unbefangen Gesicht und sprach schnell: „Trinkt Ernst mit unten Kaffee, oder wollt ihr“ —

Sie vollendete nicht, Ernst war nicht da und Chrestensens jähe Handbewegung ließ sie verstummen.

Um Verstellung hätte sie sich nicht zu bemühen brauchen, er sah nichts von ihr, trotzdem seine Augen ihr entgegenflammten und seine gerunzelte Stirn ihr zugewandt war.

„Ernst?“ rief er. „Ernst kommt nicht wieder — Rees aus der Schlinge gezogen und Ernst preisgegeben. Da! Da hast du die Herrlichkeit, dein Prunkgefäß in Scherben.“

Er warf Rothenbecks Brief, den er noch in der Hand gehabt, auf den Tisch, und Erne griff hastig danach, bemüht, den zerknitterten zu entziffern.

„Aber das ist doch nur für heute,“ sagte sie und grollte mit ihrer Stimme, die so ohne alle Ursache zitterte.

Chrestensen hielt in seinem Schnelllauf durchs Zimmer inne. „Nein, für heut' und alle Tage — mach dich aufs Einsiedeln gefaßt.“

Sie sah ihn an und verstand ihn nicht; ihr stiller, banger Blick hielt ihn fest.

„Arme Erne, mit mir gegangen durch Distel und Dorn in der kargen Fremde, und hier in der Heimat, wo dir wohl ward, kommt das Wetter und schlägt dir die Ernte kurz und klein.“

„Mir ist immer Heimat, da wo du bist,“ sagte sie leise, ging auf ihn zu, legte die Hand auf seine Schultern und sah ihn bittend an. „Solange du stehst, steht auch meine Ernte noch. Sei gut, Helmar, sprich! Das einzige, was mich quält, ist dies Ratenmüssen, dies Zittern vor Unbegreiflichem. Sprich, sprich! was ist dir Schlimmes geschehen?“

Ihre Hände lagen noch auf seinen Schultern, sanft nahm er sie herab, faßte sie zwischen seine beiden, wollte reden, ließ sie fallen und begann wieder den Sturmlauf durchs Atelier.

Erne stand still, und ihre Augen füllten sich langsam mit Thränen; zufällig streifte sie sein Blick.

„Erne!“ — Sie regte sich nicht. „Erne, mein Liebling.“ Er bog ihren Kopf zurück und sah ihr forschend ins Gesicht. „Erne, es ist eine alte, häßliche Geschichte; ich glaubte sie vergessen und gesühnt — was willst du dich damit quälen?“

Sie antwortete nicht, aber ihr Blick wiederholte: Das ist größere Qual. — Hastig ließ er sie los, schritt aufs neue durchs Zimmer und begann unvermittelt: „Damals als ich nach dem Krieg in Berlin hauste“ — er hielt inne; Erne stand noch immer auf demselben Platz.

„Nicht doch, komm an meine Seite.“ Er zog ihren Arm durch den seinen, umfaßte ihre Hand und zwang sie, an seinem wechselnden Schritt teilzunehmen.

„Du weißt wenig von jener Zeit; sie war bunt, aber etwas Besonderes kam selten in ihren Lauf, wir führten ein lustiges, fleißiges Leben. Ich fand einen gleichalterigen, talentvollen Genossen, der wohl in meinen Briefen erwähnt worden ist, denn ich wohnte mit Bruder Martin zusammen, und daheim wie in der Akademie brachte uns der freundschaftliche Wettkampf prächtig vorwärts. Das ging gut, bis wir die Bekanntschaft einer Kollegin machten. Die Carla hatte ein kleines Talent, aber es fehlte ihr an Fleiß, das fürs Kunstgewerbe auszunützen; dafür sprach sie klug und geistreichelte. Ich lachte über sie und fand doch mehr und mehr Gefallen an ihrer Gesellschaft. Bruder Martin stak damals fest in ein paar Verbindungen, die mir mißfielen, ich begann mich an Carla zu halten. Sie fehlte mir, wenn sie nicht da war, und war sie da, so stieß mich ihre salopp phlegmatische Art wieder ab; aber sie gewann mehr und mehr Einfluß auf mich. Martin, der ernstlich in Gefahr schwebte zu verbummeln, seit ich, von Carla in Anspruch genommen, nicht mehr den Mahner abgab, wurde durch einen Glücksfall emporgerissen. Das Mädchen, an das er sich verloren hatte, fand einen anderen unterhaltender. Er verzweifelte nicht, aber er langweilte sich, just als ihm zwei Porträtbestellungen zufielen. Frisch arbeitete er drauf los mit glücklicher Treffsicherheit, verdiente sich ein paar Tausende dabei und beschloß mit diesem Geld anderswo weiter zu studieren; denn in Berlin werde das doch nichts, die Kameraden seien zu nett und die Mädel zu anspruchsvoll.

Ich überlegte das Mitgehen; aber Carla beeinflußte mich damals am stärksten. Kein Abend ohne sie, und auch tagsüber saß sie

im Atelier, angeblich, uns ein Modell zu ersparen, in Wahrheit, um uns so bald als möglich hinauszulocken, — irgend wohin, nur fort von der Arbeit, damit sie Alleinherrscherin sei."

Er stand still, schwieg und holte Atem.

„Erne?" fragte er.

Sie sah zu ihm auf mit einem aus Liebe und Bangigkeit gemischten Ausdruck. Er drückte ihr die Hand und begann aufs neue zu wandern.

„Dann kam ein böser Tag. Alles aschgrau, alles in Widerwillen, Ärger und Reue getaucht. Ich hatte zum erstenmal den Brief an dich versäumt; das ging mir nach, ich wünschte gut zu machen durch einen doppelt reichen Bericht und wußte doch nichts von meinem Leben zu erzählen. Konnte ich von Carla schreiben? Sie war sein einziger Inhalt; und so hatte ich mich schon auf Gutmachen zu Neujahr vertröstet. Aber nun warst du draußen vorm Brandenburger Thor an mir vorübergefahren, ohne mich zu sehen — mich absichtlich übersehend, sprach das böse Gewissen — den Blick ins Grüne gerichtet, einem jungen Mann gegenüber, der auf dich einsprach, als dürfe er dich durchaus beanspruchen, eine lächelnde alte Dame an deiner Seite, beide mir so fremd, daß auch du neben ihnen zur Fremden wurdest. Ihr wart in Berlin und ich wußte nichts davon, du hattest dich von mir losgesagt. Ich vergaß, was geschehen war, was meine Schuldigkeit blieb: anstatt euch zu folgen, die ihr an der Siegessäule ausstiegt, rannte ich davon, hätschelte meine Verzweiflung und fütterte den thörichten Zorn, bis er zum Riesen aufwuchs und Gewalt über mich bekam. Mit ihm und meinem schlechten Gewissen trieb ich mich den Tag lang in der Stadt umher, erst abends ging ich erschöpft heim; — da saß Carla im Atelier und wartete auf mich.

Es war an diesem Tag ein Maskenball — Ballet glaub' ich oder etwas derart — und Carla wollte hin. Ich hatte kein Silberstück mehr in der Tasche und konnte erst in einigen Tagen just so viel erwarten, um mich weiter zu schieben; aber kaum hatte sie vom Ball gesprochen, so schien auch mir dies Fest das Einzige, diesen widerwärtigen Tag erträglich aus der Welt zu bringen. Überdruß und Knabenzorn drängten gleichmäßig dazu.

Carla lockte: komm mit, wir wollen lachen, man ist nur einmal jung. Mir war verdrießlich zu sagen: Habe nichts und borgt mir keiner. Sie lachte dagegen, Bruder Martin habe genug Geld, das solle ich nehmen. — Wir hatten sonst immer halbpart gemacht mit unseren wechselnden kleinen Verdiensten, aber diesmal war's mehr, und ich wußte, daß er fort wollte. Mein Zorn wandte sich gegen Carla, ich nannte ihren Vorschlag Diebsgelüst und schalt auf den Freund, daß er nicht nach Hause käme. Sie lachte wieder und wartete, bis sich mein moralischer Zorn in dem Ärger über sein Fortbleiben ermattet hatte.

Dann begann sie von neuem. Sie redete mir gut zu auf ihre schläfrige, niederträchtig einduselnde Art, der ich nun schon seit Monaten Gewalt über mich eingeräumt hatte — ich nahm das Geld aus unserem Pult — wir hatten nur eins — und brachte zweitausend Mark mit ihr durch in der einen Nacht. Es waren zwei Scheine, ich nahm den einen, sie schob den anderen nach, ohne daß ich's beachtete. Beim Wechseln merkte ich's und steckte ihn in die Brieftasche zur Sicherung — aber wir zogen vom Ball aus, schlechter Gewohnheit folgend, weiter ‚recht nett unter uns' und spielten. Da holt' ich ihn wieder vor, mit dem zweiten den verlorenen ersten zu retten — die alte Dummejungengeschichte.

Am anderen Tag kam der Ekel. Martin nahm's wie ein Fatum: So hat mich die Lumperei eben gleich wieder, wer weiß, ob ich's anderswo ausgehalten hätt! Laß dich's nicht dauern, ich bleibe bei dir und das elende Abschiednehmen wird einem erspart. — Das schien mir das Schlimmste: schuld sein an der Zerstörung seiner Pläne. —

Ich sprach von neuer Bestellung, er lachte dazu, der ‚Teufel hole die Streberei, genießen wir unser Leben!' — Ich biß die Zähne zusammen, entschloß mich zum Bittersten und wandte mich an unseren Alten um Geld. Schnell genug — schon am zweiten Tag kam die Antwort. Ein Stadtpostbrief — kurz und vernichtend: ‚Hilf dir selber, wenn du in Not bist. Hast du andere hineingestoßen, um so schlimmer — mit Schuldenmachern lass' ich mich nicht ein. Ich hatte es gut im Sinn, sagte

mir, was soll die Hinzieherei helfen — will nach dem Burschen sehen: entweder ist was an ihm, dann macht in Kuckucks Namen Hochzeit oder 's ist nichts, dann soll sie vergessen. Ich hab' mich nach dir erkundigt und saubere Stückchen gehört — dazu noch dies Verlangen — nun sind wir für dich nicht mehr auf der Welt.' So ungefähr schrieb er — er mochte wohl tolle Sachen von diesem Winter gehört haben, die Carla war ein schlechter Kamerad für den Bräutigam seines Lieblings." —

Chrestensen blieb stehen und sah seine Frau an. „Erne?" fragte er halblaut.

Sie blickte ihm in die Augen, dann nickte sie vor sich hin. „Das also war's. Onkels fröhliche Reisestimmung schlug ins Aschgraue um. Er drängte von Berlin fort, er hetzte mich in der Fremde von Genuß zu Genuß — ach und dich ließ er in Not, in Gefahr, in Schuld! und als einzige Antwort: hilf dir selbst — grausam bis zum äußersten."

„Nur Männerweisheit, Erne, ich half mir selbst — aber eben nur mir. — Mich packte der Zorn, daß um des erbärmlichen Geldes willen Martins Talent zu Grunde gehen solle, und ich raffte mich auf. Verdienen, rastlos verdienen! zahle ihm deine Schuld! das sagte ich mir früh und spät, das peitschte mich zur Arbeit, und im Arbeiten fand ich mich wieder. Durch Sparen und Zusammenhalten wurde ich das Weib los, das sich nur bei Schlenderleben und rollendem Geld wohl fühlte. Das war ja aber der Hohn des Schicksals — mir half mein Unrecht empor, ihn stieß es in die Tiefe. Sein Feuer war verpufft, das Lungerleben hatte ihn wieder. Carla, der's bei mir nicht mehr lohnte, hing sich an Martin, und das zurückgezahlte Geld wurde abermals mit ihr verjubelt."

„Was wurde aus ihm?" fragte Erne leise.

„Gestorben, elend verdorben an Leib und Können," antwortete Chrestensen mit schwerer Stimme. „Carla verließ ihn, sowie sein Geld spärlich ward, sie wurde die Muse eines neuen Narren; aber es war zu spät, Martin konnte sich nicht mehr aufraffen — er wurde krank. Wohl harrte ich bei ihm aus, pflegte und erhielt ihn, — hab' auch den schwersten Gang gethan: seiner Mutter die Todesnachricht gebracht — umsonst, alles umsonst." —

Chrestensen stand schweigend schon seit einigen Minuten inmitten des Ateliers und sah in die Zweige hinaus, die sich nicht regten und seinen Augen weh thaten, als seien sie blechsteife Unnatur.

Erne hatte auch geschwiegen, jetzt trat sie auf ihn zu und drückte seine Hand. Was auch an ihr gerüttelt hatte während seiner Erzählung, sie stand fest, und ruhig klang ihre Stimme: „Helmar, lieber Helmar."

Er sah sie nicht an und begann auf's neue mit hastig springenden Worten: „Übermächtig steht's heute noch vor mir, wie damals, als du zu mir kamst, nach Waldmüllers Tode. Ich war just zurückgekommen von Martins Mutter, der ich das Beste ihres Lebens mit leichtsinniger Hand in Scherben geschlagen hatte, und wußte nicht, ob ich überhaupt noch zu leben vermöge. Ich war dabei, seine Sachen für die alte Frau zusammenzupacken, jede Erinnerung ein Dolch zum Verwunden, jede Skizze der Vorwurf einer vernichteten Zukunft — Ekel an mir und allem, was ich je geleistet, schüttelten mich — da tratest du in das Atelier, und deine liebe Stimme grüßte mich aus dem Reich des Lebendigen."

„Du standest," sagte sie leise, „mit düsterem Gesicht über einen Karton gebeugt."

Er nickte. „Sein letzter, genialer Entwurf — ein Jahr vor dem Tode gezeichnet. Da hatte ich noch einmal gehofft, er könne erwachen, doch noch ein Mann werden, aber er war schon bis ins Innerste erschlafft; Seele und Leib und Wille. — Ach Erne, mit ansehen müssen wie einer versinkt, dabei stehen und nicht halten können, ringen und sich mühen und doch ohnmächtig sein — Höllenpein, wie deren keine qualvoller erfunden werden kann. Aber du kamst und führtest mich vom Abgrund zurück, und heute stehst du wieder neben mir im Sturm, du lieber Weggesell — und was hast du von deiner Liebesthat? Kummer und Schande, Mühsal und Ekel an dem schwachen Mann und Zorn gegen die Laffen da draußen, die nichts wissen —"

„O still, still," bat Erne, „nichts von alledem. Laß uns nicht reden von dem, was ich habe, ich will meinen Schatz schon hüten. Sage mir lieber, wie kommt dies

alles heute über dich, was hat das mit diesem Brief zu schaffen, oder wie käme diese alte Geschichte zu Rothenbeck?"

„Das Weib wird sie ihm erzählt haben, vermutlich mit Schmuck und Zierat, wie die Rache sie auspuzt, und er hat mit beiden Händen danach gegriffen. Wie sollte er sich nicht einer Ursach freuen, die seinem Jungen den Pinsel aus der Hand windet?"

„Das Weib? — die heute morgen bei dir war, das ist Carla? — Frau Venus — Isolde —."

„Ja, ja, ja — dies Weib kreuzt nun auch deinen Weg."

Vor Ernes Augen stieg das Bild auf, das Ernsts Entzücken und Helmars Mißbehagen geweckt hatte, sie selbst stand als Schemen vor dem Marienbild, Frau Venus aber lockte in deutlicher Schöne in den Hörselberg hinein; ihr Herz klopfte bis zum Hals, ihre Stimme wollte stocken, aber sie zwang sich zur Festigkeit, als sie fragte: „Was wollte sie von dir?"

„Geld, Gastfreundschaft, Schmarotzergelüste. — Da sie aus eigner Kraft nicht leben mag, muß sie Helfer suchen; die Jugend zahlt ihr keiner mehr, so versucht sie's mit alten Geschichten, oder sie will sich für neue rächen — was weiß ich!"

Erne sah wieder jenen Ausdruck höhnischer Verzweiflung vor sich und ihr graute. Nicht um des eignen Glückes willen, in der Seele der anderen empfand sie Schmerz.

„Elend, verblüht, hungrig, hilflos, verkommen," sagte sie langsam.

Chrestensen fuhr auf. „Erne! kein Mitleid hier, es gibt Dinge wo man hassen und zürnen muß. Gemeine Gesinnung heischt Verachtung."

„Ach Helmar," — Erne begann und schwieg wieder — sie saß auf dem schmalen Divan und sah zu ihm hinüber, das helle Tageslicht fiel ihr gerade ins Gesicht, kein Schatten, kein Hauch ging ihm verloren, als er sie jetzt betrachtete, und dies Anschauen machte ihn ruhiger. Warum sollte sie nicht bemitleiden, was ihr so fremd war, so unbegreiflich, daß sie nach Gründen suchen mußte, die ihre Natur zu verstehen vermochte: Not, Verzweiflung, demütigender Entschluß zur Bitte und dann mißverstanden werden, im Affekt der Leidenschaft drohend verheißen, woran die Seele nicht denkt und draußen halb unbewußt reden vom dem, was allein die Gedanken beherrscht, — so mußte es gewesen sein.

„Und du? was hast du ihr geantwortet?" fragte Erne, während er sie anschaute.

„Ich wies ihr die Thür."

„Ohne Trost? —"

„Erne, Erne, du hörst nicht, was ich dir erzähle, du phantasierst dir ein Jammergeschöpf zusammen, das nirgends lebt; ich sage dir, Carla Turtschinska leidet nicht, sie schafft Leiden. Glaube nicht, daß ich, um eignes Unrecht zu mildern, meine Schuldgenossin stärker belaste! Daß ich dieses Weibes willenlos Werkzeug gewesen bin, ist mir besonders empfindlich. Ich habe mich auch stets allein verantwortlich gefühlt, hab' immer aufs neue unter der Ironie des Schicksals gelitten, die mich an dem Versuche, gut zu machen, emporkommen ließ, während Martin an meiner Schuld zu Grunde ging."

„Liebster Mann, wenn wir thun was wir können, und dabei wachsen und aufwärts wandern — dann sind wir doch auf gutem Wege."

„Thun was wir können, ja — aber was ist's am Ende? Ich habe zu sühnen versucht, soweit es ein erbärmlich Menschenwesen vermag, dem versagt ist Geschehenes ungeschehen zu machen; ich habe die Pein ertragen, die mir der Anblick seiner Mutter in allen bitteren Stunden schuf, weil ich ihr Kinder und Freude und ein volles Leben gönnen wollte; ich habe gerungen mit der Kunst, um etwas wenigstens von dem zu sein, was Martin ihr hätte werden können — ich habe Samariterthaten gesucht, — kam mir vorher nie der Gedanke, daß ich den anderen Bruderhilfe schuldig sei, schon dadurch, daß ich mit ihnen lebe — seit jener Sturm mich geschüttelt, hab' ich zugegriffen, wo immer ich Leibes- oder Seelennot fand — und ich glaubte mich entsühnt; das Leben wurde hell, je mehr mir all das gelang — ich fühlte mich sicher in dem, was ich geleistet hatte und zu erreichen fähig war." —

„O Helmar, wenn du dir dies Gefühl der Freiheit errungen hast!"

„Nein," fiel er ihr ins Wort, „nein, ich habe es nicht. Umgeworfen wie ein Kartenhaus hat mir der Anblick jenes Weibes mein schmeichelndes Luftschloß.

Die Wahrheit ist unerbittlich: es gibt keine Sühne, jede Schuld muß bestraft werden."

„Vergeben werden," sagte Erne, aber Ehrestensen hörte die Worte kaum mit dem Ohr, dem Verständnis blieben sie verschlossen. Heftig fuhr er fort: „Nur sie soll sich kein Richteramt anmaßen; meine Schuld ist nicht von ihrer Art, den Vorwurf, der mich quält, vermag sie gar nicht zu verstehen mit ihren schmutzigen Gedanken und ihrer niedrigen Gesinnung."

Erne seufzte tief auf. „Ach — ich wollt', ich hätte sie gesprochen, vielleicht wäre dir das Unheil erspart worden."

„Mir? Was liegt an mir? Für mich ist alles nur bittre Frucht aus schlechtem Samen; du aber leidest ohne Ursach, und Ernst — der arme Junge! Erne, ich möchte sie zermalmen, die Narren, die da weise und tugendhaft reden und sich brüsten mit ihrer Schuldlosigkeit, wo sie tausendfältig gute Saat erstickt haben mit ihrer Stubenluft, aber nicht wissen, was ein voller Atemzug ist in Arbeit, Glück und Not. — Ich höre sie, — mit schiefgelegtem Kopf predigen sie schiefe Weisheit und wissen nichts vom Menschenherzen, und ist keiner von ihnen auch nur wert, zu fühlen, wo meine Schuld liegt, wo der Stachel sitzt, der mich nicht ruhen läßt."

„Wenn sie dich nicht verstehen, was kümmert dich, wie sie urteilen und meinen?" drang es wie ein Angstruf aus Ernes Seele.

„Was es mich kümmert? Der Gedanke an ihre Überweisheit peinigt mich, daß sie sich im Recht glauben, empört mich — ich verachte sie, aber ich komme nicht davon los. Wenn ich Reimanns Eckartsruf beachtet, wenn ich mich nicht mit dem Pygmäengeschlechte eingelassen hätte! Dann vielleicht — aber was nützt dies Erwägen — das Unerträgliche ist da."

„So geh' ihnen aus dem Wege, reise! Das würde dir und den anderen gut thun; sie klatschen sich dann die Zähne stumpf. Geh' auf ein paar Monate, jetzt ist die beste Zeit für Norwegen — du kannst morgen fort." Sie sprach lebhaft überredend; er strich ihr über die Stirn, nahm dann ihre Hände von seinen Schultern, hielt sie unter dankbarem Druck gefangen, hatte aber nur ein Nein trotz alledem.

Er war ruhiger geworden an ihrem Liebesvorschlag, als habe Reise und Zeit schon auf ihn gewirkt, und sagte in seiner sonstigen heiter festen Art: „Ich will nicht fliehen, abwarten will ich, was es gegeben hat, ob dies Gift auch bei den anderen wirkt. Rothenbeck war stets nur widerwillig gebändigt; aber die wärmeren Gesellen, die helleren Köpfe haben noch nicht gesprochen. Und wirkt es auch bei diesen, dann bleib' ich erst recht. Will mich durchsetzen, sie zu Boden drücken: Kampf um meinen Gipfelsitz. — Hältst du es aus?"

Sie lächelte. Aushalten? Das, was von Menschen kam, die ihr nicht ans Herz gewachsen waren? Das Gerede der Leute, wo sie um ihn, um sein Glück bangte, um seine Kraft, die ihr Stolz war! Wußte er noch immer nicht, wie wesenlos alles außerhalb ihres Hauses für sie blieb?

„Der Ort ist's, den ich liebe, nicht diese Menschen," antwortete sie, mit einem spröden Klang in der Stimme. „Was kümmert mich das Auf und Ab vor den Thoren, wenn ich euch um mich habe und meine Liebe im Herzen?"

„Nun wohl, so hüte dies Glück und pfleg' es fein, ich will unter die Bäume, die Luft hier ist mir zu schwer," antwortete er gereizt. Seinem wunden Stolz schien ihre Ruhe schulmeisterndes Vorbild.

Er riß die Atelierfenster auf und ging hinab zu den Kindern, Erne blieb allein zwischen den wehenden Vorhängen stehen.

VI.

Als Erne sich ihres Alleinseins bewußt ward, seufzte sie tief auf.

Sie wußte nicht, womit sie ihn verscheucht hatte, sie fühlte nur, daß es geschehen war, setzte sich müde auf den kleinen Divan und sorgte um sein Glück; — für das, was ihr selbst die letzte Stunde zerbröckelt hatte, fand sie noch keine Gedanken.

Sie saß noch auf demselben Platz, als er nach einer Stunde schweren Schrittes zurückkam.

„Arme Erne," sagte er freundlich, schloß die Fenster, nahm seine Palette und schien an nichts zu denken, als an seinen Tell.

„Zitternde Feigheit."

Erne wußte nicht, hatte er es gesagt,

hatte sie es gedacht, aber sie stand auf und trat an seine Seite.

„Helmar," sagte sie leise.

Er sah sie an, sie schwiegen beide aufs neue, es war, als sei etwas zwischen ihnen zerrissen — sie verstanden sich nicht. Sie sehnten sich danach, eines des anderen Wünsche zu erraten, aber alles blieb stumm; selbst Erne, die allzeit sicherer in seinem Herzen las, als er in dem ihren, fühlte sich verwirrt.

Endlich begann sie langsam, gleichsam tastend, zu reden. „Helmar — ich sagte dir, ich liebe dies Siebeneck, nicht die Menschen da draußen, aber das glaube mir — mein Glück ist nicht mit diesem Ort verwachsen. Du bist um meinetwillen hierher gezogen, dir war auch die Fremde Heimat, und ich meinte ja einzig, die Kinder müßten hier vor allem glücklich sein — aber das war schmeichelnde Einbildung — wo Liebe Kinder hütet, sind sie stets glücklich — da uns also nichts hier hält — Helmar — so laß uns gehen. Sich durchsetzen zu wollen, ist eine thörichte Bravour. Du brauchst die Menschen und das, was draußen ist, du mußt fühlen, wie deine Kunst wirkt und ein Echo aus willigem Herzen hervorlockt. Wir wollen uns eine neue Heimat suchen, ich bitte dich, wähle, wo du zu Hause sein möchtest, wo du dich ausleben möchtest, wo du dich ausleben kannst, dann bringe ich dir uns alle nach."

Ungeduldig hatte er ihr zugehört, seine Stirn furchte sich wieder, Groll sprach aus der Stimme, als er antwortete: „Du irrst, dies Siebeneck ist mir viel — zehn Jahre draußen gewesen, aus Feigheit beinah meine Seele verkauft, verkommen im Fremden und Anempfundenen, bis ich hier Wurzelboden fand. Und nun wieder wandern und tasten ohne Heimat, ohne Zugehörigkeitsgefühl? — Ohne dein Heimweh, Erne, hätt' ich vielleicht den Weg zu meinem Besten nie gefunden. Sieh," fuhr er fort, sie nach dem Fenster ziehend, von wo aus sie den Garten, die knorrigen Stämme, Veilchengraben und Wiesengelände, das alte Thor und die Giebelwirtschaft eines Stadtstreifens übersahen, „ein paar Jahre mochte ich ruhig draußen sein, da galt es schauen, lernen, Schönheit, Glanz und Glätte bewundern, Fremdes abschätzen, Unterschiede finden, dann aber war's genug, ward's zu viel; sachte glitt mir der Boden unter den Füßen fort und ich schwebte im Himmelblauen. Du hast mich heimgebracht, dir dank' ich mein Aufwachen, und wenn es auch nur deine Sehnsucht war, die Kinder im deutschen Land zu erziehen, so war's eben doch ein heiliger Naturtrieb, der für uns alle das Rechte traf. Ich bekam Grund unter die Füße, fand den Weg auf die Höhe meines Lebens, genoß das Glück, mich auf rechter Bahn zu wissen — und nun will dies alberne Gaukelspiel, will die Querköpfigkeit unserer winkligen Gesellschaft sich zum Totengräber unseres Glückes ausspielen."

„O Helmar!" rief Erne in leidenschaftlich angstvoller Zärtlichkeit „wer von der Höhe zu viel auf die Thalstimmen lauscht, kann leicht schwindlig werden — aber solange du feststehst, was sollen sie uns thun? Wenn du vermöchtest, ihr Reden und Thun draußen verhallen zu lassen —"

„Ja, ja, — ich vermag's, ich will's, ich stehe auf meinem Eignen, da mir keiner von ihnen etwas nehmen oder geben kann. Was kümmert mich im Grunde dies beamtenkluge, bienenfleißige Getriebe, das sich selbst mit kleinen engmaschigen Urteilsnetzen die Bewegung hemmt — Künstler sind die einzigen wahren Freiherrn." —

Er schwieg und richtete den Blick ins Land hinaus, Erne sah nach ihm hin, sah im Zimmer umher, sah die Rathausentwürfe und Ernsts Staffelei, dachte des Kostümfestes, da er, lächelnd zwar, doch mit kraftstählendem Herrschergefühl die Stadt an den Fäden seiner Einfälle gezogen, dachte des Morgens, da sie ihm schwarzbefrackt den Ehrenbrief gebracht, sah ihn wie einen König in ihrer Mitte stehen und schüttelte bekümmert den Kopf. — Trotz aller richtigen Abschätzung würde er leiden und entbehren, selbst die kleinsten Veränderungen draußen würden ihm Zorn und Ungeduld erregen, das Bitterste erwuchs ihm, falls auch sein künstlerisches Wirken bedroht ward.

Unwillkürlich sagte Erne aus diesem Gedanken heraus: „Ach, kein Mensch steht allein, er ist tausendfältig verknüpft, in Lust und Leid zwingt ihm das Leben Genossen auf."

Chrestensen stand mit zwei Schritten an ihrer Seite. „Dich hab' ich zum Genossen, zum Mitgenuß in Freud' und Leid,

Aus unserer Studienmappe:



Amsterdamer Frauen und Mädchen im Haubenschmuck. Nach Studienzeichnungen von Weeshuis.

aber Freud' und Leid quellen uns von innen heraus, nicht aus plumper Schicksalsnarreteidung. Uns beide wollt' ich schon emportragen über den schwülen Brodem, der aus dem verjährten Unheil aufschwält, aber um das arme Großchen bangt mich sehr —."

Er brach ab und begann aufs neue zu wandern. „Wenn sie es plump erführe, den Kampf hineingetragen bekäme in ihren schönen Frieden! Ihr hab' ich's vor allem ersparen wollen, um ihretwillen hab' ich meine Zunge gehütet in den schlimmsten Stunden."

Erne war blaß geworden. Großmutter! Sie hatte sich noch gar nicht so weit besonnen, daß ihr das ins Bewußtsein gekommen wäre. Natürlich jener Martin war Martin Helling, Großmutters Sohn, und es handelte sich nicht mehr um ihr und Helmars Glück, nicht mehr darum, mit ihren jungen, kräftigen Händen aus Trümmern ein neues Leben zu bauen, sondern darum, einem alten, ruhebedürftigen Herzen seine Abendsonne zu erhalten. Es galt nicht mehr kämpfen, trotzen und stolz sein, sondern schützen, abwehren und Kämpfe verhüten. Sie stand dem Geschehenen plötzlich mit unpersönlicher Nüchternheit gegenüber.

„Und weißt du gewiß, das jene Carla gesprochen hat — könnte Rothenbecks Brief kein Zufall sein?"

„Nein," sagte er hart, „ich kenne den Alten, sein Ton wäre unterthäniger, wenn er noch künftig etwas von mir wollte, und die Turtschinska hat mir gesagt, sie warte im Bären auf meinen Gesinnungswechsel. So wird sie wohl warten, bis sie Gelegenheit hatte, alle guten Bürger und braven Kinder vor dem schwarzen Mann graulich zu machen."

Erne senkte den Kopf, dann sagte sie plötzlich — und sah ihn bittend dabei an: „Liebster Mann, ich muß — muß — zu den Kindern, zu Großchen — willst du gut sein?"

Er verstand ihre Sorge und antwortete freundlich: „Ja Mütterchen, ich will gut sein, schicke Kaffee herauf und überzeuge dich am Abend, wie fleißig ich gewesen bin."

Sie ging, Sehnsucht zog sie zu den Kindern, aber die Michaelsglocke schlug schon die fünfte Stunde. Hastig nahm sie Hut und Mäntelchen aus dem Schrank. Sollte sie in Großmutters Zimmer sehen? Aber ihr bangte vor den klaren Augen — sie riß die Handschuh im hastigen Anziehen mitten voneinander und griff eben nach einem neuen Paar, als die Gefürchtete eintrat.

Das liebe, freundliche Gesicht machte sie ruhig.

„Willst du ausgehen, Erne? Die Kinder werden hungrig."

„Großmütterchen bitte, versorge sie! Helmar will oben trinken und ich habe einen eiligen Gang für ihn — verzeih uns."

Sie küßte zärtlich die welken Hände und eilte nach dem Bären.

Erst in der großen Thorfahrt des Hauses stand sie still, schöpfte tief Atem und lauschte auf das klopfende Herz. Verlegen sah sie sich um; der Bär war ein vielbesuchter Gasthof dritten Ranges, ein kecker Reisender sprach sie an: ob sie auf ihn warte? Sie ging einige Schritte tiefer ins Haus und fand endlich den Hausknecht.

„Ich möchte zu Fäulein Turtschinska. Wohnt sie hier?"

„Warten Sie 'mal, so was Polnisches wohnt da, ich will gleich mal nachsehen."

Nach einer Weile kam er wieder. „Nee, Madame, die is halt hinter meim Ricken schon um dreie mitn Berliner Zuge wieder fort — nee, hinterlassen hat se auch nichts."

Erne gab dem Burschen ein Trinkgeld und ging langsam wieder hinaus in den Sonnenschein.

„War das nicht die Malersfrau?" dachte der nachschauende Hausknecht. „Sieh mal, hätt' ich nich gedacht, daß der ihre Bekanntschaften bei uns einkehrten."

Erne ging müde zurück. Also umsonst Entschluß, Überwindung und Herzklopfen, sie mußte mit unthätigen Händen abwarten, wie das Schicksal ihr Schiffchen treiben wollte. Die Turtschinska war unerreichbar.

Am Westerthor kam sie die Sehnsucht an hinauszuwandern in die Felder, zwischen das reifende Korn, den Duft von Segen und Wärme zu spüren, der dort aus dem Boden aufstieg, aber sie bezwang sich, sie ging geradewegs zum Siebeneck, ging zu den Kindern, die im Garten spielten, und blieb bei ihnen unter dem Nußbaum sitzen, Großmutter nur aus der Ferne zunickend.

So saß sie noch, als die Abendschatten

kamen und vorn das Hausthor aufgerissen wurde, um Ernst einzulassen, der in großen Sätzen die Treppe hinaufstürmte und ohne zu klopfen die Ateliertür aufriß.

Atemlos, keuchend stand er vor Chrestensen, der emporgefahren war; in hellem Lauf hatte er die zwei Stunden vom Schulschloß zurückgelegt, nichts denkend, nichts fühlend als: zu ihm! er muß helfen!

Stoßweis kamen die Worte zu Tage. „Ich soll fort, soll nach dem Schulschloß, fort von euch; soll ohne Farbe leben, ohne —"

Chrestensen drückte den Atemlosen auf einen Stuhl. „Ernst, lieber Junge, still, still; nicht so!"

Er legte ihm die Hand auf die Stirn und fühlte das Blut gegen die Schläfe pochen. „Thu mir das nicht an, Ernst, sei ruhig."

Ernst schloß die Augen und saß still, er fühlte einen Strom von Chrestensens Hand ausgehen und gab sich dem hin. Langsam kehrte das Blut zu seinem gewohnten Takt zurück, der Atem wurde gleichmäßig, die Augen öffneten sich wieder, wie nach erquickendem Schlaf.

Chrestensen ließ Ernst von dem kalten Kaffee trinken, der noch unberührt am Fenster stand, setzte sich zu ihm, nahm des Knaben Hände zwischen die seinen, wie er es sonst nur Erne that, und sagte: „Nun sprich, was ist geschehen?"

Ernst zog die Stirn schmerzhaft zusammen, so mühselig war das Ruhigsein, nun die Hand seine Stirn nicht mehr hielt.

„Ich weiß nicht, ich versteh's nicht; ich mußte einen Brief des Vaters zum Direktor Robler ins Schulschloß tragen, der las ihn in meiner Gegenwart und begrüßte mich darauf als neuen Schüler seiner Anstalt. Es war wie ein Schlag gegen den Kopf, ich vermochte nichts zu sagen, nichts zu denken, erst als er mich fragte, ob ich gleich bleiben wolle, das sei ihm aus Vaters Brief nicht deutlich, begriff ich, was mich bedrohte. Wie ich fortgekommen bin, ich weiß es nicht, ich habe irgend etwas gesagt, und dann bin ich gelaufen, gelaufen — nur den Gedanken an Sie im Herzen und daß die Trennung mich umbringen wird und daß Sie mir helfen müssen und daß es ein Kampf gegen meine Kunst wird auf Leben und Tod."

Ernsts Verzweiflung erschütterte Chrestensen; um seinetwillen wurden diese Schmerzen gelitten, die alte Schuld schuf neues Elend und er konnte nicht helfen.

Reden wenigstens wollte er, zureden — aber ihm fiel nichts ein als: das ist auch noch Ernte deiner schlechten Saat. Er fand kein Trostwort.

„Behalten Sie mich hier," bat Ernst, dem in dem geliebten Raum hoffnungsfreudiger zu Mute ward. „Vater wird sich besinnen; wenn er meinen festen Willen sieht, wird er nachgeben, wie er schon einmal nachgegeben hat; und bleibt er starr, dann geh' ich in die weite Welt und sollt ich mir als Stubenmaler den Unterhalt verdienen."

Endlich fand Chrestensen Sinn und Worte. „Nicht doch, Ernst," sagte er leise, „nicht biegen oder brechen, wo du mit Geduld zum Ziele kommen kannst. Es ist dein Vater, der anordnet, und er glaubt recht zu handeln, wenn er dich von mir entfernt. Ich muß dich entbehren, so schwer es mir wird — eine Zeitlang, mein Junge, bis du dich frei gearbeitet hast und selber zu entscheiden vermagst, ob du noch ferner zu mir halten willst. Das halbe Jahr im Schulschloß ist nicht so schlimm, arbeite nur mit aller Kraft, daß dir nicht längere Zeit verloren geht. Als Student schon bist du freier Herr viel kostbarer Stunden und hältst du dich vom Verbindungslärm zurück, hindert dich weder Gewissen noch Zeitmangel als Kunstschüler zu leben. Aber jetzt nichts gegen deinen Vater, nichts, was einen unheilbaren Riß gäbe."

„So lassen Sie mich wenigstens heimlich zu Ihnen kommen, ich weiß, der Veilchengraben ist vom Schulschloß erreichbar, lassen Sie mich herein, wenn ich anklopfe, es ist Notwehr gegen das Verhungern in der Öde."

„Nein, nein Ernst, belüge dich nicht selbst," rief der Maler heftig, „dabei könntest du nicht arbeiten. Laß uns auf ein halbes Jahr Abschied nehmen, die Zeit läuft schnell und wir wollen's aushalten wie ein paar tapfere Gesellen, ohne Durchsteckereien und Hinterwege. Heimlichkeit verdirbt den Charakter."

Chrestensen hielt inne, seine eigene Weisheit gab ihm einen Schlag ins Gesicht — die alte Frau unten im Garten

war ihm eingefallen, deren Feierabendglück er auf dem unsicheren Grund der Verheimlichung aufgebaut hatte.

Ernst sprach ein kurzes Lebwohl und ging — gekränkt, aber auch fest gemacht und widerstandskräftig durch das, was er Chrestensens Kälte nannte.

Als er am nächsten Abend in der neuen Heimat einzog, empfing ihn ein warmer Brief, den der Maler über Nacht geschrieben hatte: Abschiedworte, Trostgedanken, Wiedersehenshoffnung, guter Rat, wie freie Augenblicke für Hand und Auge zu nützen seien.

Ernst schob den Brief in die Brusttasche, zum bei der Hand haben; nahm einen Kalender und überflog die sechs Monate lächelnd mit einem Blick — dann machte er sich mutig an die Arbeit, die ihn freikaufen sollte.

VII.

Der nächste Tag war ein Sonntag und die Leute hatten Zeit, ihre Neuigkeiten durchzukosten. Die Herwigsche Verlobung ward etwas von der Kriminalgeschichte in den Hintergrund gedrängt, dennoch war es Birnhagens großer Augenblick, als er zwischen der Braut und dem gutgesinnten Kommerzienrat-Schwiegervater zur Kirche schritt. Seine Gedanken kreisten mit Hochgefühlen um die Vergangenheit — das dürftige Hauswesen seiner Mutter, die kalte, zugige Kammer des hungernden Schülers, der Großvater im schmalen Stübchen des armen Spittels, das alles erhöhte jetzt sein Hochgefühl. Er hatte die Empfindung eines Bergwanderers, der endlich auf der Höhe angekommen ist und nun behaglich schmausen und Aussicht genießen will. Ludwig Birnhagen saß hoch und in Fülle.

Von der Predigt hörte er nicht viel; daß einem Kamel leichter sei, durch ein Nadelöhr zu gehen, als dem Reichen ins Himmelreich zu kommen, hatte er schon in den Zeiten der eignen Armut nicht recht geglaubt; auch den Kommerzienrat beunruhigte der Gedanke nicht; er dachte: „Ja ja, es ist schwer, aber meine gute Gesinnung kriegt's fertig."

Birnhagen ließ den Mann oben reden, er dachte an seinen Erfolg und Chrestensens Sturz. „Könnte das Verhängnis auch dich einst so jäh herabschleudern vom Ehrensitz?" fragte eine vorsichtige Regung in seine Triumphgefühle hinein; aber auch dieser Gedanke verdarb ihm die Feststimmung nicht, sondern blieb nur rhetorische Frage. Er war ja klüger gewesen als dieser hochmütige Riese; er hatte sich nicht an Lebendem versündigt, er hatte seinen Griff nach dem fremden Eigentum nicht mit Fraueneitelkeit und Frauenrachsucht verknüpft; den toten Götzen der Stadt hatte er zerbrochen, um Neuem Luft und Raum zu schaffen, aber niemanden zum Zeugen für künftige Tage erzogen, niemanden zum Zorne gereizt. Wer da nicht klug ist, der lasse seine Hand von kühnen Schachzügen.

„Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele," sprach der Prediger über Schwiegervater und Brautpaar hin, aber sie hörten ihn nicht. —

Unten auf den Bänken der Schüler saß auch Otto Chrestensen und hörte aufmerksam zu, trotzdem am anderen Ende der Bank Rutschen und Tuscheln im Gang war. Er erkannte Jungen aus seiner Klasse und ärgerte sich an ihren Kindereien; in der Kirche hatte man sich anständig zu benehmen, er wollte ihnen nachher seine Meinung sagen.

Als aber die Menge in den Sonnenschein hinaus drängte, vergaß er die Jungen über einem schöneren Gedanken: heut konnten sie die Waldpartie machen, die Vater ihnen kürzlich versprochen hatte! gleich wollte er darum bitten.

Er schob sich eilfertig durch die Gruppen der Kirchgänger, aus denen ihm neugierige Blicke folgten, eilte vorwärts und wollte eben um die Ecke nach dem nahen Siebeneck biegen, als er eine Stimme sagen hörte: „Er rennt, er schämt sich, weil sein Vater ein Dieb ist!"

Otto blieb stehen und sah sich um, wer außer ihm noch renne. Da war niemand, nur ein paar Schulkameraden standen mit ihren Gesangbüchern da und zwei Nachbarsjungen hatten sich zu ihnen gesellt.

„Von wem redet ihr?" fragte er herantretend.

Einer lachte, zwei wurden verlegen, der vierte sagte grob heraus: „Von dir!"

Ottos Hände wurden Fäuste, die Arme strafften sich, das Gesangbuch fiel zu Boden.

„Von mir? Von meinem Vater? Sag's noch einmal, du Schuft, sag's noch einmal!"

Die Verlegnen zogen sich zurück, aber der erste Sprecher rief: „Es ist doch wahr!" und der Lachende bestätigte: „Ja, er ist ein Dieb, und wenn du aus der Haut fährst, ein ganz gemeiner Kommodendieb, und der Schutzmann kommt und holt ihn und mit dir geht keiner mehr um —"

Weiter kam das Zukunftsbild nicht, Otto war auf den Jungen losgesprungen, hatte ihn zu Boden geworfen und begann eine so regelrechte Hauerei mit den beiden, die standhielten, daß er zehn Minuten später mit dem stolzen Gefühl, sie in die Flucht geschlagen zu haben, aber zerfetzt, mit blutender Nase, geschwollenen Augen, von einem Stein an der Stirn verwundet, zu Hause ankam.

Aus unserer Studienmappe:



Studie. Nach einer Kohlenzeichnung von Ferdinand Brütt.

Er wollte hinaufschlüpfen zu Marien, aber Vater und Mutter waren eben dabei, nach dem Verspäteten auszusehen.

Erne schrie auf bei seinem Anblick, Chrestensen sah zornig aus. „Was soll das heißen?"

Otto errötete, hielt sich die kampfmüde Nase zu und stotterte: „Sei nicht böse, Papa, wir haben uns gehauen."

„Weshalb?" rief Chrestensen heftig.

Der Knabe schwieg und sah Hilfe suchend die Mutter an. Erne nahm ihn bei der Hand.

„Ich bitte dich, Helmar, laß mich ihn erst waschen. Die Geschichte des Unfugs erfahren wir nachher noch zeitig genug."

Chrestensen wandte sich ab und ging; ohne Ottos Antwort kannte er den Grund dieser Schlacht, und Zorn und Ekel schüttelten ihn aufs neue.

Erne wusch die Wunden, suchte das Blut zu stillen, brachte aber nur einen Notverband fertig, schickte zum Sanitätsrat, ging ab und zu und richtete dabei kein fragendes Wort an den erregten Knaben.

Erst als sie ihn hochgebettet auf dem Sofa liegen hatte, kniete sie neben ihm nieder. „Nun sag die Wahrheit, mein Kind."

Er preßte die Lippen zusammen und schwieg.

„Otto!"

„Ich kann's nicht sagen, es war kein Unrecht, ich kann nicht."

„Kannst du es auch deinem Mutterchen nicht sagen?"

Otto schluchzte auf. „Dir, aber Vater nicht, dem lieben Vater nicht — er würde so zornig werden, es würde ihn so kränken! Nur du darfst es wissen." Er senkte die Stimme. „Sie nannten ihn einen Dieb, einen Kommodendieb, den der Schutzmann hole — aber ich hab' ihnen den Schimpf heimgegeben; zu Boden hab ich sie geworfen, und wären's nicht zwei gewesen gegen einen und die beiden anderen mit den Steinen hinter der Ecke, hätt ich sie totgeschlagen."

Erne sah den Knaben entsetzt an. Nicht wegen seines Mordgelüstes, das hatte sie gar nicht mehr gehört — „Dieb, Kommodendieb" und auf der Straße riefen sie's und sie glaubten's, und da war keiner, der zweifelte und nein sprach. Ja, ja, riefen sie, sobald sie von Schmutz und Schlechtigkeit hörten; guter Leumund hatte nicht so schnelle Füße.

In ihr Entsetzen hinein kam die Botschaft, Fräulein Reimann sei unten. Erne wollte sich verleugnen lassen, aber Marie hatte die allzeit Willkommene schon in die Halle geführt. Seufzend stand Erne auf, küßte den Knaben zärtlich auf die Stirn und flüsterte: „Gräme dich nicht, Liebling." Otto war beruhigt. Er fühlte durch diesen Kuß seine Heldenthat von der Mutter geweiht und durch eben diese That den Schimpf vom Vater abgewaschen.

Erne dachte angstvoll: „Wenn das Helmar erfährt, wie wird's ihn treffen!" aber der fragte gar nicht weiter nach dem Grunde der Schlacht, er saß Meta gegenüber in der Halle und ließ sie sprechen.

Sie sprach viel, mehr als sonst, selbständiger als sonst, gute, prächtige Worte, helle Dinge, närrische Geschichten, Tausendfältiges, was Liebe eingibt und Freundschaft versucht — Chrestensen erstaunte über den Glanz und den Reichtum, dessen ihre schlichte Natur fähig war, aber sie machte ihn ungeduldig, denn aus jedem Freundschaftswort hörte er heraus, sie weiß es auch.

Er hörte recht; Doktor Grund war heute mit dem frühsten zu Meta gekommen, hatte seine Kunstvereinserfahrungen vor ihr ausgeschüttet und Trost gesucht in einem gemeinsamen Kopfschütteln und Menschenverachten, dessen Ende war: „Ich will hingehen und sehen, ob sie einen Freund brauchen."

Für Erne war Meta Labsal und auch Chrestensen rang sich vom Groll über das Allgemeine zur dankbaren Erkenntnis ihrer besonderen Liebe hindurch. Er blieb und saß noch bei den Frauen in der Halle, als Marie mit dem Bescheid eintrat: Der Sanitätsrat wolle nicht kommen, sie möchten einen anderen Arzt holen lassen.

Das Glas, das Chrestensen eben füllen wollte, fiel und sprang in Scherben. „Narr," sagte er und ging hinaus, hinauf zu dem Knaben.

Meta war aufgesprungen und faßte Ernes Hand. „Liebste Frau, wer ist krank?"

Erne erzählte hastig, und noch während sie sprach, nahm Meta ebenso hastig Hut und Handschuh. „Ich schicke Ihnen Grund, seine Sprechstunde ist gleich zu Ende: Sie finden an ihm einen warmen Verehrer Ihres Mannes. Ich frage nachmittags noch einmal an, wie's dem Wildfang geht — ich — " sie brach ab, küßte Erne heftig und eilte fort.

Zehn Minuten später war Grund da, Ottos Stirn bekam ihre Naht, er wurde ins Bett gesteckt mit dem Befehl, zu schlafen, und Erne erhielt beruhigende Verhaltungsbefehle.

Danach stand Chrestensen mit dem jungen Arzt in der Halle, Rede und Gegenrede wechselnd, die scheinbar nichts mit ihren gegenwärtigen Gedanken zu thun hatten.

Plötzlich brach er mit einer allgemeinen Bemerkung ab, setzte sich in den Armstuhl und sah Grund prüfend an. „Warum haben Sie sich im Kunstverein immer in stattlicher Entfernung von mir gehalten?"

Grund errötete, antwortete aber ehrlich: „Sie waren zu stark umlagert, Herr Chrestensen, ich hab' kein Talent zum Wettrennen."

„So — und nun, wo die anderen zurückweichen, kommen Sie?"

„Ich —"

„Sie wollen mir doch hoffentlich das nicht anthun, zu sagen, Sie wüßten nichts davon, daß Klatsch und Gerede über mich den Mund der Leute füllt."

„Nein."

„Und daß Sie kamen, weil mich der Sanitätsrat nicht mehr seiner salonärztlichen Fürsorge für würdig hält."

„Fräulein Reimann hat mich im Auftrag Ihrer Frau hergeschickt."

„Schön. Und Fräulein Reimann war auch heute schon da als barmherziger Samariter. — Von Ihnen unterrichtet? Sie waren gestern im Kunstverein?"

„Ja."

„So reden Sie doch!" rief der Maler und sprang auf, „reden Sie! Lassen Sie sich nicht Ihr Ja und Nein abkaufen, als wär' teure Zeit. Was hat's gegeben? — Ich bin kein Weib — heraus damit."

„Wenn ich hier etwas sagen darf, so möcht' ich warnen. — Wehren Sie sich gegen die Verleumdung, Aug' in Auge. Vor allem schreiben Sie an Wolfert, die ängstlichen Moralphilister zittern in dem Gedanken an die Rathausfresken."

Hellauf lachte Chrestensen und lachte lange. „Da ist doch auch Humor bei der Sache: — moralische Rathausfresken! — und ich soll Wolfert schreiben? Nein, nein, lieber Doktor: Dummheit und Bosheit mögen sehen, wie weit sie kommen. — Aber das andere? Was sagten die soliden Leute, guten Freunde, Bierbrüder und Festgenossen zu der Schauergeschichte vom sittenlosen Mann der freien Künste?"

Widerwillig erzählte Grund eins und das andere von dem, was das Klubzimmer hervorgebracht hatte. Aber schon das Wenige, was er auf Chrestensens scharfe Fragen preisgeben mußte, schürte des Malers Zorn aufs neue. „Und sie glaubten dem ersten besten, der ihnen diese plumpe Diebsgeschichte auftischte, sie konnten sich's nicht brutal genug erklären, sie freuten sich am Skandal und dunkelten den Schatten eifrig und thätig zur Rabenschwärze. Von eins auf zwei versagte Verein und Stadt, wo sie mich just noch auf den Händen getragen haben — pfui! — und wenn sie's glaubten, war da nichts in die andere Wagschale zu werfen — nichts Reifgewordenes, nichts Geschaffenes, nichts, was diesen „Diebstahl" emporschnellen ließ — zu leicht befunden gegen das Gewicht des Späteren?"

Grund mochte hier nicht sagen, was ihm gestern im Kunstverein glatt von den Lippen gegangen war — dem gegenüber, dem jener Gedankengang weit geläufiger sein mußte als dem jungen Arzt, wurde prunkhaftes Aussprechen zur Phrase. Chrestensen verlangte auch nichts, Grunds Gegenwart war Zustimmung genug.

Er war ans Fenster getreten und sah achtlos auf die Straße hinaus, plötzlich fuhr er zurück. Rat Rothenbeck trat in den Vorgarten, stieg die Freitreppe hinauf und zog die Klingel.

Chrestensen machte ein paar schnelle Schritte nach der Thür, blieb stehen und lauschte mit vorgeneigtem Haupte hinaus.

„Ich wünsche Frau Helling zu sprechen," sagte draußen Rothenbecks farblose Stimme, und der Diener ging die Treppe hinauf, anzumelden.

Chrestensen hob die Hand nach der Klinke und ließ sie wieder sinken. „Das ist das Schlimmste."

Grund hatte mit leidenschaftlicher Spannung jede Regung, jede Bewegung des bewunderten Mannes verfolgt, jetzt sagte er heftig: „Der Rat will zu Ihrer alten Freundin hinauf, die man die Mutter des Bestohlenen nennt, er will ihr die Geschichte erzählen — er nennt das Christenpflicht — Sie müssen ihn zurückhalten! Sie dürfen die alte Dame nicht preisgeben!"

Draußen hörte man den Diener leichtfüßig herabkommen, — „Frau Helling läßt bitten" — und dann den schweren, stelzenden Schritt Rothenbecks langsam hinaufsteigen.

„Ich verlege ihm den Weg," rief Grund.

„Nein," sagte Chrestensen nach kurzem Kampfe, den jungen Mann zurückhaltend. „Nein, mag sie hören und tragen, was von alten Geschichten zu Tage kommt. Sie sehen mich an, wie man ein Rätsel betrachtet, das einen zu lösen gelüstet? Ganz genau wird sich Frau Fama nicht an die Thatsachen gehalten haben, aber leicht hatte sie das Ausschmücken, denn es ist genug Kern da, der sich zu einer wirkungsvollen Schauergeschichte eignet. — Haben Sie schon erfahren, wie man im Leben schuldig wird, wie einen ein Rausch, ein Schlaffwerden, ein Dummerjungenstreich verdammen kann, durch sein Leben eine Last zu schleppen, deren Druck nur in den höchsten Schaffensmomenten nicht gefühlt wird? Ja; versuchen Sie's nur den Dieb,

den Lump Ihrer Stadtgeschichte und mich in eine reinliche Rechnung zusammenzubringen, und wenn's Ihnen nicht gelingt, so nehmen Sie getrost an, daß das Leben mit Brüchen rechnet. Und nun gehen Sie nach Hause und bleiben Sie bei den braven, ordentlichen Leuten, die sich das Recht einer moralischen Gänsehaut durch glatte Wege und mäßige Gefühle gesichert haben."

Über Grund war die letzte Stunde hereingebrochen wie ein Strom, dem er sich mit aller Kraft entgegenstemmen mußte, um nicht umgewirbelt zu werden — jetzt richtete er sich aus seiner halben Betäubung auf, faßte Chrestensens Hand mit festem Druck und sagte: „Ich komme wieder."

Dann eilte er zu seinen Kranken, und der Maler ging, unruhig nach oben lauschend, in der Halle auf und ab. —

(Schluß folgt.)



Heimat.

Von

A. Trinius.

Suchst du auch noch so heiß das Glück
In weiter blauer Ferne,
Du kehrst am Ende doch zurück
Zu deiner Heimat Sterne.

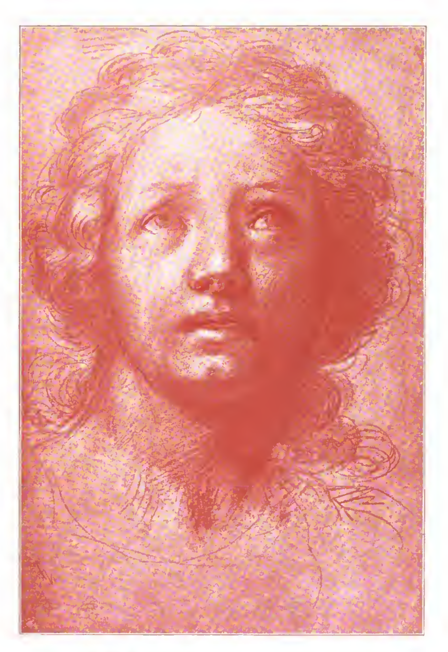
Nichts dünkt dem Ohr mehr Wonnelaut
Als Klang aus Jugendtagen,
Nichts wiegt in Träume dich so traut
Wie längst verklung'ne Sagen:

Als wenn zu Häupten über dir
Der Tannen Wipfel wehen
Und an dem Sommerhimmel hin
Die stillen Wolken gehen;

Wenn Vogelsang im Busch erklingt,
Die Bäche heimlich rinnen,
Und deutsches Lied so herzig singt
Von Treue, Lust und Minnen.

Heimat, in deiner Wälder Pracht,
Wie hältst du mich gefangen,
Daß ich an dir muß all mein' Zeit
Mit ganzer Seele hangen!





Frauenkopf. Nach einer Zeichnung von Baldassare Franceschini, genannt Volterrano, im Louvre zu Paris.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Aberglaube auf See.

Von

Friedrich Meister.

Mit sechs Illustrationen.

(Abdruck verboten.)

Das Volk der Seefahrer, gleichviel welcher Nation angehörig, ist abergläubisch, jedoch keineswegs abergläubischer, als andere Menschenklassen, deren Lebensbedingungen und geistiger Standpunkt denen der Seeleute ähnlich sind.

Wenn man aufrichtig sein will, ist kein Mensch, er sei gebildet oder ungebildet, gänzlich von Aberglauben frei. Es mag dies auf die Entwickelungsgeschichte der Menschheit zurückzuführen sein.

Die frühesten Äußerungen der Menschen gegenüber den Phänomenen des Weltalls waren, soweit sie uns bekannt wurden, vorwiegend Äußerungen der Furcht vor dem Unbekannten und Rätselhaften, das heißt des Aberglaubens. Das größte und unerforschlichste Rätsel der Natur aber war von Anbeginn der gewaltige, unermeßliche Ocean; daraus folgt, daß die Seefahrer, die mit den wechselnden Erscheinungen der geheimnisvollen Tiefe in so unmittelbare Berührung kommen und denselben heute noch ebenso hilflos gegenüberstehen, wie die Schiffer des alten Phöniziens, sich mit ihren abergläubischen Traditionen, Sagen und Märchen auf dem weitaus interessantesten Gebiete befinden.

Groß ist die Zähigkeit, mit der die Seeleute an diesen Traditionen und Legenden festhalten, aber auch erklärlich. Noch ist die Meteorologie nicht zu einer Wissenschaft erhoben, und da die Gesetze, welche die Winde und die Stürme regieren, infolgedessen zumeist unbekannt sind, so kann es nicht auffallen, wenn diejenigen Menschen, die den Gefahren der Elemente am meisten ausgesetzt sind, sich die Ursachen derselben in ihrer primitiven, ungebildeten und daher abergläubischen Weise zu erklären suchen.

Das Christentum hatte bereits lange unter den Seefahrern der nordischen Länder Wurzel gefaßt; wenn diese jedoch eine Reise antraten oder sich in Gefahr befanden, dann riefen sie noch immer den Beistand Thors, des alten Heidengottes, an.

Zudem ist der Seemann so leichtgläubig wie ein Kind. Oft fürchtet er sich vor einem Sarge oder einem Leichnam mehr, als vor dem mörderischsten feindlichen Geschützfeuer, und der heulende Sturm schreckt ihn nicht so sehr, als die eingebildeten Anzeichen von allerlei Unglücksfällen.

Zwischen ihm und der Ewigkeit befindet sich nur eine dünne Planke; das gelegentliche Erkennen dieser Thatsache mag auch eine Ursache seiner abergläubischen Veranlagung sein.

Zur Zeit, als die Segelschiffahrt noch in voller Blüte stand, war der Aberglaube vom Schiffe ebenso untrennbar, wie das Wasser, auf dem es schwamm. Er begann mit dem Legen des Kiels, er wuchs mit den Masten empor, er bestimmte des Fahrzeugs Namen, die Tage und Stunden des Beginns seiner Fahrten, ja, er beeinflußte nicht selten die Wahl der Mannschaft und der Ladung.

In Holland und Belgien hieb man einen aus gestohlenem Holze geschnitzten Pflock in den Kiel; dadurch erhielt das Schiff zur Nachtzeit eine schnellere Fahrt. Wenn beim Zuhauen des Kiels der erste Schlag der Axt Funken sprühen ließ, dann fand das Schiff schon auf der ersten Fahrt seinen Untergang. Glück dagegen brachte eine Silbermünze, die beim Schiffsbau unter dem Fuße des Großmastes mit eingezimmert wurde.

Die heutigen Festlichkeiten beim Stapellauf der Schiffe sind lediglich Überbleibsel der vielfältigen abergläubischen Ceremonien, die ehemals bei solchen Gelegenheiten stattfanden.

Noch immer gilt es in Janmaats Augen für unglückverheißend, wenn sich Advokaten, Geistliche oder Frauen an Bord von Segelschiffen befinden. Die Advokaten haßt er von Grund seiner Seele, und wenig schmeichelhaft für jene Herren sind die Vergleiche, die er zwischen ihnen und den Haien, „des Meeres Hyänen“, anzustellen gewohnt ist. Seine Abneigung gegen die Geistlichen mag auf deren schwarze Gewandung und auf



Abb. 1. Die Ratten verlassen ein seeuntüchtiges Schiff.

Wasser färbte sich mit Blut. Die drei Seefahrer kehrten ungefährdet heim, aber jeder von ihnen fand sein Weib tot.

Nicht nur auf See ist das Sprichwort von den Ratten bekannt, die ein dem Untergange verfallenes Schiff noch rechtzeitig, d. h. vor dem Antritt seiner letzten Fahrt, auf den an das Land führenden Trossen und Tauen verlassen. Daß so etwas thatsächlich geschieht, ist sehr wohl denkbar. Die Ratten halten sich gern im Trockenen auf; ist aber ein Schiff so leck und seeuntüchtig, daß der Aufenthalt in den Tiefen des Raumes den Tieren nicht mehr zusagt, dann liegt es auf der Hand, daß sie den Ort zu verlassen bestrebt sein werden. Die Auswanderung aber kann nur auf die Weise geschehen, die unsere Abbildung 1 veranschaulicht.

Die romantischste und poetischste Meereslegende ist die vom Fliegenden Holländer; sie ist deswegen auch in der ganzen Welt bekannt. Novellisten haben den Stoff mit Glück behandelt,

ihre Pflicht, die Sterbenden an Bord zu trösten und die Toten zu bestatten, zurückzuführen sein; vielleicht kommt auch der Teufel hierbei in Betracht, der große Sturmerreger, der, als besonderer Feind der Geistlichen, seine Orkane sendet, dieselben zu vernichten. Der Grund der Unpopularität der Frauen an Bord ist schwerer zu finden; vielleicht erinnern sie Janmaat an die Wetterhexen, die er so sehr fürchtet.

Unter der Küstenbevölkerung Schleswigs geht eine Sage, nach welcher drei Wetterhexen einst von einem Jüngling belauscht wurden. Die bösen Weiber besprachen den Plan, den Schiffen ihrer abwesenden Gatten Verderben zu bringen. Sie erwähnten dabei, daß nur ein Mensch mit ganz schuldlosen Händen und mit Hilfe eines Schwertes, mit dem noch kein Blut vergossen, sie an der Ausführung hindern könnte. Als sie darauf in Gestalt von drei ungeheuren Wogen ins Meer rollten, da traf der Jüngling eine jede mit seinem neuen Schwerte, und das

Dichter verewigten ihn in Versen, Dramatiker brachten ihn auf die Bühne, und auch der modernen Oper verhalf die alte Sage zu einem schönen Triumph.

Die Grundform der Geschichte, die mit zahlreichen Abänderungen in allen maritimen Ländern erzählt wird, ist die folgende:

Ein holländischer Kapitän, in den südlichen Gewässern mit Gegenwind kämpfend, hatte vergeblich versucht, das Kap Horn zu umschiffen. Er that einen Schwur, dies dennoch zu vollbringen, und als der Sturm immer fürchterlicher wurde, da verlachte er seine Mannschaft wegen ihrer Furcht, rauchte seine Pfeife und trank unter lästerlichen Reden sein Bier, denn er glaubte nicht an den allmächtigen Gott. Einige seiner Leute wollten ihn zwingen, einen Hafen anzulaufen, er ließ dieselben jedoch über Bord werfen. Der heilige Geist stieg auf das Schiff herab; der ruchlose Schiffer feuerte auf ihn, durchschoß aber die eigne Hand und lähmte sich den Arm. Als er nun dem Schöpfer

der Welt fluchte, da wurde er von der Erscheinung verdammt, ewig zu segeln, ohne Rast und ohne Ruh, und niemals einen Hafen zu erreichen: dazu sollte er nur Galle trinken, glühendes Eisen essen und nie zum Schlaf die Augen schließen. Zum bösen Dämon des Oceans sollte er werden, gottlosen Seefahrern ein Schrecken und eine Strafe, und alle, die sein sturmgepeitschtes Schiff erblickten, sollten von Unglück und Drangsal heimgesucht werden. Besuchte er persönlich ein anderes Fahrzeug, dann wurden dessen Weinvorräte sauer, und der ganze Proviant verwandelte sich in Bohnen — eine Kost, die Janmaat verabscheut. Brachte er Briefe, so durfte niemand dieselben anrühren, oder das Schiff war verloren. So ist er zum „Fliegenden Holländer" (Abb. 2) geworden. Er kann seine und seines Fahrzeugs Gestalt nach Belieben verändern und wird selten zweimal als derselbe gesehen. Seine Mannschaft besteht aus allen alten Sündern der See, aus Dieben, Feiglingen, Mördern und ähnlichem Gelichter. Ewig und ohne Unterlaß muß sie schwer arbeiten und Drangsal leiden, und dabei gibt's nur kärglich zu essen und zu trinken. Das Schiff des Fliegenden Holländers ist das Fegefeuer für die ungläubigen und pflichtvergessenen Seeleute.

Noch eine von den zahllosen Sagen von Gespenster- oder Phantomschiffen sei hier kurz erwähnt. Stöte, ein Viking, stahl den Göttern einen Ring. Als man ihn später suchte, fand man ihn als Gerippe, in einem Gewande von Flammen, sitzend auf dem Großmast eines schwarzen Schiffes, in einer Höhle am Strande der See. Bischof Tegnér hat diese Legende seiner Frithjofssage einverleibt.

Auch findet sich hier und da der Glaube, daß solch ein gespenstischer Segler den ewigen Juden an Bord habe.

Zur Klasse dieser Geisterschiffe gehört auch, einer amerikanischen Seemannssage zufolge, das „Wrack des Palatine" (Abb. 3). Dasselbe ist das Gespenst eines Schiffes, das unsern der Küste mit Mann und Maus ein Raub der Flammen wurde. An jedem Jahrestage der Katastrophe erscheint es in der Gegend, woselbst es zu Grunde ging, sobald die Dunkelheit hereinbricht, mit vollen Segeln und in Feuer und Rauch gehüllt, ein schreckliches Schauspiel für die des Weges kommenden Fahrzeuge. Weit über die felsige Küste scheint die blutrote Glut, und wenn



Abb. 2. Der fliegende Holländer.



Abb. 3. Das Wrack des „Palatine."

„Diejenigen, die einen Seesturm zu überleben bestimmt sind, sehen häufig auf der Mastspitze ein Ding, das wie ein feuriger Vogel aussieht. Die Erscheinung ist von solcher Helligkeit, daß das Auge geblendet wird und ihre Gestalt nicht erkennen kann. In dem Augenblick, wo sie sichtbar wird, legen sich Wind und Wogen. Bald verschwindet das Licht, und niemand weiß, wie es kam oder ging. Es ist aber ein Zeichen dafür, daß die Gefahr vorüber ist."

In der Geschichte der Wunderthaten des Papstes Urban V. (1362—1390) ist zu lesen, wie Seefahrer in Not unter Anrufung dieses Heiligen, ein Gelübde thaten und wie ihnen dann plötzlich das Licht Sankt Elemi erschien, „darob eine große Freude über sie kam."

Ein altes spanisches Manuskript, „Relacion del Viajem del Flote", berichtet: „Am folgenden Tage hatten wir einen großen Sturm, und einige Matrosen versicherten uns, daß sie auf dem Maste den heiligen Telmo mit einem Lichte gesehen hätten."

In der Voyage du Seigneur du Caumont (1418) wird die Erscheinung St. Helm genannt.

Kolumbus hat den Namen St. Elmo

der Schiffer, der dieses Gespenst gewahrt, klug ist, dann rafft er beizeiten die Segel und bereitet sich auf den schweren Sturm vor, den die Erscheinung unfehlbar im Gefolge hat.

Keine der Erzählungen von übernatürlichen Feuer und Lichterscheinungen auf hoher See aber hat so viel Gläubige gefunden, wie die von jenen Lichtern, die in der dumpfen Atmosphäre, die einem Sturm voranzugehen pflegt, im Takelwerk und auf den Masten und Raaen sich zeigen. Schon die Argonauten berichteten von solchen Lichtern, Horaz, Plinius, Euripides und Ovid erwähnen ihrer, und ums Jahr 954 n. Chr. schreibt El Masudi, der arabische Chronist:

für das Licht, und St. Elmsfeuer heißt es auch bei uns bis auf den heutigen Tag.

Portugiesische Seefahrer hielten das Licht für den Körper des heiligen Peter Gonzales und nannten es Corpo Santo; wenn es sich sehen ließ, dann pfiff der Bootsmann die Matrosen zusammen, und alle Mann begrüßten es mit dem Rufe „Salve Corpo Santo!“ und mit einem Misericordia.

Der polnische Fürst Radziwill, der 1601 eine Reise nach Jerusalem machte, nennt das Elmsfeuer Sanctus Germani Sidus.

Andere Namen für diese Lichterscheinung sind: Helenenfeuer, Heleneveld, Kastor und Pollux, Anselmo, St. Ermyn, St. Ermo, Hermes, St. Nikolas, St. Peter, St. Claire, Eliasfeuer, Corposant, Cuerpo Santo, Capra Saltante, Le Feu des Gabiers, Friedensfeuer, Dipsas fuole, Furoles, Flammeroles, Coroa de Nossa Senhora, Wetterlicht, Vree Vuuren ꝛc.

Dampier und andere Seefahrer hielten das St. Elmsfeuer für eine Art von lichtausstrahlendem Gallert, wir aber wissen, daß es eine elektrische Lufterscheinung ist, die unter besonderen Bedingungen, ähnlich wie die Irrlichter auf sumpfigem Lande, sichtbar wird und sich ausschließlich an den Eisenteilen der Masten und Raaen zu zeigen pflegt (Abb. 4).

Wenn dieses Feuer in dunkler Nacht plötzlich auf der Nock der Raa aufleuchtet, auf der Janmaat und seine Genossen mit dem Segelbergen beschäftigt sind, dann kann man es den armen Gesellen nicht übel nehmen, wenn ein Schauer ihre Gebeine durchrieselt und eine abergläubische Furcht sie überkommt. Denn unter unseren Matrosen gilt der Glaube, daß jedes dieser Flämmchen die Seele eines ertrunkenen Kameraden ist, die aus dem Jenseits kommt, sie zu warnen.

Aber nicht nur die Luft, auch die Tiefe des Oceans hat Janmaats Phantasie mit allerlei Spuk und Fabelwesen bevölkert. Wie das Land, so hat auch die See ihre Kobolde, die, teils hilfreich, teils boshaft, sich wie an der Arbeit, so auch an der Branntweinflasche der Matrosen beteiligen, ihnen im Schlafe Haar und Bart versengen, den Anker aus dem Grunde ziehen, schlecht befestigte Segel losreißen, Taue und Leinen verknoten und was dergleichen Unfug mehr ist.

Ein solcher Kobold ist der Klabautermann, ein winziges Kerlchen mit großem roten Bart und grünen Zähnen. Er trägt gelbe Höschen, Reiterstiefel und einen spitzen Hut. Solange man ihn gut behandelt, ist er des Schiffes Wohltäter. Man muß ihm Nahrung hinsetzen, darf ihm aber keine alten Kleider anbieten. Gewöhnlich zeigt er sich nur, wenn dem Schiffe Gefahr droht. Wegen des Gepolters, das er ab und zu an Bord verursacht, nennt man ihn auch wohl den Klütermann.

Zu dieselbe Klasse gehört die vielbesungene Märchengestalt der Seejungfrau oder Meermaid, im Altertum und Mittelalter Sirene geheißen.

Wieland, der Schmied, jung Siegfrieds Lehrmeister, rühmte sich, von einer Meermaid abzustammen. Die französischen Grafen von Lusignan, ehemals Könige von Cypern und Jerusalem, bewahren heute noch in ihrer Familie die Sage, daß ihr Ahnherr ein Meerfräulein, die schöne Melusine, geheiratet und auf diese Weise ihr Geschlecht begründet habe.

Ich habe während meiner Seefahrzeit einen Mann gekannt, der eine Seejungfer von Angesicht zu Angesicht gesehen haben wollte. Der Mann war ein holländischer Fischer. Er erzählte folgendes. Einst fischte er unweit der Küste von Texel in etwa vierzig Fuß Wassertiefe; es war Flutzeit und das Wasser ziemlich klar. Während er und sein Gehilfe, die Leinen in der Hand, auf dem Bootsrande lehnten, gewahrten sie eine Meermaid, die dicht beim Boote dahintrieb, ungefähr so tief unter der Oberfläche, wie ein Mannsarm reicht. Das Geschöpf war von brauner Farbe — wie Schokolade, sagte der Fischer — hatte kurzes, schwarzes Haar und große, tiefschwarze Augen. Sein Leib glich bis zur Körpermitte dem eines Weibes, die untere Hälfte war fischförmig. Mein Freund schätzte die Maid auf die Größe eines dreißigpfündigen Lachses, nur war sie länger, als ein Fisch von diesem Gewicht sein kann. Ihr Gesicht und Oberkörper waren klein, etwa wie bei einem zweijährigen Kinde. Nie wieder — so verschwor sich der Fischer — wollte er auch nur so viel wie einen Schellfischschwanz fangen, wenn dies nicht die heilige Wahrheit sei. So sicher er ein Mann wäre, so sicher sei das Ding eine



Abb. 1. St. Elmsfeuer.

Meerjungfer gewesen. Sie trieb auf Riemenlänge am Boote vorbei; wären er und sein Gehilfe vor Erstaunen nicht ganz starr gewesen, dann hätten sie das Geschöpf gefangen; allein, als sie sich endlich ermannt, den Anker aufgeholt und sich an die Verfolgung gemacht hatten, da war von der Jungfer nichts mehr zu sehen.

Die holländischen Gewässer scheinen ein Lieblingsaufenthalt der Seejungfern zu sein. Alexander Dumas beschreibt eine solche, die er im königlichen Museum im Haag gesehen. An der Sache war gar nicht zu zweifeln. „Solch einem Beweise gegenüber ist niemand mehr berechtigt, die Existenz von Seejungfern in Abrede zu stellen,“ sagt der Verfasser des „Monte Christo.“

In einer alten Geschichte der Niederlande findet sich nachstehender Bericht:

Anno 1403 kam eine große Überschwemmung über die Küstenländer; als sich das Wasser wieder verlief, fand man im Dermet Meer eine Seefrau. Man näherte sich ihr in Booten, da erhob sie ein großes Geschrei; auch versuchte sie, sich zu wehren, wobei sie mit Händen und Schwanz einige Boote umwarf. Sie wurde jedoch gefangen, und nachdem man sie von dem Seegras und den Muscheln, die ihr anhafteten, gereinigt hatte, erschien sie als ein sehr schmuckes Frauenzimmer, wenigstens soweit ihre menschliche Gestalt reichte. Alles übrige war ein starker Fischschwanz. Sie wurde dem Magistrat von Harlem zugesandt, der ihr das Beten und das Spinnen beibringen ließ. Trotz aller Ge-

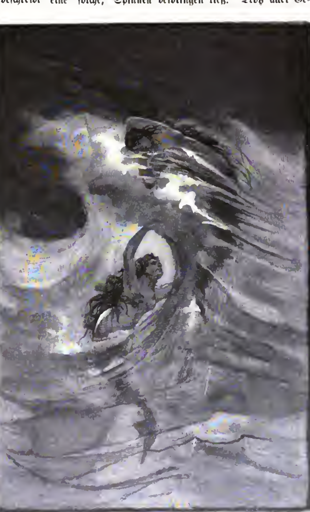


Abb. 5. Spiel der Seejungfrauen.



Abb. 6. Opfernde Indianer.

walt ließ sie jedoch ihr schönes schwarzes Haar nicht flechten, auch litt sie im Sommer keine Kleider auf dem Leibe. Da sie ihren Schwanz stets im Wasser haben mußte, so ließ ihr der Magistrat einen Stuhl mit darunter befindlichem Wasserkübel anfertigen. Ihre Nahrung bestand in Milch, Wasser, Brot, Butter und Fisch. Sie lebte außerhalb ihres Elementes fünfzehn oder sechzehn Jahre. Zum Beweise dessen wurde ihr Bildnis im Rathause zu Harlem aufgehängt und ihre Geschichte in goldenen Lettern darunter verzeichnet.

Auch vom Meermann weiß Janmaat zu erzählen, einem häßlichen, unangenehmen Gesellen mit langem Bart, Schuppen auf dem Rücken und voll von allerlei Tücken und schlimmen Gewohnheiten. Er steht deshalb auch in bösem Ruf bei den Seeleuten.

Anders die lieblichen Seejungfrauen, für die Janmaat gar zärtliche Empfindungen hegt. Wenn sie in stiller Nachtzeit aus dem mondbeglänzten Meere auftauchen, Spiegel und Kamm in den Händen, ihr üppiges Haar strählen, süße Lieder singen und mit bezaubernden Blicken und Gebärden den jungen Matrosen auf einsamer Wacht um alle Besinnung bringen, dann soll schon manch ein Bethörter zu ihnen hinabgetaucht sein (Abb. 5).

Denn die Seejungfrauen verabscheuen die Meermänner und wenden ihre Liebe nur jungen Menschensöhnen zu. Noch heißer aber, als zu diesen, ist ihre Liebe zur Musik.

Ein Fischer hatte seinen schönen Sohn einer Meermaid ausgeliefert, die ihm als Belohnung dafür stets zu glücklichem Fang verhalf. Allein des jungen Mannes Mutter, die wunderherrlich singen konnte, wußte die Meermaid so zu entzücken, daß diese, um nur noch ein Lied zu hören, den Geliebten freiwillig seiner Mutter wiedergab. —

Bei der großen Schar von Geistern, Dämonen, Kobolden und anderen übernatürlichen Wesen, die, dem Aberglauben der Seefahrer und Küstenbewohner zufolge, die finstere Tiefe und die Regionen über derselben bewohnen, ist es nicht zu verwundern, daß man auf vielfältige Gebräuche stößt, die Gunst dieser Wesen zu erlangen. Im Altertum brachte man dem Ocean Menschen- und Tieropfer. Auch noch im Mittelalter sind Menschenopfer nicht selten gewesen.

Eine alte schwedische Tradition erzählt, daß ein Schiffsvolk in Sturmesnot einst Sankt Petrus herbeigerufen habe, um unter

den Passagieren, fünfzehn Juden und fünfzehn Christen, diejenigen auszuwählen, die als Opfer ins Meer zu werfen seien. Der Heilige habe es so einzurichten gewußt, daß nur Juden zu opfern waren. Er wählte jeden neunten Mann, nachdem er die Passagiere wie folgt aufgestellt hatte: 4 Christen, 5 Juden, 2 Christen, 1 Jude, 3 Christen, 1 Jude, 1 Christ, 2 Juden, 2 Christen, 3 Juden, 1 Christ, 2 Juden, 2 Christen und 1 Jude.

Die wilden Völker opfern noch heute den Geistern des Wassers und der Winde. Die Neger von Dahome bringen dem Meeresgott Öl, Reis, Korn, Bohnen, Zeugstoffe und Muscheln dar. Andere Negerstämme opfern Schafe und Hühner. Südamerikanische Indianervölker opfern dem Meere Tabak oder Tabaksrauch, auch werfen sie allerlei Nahrungsmittel ins Wasser (Abb. 6).

Die Siamesen lassen kleine Flöße mit allerlei Geschenken, Götzenbildern und brennenden Lichtern den Menam hinab ins Meer treiben. Chinesische Seeleute werfen rote Papierzettel mit darauf geschriebenen Gebeten, dazu Reis, Tabak und Räucherstäbchen über Bord; befinden sie sich in einer Windstille, dann setzen sie kleine Schiffchen aus Goldpapier auf das Wasser, als Gaben für den Windgott. Ertrinkt ein Schiffsmann, dann werfen sie Salz in die Flut. Die Japaner pflegten noch vor wenigen Jahren bei widrigen Winden dem Gott Kompira ein Faß Saki zu opfern, dazu auch eine Anzahl Geldstücke, Tempo genannt. Heute ist Japan modern und hat seine veralteten Volksgebräuche beinahe abgestreift. Den Seemannsaberglauben jedoch wird die moderne Kultur weder in Japan, noch in irgend einem anderen Lande aus der Welt schaffen können.



Ein Wort von dir.

(Abdruck verboten.)

Sei wieder gut, und sieh mich freundlich an,
Und lehr' dein hastig Zürnen mich vergessen,
Du hast mit raschem Wort mir weh gethan, —
Wie sehr es schmerzt, — ach, kannst du es ermessen?

Ich weiß gewiß, es war nicht bös gemeint,
Und doch, und doch — es brennt wie eine Wunde, —
Viel heiße Thränen habe ich geweint
Um dieses rauhe Wort aus deinem Munde.

Mag mir die ganze Welt zum Feinde sein,
Mit stolzem Lächeln will ich es ertragen.
Was gilt es mir? Nur du, nur du allein,
Du darfst mir keine harten Worte sagen!

O weißt du, was ein gutes Wort mir gilt
Aus deinem Mund, aus deinem warmen Herzen?
Es ist das Öl, das wilde Wogen stillt,
Ein Balsam für die bittersten der Schmerzen.

Oft hat ein liebevolles Wort von dir
Mich Strauchelnde auf rechten Pfad geleitet,
Ein Talisman, ein Schutzgeist ist es mir,
So oft mein Fuß auf fremden Wegen gleitet.

Und wenn der gute Wille mir erschlafft,
Wie macht mich stolz und glücklich dein Vertrauen,
Zu neuem Wollen gibt es mir die Kraft —
Gewiß, gewiß, du sollst auf Felsen bauen!

Hedwig Gräfin Rittberg.



Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

Wie leicht sich's bisher die Romanschriftsteller gemacht haben, wenn sie das Ehebruchsthema behandelten, sieht man erst nach der Lektüre von Theodor Fontanes neuestem Roman „Effi Briest“ (Verlag von F. Fontane & Co.). Eine unglückliche Ehe oder zum mindesten eine übermächtig werdende Leidenschaft wurde von ihnen bisher immer als die selbstverständliche Vorbedingung des Treubruchs der Gattin angesehen, und sie hatten es dann nicht gar so schwer, den Schritt vom Wege psychologisch zu motivieren und, wenn ihnen daran gelegen war, der Sünderin die Teilnahme des Lesers zu sichern. Theodor Fontane erzählt in seinem neuesten Romane einen Fall, der mit den bisher bekannt gewordenen Fällen nicht das Geringste gemein hat, also — würden Juristen und Mediziner sagen — einen ganz besonders interessanten Fall. Meister Theodor Fontane hat nichts von seiner ganz einzig dastehenden Kunst der Detailschilderung und der Alltagsmalerei gespart, um diesen Fall einwandslos glaubwürdig zu machen. „Effi Briest“ fesselt den Leser daher auch nicht um ein Haar weniger als irgend ein anderer Roman Fontanes, bei dessen Lektüre man die erzählte Geschichte nicht zu lesen, sondern mitzuerleben glaubt. Der Treubruch Effi Briests ist sehr reizvoll geschildert, — ich meine nicht diesen Treubruch selbst, denn Theodor Fontane hat zu viel Geschmack, um Dinge, die besser im Dunkel bleiben, grell zu beleuchten, sondern das Vorher und Nachher, Ursache und Wirkung. Trotzdem, wenn es andern Lesern ergeht, wie es mir ergangen ist, quittiert man die Geschichte, die so anschaulich erzählt ist, daß man sie in jeder einzelnen Scene miterlebt zu haben glaubt, mit einem „Unmöglich.“ Unmöglich deshalb, weil alle Menschen, die Fontane schildert, etwas von ihm selbst haben: sie stehen über dem, was vorgeht. Aber da sie nicht Fontanes siebenzig Jahre haben, nicht nur beobachtend das Leben anderer miterleben, sondern Freud und Leid sich selber schaffen, schuldig werden und sühnen, so bleiben sie selbst demjenigen Leser ein Rätsel, der Fontanes eigenstes Wesen, aus dem sie doch alle geboren sind, gut zu verstehen meint. Dem Siebenziger steht über mancherlei ein feinironisches Lächeln und eine schöne Ruhe wohl an, über das er als Siebenzehnjähriger sechsmal hätte aus seiner Haut fahren mögen. Sie stehen ihm deshalb gut zu Gesicht, weil er selbst überwunden hat, weil die Versuchungen hinter ihm liegen, weil er Nöte mit anderem Maßstab zu messen gelernt hat. Zeigt aber der Siebenzehnjährige dieselbe Bonhommie, so trägt er entweder eine Maske, oder ein angeborenes Temperament hebt ihn über Versuchungen und Nöte hinaus, läßt ihn nicht schuldig werden und überläßt ihn auch nicht der Pein. Wie jemand kühl sein und doch einer Leidenschaft zum Opfer fallen kann, die ohne übermächtigen Reiz an ihn herantritt, das begreift der Leser nicht, das kann ihm auch Theodor Fontane nicht begreiflich machen. Es ist, als ob er sich vorgenommen hätte, einen ganz ehrlichen und von keiner Versuchung auf Abwege geführten Menschen zu schildern, der eine Kasse erbricht und das gestohlene Geld vergeudet, — solch ein Mensch wäre dem Leser auch nicht glaubhaft zu machen. Und ganz so handelt Effi von Briest, die Gattin des Baron von Innstetten. Sie heiratet sehr jung, ohne gerade ihren Mann besonders zu lieben, aber doch mit einer Neigung für ihn und mit einem ganz ausgesprochenen Respekt vor ihm, die sie beide niemals verliert. Das einzige, was sie an ihm auszusetzen hat, ist seine Neigung, ein bißchen zu schulmeistern; auch empfindet sie, trotzdem sie Mutter wird und nicht gerade von Natur vergnügungssüchtig oder an viel Vergnügungen gewöhnt ist, ein bißchen Langeweile. Aber das Gefühl, in ihrer Ehe nicht so glücklich geworden zu sein, wie sie sein könnte, kommt ihr schon deshalb nicht, weil sie sich niemals überirdische Vorstellungen von dem Glück der Ehe gemacht hat. Dann erscheint ein Major von Crampas, nicht jünger als Effi Briests Gatte, wohl leichtsinniger als dieser, aber verführerischer gewiß nicht. Er gewinnt auch keineswegs einen großen Einfluß auf Effi Briest, er erweckt nicht

eine Spur von neuem Leben, das bis dahin geschlummert hat und ihr jetzt zum Bewußtsein kommt, in ihr, — trotzdem aber wird sie mit ihm schuldig. Ja, wenn Effi Briest eine leichtsinnige Person wäre, dann hätte man die Erklärung. Aber das ist sie nicht und wird sie nicht. Sie bleibt, was sie war — so unsinnig das klingt — eine gute Gattin und Mutter, ist auch ganz froh, als die Versetzung ihres Mannes ihren unerlaubten Beziehungen ein Ende macht, sie beurteilt den Fall ungefähr wie ein Fähnrich, der unverhofft von einem Onkel hundert Thaler geschenkt bekommt, damit seine Schulden bezahlt und sich vornimmt, in Zukunft solider zu werden. Wie Fontane glaubhaft zu machen sucht, würde diese Frau, die einen Ehebruch vor sich selbst behandelt wie ein Fähnrich seine ersten Friseurschulden, einer zweiten Versuchung nicht zum Opfer fallen. Das macht gewiß um nichts erklärlicher, daß sie der ersten leidlich reizlosen unterlag. Wenn sie aber der ersten unterlag und die Erinnerung an ihre Schuld niemals anders empfand als eine Unbequemlichkeit, — warum nimmt sie es mit dieser Schuld plötzlich wieder so ernst, daß sie daran sterben muß, als ihr Gatte nach sechs Jahren die Briefe des Herrn von Crampas findet, sich von seiner Gattin scheiden läßt und den Verführer im Duell erschießt? Denn sie stirbt an ihrer Schuld, — nicht an der Trennung von Gatten und Kind, auch nicht an ihrer ruinierten sozialen Position, — sie stirbt an ihrer Schuld und doch auch wieder ganz ohne Vorwürfe gegen sich oder gegen andere, — sie ist von der Logik, mit der sie schuldig geworden ist und sterbend sühnt, ganz überzeugt, viel überzeugter als der Leser. Effi Briest besteht eben viel mehr aus Reflexion, aus Fontanescher ihr in den Mund gelegter Reflexion, als aus Fleisch und Blut. Diese Reflexion ist vielfach im höchsten Grade geistvoll, aber sie sieht die Geschehnisse auf fünfzig Jahre Zwischenraum. Fontane meint: „Ich habe da ein so liebenswürdiges Geschöpf geschaffen, sie hat sich vergangen, es ist nicht meine Pflicht, zu untersuchen, wie ihr das passieren konnte. Aber da es ihr passiert, die Geschichte an die Öffentlichkeit gekommen ist und ich die Öffentlichkeit doch nicht darüber im Zweifel lassen möchte, daß mein liebenswürdiges Geschöpf au fonds eine höchst anständige kleine Person war, muß sie sterben, — es hilft ihr nichts, sie muß sterben, so leid mir's selbst um sie thut.“ Und wie Fontane Effi Briest an einer Schuld sterben läßt, die auf sich zu laden sie gar nicht fähig war und zu der sie nichts reizte, weil sie sie trotzdem nun einmal unbegreiflicherweise auf sich geladen hat, so tötet Baron von Innstetten den Major von Crampas im Duell auf Grund von Reflexionen, die Fontane ganz natürlich sind, Fontanes Baron Innstetten aber nimmermehr kommen können. Innstetten setzt seinem Sekundanten Wüllersdorf, nachdem er einige Stunden vorher die Briefe gefunden, die ihn über die sechs Jahre zurückdatierende Untreue seiner Frau unterrichten, die Notwendigkeit eines Duells mit Herrn von Crampas, von der der Sekundant nicht ganz überzeugt ist, in folgender Unterredung auseinander; „Es steht so, daß ich unendlich unglücklich bin: ich bin gekränkt, schändlich hintergangen, aber trotzdem, ich bin ohne jedes Gefühl von Haß oder gar von Durst nach Rache. Und wenn ich mich frage, warum nicht? so kann ich zunächst nichts anderes finden als die Jahre. Man spricht immer von unsühnbarer Schuld; vor Gott ist es gewiß falsch, aber vor den Menschen auch. Ich hatte *nie* geglaubt, daß die Zeit, rein als Zeit, so wirken könne. Und dann als zweites: ich liebe meine Frau, ja, seltsam zu sagen, ich liebe sie noch, und so furchtbar ich alles finde, was geschehen, ich bin so sehr im Bann ihrer Liebenswürdigkeit, eines ihr eignen heiteren Charmes, daß ich mich, mir selbst zum Trotz, in meinem letzten Herzenswinkel zum Verzeihen geneigt finde.“ Wüllersdorf nickte. „Kann ganz folgen, Innstetten, würde mir vielleicht ebenso gehen. Aber wenn Sie so zu der Sache stehen und mir sagen: ‚Ich liebe diese Frau so sehr, daß ich ihr alles verzeihen kann,‘ und wenn wir dann das andere hinzunehmen, daß alles weit, weit zurückliegt, wie ein Geschehnis auf einem anderen Stern, ja, wenn es so liegt, Innstetten, so frage ich, wozu die ganze Geschichte?“ — „Weil es trotzdem sein muß. Ich habe mir's hin und her überlegt. Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch, man gehört einem Ganzen an, und auf das Ganze haben wir beständig Rücksicht zu nehmen, wir sind durchaus abhängig von ihm. Ging' es, in Einsamkeit zu leben, so könnt' ich es gehen lassen; ich trüge dann die mir aufgepackte Last, das rechte Glück wäre hin, aber es müssen so viele leben ohne dies ‚rechte Glück,‘ und ich würde es auch müssen und — auch können. Man braucht nicht glücklich zu sein, am allerwenigsten hat man Anspruch darauf, und den, der einem das Glück genommen hat, den braucht man nicht notwendig aus der Welt zu schaffen. Man kann ihn, wenn man weltabgewandt weiter existieren will, auch laufen lassen. Aber im Zusammenleben mit den Menschen hat sich ein Etwas ausgebildet, das nun 'mal da ist und nach dessen Paragraphen wir uns gewöhnt haben, alles zu beurteilen, die anderen und uns selbst. Und dagegen zu verstoßen, geht nicht; die Gesellschaft verachtet uns, und zuletzt thun wir es selbst und können es nicht aushalten und jagen uns die Kugel durch den Kopf. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen solche Vorlesung halte, die schließlich doch nur sagt, was sich jeder selber hundertmal gesagt hat. Aber freilich, wer kann was Neues sagen! Also noch einmal, nichts von Haß oder dergleichen, und um eines Glückes willen, das mir genommen wurde, mag ich nicht Blut an den Händen haben; aber jenes, wenn Sie wollen, uns tyrannisierende Gesellschafts-Etwas, das fragt nicht nach Charme und nicht nach Liebe und nicht nach Verjährung. Ich habe keine Wahl. Ich muß.“ — „Ich weiß doch nicht, Innstetten . . .“ — Innstetten lächelte. „Sie sollen selbst entscheiden, Wüllersdorf. Es ist jetzt zehn Uhr. Vor sechs Stunden, diese Konzession will ich Ihnen vorweg machen, hatt' ich das Spiel noch in der Hand, konnt' ich noch das eine und das andere, da war noch ein Ausweg. Jetzt nicht mehr, jetzt stecke ich einer Sackgasse. Wenn Sie wollen, so bin ich selber schuld daran:

ich hätte mich besser beherrschen und bewahren, alles in mir verbergen, alles im eignen Herzen auskämpfen sollen. Aber es kam mir zu plötzlich, zu stark, und so kann ich mir kaum einen Vorwurf machen, meine Nerven nicht geschickter in Ordnung gehalten zu haben. Ich ging zu Ihnen und schrieb Ihnen einen Zettel, und damit war das Spiel aus meiner Hand. Von dem Augenblicke an halte mein Unglück und, was schwerer wiegt, der Fleck auf meiner Ehre einen halben Mitwisser, und nach den ersten Worten, die wir hier gewechselt, hat es einen ganzen. Und weil dieser Mitwisser da ist, kann ich nicht mehr zurück." — „Ich weiß doch nicht," wiederholte Wüllersdorf. — „Ich mag nicht gerne zu der alten abgestandenen Phrase greifen, aber doch läßt sich's nicht besser sagen: Innstetten, es ruht alles in mir wie in einem Grabe." — „Ja, Wüllersdorf, so heißt es immer. Aber es gibt keine Verschwiegenheit. Und wenn Sie's wahr machen und gegen andere die Verschwiegenheit selber sind, so wissen Sie es, und es rettet mich nicht vor Ihnen, daß Sie mir eben Ihre Zustimmung ausgedrückt und mir sogar gesagt haben: ich kann Ihnen in allem folgen. Ich bin, und dabei bleibt es, von diesem Augenblicke an ein Gegenstand Ihrer Teilnahme (schon nicht etwas sehr Angenehmes), und jedes Wort, das Sie mich mit meiner Frau wechseln hören, unterliegt Ihrer Kontrolle, Sie mögen wollen oder nicht, und wenn meine Frau von Treue spricht oder, wie Frauen thun, über eine andere zu Gericht sitzt, so weiß ich nicht, wo ich mit meinen Blicken hin soll. Und ereignet sich's gar, daß ich in irgend einer ganz alltäglichen Beleidigungssache zum Guten rede, ‚weil ja der dolus fehle' oder so 'was Ähnliches, so geht ein Lächeln über Ihr Gesicht, oder es zuckt wenigstens darin, und in Ihrer Seele klingt es: ‚der gute Innstetten, er hat doch eine wahre Passion, alle Beleidigungen auf ihren Beleidigungsgehalt chemisch zu untersuchen, und das richtige Quantum Stickstoff findet er nie. Er ist noch nie an einer Sache erstickt' . . . Habe ich recht, Wüllersdorf, oder nicht?" — Wüllersdorf war aufgestanden. „Ich finde es furchtbar, daß Sie recht haben, aber Sie haben recht. Ich quäle Sie nicht länger mit meinem ‚muß es sein.' Die Welt ist einmal wie sie ist, und die Dinge verlaufen nicht, wie wir wollen, sondern wie die anderen wollen." — —

So läßt Fontane den Baron Innstetten einen Fall secieren, der allerdings sechs Jahre zurückdatiert, der ihm aber erst vor sechs Stunden, wie er ernsthaft und glaubwürdig behauptet, sein Lebensglück zerstört hat. Ich will nicht sagen, daß es solchen Menschen nicht gibt, sondern nur, daß ich ihm noch nicht begegnet bin und daß er auch nach der eingehenden Schilderung Fontanes nicht leibhaftig vor mir steht. Mir scheint es, als habe Fontane in „Effi Briest" eine Jugenderinnerung verarbeitet, einen Ehebruchsfall, der ihm viele Jahre hindurch wie ein Rätsel erschienen ist, weil der Charakter und die Persönlichkeit der Beteiligten oder andere Umstände die Nachrede verstummen machten. Wie ja wohl vereinzelt Fälle vorkommen, in denen Klatschsucht und Schadenfreude auf Details verzichten und sich mit einem „Unbegreiflich!" abfinden. Da mag es den Dichter gereizt haben, die Lösung des Rätsels, das ihn viele Jahre beschäftigte, zu geben.

Daß die Erinnerung aus Jugendtagen lebhaft in diesen Roman hineinspielt, trotzdem Baron Innstetten ein häufiger Gast beim Fürsten Bismarck in Varzin und auch sonst die Zeit der Handlung vielfach als Gegenwart charakterisiert ist, läßt sich auch aus der Schilderung des Schauplatzes vielfach schließen. Ich glaube nicht, daß man heute ein Küstenstädtchen und Seebad wie das von Fontane geschilderte Kessin in Hinterpommern finden dürfte. Mit dieser Art von, an und für sich reizenden Originalen, wie sie heute noch in Kessin wohnen sollen, hat die Berlin-Stettiner Eisenbahn und die Konzentrierung des Ostseehandels in Stettin gründlich aufgeräumt. Wer sich der Schilderung Swinemündes aus den Jugenderinnerungen Fontanes erinnert, der kommt dem Urbilde von Kessin gewiß näher, als wenn er an Kolberg oder Stolpmünde von heute denkt. Es thut mir leid, daß Fontane die Zeitfarbe von 1830, die er manchmal unwillkürlich anwendet, dem ganzen Roman nicht absichtlich gegeben hat. Ich bin überzeugt, daß dann manches als Reflexion des Autors gekommen wäre und höchst anregend gewirkt hätte, was jetzt, den Figuren des Romans in den Mund gelegt, die Charaktere allesamt doch zu sehr auf den Quietismus abdämpft, um ihre Handlungen wahrscheinlich oder erklärlich zu machen.

Auch Helene Böhlau schildert in ihrem Roman „Der Rangirbahnhof" eine unglückliche Ehe. Über die Lösung des Konflikts läßt sie sich von einer Halsschwindsucht hinweghelfen, die die unglückliche junge Frau von ihrem Vater ererbt hat. Das erleichtert die Sache natürlich ungemein, aber es gibt auch einen zerschnittenen statt eines gelösten Knotens, und ich habe mich des Eindrucks nicht erwehren können, als habe die Verfasserin zu diesem Gewaltmittel gegriffen, weil ihr die Heldin schließlich über den Kopf wuchs, weil sie sie nicht mehr verstand oder nicht mehr verstehen wollte. Der alte Hausarzt ist der einzige, der ein Wort treffender Charakteristik über die unglückliche und unverstandene junge Frau findet, indem er von ihr sagt: „‚Frau' ist das nicht, das hat nichts von ‚Frau'". Frau Olly Gastelmeier ist an ihrem Unglück selbst schuld, — sie hätte nicht heiraten sollen, weder Herrn Gastelmeier noch sonst einen Mann. Wenn man trotzdem eine Spur von Mitleid mit ihr haben kann, so ist's, weil sie noch sehr jung war, als sie es that, und weil unverständige Verwandte sie zu einer Ehe drängten, die ihr materielle Unabhängigkeit zu sichern schien. Aber so jung ist kein junges Mädchen, daß sie nicht wüßte, daß ihr als Frau die Pflicht zufällt, das Hauswesen zu leiten und auch sonst dem Manne eine Gefährtin zu sein, und daß diese Pflichten dieselben bleiben, ganz gleichgültig, ob die Frau der geistig bedeutendere Part des Ehepaares ist oder der Mann. Das erstere ist ja gar nicht selten der Fall; die Ehen solcher Art sind aber immer glückliche, wenn der Frau das Pflichtgefühl nicht abhanden gekommen ist. Wenn Helene Böhlau ver-

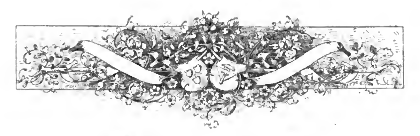
sucht, Herrn Gastelmeier, der ein ganz guter, braver und tüchtiger Mensch ist, nicht nur zu einer komischen Figur zu gestalten, sondern auch seinen Mangel an Verständnis für diese Frau, die nicht Frau und noch weniger Mutter sein möchte, als Verschuldung zu charakterisieren, so werden ihr wahrscheinlich wenig Leser folgen können. Und wahrscheinlich werden es auch wenige als Tragik empfinden, daß Olly Gastelmeier ihr Lebensziel nicht erreicht, daß ihr der Tod den einzigen Ehrgeiz ihres Lebens, eine große Künstlerin zu werden, abschneidet. Dieser künstlerische Schaffenseifer und dieses ehrgeizige Streben einer genial angelegten Frauennatur würde wahrscheinlich sehr intensiv auf den Leser wirken, wenn Olly Gastelmeier frei geblieben wäre und sich nicht selbst die Hände gebunden hätte, mit denen sie künstlerisch schaffen will. Auch nicht rührend und nicht tragisch, sondern wie eine Quälerei erscheint mir die Schlußepisode, in der die geniale Frau Gastelmeier, schon auf den Tod krank, in einem ebenso genialen Malerkollegen den einzigen Mann entdeckt, der sie zu verstehen und zu lieben im stande ist. Elise Polko würde hier vielleicht sagen: „Zwei gesprungene Hälften eines Sternes fanden sich und flammten ineinander," — aber Helene Böhlau hat so wenig Gemeinsames mit Elise Polko, daß man nicht annehmen darf, sie habe mit Absicht sentimental werden wollen. Und doch, — wen's nicht quält, dieses aufflammende Verständnis zwischen dem Maler Köppen und Frau Olly, die nach ihrer Halsoperation nur noch Stunden zu leben hat, der findet es wahrscheinlich furchtbar rührend. Vielleicht bin ich allein auch nur der Barbar, dem keine Thränen fließen. Aber ich komme über den Gedanken nicht hinweg, daß Olly und Köppen sich etwas vorlügen, und daß ihnen auch trotz ihrer Seelengemeinschaft und trotz ihrer Leidenschaft kein Glück beschieden wäre, selbst wenn Olly gesund wäre, Gastelmeier in die Scheidung willigte und die beiden ersten mit der heute erlaubten Schnelligkeit einen neuen Bund eingingen. Denn es ist leicht, die Genialität der Frau eines Freundes zu bewundern, — sie bei der eigenen Frau zu ertragen, ist sehr schwer. Und wozu ist dann der ganze geniale Köppen, der sich übrigens in einer Weise genialisch geberdet und redet, der man bei wirklich bedeutenden Männern glücklicherweise sehr selten begegnet, wenn der Leser sich nicht zu dem Glauben aufschwingen kann, daß er wirklich Elise Polkos „andere Hälfte des gesprungenen Sternes" ist, daß er und Olly zu doppelter Größe wachsen würden, wenn ihnen ein tragisches Schicksal nicht verwehrte, sich zu vereinen. Man muß ins Detail gehen, um an der ungewöhnlichen Gestaltungskraft Helene Böhlaus, die es gar nicht nötig hätte, wie sie manchmal liebt, mit Derbheiten aufzuwarten, an ihrer geistvollen Frische und ihrem Humor sich zu erfreuen. Dem Ganzen glaubt man nicht, weil einem immer des alten Doktors Wort im Ohre klingt, „das hat nichts von ‚Frau'", und weil der einzige, der für diesen Fall verantwortlich zu machen ist, höchstens eine launisch schaffende Natur sein könnte, die ab und zu dagegen opponiert, daß man den Kindern Hosen oder Röcke anzieht und dann mit unbedingter Sicherheit erwartet, daß die einen Männer, die andern Frauen werden.

Ungemein gewinnen würde ganz zweifellos der Roman „Die Ulrichsquelle" von J. Riemann (Dresden und Leipzig, Verlag von Karl Reißner), wenn der Leser in den Stand gesetzt wäre, den übermächtigen Eindruck, den des Helden Helmuth Novelle in Versen „Ulrich Bern" nicht nur auf die Heldin Elisabeth, sondern auch auf eine ganze Anzahl von Nebenpersonen des Romans macht, mitzuempfinden, und nicht von ihm verlangt würde, diesen übermächtigen Eindruck als gegebene Thatsache hinzunehmen. Was J. Riemann über diese Novelle in Versen sagt, ist sehr wenig; existierte der „Ulrich Bern" wirklich und wäre in der nächsten Leihbibliothek zu haben, man wäre kaum versucht, ihn sich daraufhin holen zu lassen. Das ist eine Schwäche des Romans, die der Stoff bedingt. Denn der Dichter kann wohl den Eindruck eines Gemäldes oder eines Werkes der Bildhauerkunst so intensiv auf den Leser wirken lassen, daß er an ihm die Bedeutung seines Schöpfers erkennt, aber kaum den Inhalt eines Buches, — im Rahmen der Erzählung wenigstens scheint mir das unmöglich zu sein. Und doch ist das Sujet, das J. Riemann behandelt, so interessant, — das Entstehen der Liebe in einem Frauenherzen aus rein geistigen Einflüssen des Mannes heraus — daß man der Verfasserin dankbar sein muß, wenn sie sich von der überaus schwierigen und auch von ihr nicht ganz gemeisterten Behandlung des Stoffes nicht hat abschrecken lassen. Geht dem Leser auch die Epoche machende Bedeutung des „Ulrich Bern" nicht auf und erscheint ihm sogar der Verfasser dieses „Ulrich Bern", der Held Helmuth, kaum als ein Mannesideal, so lernt er doch in der Heldin Elisabeth eine bedeutende, originelle, selbständig denkende und selbständig handelnde Frauennatur kennen, die auch darin ganz und geradezu rührend weiblich geartet ist, daß sie alles von dem Geliebten zu empfangen glaubt, während sie doch die Gebende und immer wieder Gebende ist. Kann man die Voraussetzung, daß Elisabeth wirklich ein neues Leben und einen neuen Lebensinhalt aus der Lektüre des „Ulrich Bern" empfangen hat, wie sie selbst behauptet, als Gegebenes nehmen, so wird man auch der Entwickelung der Handlung ohne weiteres folgen können. Helmuth und Elisabeth lernen sich kennen, ohne daß die letztere in ihm den Verfasser jenes Werkes ahnt, das auf sie von so großem Einfluß gewesen ist. Sie fühlen sich gegenseitig lebhaft voneinander angezogen, und Helmuths Interesse wächst zur Liebe, als sie, ahnungslos, den Verfasser vor sich zu haben, mit glühender Begeisterung und tiefem Verständnis über sein Buch spricht, das ihm bis dahin ziemlich eindruckslos in der großen Litteraturflut untergegangen zu sein schien. Ihr wieder wächst der sympathische Mensch zu dem Mann ihrer Träume, als sie von seiner Autorschaft erfährt. Der Roman würde ein Ende haben, wenn Helmuth ein Mann von kräftigen Entschlüssen wäre und nicht einem Freunde Zeit ließe, ihm einzuflüstern, daß die Begeisterungshymne auf den „Ulrich von Bern" nur ein von einem männersuchenden Mädchen

ausgeworfenes Netz und Elisabeth vorher über seine Urhebereigenschaft unterrichtet gewesen sei. Diese Verdächtigung läßt ihn zögern, er verschwindet aus dem Gesichtskreis Elisabeths und versucht, vergeblich natürlich, ahne sie sein Leben zu meistern. Dadurch gewinnt die Verfasserin Zeit, das Bild ihrer Heldin zu zeichnen, nicht nur der Heldin selbst, sondern auch der Verhältnisse, in denen sie ledt, in denen sie sich entwickelt hat und in denen sie sich dewährt, — gütig, nimmer müde, aufopfernd nnd energisch dis zu männlicher Härte. Wie denn überhaupt der Heldin Elisabeth viel mehr männliche Energie innewahnt als dem Helden Helmuth, — man würde, auch wenn man's nicht wüßte, unschwer erkennen, daß die Bilder der deiden von einer Frau entworfen sind, die ihr Geschlecht höchstens als das physisch schwächere angesehen zu wissen wünscht. Endlich sieht Elisabeth ein, daß sie dem Kreis, in dem sie waltet, entdehrlich, dem Manne ihrer Träume aber unentbehrlich ist, sie eilt zu ihm und macht seinem Zaudern ein Ende. Daß dieser Schluß dem Helden Helmuth in den Augen des Lesers das dißchen Glarie vollends raudt, das die Verfasserin sich so eifrig bemüht hat, von ihm ausstrahlen zu lassen, ist unleugbar und vielleicht der schwächste Punkt dieses Ramans, den ich überhaupt nicht zu den desten Werken J. Niemanns zähle, tratzdem mit Ausnahme des Helden fast alle Figuren durch ihre Originalität und die Prägnanz der Charakteristik fesseln und trotzdem viel geistreiche Symbolik, vielleicht zu viel, darin aufgestapelt ist.

Um ledhaftere Eindrücke van Adalf Wildrandts neuem Roman „Die Rothenburger“ (Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfalger) zu erhalten, muß man sich durch eine lange Jugend- und Entwickelungsgeschichte hindurcharbeiten, die sehr dreit und sehr novellistisch gehalten ist und deren innere Unwahrscheinlichkeit durch eine weichliche Empfindung nicht wahrscheinlicher gemacht wird. Auch scheint mir der Verfasser nicht glücklich gewesen zu sein, wenn er sein sehr madernes Thema, in dem viel van Orthopädik und Naturheilkunde die Rede ist, auf dem Hintergrunde van Rothenburg an der Tauder und Nürnberg dehandelte und seine Darstellung bedeutsamer zu machen suchte, indem er die historische Vergangenheit der beiden Städte viele Streiflichter werfen ließ. Nimmt man diese histarischen Reminiscenzen und die moderne, allerdings nicht sehr madern dehandelte Verherrlichung des Naturheilverfahrens hinweg, so dleidt eine schon leidlich aft erzählte Geschichte übrig, — die schöne Schicksalsfügung, die ein junges Mädchen einen gereisten Mann für die Enttäuschung entschädigen läßt, die ihre Mutter ihm var zwei Jahrzehnten dereitet hat, indem sie einen anderen vor ihm devarzugte. Das Aufkeimen der Liebe zwischen diesen deiden, dem derühmten Naturheilarzt und dem ihm anvertrauten und unter seiner Pflege körperlich und geistig erstarkenden jungen Mädchen ist sehr schön von Adolf Wildrandt geschildert, und hierin scheint mir der Wert des Buches zu liegen, während der Verfasser in einem seltsamen kurzen Varwart meint: „Die hier folgende Geschichte zu erzählen wäre zweck- und sinnlos, wenn nicht alles, was darin van technischen Thatsachen handelt, auf voller Wahrheit deruhte.“ Das Varwart erscheint mir deshald seltsam, weil daraus hervorzugehen scheint, daß der Verfasser Orthopädik, schwedische Heilgymnastik, Naturheilverfahren und was man sonst noch darunter begreifen mag, für ganz neue Errungenschaften hält, deren Nützlichkeit man noch dokumentarisch bezeugen muß. Ganz sa schwerfällig, wie der Verfasser danach glaudt, sind indessen unsere Ärzte dach nicht, da sie schon seit einer langen Reihe von Jahren Kranke an solche Anstalten verweisen. Hätte Adalf Wildrandt das Fahrrad als Nerven- und Muskelstärker in die Litteratur einzuführen versucht, dann wäre ein salches Varwort eher am Platze gewesen. Denn merkwürdigerweise sind allen Ärzten und Laien die Schäden, die man sich unter Umständen auf dem Fahrrad holen kann, van der Lungenschwindsucht dis zur erfrorenen kleinen Zehe, ganz genau dekannt. Die wohlthätigen Wirkungen zu erproden, hat aber unter Hunderten kaum einer disher für seine Pflicht gehalten, trotzdem die Ärzte sich täglich von der strotzenden Gesundheit der meisten Radler überzeugen können. Mich reizt es, das zu sagen — zum Heil der leidenden Menschheit, wie man sich auszudrücken pflegt — weil ich nach eigner Verardnung auf dem Fahrrad gesund geworden din und weil disher nach niemand, den ich durch die Schilderung seiner Wohlthaten zum Fahrrad dekehrt hade, mich der Übertreidung geziehen hat.

Der Kasernenroman in drei Tagen „Dienst“ von Rudolf Stratz (Berlin W. F. Fontane & Co.) scheint mir in Stunden entstanden zu sein, die der Verfasser, dessen großes und sich stetig vertiefendes Talent ich aufs höchste schätze, nicht zu seinen glücklichen rechnen kann. Der Held scheint mir verzeichnet, und das Milieu, in dem er ledt, edenso. Der Held, ein junger, aber armer Offizier, der das Mädchen seiner Liebe nicht heiraten kann, stellt sich aus Depit dei einem Nachtschießen vor die Schießscheiden und läßt sich totschießen. „Es ist nicht meine Schuld, daß man mir den Glauben an alles nahm, nur nicht den Glauben an die Allmacht des Geldes. An das Geld glaud' ich . . . sanst an nichts mehr und darum ist für mich kein Raum mehr in der Armee da drüben, die gläudige und pflichttreue Offiziere verlangt. Ich gehe. Gott sei mir gnädig. — Amen . . .“ sind seine letzten Worte. Ich glaube, Rudalf Stratz unterschätzt den depravierenden Einfluß des Glaudens an den Mammon. Wer sich dazu dekehrt hat, der angelt in der Situation dieses jungen Offiziers lieber nach einer reichen Frau, als daß er sich im Gefühl seines Unwerts totschießen läßt. Unangenehmer als diese Inkonsequenz ist mir die Farde des Milieus. Wer die Stratzsche Novelle liest, der muß auf den Gedanken kommen, die Kaserne sei nichts als eine Verdummungsanstalt. Dem widersprechen die Thatsachen in so deutlicher Weise, daß ich nicht nötig habe, meine eignen Erfahfahrungen, Eindrücke und Überzeugungen den Thatsachen zu Hilfe zu schicken.



Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

„Incroyable" nannte man ursprünglich die Hüte mit den breiten aufgeschlagenen Krempen, die unter dem Direktorium zuerst von den Stutzern, dann auch von Frauen, die sich auffallend zu kleiden liebten, getragen wurden. Die Benennung verallgemeinerte ihre Bedeutung und man verstand darunter bald nicht mehr den Hut, sondern den Träger des Hutes und schließlich den Stutzer jener Zeit überhaupt, den Gigerl der neunziger Jahre vorigen Jahrhunderts. Gigerl hat es zu allen Zeiten nicht nur unter Männern, sondern auch unter den Frauen gegeben. Sie glauben keineswegs, daß sie ihre Pflicht erfüllt hätten, wenn sie sich sauber, ordentlich und ihren Verhältnissen angemessen kleiden; sie finden auch keine Befriedigung darin, sich schön und elegant anzuziehen, — ihr einziges Bestreben ist, durch ihre Kleidung aufzufallen, und der Schusterjunge, der auf der Straße hinter ihnen herlacht, ist ihnen ebensoviel wert wie dem Schauspieler ein Zuschauer, der Bravo ruft. Um diesen Lebenszweck zu erreichen, übertreibt der Gigerl das Gefällige einer Mode bis zur Karikatur oder er wendet etwas Praktisches so an, daß es gar keinen praktischen Sinn mehr hat, — er trägt zum Beispiel statt eines Spazierstockes, auf den er sich beim Gehen stützen kann, einen jungen Baumstamm, an dem er sich beim Gehen müde schleppt, oder er läßt sich ein paar normale Hosen, die man auf einer schmutzigen Straße gern umkrempelt, so lang machen, daß er sie auch im Salon umgeschlagen tragen muß, wenn er sich nicht darauf treten will. Nach demselben Prinzip, das nicht mehr Hirn erfordert, als ein Gigerl haben darf, ist auch die Hutform „Incroyable" entstanden. Ein Hut mit breiten Krempen ist gut und praktisch, denn er schützt gegen Sonne, Wind und Regen. Schlägt man aber die Krempen in die Höhe, so haben sie keinen praktischen Zweck mehr, sondern sie beschweren nur noch den Kopf. Nicht selten bemächtigt sich die Mode solcher Gigerlthorheiten und zwingt dann ganz verständige Menschen, sie mitzumachen. Wie es denn auch unter den „Incroyables" von 1795 sehr geistvolle Leute, Männer und Frauen, gegeben hat, die gar keines sonderbaren und unpraktischen Hutes bedurft hätten, um sich vor anderen Menschen auszuzeichnen. Ob die „Incroyable" von Ferd. von Reznicek auch zu diesen gehört hat, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls hat der Künstler in seinem Bilde einen interessanten und charakteristischen Typus jener Epoche geschaffen, über die nun ein Jahrhundert dahingeflossen ist. — Den starken humoristischen Zug, der Paul Meyerheim eigen ist, verrät auch sein Bild „Im Löwenkäfig." Das kommt davon, wenn man dem in allen Zoologischen Gärten geltenden Wunsche „Man bittet, die Tiere nicht zu necken" zuwiderhandelt. Der König und die Königin der Wüste brauchen es sich auch in der Gefangenschaft nicht gefallen zu lassen, daß man sie mit dem Regenschirm kitzelt, dessen Eigentümer von Glück sagen kann, daß der Prankenschlag, mit dem die Löwin gegen unpassende Vertraulichkeiten Protest einlegte, nur den Schirm und nicht auch seinen Arm getroffen und in den Käfig gezogen hat. — Eduard Grützner führt uns wieder einmal in den Klosterkeller, aber er zeigt uns diesmal die Mönche nicht ganz unter sich. Ein dem Kloster benachbarter Ritter ist bei ihnen zu Gast gewesen und hat sich's bei den in den Weinfässern aufgestapelten Schätzen edelsten Rebenblutes so wohl sein lassen, daß ihm nicht nur der Abschied, sondern auch die ins Freie führende Kellertreppe schwer fällt. Einer der drei geistlichen Herren muß ihn beim Aufstieg stark unterstützen und die Last ruht so schwer in seinem rechten Arm, daß er es für geraten hält, sich mit der Linken selbst am Treppengeländer festzuhalten. Das Weltkind ist beim Pokulieren entweder unmäßiger gewesen oder es kann, trotzdem das rückwärts gewandte Gesicht einen kräftigen Zecher verrät, doch nicht ganz so viel vertragen wie die geistlichen Herren, die nicht nur noch sehr verständig dreinschauen, sondern auch noch gar keine Lust zeigen, mit dem Ausdruck des wohlgelittenen Gastes die Sitzung aufzuheben. Vielleicht aber haben auch die drei gegen den einen zusammengehalten, wie es beim Trinken manchmal zu geschehen pflegt, und dann ist auch beim Trinken das Unterliegen keine Schande. — Hans B. Wieland malte ein Augenblicksbild von der Promenade, eine Dame, der vom Gehen warm geworden ist. Sie hat ihr Cape geöffnet und bleibt einen Augenblick stehen, um sich zu erholen oder behufs genauerer Beobachtung eines sie fesselnden Vorganges. Die Haltung ist außerordentlich charakteristisch wiedergegeben und das Bild wirkt in seiner skizzenhaften Behandlung sehr reizvoll. — Ein ganz anderes Sujet behandelt Karl Bennewitz von Loefen jun. in seiner Kohlenstudie „Beschauliche Unterhaltung," aber die unmittelbare Wirkung beider Bilder ist ganz dieselbe. Beide

sind eben der Natur abgelauscht, die elegante Dame im Promenadenkostüm wie das in seinem Bilderbuche blätternde kleine Mädchen. — Die Gruppe von H. Rheinhold „Am Wege“ ist eines jener Bildwerke, die starke Empfindungen in uns wachrufen. Zu Füßen des Muttergottesbildes ist das arme Weib zusammengesunken, das mit ihrer ganzen, in ein winziges Bündel geknüpften Habe, ihr Kind im Arm, durch die Lande zog, — vielleicht eine Ausgestoßene, vielleicht nur eine vom Unglück verfolgte arme Frau. Selbst ganz erschöpft und zum Sterben müde, bietet sie dem Kinde die Labung, vielleicht die letzte, die sie ihm geben kann. H. Rheinhold ist kein Realist; er zeigt uns das Unglück nicht in der abschreckenden, unästhetisch wirkenden äußeren Form, in der es uns im Leben so häufig entgegentritt, sondern verklärt von einer nach Schönheit ringenden Kunst. Aber der Gegenstand ergreift uns in der künstlerisch veredelten Form nicht weniger. — Herbstnebel legen ihren Schleier über die von Ruß gemalte Landschaft, über den ausgefahrenen Waldweg, an dem zwei Birken mit weißleuchtenden Stämmen wie Schildwachen stehen. — Baldassare Franceschini, ein italienischer Maler des XVII. Jahrhunderts, dessen schönen Frauenkopf wir nach einer im Louvre befindlichen Zeichnung reproduzieren, machte seine ersten Studien bei Matteo Rosselli in Florenz. In seiner Geburtsstadt Volterra, in die er nach Beendigung seiner Studien zurückkehrte und nach der er den Beinamen il Volterrano führt, malte er für die Mönche der Badia di S. Giusto mehrere große Fresken, für das Augustinerkloster ein Marienbild und den heiligen Rochus. Später kehrte er nach Florenz zurück, lenkte durch seine Fresken die Aufmerksamkeit des Großherzogs von Toskana auf sich, der vier große, die Thaten der Mediceer verherrlichende Bilder bei ihm bestellte, und schmückte außerdem eine große Zahl von Kirchen und Palästen, darunter die Palazzi Pitti, Riccardi, Gheraldi und Gherardesca, mit seinen von freier und großer Gestaltungsgabe zeugenden Bildern. Sein Hauptwerk ist das Kuppelbild der Kirche S. Annunziata in Florenz, eine Krönung Mariä. — In die amerikanische Prairie führt uns das Bild „Im Morgennebel“ von F. F. Thompson. Die schwerfällig zur Tränke schreitende Büffelherde stört die Wasservögel auf, daß sie mit schwirrendem Flügelschlage abstreichen, — ein Bild übrigens, das bald der Vergangenheit angehören wird, denn der amerikanische Büffel ist der gänzlichen Ausrottung nahe. — Von einer Anzahl von Amateurphotographien, die der Cameraklub in Wien in einer Mappe unter dem Titel „Photographische Kunstblätter“ veröffentlichte, erschien uns die Herbstlandschaft von Hugo Henneberg besonders reizvoll. Der Parkeingang des alten österreichischen Herrensitzes mit seinem perspektivischen Durchblick ist so künstlerisch aufgefaßt und die Herbststimmung in diesem Bilde, vielleicht nicht vergangener, aber doch alter Herrlichkeit so günstig, daß das Bild unwillkürlich die Erinnerung an Chamissos „Schloß Boncourt“ in uns weckt. — Von sprechender Lebenswahrheit ist die Gruppe höherer preußischer Offiziere, die auf dem Studienblatt Anton von Werners vereinigt sind; scharf beobachtend, wenn ihre Aufmerksamkeit auch nicht auf denselben Punkt gerichtet ist, verfolgen alle drei den Fortgang des Gefechts. Daß der geniale Künstler Porträts gezeichnet hat, daß diese Porträts nicht nur von sprechender Ähnlichkeit sind, sondern von ganz charakteristischer Auffassung, sieht man auf den ersten Blick. Viele Leser wird es interessieren, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß jüngst in der Serie der im Verlage von Velhagen & Klasing erscheinenden Künstlermonographien die von Adolf Rosenberg verfaßte und erschöpfend illustrierte Monographie über Anton von Werner zur Ausgabe gelangt ist. — Ferdinand Brütt schildert in seinen auf starke Effekte zugespitzten Bildern mit Vorliebe das soziale Leben der Gegenwart. Auch die von uns reproduzierte Studie des Künstlers zeigt einen stark ausgeprägten modernen Typus. Man sieht dem alten Herrn mit den markierten Zügen, der lässigen Haltung und der charakteristischen Bewegung der linken Hand sofort an, daß er manchen Sturm erlebt hat. — Vertrauenerweckender schaut der Oberbayer auf der Studie von E. Rau aus. Das Leben hat auch an ihm gerüttelt, aber er hat seine Harmlosigkeit nicht darüber verloren, und ein Krug guten Bieres erscheint ihm als der Quell allen Lebensgenusses und aller Daseinsfreude. — Das Blatt von Weeshuis ist nicht mehr als eine Kostümstudie, ja eigentlich nur eine Künstlernotiz. Und doch zeigt sich der sichere Künstlerstift, die charakteristische Handschrift des Künstlers in diesen ganz flüchtigen Zeichnungen, die ursprünglich nur dazu bestimmt waren, dem Gedächtnis des Künstlers bei gegebener Gelegenheit nachzuhelfen. — Eine ganze Scene, eine Scene, die Molière geschrieben haben könnte, spielt sich dagegen auf dem Blatt des in Paris lebenden Malers H. Vogel ab. Sehr behaglich ist die Unterhaltung offenbar nicht, die der in saloper Haltung in der Thüre stehende Mann mit der im Stuhl sitzenden Frau führt. Aber sie charakterisiert ihn in jedem Ton als den kleinlichen Haustyrannen, die Frau als die stille Dulderin.

D. P.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Haremsdame. Nach einer Ölstudie zu einem Dioramabild von F. Simm.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

X. Jahrgang 1895/96. Heft 6, Februar 1896.

Maria da Caza.

Roman von

Georg Freiherr von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Es thut einem doch das Herz weh, so zum Rennen zu fahren und nicht reiten zu können!" meinte Graf Selbotten, ein großer schlanker Husar, der ebensoviel lachte wie seine Frau, und Frau von Lindstedt entgegnete bescheiden, indem sie ängstlich nach ihrem Mann blickte, als fürchte sie sich, eine Dummheit zu sagen:

„Sie haben doch früher so viel geritten, wie ich höre, warum reiten Sie denn dann nicht mehr?"

Die kleine Gräfin ereiferte sich in komischer Aufwallung:

„Gnädige Frau, nun reden Sie ihm auch noch zu, und ein Verheirateter braucht doch wirklich nicht Rennen zu reiten, damit er Frau und Kind zu Witwe und Waise macht!"

Alle lachten, und Peter Stöckl, ein schmächtiger, elegant gekleideter Mensch mit tiefliegenden dunklen Augen, der äußerlich gar nicht nach einem Künstler aussah, fragte wie jemand, der keine Ahnung vom Gegenstande hat, und sich unterrichten möchte:

„Ist denn das Rennen wirklich so gefährlich, Frau Gräfin?"

„Nur für den Reiter, für den Besitzer weniger! Hm! Hm!" scherzte der Regierungsrat. Aber Rittmeister Hendrich erwiderte etwas scharf, weil auch er Pferde laufen ließ, ohne selbst in den Sattel zu steigen:

„Für Herrn von Lindstedt ist es noch weniger gefährlich, denn er reitet weder, noch hat er einen Stall, noch wettet er."

„Weil ich ein Gegner des Spieles bin in jeder Form!" antwortete Herr von Lindstedt, indem er sich in die Brust warf und zu seiner Frau hinüberschaute. Er hatte das reiche junge Mädchen geheiratet, als er nach einem ziemlich wüsten Leben sein Vermögen verbraucht sah. Der Rittmeister, der das wußte und zugleich, daß er seiner Frau gegenüber liebte, als Tugendspiegel zu erscheinen, antwortete ironisch:

„Seit wann denn, Herr Regierungsrat?"

Maria da Caza hatte kaum den Gesprächen zugehört. Sie saß in ihrer eng lischen „robe tailleur," die ihr bei ihrer glatten Einfachheit so gut stand, schweigend da und dachte an das kommende Rennen, indem ihr immer wieder die Frage auftauchte, die sie vergeblich zu verscheuchen suchte, ob Graf Staffingk in Karlshorst sein würde. Die erregter klingende Unterhaltung brachte sie erst zur Wirklichkeit zurück und sie suchte einzulenken, indem sie in ihrer gewinnenden Weise die Gedanken der Streitenden abzog:

„Herr von Lindstedt, nicht wahr, Sie

werden die Güte haben, unserem ‚Kunstmaler‘ draußen alles ein wenig zu erklären? Er ist zum erstenmale auf einem Rennplatz, und mein Mann wird sich kaum um ihn kümmern können, denn er hat, soviel ich weiß, mehrere Pferde laufen.“

In Wahrheit wußte sie es nicht, denn Herr da Caza pflegte nie mit seiner Frau über seine Rennabsichten zu sprechen.

Die Coach rollte durch den Treptower Park, der mit seinen herbstlich kahlen Bäumen traurig aussah. Hier und da standen ein paar dürftige Leute am Wege, und blickten dem eleganten Viererzuge stumpfsinnig nach. Am Eierhäuschen holten sie eine Abteilung Fußwanderer ein, wie es schien, nach Karlshorst unterwegs — denn sie trugen Operngläser und einer las seinen Gefährten aus einer Zeitung Tips vor. Dann zeigten sich Staubwolken auf der sonst einsamen Straße, und sie kamen an einigen Mietswagen und Droschken vorüber, die — man erkannte es an den Insassen — dem Rennplatz zustrebten. Mit ein paar Offizieren begrüßte man sich, und Herr da Caza rief dem einen zu:

„Ich habe einen guten Ritt für Sie!“

Der Offizier nickte. Sie fuhren über die Spree und in das Gehölz, in dem Karlshorst lag. Dort mehrten sich die Gefährte, Equipagen, Dogcarts, Viktorias, ein paar Jagdwagen, ein Tandem — der Herr, der fuhr, grüßte, und Maria da Caza nannte der Gräfin Selbotten den Namen. Es folgten Droschken in langer Reihe, ein Break, wieder Droschken, und endlich holten sie eine Coach ein, hinter der sie bleiben mußten und die ihnen nun das Tempo angab.

Maria da Caza saß mit dem Rücken nach vorn, wegen des herbstlich scharfen Luftzuges, der hier oben doppelt empfindlich ward. Als man von der Coach vor ihnen sprach, fragte sie:

„Wem gehört sie?“

„Herzog von Ortenburg!“ erklärte kurz Rittmeister Hendrich, weil er wußte, daß der Herzog die Cazas nie beachtet hatte. Sie fragte nicht weiter, doch der Regierungsrat lüftete plötzlich auffällig freundlich seinen Hut und winkte lebhaft mit der Hand, während er rief:

„Der Mordskerl sieht wieder aus wie 'ne frische Rose. Der wird wohl wieder mal ein paar Dutzend Herzen auf die Strecke bringen!“

Sie wußte sofort, wen er meinte, und fuhr wie der Blitz herum. Drüben, gerade vor ihr, nur ein paar Meter entfernt, saß Graf Staffingk auf dem Viererzuge des Herzogs. Als er ihr ins Gesicht blickte, grüßte er lebhaft, und sie neigte, ihre jähe Freude über seine Anwesenheit bemeisternd, gemessen das Haupt.

Die Wagenmenge wuchs von Minute zu Minute, rechts und links der Straße hielten einzelne leere Gefährte im Wald, die ihre Last schon abgeladen hatten, und als sich die Bäume öffneten, sah man die Tribünen und Baulichkeiten von Karlshorst liegen. Die Coach fuhr ein, und man half den Damen herab.

Es war einer der letzten Renntage des Jahres und das schöne Herbstwetter hatte eine große Menschenzahl herausgelockt, so daß die große Tribüne fast gefüllt war und sich auf dem Sattelplatz eine ungeheuere Menge schob.

Sie schritten durch das Heer von Bummlern, Wettern, Buchmachern, Neugierigen, von Offizieren, Rennleuten, Pferdebesitzern, Angestellten, von Damen der Halbwelt und Gesellschaft, Schauspielerinnen, Offiziersfrauen, Vertreterinnen der reichen Kaufleute, hohen Finanz, Diplomatie und Fremden. Herr da Caza hatte für das ganze Jahr eine Loge gemietet. Er selbst kam nur wenig dorthin, denn er blieb auf der Tribüne, wo die Rennleute saßen, um bei der Hand zu sein, wenn es galt, schnell noch Wetten abzuschließen, Dispositionen zu treffen und hier und da herumzuhorchen und zu sprechen.

Maria da Caza nahm immer Gäste mit in ihre Loge: diesen Herbst fast ausschließlich Selbottens und Lindstedts, dann blieb gerade noch ein Platz übrig für irgend einen einzelnen Herren. Rittmeister Hendrich und Leutnant von Remer pflegten sich zu den Rennleuten zu halten. Sie waren wie Herr da Caza der Ansicht, daß auf dem Rennplatze die Damen erst in zweiter Reihe stünden. Graf Selbotten hatte aus seiner eigenen Rennzeit, obwohl er keine Pferde mehr besaß, doch noch so viel alte Bekannte zu begrüßen, so viel Freude an dem ganzen Betriebe, daß auch er sich wenig zeigte und jedenfalls sofort ver-

schwand, sobald ein Rennen gelaufen war, um erst beim Beginn des nächsten in der Cazaschen Loge wieder zu erscheinen. Da paßte es ihm denn außerordentlich gut, seine Frau untergebracht zu wissen, die er sonst nicht hätte allein lassen können.

Die drei Damen hatten in der Loge Platz genommen, hinter ihnen der Regierungsrat und Peter Stöckl, für den dies ganze Treiben Neuland war und der sich, aufmerksam mit seinem Künstlerauge alles einfaugend, nach allen Seiten umschaute. Die kleine Gräfin scherzte und lachte die ganze Zeit, indem sie Maria da Caza auf diesen und jenen aufmerksam machte, der vorüberkam. Jene nickte nur immer, während sie den Gesprächen der Freundin nur ein halbes Ohr lieh. Sie hatte nur den einen Gedanken, Graf Staffingk zu suchen. Den Herzog und die Herzogin von Ortenburg sah sie stehen, doch er schien nicht dabei zu sein. Und immer wieder blickte sie nach einer anderen Seite, als verfolge sie irgendwo das interessante Treiben, das sich entwickelte, während sie in Wahrheit doch nur nach dem einen Umschau hielt.

Aber die kleine Gräfin bemerkte nichts davon. Sie schwatzte fröhlich weiter:

„Sieh mal, Maria: die große Person mit dem Spitzenschirm da, sie hat rotblondes Haar! Nein, dieses Haar! Nein, dieses Haar!“

Der Regierungsrat beugte sich vor zu den Damen und verzog sein dickes Gesicht:

„Die Farbe ist sehr modern jetzt!“

Und die kleine Gräfin verstand ihn nicht, bis Maria da Caza kurz erklärte:

„Es ist gefärbt, Lucie!“

Da lachte sie wieder, nachdem sie einen Augenblick stutzig geworden, während Frau von Lindstedt sich verlegen zurücklehnte.

Mittlerweile füllten sich die Tribünen mehr und mehr und die Menge flutete vom Sattelplatz, vom Totalisator, vom Restaurant und von der Wage aus nach vorn auf den Platz zwischen Tribünen und Geläuf. Einige Aufmerksamkeit machte sich bemerkbar, die Gespräche hörten auf und man wandte die Augen nach dem grünen Rasen, wo ein paar Pferde, von Jockeys geritten, erschienen waren.

Der Regierungsrat erklärte hinten dem Maler, daß nun der „Aufgalopp“ an den Tribünen vorüber gemacht werden würde, um die Pferde dem Publikum „im Gang“ zu zeigen, sie — für Reiter wie Pferd gleich vorteilhaft — vorher noch einen Augenblick „in Schwung“ zu setzen und dem Start zuzusteuern, von wo der Ablauf zum Rennen dann geschähe.

Maria da Caza studierte mit Gräfin Selbotten das Programm, aber sie war nur halb bei der Sache und ließ immer die Blicke ins Publikum gleiten, das unter ihnen stand oder sich hin und her schob. Die Nummern der Pferde, die im „Eröffnungsrennen“ laufen sollten, waren längst aufgezogen, und darunter befand sich auch ein Tier ihres Mannes.

„Ihre Farben sind ja vertreten, gnädige Frau! Schwarze Jacke, schwarze Kappe!“ sagte Herr von Lindstedt, indem er auf einen Fuchs wies, der eben vorüberkanterte. Sie that etwas erstaunt:

„So?“

„Jawohl, gewiß! Dort, da geht er hin!“

„Ja richtig!“ antwortete sie zerstreut, denn in diesem Augenblick hatte sie Graf Staffingk gesehen. Er stand rechts von ihnen, ein halbes Dutzend Logen entfernt, hinter dem Stuhl einer Dame, mit der er eifrig sprach.

Maria da Caza verwandte kein Auge von ihm, aber es gelang ihr nicht, das Gesicht derjenigen zu erblicken, mit der er sich unterhielt, und der schwedische Gesandtschaftssekretär Herr von Nyvenström trat eben an die Loge heran. Sein Schnurrbart hing noch mehr als gewöhnlich. Er lächelte freundlich, während er die Damen begrüßte. Er fragte nur wie ihnen der Ball bekommen sei, dann schnitt ihm die Glocke das Wort ab, die den Ablauf anzeigte.

Das Lachen, Sprechen, Verhandeln, das Hinundherlaufen hörte mit einemmale auf, und alles wandte seine Aufmerksamkeit dem Rennen zu. Es trat annähernde Stille ein, die nur durch Gemurmel unterbrochen ward, wenn das Bild der laufenden Pferde sich einmal verschob und dieser oder jener zurückfiel oder seinen Platz verbesserte. Das Rennen war nur kurz, ein Flachrennen, um den Anfang zu machen, und bald wuchs das Interesse der Zuschauer, als sich die Reiter dem Ziele näherten. Nur Maria da Caza kümmerte sich nicht um den Kampf, denn sie hatte entdeckt,

daß Graf Stassingk sich mit der Prinzessin Löwengaard unterhielt.

Sie sagte sich in den Blitzgedankengängen einer Sekunde, daß ihr doch Stassingk eigentlich einerlei sein müsse und es ihr vollkommen gleichgültig sein könne, mit welcher Dame er sich unterhielt. Aber sie wußte, daß sie sich das nur einredete, denn mit ihr sollte er sprechen. Sie verlangte, er solle, nachdem er sie einmal gesehen, sofort zu ihr kommen, um ihr zu versichern, wie er bedauerte, sie bei seinem Besuche nicht angetroffen zu haben.

Der Lärm, der sich plötzlich erhob, ließ sie auf das Rennen achten. Der Jockey in den Cazaschen Farben brachte seinen Fuchs gerade vor den Tribünen noch mit einem mächtigen Anprall heran. Die Aufregung steigerte sich. Nur wenige Pferdelängen trennten ihn noch vom vermeintlichen Sieger, gegen den alle anderen Pferde zurückgefallen waren, nur wenige Längen beide nun um den Sieg streitende Pferde noch vom Ziel. Man rief den Jockeys ermunternde Worte zu, man feuerte an, man bedauerte, schimpfte, fluchte, lachte durcheinander und zwei Sekunden später waren die beiden Tiere Kopf an Kopf am Richterpfosten vorübergekommen.

„Wir müssen warten, bis die Nummern aufgezogen sind, von hier aus täuscht es so, daß man nichts sagen kann!" erklärte der Regierungsrat den Damen, indem er sich umblickte, um Zustimmung zu finden, und Herr von Nyvenström nickte.

„Totes Rennen!" rief jemand, und ein anderer jenem vollkommen unbekannter Herr wurde wütend:

„Unsinn, Unsinn, der Fuchs hat's! Totes Rennen, so'n Unsinn!"

Maria da Caza hatte sich nach den Streitenden umgeblickt, die hinter ihrer Loge sich anfuhren, als wäre die Behauptung „Totes Rennen" eine Beleidigung gewesen, als plötzlich vor ihr an der Brüstung eine Stimme tönte:

„Ich gratuliere, gnädige Frau!"

Sie drehte sich herum. Graf Stassingk grüßte und erklärte, die Nummern wären eben in ihren Rahmen aufgestiegen und ihr Gatte habe das Rennen gewonnen. Sie war ganz leicht errötet und reichte ihm die Hand, die er an die Lippen zog.

„Wo sind Sie denn hergekommen? Sie standen doch vorhin noch dort drüben, glaube ich?"

„Jawohl, bei der Prinzessin war ich eben. Sie hat Geburtstag heute. Da muß man doch Glück wünschen."

„Ist sie mit ihren Eltern hier?" fragte mühsam unbefangen Maria da Caza.

„Nein, mit Ortenburgs. Ihr Vater verurteilt die Rennen. Der ist so'n bissel streng. Die Löwengaards kommen vor lauter Bedenken zu gar keinem richtigen Lebensgenuß. Und schließlich lebt man doch bloß einmal und die Welt ist so schön, so wunderschön!"

Seine Augen leuchteten und er blickte ihr gerade ins Gesicht, als solle sie die letzten Worte auf sich selbst beziehen.

Indessen hatten sich die Tribünen wieder geleert, und die Menge strömte von neuem nach hinten zu Restaurant, Wage, Sattelplatz und Totalisator. Ein paar Herren, die nur Frau da Caza kannten, jedoch nicht die beiden anderen Damen, waren an die Loge herangetreten, um ihr zum Siege Glück zu wünschen. Graf Stassingk blieb stehen.

Lindstedts brachen auf und nahmen Gräfin Selbotten und den Maler mit sich, so daß Maria da Caza, nachdem die anderen Herren gegangen, sich mit dem jungen Diplomaten allein sah.

„Aber lassen Sie sich nicht stören, Graf Stassingk, wenn Sie wetten wollen oder zu thun haben. Bringen Sie mich bloß zu ein paar Bekannten," sagte sie.

„Ich will nicht wetten und ich habe nichts zu thun."

„Dann sind Sie eine Ausnahme, denn die meisten Herren wollen uns Damen zwar auf dem Rennen haben und sehen, aber sie kümmern sich nicht gern um uns."

„Gnädige Frau, gestehen Sie einmal, was wären denn die ganzen Rennen ohne die Damen? Man will doch hübsche Gesichter sehen, schöne Erscheinungen, Toiletten, man will ein bißchen schwatzen, Bekannte begrüßen, wiederschauen — Auge, Ohr, alles will genießen. Auf ein Rennen ohne Damen würde ich überhaupt nicht gehen."

Sie blickte ihn mißtrauisch an:

„Warum nicht?"

„Das wäre langweilig. Wo keine Damen sind, langweile ich mich."

„Wetten Sie denn nicht?"

„Niemals. Ich komme zum Rennen, um mich zu unterhalten, aber doch nicht, um Berechnungen zu machen und mir den Kopf zu zerbrechen, welcher Gaul denn wohl gewinnen könnte! Und ohne das ist doch eine Wette Nonsens. Und, meine gnädigste Frau, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit gestehe ich Ihnen, daß es mir eigentlich ganz egal ist, welcher Gaul gewinnt!"

Ihr, die sie nie an den Rennunternehmungen ihres Mannes hatte teilnehmen dürfen, die auf den Rennen nur erschien, weil er es wünschte, weil es in der Gesellschaft „Stil" war, weil sie alle ihre Bekannten dort traf, ihr war dieses Geständnis aus der Seele gesprochen, und sie sagte freudig:

„Gott sei Dank! Mir auch!"

„Ihnen auch? Ihnen, der Gattin eines Renn ..."

Er wollte „Rennmannes" sagen, doch er verbesserte sich noch:

„Rennstallbesitzers?"

Und wie er das zögernd und erstaunt aussprach, las er aus ihrer Gebärde, ohne daß sie ein Wort sagte, welche Kluft sie von ihrem Manne trennte. Sie fühlte, daß er es begriff, und es war ihr, als sei er plötzlich Mitwisser geworden des Innersten ihrer Seele. Er ließ den Blick lange auf ihr ruhen, als müsse er sie nun mit anderen Augen betrachten, als habe sich ihm etwas Neues geoffenbart, als sei eine Scheidewand zwischen ihnen gefallen. Dann blieb er an der Brüstung der Loge lehnen, indem er über den Raum vor ihnen und das Geläuf der Bahn hinweg in die Weite hinausstarrte.

Maria da Caza schaute wie er auf die Wiesenfläche draußen von Wald umgrenzt. Drüben am Eisenbahndamm, der dem Rennplatz entlang lief, stieg leichter Rauch auf, man hörte das gleichmäßige Rollen auf den Schienen: ein Zug kam daher. Aus den Fenstern der Wagen lehnten sich die Leute in der Hoffnung, im Vorüberfahren unentgeltlich ein Rennen zu sehen. Und dann strömten allmählich die Menschen wieder nach vorn. Die Stille wich Summen und Lärmen. Man stieg die Holztreppen der Tribüne herauf, die Sitze füllten sich, in die Nachbarlogen traten die Inhaber. Eine Reihe von Offizieren und Herrenreitern teilte auf ihren Steeplern die Menge und gewann die Bahn, um an den Zuschauern in gemessenem Tempo vorüberzukommen. Und hinter den beiden tönte das fröhliche Kichern der kleinen Gräfin, und Regierungsrat von Lindstedt sagte:

„Aber meine gnädigste Frau, wo bleiben Sie denn nur? Wir haben Sie gesucht wie eine Stecknadel!"

„Ich bin in der Loge geblieben, Herr von Lindstedt!"

Der Regierungsrat machte ein erstauntes Gesicht, und Graf Stassingk erklärte, als müsse er Maria da Caza zu Hilfe kommen:

„Die Herren waren alle da, um zu gratulieren!"

Sie dankte ihm durch einen kurzen Blick. Die Glocke tönte — das neue Rennen hatte begonnen.

Ziemlich geschlossen kam das ganze Feld bunter Uniformen und Dress's, eine leichte Staubwolke hinter sich lassend, an den Tribünensprung heran. Die Tiere suchten den Absprung oder gallopierten einfach darüber hinweg. Beim Landen jenseits drohte ein kleiner brauner Hengst mit breiter „Laterne" auf die Kniee zu kommen. Sein Reiter aber brachte ihn wieder auf die Beine.

„Das ist ja Herr von Remer!" sagte unwillkürlich der Maler, und Graf Stassingk, der sich ihm kurz bekannt gemacht, als auch er nun in die Loge getreten, antwortete nach einem Blick ins Programm:

„Der Hengst gehört Herrn da Caza."

Da der Regierungsrat jedoch eben einen anderen Gaul, der in Front lag und von Mr. Easby im schwarzen Dreß gesteuert wurde, als Cazasches Pferd bezeichnet hatte, so wurde Peter Stöckl irre, bis ihm Stassingk erklärte, der Cazasche Stall sei doppelt vertreten. Und um einmal ein Wort mit Maria da Caza zu sprechen, beugte sich der Maler vor zu ihr:

„Welches Ihrer Pferde soll denn gewinnen, gnädige Frau?"

Sie lächelte, indem sie mit dem Opernglase das Rennen verfolgte, und antwortete langsam Wort für für Wort, mehr für Stassingk berechnet als für Peter Stöckl:

„Was weiß ich? Aber wohl Mr. Easby, denn der arme kleine Herr von Remer erhält immer das, was Mr. Easby nicht reiten mag. Übrigens — wirklich — woher soll ich etwas davon wissen? Mit

meinem Mann spreche ich nicht über Geschäfte, Mr. Easby versteht kein Deutsch, und ich, zu meiner Schande muß ich's sagen, kein Englisch, und Herr von Remer spricht so wenig, und das Reden wird ihm so sauer, daß ich ihm nie die Anstrengung zumute ..."

Sie verfolgte wieder den Gang der Steeple-chase, während der Regierungsrat sich dem jungen Diplomaten näherte und leise sagte:

„Da sehen Sie bloß mal an, das ist nun die Frau unseres größten Rennonkels. Und dabei kommen so und soviel Leute immer zu mir und fragen, welchen Tipp sie angegeben hätte, denn die müßte es doch wissen!"

Graf Stassingk hörte ihm ruhig zu, ohne ungeduldig zu werden, wie es sonst immer die Leute thaten, wenn man ihnen während des Rennens etwas erzählte. Herr von Lindstedt, dem im Grunde genommen die Ereignisse auf der Bahn nur ein Zerstreuungsinteresse abgewannen, benutzte die Gelegenheit, um weiterzusprechen:

„Was sagen Sie denn übrigens zu Maria da Caza? Schöne Person, was? Und Rasse liegt darin. Wenn die einen anderen Mann hätte! Gescheit ist sie auch. Aber diese Rennonkels sind eben doch eigentlich höllisch oberflächliche Kerle. Die müßte wirklich einen Mann von Geist und von Welt haben. Die möchte ich mal in Paris sehen, da würden gleich unsere Beziehungen zu Frankreich andere. Fragen Sie mal rum. Was die für Eindruck macht. Und beliebt ist sie überall. Wissen Sie, wie ich auf unserem Ball sagte: „Maria da Caza tanzt!" Und alle finden das selbstverständlich! Da sollten Sie mal sehen, wenn man das von einer anderen sagen wollte, wie die Damen da loskeifen würden!"

Graf Stassingk fragte mit gedämpfter Stimme:

„So ist Frau da Caza wirklich so beliebt?"

„Überall. Aber wissen Sie, was das Geheimnis ihres Erfolges ist: sie ist zuvorkommend gegen jedermann und redet nicht bloß mit den Herren, wie so viele schöne Frauen, die dadurch bei ihrem eignen Geschlecht unbeliebt werden. Sie spricht mit allen. Das ist aber auch kein Wunder ... eh ... eh ... eh. ..."

Und er lächelte überlegen vor sich hin, blinzelte, kniff die Augen eins um das andere zu.

„Nun?" entgegnete mit erwachendem Interesse der junge Diplomat. Er wußte, daß der Regierungsrat nur die nötige Spannung für einen seiner Sätze hervorbringen wollte, den er wahrscheinlich, da er ihn eben gefunden, heute noch einem Dutzend Menschen so ganz beiläufig mitteilen würde. Herr von Lindstedt fuhr fort:

„Das kommt daher: sie ist im Grunde ihres Herzens — herzlos. Kalt wie eine Hundeschnauze — notabene wenn der Hund gesund ist — eh — eh — eh — Sie läßt sich wohl von den Leuten feiern, aber haben Sie je bemerkt, daß sie entgegengekommen wäre? Das thut sie nicht mal gegen ihren Mann! Gegen den vielleicht sogar am allerwenigsten ... Ja, ja, das ... das ... als ... Psychologe ... merkt man das. Und hören Sie ..."

„O!" rief da ganz laut die Gräfin Selbotten und im selben Atem fast lief ein allgemeines „O" über das Publikum. Einzelne erhoben sich von den Stühlen, unten auf dem Kies vor der Tribüne eilten ein paar Leute der Bahn zu.

Der Regierungsrat fürchtete, irgend einen schweren Sturz verpaßt zu haben, trippelte unruhig hin und her und fragte, indem er sich den kurzen, dicken Hals fast ausrenkte, um besser zu sehen:

„Donnerwetter, was ist denn los?"

„Einer ist heruntergefallen!" meinte lachend Peter Stöckl, doch ein Rennbesucher hinter der Loge verbesserte empört über die unsachmännische Ausdrucksweise des jungen Künstlers:

„Jestürzt! Jestürzt is er! Remer liegt!"

Einen Augenblick später sah man einen ledigen Gaul dem Felde über die Hindernisse folgen.

„Er ist auf! Da ist ja Herr von Remer!" tröstete Gräfin Selbotten, die durch ihren Krimstecher den Offizier erblickte, wie er sich den Staub vom Waffenrock wischte und mißmutig zu Fuß den Heimweg zur Tribüne antrat.

Auf kurze Zeit blickte man nun allgemein in der Nachbarschaft nach der Cazaschen Loge, unwillkürlich im Gefühl

der Neugierde, zu sehen, was für ein Gesicht Maria da Caza mache, denn die größte Mehrzahl der ständigen Rennbesucher wußte, wer sie war. Doch auch nicht ein Zug ihres Antlitzes machte sich bemerkbar, der so oder so hätte gedeutet werden können. Als ob gar nichts geschehen sei, verfolgte sie mit dem Glase die nun schon allmählich dem Ziele zustrebenden Pferde.

Das Feld hatte sich sehr auseinander gezogen, und als die Reiter in die Gewinnseite einbogen, leuchtete vorn ein roter Attila, aber schon nach dem letzten Sprung schob sich der schwarze Dreß des Mr. Easby vor und entfernte sich immer weiter von den übrigen, die mehr oder weniger „ausgepumpt“ vergebliche Anstrengungen machten, ihm den Sieg zu entreißen.

„Was ist das?“ fragte einer und jemand las aus dem Programm ab:

„Nr. 4: Herrn da Cazas Fuchsstute Libelle vom Jodocus aus der Lanzette.“

Wieder hatte sich das Publikum erhoben und machte seine Bemerkungen. Einzelne feuerten an, andere wurden unwillig, einer rief laut „Bravo.“ Die verlierenden Wetter schimpften, machten lange Gesichter oder ertrugen ihren Verlust mit Gleichmut. Ein Dicker schrie, als verkündigte er eine Weisheit:

„Libelle macht's! Libelle macht's!“ und irgend jemand aus der Menge heraus antwortete erstaunt laut:

„Ach nee!“

Mr. Easby stemmte die Fäuste zu Seiten des Widerristes auf und ließ seine Stute ruhig auskantern, ohne sich umzublicken. Die schwarze Seidenkappe, die er über die Ohren gezogen, verbarg fast seinen ganzen Kopf, der Dreß bauschte, die weißen Hosen standen steif ab, als wären sie mit Luft aufgeblasen. Unangefochten ging er durchs Ziel, der rote Husar folgte als zweiter in weitem Abstand, und da es zu keinem Endkampfe gekommen, ließ die allgemeine Spannung sofort nach, und die Tribüne entleerte sich.

Diesmal wünschte man Maria da Caza nicht Glück, weil das Gerücht sich sofort verbreitete, Mr. Easby habe eine Flagge umgeritten und es werde Protest eingelegt werden. Graf Stassingk sagte zu Maria da Caza:

„Der schwarze Dreß ist riesig chik!“

„Finden Sie?“

„Ja so einfach, unauffällig, vornehm!“

Die Bemerkung freute sie. Sie antwortete:

„Ich habe ihn ausgesucht. Meine einzige Thätigkeit am ganzen Rennbetriebe meines Mannes.“

Dann brach die Gesellschaft auf. Der Maler mit Frau von Lindstedt, der Regierungsrat mit Gräfin Selbotten. Maria da Caza und Graf Stassingk folgten. Sie blieben vorn an der Tribüne, bis sich die Menge am Totalisator etwas verlaufen hatte.

„Befehlen Sie irgend eine Erfrischung, gnädige Frau? Wollen wir zum Restaurant gehen?“ fragte der junge Diplomat, indem er neben ihr her schritt. Sie dankte und dabei fanden sich wieder ihre Augen, und es war ihr, als ob die seinen anders blickten denn sonst. Es war ihr, als ob sie nicht in leichtfertiger Fröhlichkeit glänzten, als läge ein tieferes Gefühl in ihnen, ein wärmeres, stetes Licht. Und sie fragte ihn einer Eingebung folgend:

„Wollen Sie nach dem Rennen bei uns essen, Graf Stassingk?“

Da verfiel er wieder in seinen liebenswürdigen, einschmeichelnden Ton, ganz anders als im Augenblick zuvor:

„Meine gnädigste Frau, das thut mir aber wirklich aufrichtig leid. Es wäre ja reizend gewesen und ich wäre so gern gekommen, wenn ich nicht unglücklicherweise schon versagt wäre. Hätte ich das doch eine halbe Stunde früher gewußt! Erst vorhin bin ich eingeladen worden, und ich kann nun unmöglich wieder absagen! Nein, wenn ich doch das bloß geahnt hätte! Es ist wirklich zu schade!“

Der Ton der Gesellschaft, der oberflächlichen Redensart, der allgemeinen Liebenswürdigkeit berührte sie kalt, und sie sprang sofort ab, nahm eine gleichgültige Miene an und sagte:

„Aber bitte, mein Gott, so kommen Sie eben ein andermal. Es muß ja nicht heute sein. Es fiel mir bloß so ein.“

„Ich bin aber unglücklich, gnädige Frau . . .“

„Ein andermal . . .

Und es kam ihr sehr gelegen, daß gerade Rittmeister Hendrich erschien und geradewegs auf sie zusteuerte. Er drückte Stassingk

flüchtig die Hand, da er Eile zu haben schien:

„Gnädige Frau, Ihr Gatte läßt Ihnen sagen, das letzte Rennen . . .

„Ist es das nächste?“ fragte sie. Der Rittmeister meinte ganz entsetzt:

„Aber nein, es sind noch drei, dann kommt es erst. Also das letzte Rennen würde leider, soweit sich bis jetzt übersehen ließe, ein „Walk-over“ — also ein Gaul geht allein für den Preis über die Bahn. Da fragt er an, ob es Ihnen recht wäre, wenn wir sofort nach dem vorletzten Rennen fortführen?“

Sie lächelte und sagte hastig:

„Je eher desto lieber. Ich langweile mich so wie so.“

Wie ihr das Wort entschlüpft, war es ihr auch schon leid, denn es schien, als habe Graf Stassingk es auf sich bezogen. Die anderen: Gräfin Selbotten, Lindstedts und der Maler waren herangetreten, um von Rittmeister Hendrich zu erfahren, wie es mit dem Protest stehe. Ein paar Neugierige kamen hinzu, die gleichfalls die Nachricht mit Sicherheit haben wollten, da der Rittmeister eine bekannte Persönlichkeit auf dem grünen Rasen war. Man erfuhr, daß der Sieg des Mr. Easby zwar hatte beanstandet werden sollen, jedoch in der That nicht beanstandet worden war. So hatten die da Cazaschen Farben die beiden bisherigen Rennen davongetragen.

Maria da Caza war von Graf Stassingk abgekommen und blickte sich absichtlich nicht nach ihm um. Als sie aber nun mit der übrigen Gesellschaft zum Beginn des dritten Rennens nach ihrer Loge schritt, war er verschwunden. Enttäuscht spähte sie nach ihm — er war gegangen, und sie vermochte ihn auch während des Aufgalopps der Jokeys nicht wiederzufinden. Das ganze Rennen ließ sie gleichgültig. Sie nahm wohl ihr Glas ans Auge, aber sie richtete es nicht einmal nach den Pferden, die in rasendem Tempo ihren Weg zurücklegten, sondern schaute gleichgültig nach dem zweiten Platz drüben, wo eine dichte Menschenmenge, von der Seite aus, den Vorgängen auf der Bahn folgte. Ab und zu schlugen die Laute ans Ohr, die sich immer zu wiederholen pflegten als Ausdruck von Spannung, Teilnahme, Ärger, Erstaunen, Mitleid, Erschrecken. Sie achtete nicht darauf und die Bemerkungen ihrer Begleiter in der Loge beantwortete sie nur durch ein Nicken oder Schütteln mit dem Kopfe.

Als das Rennen zu Ende war, ging sie sofort mit den anderen nach dem Sattelplatz, am Totalisator vorbei. Das große „Herbstjagdrennen“ sollte als nächste Nummer gelaufen werden, und wieder waren die Cazaschen Farben vertreten. Graf Selbotten erzählte es, der gekommen war um seiner Frau einmal das Treiben auf dem Sattelplatze zu zeigen.

Sie wanden sich durch das Gedränge am Totalisator, wo Geld ausgezahlt, Wetten abgeschlossen, Nachrichten eingezogen wurden, die Wettmaschinen jedoch sich noch nicht in Gang befanden, denn die Nummern der startenden Pferde waren noch nicht aufgezogen. Die dort herumstehenden Wetter und Bummler, Buchmacher, Kommis, kleinen Kaufleute, mit ihrer auffälligen, gespreizten und doch schäbigen Eleganz, ihren rohen Scherzen, ihrem Schachertreiben, Feilschen, Anbieten, Streiten, berührten Maria da Caza unangenehm. Dort machte man den Damen auch keinen Platz, nur hier und da sprang einer zur Seite, der wußte, daß sie die Gattin des großen Rennmannes war, auf dessen Pferde er schon manchen Kassenschein gewonnen. Und die Mädchen der Halbwelt, die sich dazwischen herumtrieben, einen Tipp zu erfahren, mühsam erworbene Goldstücke setzen zu lassen, ein verstohlenes Wort mit einem Offizier oder Sportsmann zu reden, der auf der Tribüne sie seiner eignen Damen wegen nicht kannte, blieben absichtlich stehen, wo sie waren, um der stolzen, schönen, reichen, chiken Frau zu zeigen, daß hier einer dasselbe galt wie der andere, und sie sich für nichts Schlechteres hielten als jene. Sie glaubten, Geld und Glück unterschiede sie nur von ihnen, wie alle die verheirateten Frauen in den Logen.

„Ich bin immer froh, wenn ich hier vorüber bin!“ sagte die kleine Selbotten. Ihr Mann lächelte und antwortete halb zu seiner Frau, halb zu Maria da Caza gewandt:

„Auf dem Sattelplatz wird's besser! Nicht wahr, gnädige Frau?“

Die Gräfin hing sich an seinen Arm. Maria da Caza hatte nicht darauf gehört. Zerstreut schritt sie nebenher. Sie war



Köln am Rhein. Nach der Originalradierung von Bernhard Mannfeld, im Verlag von Emil Strauß, Bonn.

mit sich selbst unzufrieden, denn sie hatte durch ihre gereizte Bemerkung Staffingk verscheucht. Und ihre unangenehme Stimmung wuchs, als sie auf dem Sattelplatz ihn unter einer Gruppe von Herren und Damen stehen sah, die sie nicht kannte: einige Offiziere aus Potsdam mit ihren Damen. Ein paar Schwestern, schlanke Mädchengestalten, überaus einfach, fast zu einfach gekleidet, eine junge Frau am Arm ihres Mannes, häßlich, ungünstig angezogen, von einer erschreckenden Magerkeit. Alle nichts weniger als elegant und doch besonders, doch vornehm auf den ersten Blick.

Graf Staffingk sprach mit dieser und jener und sie lachten und freuten sich. Sie aber nahm ein bitteres Gefühl so gefangen, daß sie ihre Begleiter fortdrängte. Sie wollte sich gar nicht in seiner Nähe zeigen, damit er nicht etwa auf den Gedanken käme, sie nähere sich ihm.

Und während sie nun dem Satteln und Aufsitzen zusahen, fuhr ihr der Gedanke durch den Sinn, wie sie dazu käme, sich mit Graf Staffingk fortwährend zu beschäftigen. Sie redete sich ein, es läge ihr nur daran ihn als angenehmen Gesellschafter zu haben, und daß sie sich ihn gewinnen wollte, damit die anderen wie jene Prinzessin Löwengaard sähen, daß er sich gerade um sie am meisten bekümmere.

Da kam die Prinzessin mit dem Herzog und der Herzogin von Ortenburg. Ein paar Schritt von ihnen stellten sie sich auf, um die Pferde und Reiter, die bis zum Glockenzeichen auf dem Rasen an der Hand der Stallburschen einen Zirkel angelegt, an sich vorbeigehen zu lassen.

Der Regierungsrat grüßte die Prinzessin, die leicht dankte, während das herzogliche Paar nur herübersah. Sie kannten Lindstedts nicht, und Maria da Caza nicht die Prinzessin Löwengaard. Auf dem Ball hatten sie sich gegenseitig einander nicht genähert. Frau da Caza meinte als Frau dem Mädchen gegenüber dazu keine Veranlassung zu haben. Die Prinzessin fand vielleicht, daß die Gattin des Rennstallbesitzers da Caza den ersten Schritt zu thun hätte.

Mr. Easby und Leutnant von Remer waren wieder für den Cazaschen Stall im Sattel. Als der kleine englische Herrenreiter in seinem schwarzen Dreß nachlässig auf dem geführten braunen Wallach hängend, sich näherte, rief er Maria da Caza schon von weitem auf Englisch etwas zu. Sie verstand nicht und winkte nur freundlich, was er als Antwort annahm.

Der Herzog von Ortenburg, ein norddeutscher blonder Hüne, mit einem Einglase an der Schnur, in langem schwarzen Gehrock und hoher, dicker, verschlungener Cravatte nach der Mode 1830, ein Mann, der den Eindruck machte, als sähe er über alles hinweg, was nicht mindestens einen Meter neunzig hoch sei, rief eben den kleinen Remer an:

„Herr von Remer, das ist?"

„Rhubarbe, Durchlaucht!"

Und als der junge Offizier ein paar Schritte weiter an Maria da Caza vorüberkam, raffte er sich einmal aus seiner Schweigsamkeit auf und entschuldigte sich:

„Ich bin noch nicht an die Loge gekommen, weil ich bis jetzt immer zu thun hatte, gnädige Frau."

Bei den letzten Worten mußte er sich umwenden, denn seine braune Stute Rhubarbe war mit ihrem langausgreifenden lässigen Vollblüterschritt bereits vorüber, und die Pferde wurden schon davongeführt, um auf das Geläuf gelassen zu werden. Als Leutnant von Remer sich an Maria da Caza gewendet, hatten sich die Blicke auf sie gerichtet. Sie fühlte, wie die Herzogin sie durch die Lorgnette betrachtete, und bemerkte, daß Graf Staffingk, der eben neben die große, trotz ihrer vierzig Jahre noch hübsche Dame trat, offenbar nach ihr zu fragen schien.

Maria da Caza nahm Gräfin Selbottens Arm:

„Es ist Zeit, sonst verpassen wir noch den Aufgalopp."

„Der ist dir ja ganz gleich, Maria!" antwortete heiter die kleine Freundin, und jene entgegnete, während sie eilig davongingen:

„Man muß doch auch einmal so thun, als interessiere man sich dafür!"

Das „große Herbstjagdrennen" war das Ereignis des Tages. Vor der Tribüne stand ein mächtiger Silberhumpen in getriebener Arbeit als Ehrenpreis für den siegenden Reiter, und die Menge drängte sich um das Schaustück. Die sieben startenden Pferde kanterten vorüber. Lauter

Offiziere ritten: der rote Husar von vorhin, ein Kürassier, zwei Dragoner und ein sächsischer Ulan, dessen weiße Mütze neben der des Kürassiers leuchtete. Den Beschluß bildete der Cazasche Stall, Mr. Easby auf dem braunen Wallach „Flush" und Leutnant von Remer auf der „Rhubarbe." Ein falscher Start durch Fortbrechen des Cazaschen Wallachs verzögerte den Beginn. Endlich fiel die Flagge des Starters und die Glocke klang. „Flush" hatte sich sofort wieder an die Spitze gemacht, und führte über die Tribünensprünge, obgleich Mr. Easby nach Kräften zu bremsen versuchte. Es ging im Bogen herum und ohne Unfall über den „Karlshorster Sprung." Dort fiel „Flush" zurück, sein Reiter schien ihn in die Hand bekommen zu haben.

Die Sonne, die sich eine Zeitlang versteckt gehalten, strahlte plötzlich hell aus den Wolken, so daß es ein farbenfrisches Bild gab. Man sah die beiden weißen Mützen leuchten und den roten Schimmer des Attila, die blauen Waffenröcke der Dragoner, nur nicht Mr. Easby.

„Eisbein fehlt!" rief ein dicker Berliner vom Aussehen eines Fleischers. Ein paar lachten über die Übersetzung des englischen Namens, doch der Regierungsrat sagte energisch:

„Da ist er ja!"

Bei diesem Rennen war Rittmeister Hendrich in der Loge, und er verkündete erschrocken, weil er auf den Cazaschen Stall gewettet:

„Easby hält an. Donnerwetter nochmal. Hält an. Der Schinder schont ja. Da scheint wahrhaftig ... die ollen Pedale haben mal wieder nachgelassen!"

Und eine Dame in der Nebenloge, die im Tattersall ritt und zu jedem Rennen erschien, doch nicht zum Turf gehörte, erklärte in affektiertem Englisch:

„Broken down!"

„Flush" war wirklich ausgeschieden. Mr. Easby saß sogar ab und führte sein Pferd an der Hand.

Maria da Caza verzog keine Miene. So viel wußte sie, daß „Flush" einer der besten Steepler ihres Mannes war, doch er hatte ja so viele andere, der Schluß der Saison stand vor der Thür und er besaß so viel Geld! So unglaublich viel Geld! Was machte es! Nur um das Rennen that es ihr einen Augenblick leid. Zum erstenmale fast wünschte sie glühend einen Sieg. Dann würde drüben bei Ortenburgs von ihnen gesprochen werden.

Inzwischen hatten sich die sechs anderen schon weit entfernt. Das Feld lag weit auseinander: die Entfernung war bedeutend, denn das „große Herbstjagdrennen" ging über 6000 Meter. Der kleine Remer hielt sich tapfer auf dem dritten Platz, aber die beiden weißen Mützen vor ihm schien er doch nicht mehr erreichen zu können, und es sah bis zur Einlaufhürde aus, als würden sie das Rennen allein unter sich ausmachen. Da flatterte der Fuchs des Kürassiers am letzten Hindernis, sprang schief und verlor dadurch einige Längen. Er hatte den Ulan im Sprunge gestört, der verhalten mußte, um ihn nicht anzureiten. Das kam Leutnant von Remer zu gute: es gelang ihm seine Gegner einzuholen und ihnen sogar ein paar Längen Vorsprung abzugewinnen. Dann entspann sich ein erbitterter Endkampf zwischen den dreien. Die weißen Mützen rückten von Sprung zu Sprung wieder näher, aber „Rhubarbe" hielt sich tapfer und streckte sich, der Aufforderung ihres Reiters folgend, soviel sie konnte.

Das Publikum hatte eine gewaltige Aufregung ergriffen. Alles war von den Plätzen aufgestanden, sogar die Damen hatten sich erhoben. Man rief, schrie, fluchte, lachte, höhnte, feuerte an, stärker denn je zuvor.

„Vorwärts, vorwärts, go on, go on!" schrie man dem zweiten und dritten zu. „Rhubarbe! Remer! Feste! Los! Remer! Druf! Hurra! Bravo! Nicht nachlassen!" dem jungen Offizier, der noch der erste war. Doch immer näher schoben sich die beiden weißen Mützen. Mit jedem Strecken ihrer Pferde gewannen sie etwas an Boden. Der kleine Remer blickte sich nicht nach ihnen um: er ritt auf Tod und Leben, und vier Pferdelängen vor dem Ziel setzte er noch einmal alle Kraft des treibenden Gesäßes ein und schoß mit einem Ruck als erster durchs Ziel, während die anderen im toten Rennen auf dem zweiten Platze endigten.

Ein endloser Jubel erscholl, lautes Bravorufen, Siegesgeheul der Gewinnenden

und ärgerliches Schimpfen derer, denen ihre Wette mißglückt. Der Cazasche Stall hatte das dritte Rennen am Tage „gelandet.“

Maria da Caza stand aufrecht in ihrer Loge, umbraust von der Aufregung, von dem Rufen, Schreien, Toben. Diesmal war sie selbst mit erregt geworden und von der Anspannung der Nerven war ihr eine leichte Blutwelle ins Gesicht geflutet. Jetzt freute sie sich über den Sieg, eine Regung von Stolz auf die Leistungen ihres Mannes im Sport ließ ihr das Herz pochen. Sein unermüdliches Arbeiten, die Kenntnisse, die er sich angeeignet, das Talent das er im Leiten des Stalles, im Rennen und Laufenlassen zeigte, alle die hundert Dinge, die erfüllt werden mußten, um gerade bei einem so großen Rennstall den Erfolg zu zwingen, belohnten sich heute wieder einmal glänzend.

Diesmal blieb man auf der Tribüne, in den Logen, in der Nähe des großen, vorn auf einem Tisch ausgestellten Silberhumpens, um die Ueberreichung des Ehrenpreises an den jungen Sieger zu sehen. Erwartungsvoll harrte die Menge am Platz, bis der kleine Leutnant von Remer kam, wie er eben vom Pferde, von der Wage gestiegen, bestaubt und beschmutzt vom weiten Ritt, mit aufgeschlagenen Waffenrockschößen, ein Gummiband an der Mütze, die Reitpeitsche in der Hand. Als er den Preis in Empfang genommen, rief man dreimal „Bravo“, und der junge Offizier nahm seinen Humpen, den er kaum schleppen konnte, unter den Arm.

Von allen Seiten streckten sich ihm Glückwunschhände entgegen, und man wollte das Prunkstück sich besehen, das er gewonnen. Er ward so umdrängt, daß er sich in die Cazasche Loge flüchten mußte, wohin ihn Herr da Caza geleitete. Strahlend hielt er Maria da Caza seinen Humpen entgegen:

„Mein erster Sieg, gnädige Frau!“

Sie wünschte ihm Glück, während immer noch das Publikum dichtgedrängt die Loge umstand, und er zog ihre Hand an seine Lippen.

Maria da Caza wandte unwillkürlich den Blick zur Loge des Herzogs von Ortenburg. Die Herzogin schaute durch ihre Lorgnette herüber, daneben stand die Gruppe der Potsdamer Offiziere und Damen und hinter ihnen Graf Stassingk, der mit seinen hübschen blauen Augen die schöne Frau ansah, groß und verzehrend, als wollte er sagen:

„Schön bist du, Maria da Caza!“

IV.

Wieder strich Tag um Tag dahin, ohne daß Maria da Caza Graf Stassingk sah. Sie ritt im Tiergarten und traf ihn nicht, dann, als das Wetter schlecht ward und die Wege durchweicht, im Tattersall, wo er ein Pferd stehen hatte — er war nicht da. Wenn sie ausfuhr, spähte sie vergebens nach ihm, im Theater erblickte sie ihn nicht. Er fehlte im Cirkus, zeigte sich nicht in den Ausstellungen und war nicht in der Gesellschaft, wenn die da Caza ausgebeten waren. Ein Wohlthätigkeitsbazar fand im alten Reichstagsgebäude statt — er fehlte.

Und dennoch mußte es nur Zufall sein, daß sie ihn nicht sah, denn sie hörte immer hier und da von ihm erzählen, und Frau von Lindstedt sagte geradezu:

„Warum waren Sie nur nicht im Bazar, gnädige Frau? Es war zu nett!“

„Ich war da.“

„Wann denn?“

„Nachmittags.“

Der Regierungsrat meinte schmunzelnd:

„Ja so! Sie hätten früh kommen sollen. Der Stassingk war wieder mal losgelassen. An allen Tischen hat er herumgestanden, allen Damen was Nettes gesagt, unseren jungen Mädchen die Köpfe verdreht und nicht für — fünfzig Pfennige gekauft. Und beim Bazar ist das doch eigentlich den Damen das Liebste, damit sie recht viel abliefern können. Aber alles schwärmte nachher von ihm. 's ist wirklich ein Hauptkerl!“

Dann kam Herr da Caza einmal in ihr weißes Boudoir:

„Maria, wir haben verschiedene Verpflichtungen. Paßt es dir, wenn wir zu Sonnabend einlüden? Da ist nichts los, soviel ich weiß. Ich dachte an ein Diner von zwanzig bis vierundzwanzig Personen. Vor allem müssen wir Graf Stassingk bitten.“

Sie richtete sich von der Chaiselongue auf, legte ihr Buch beiseite und gähnte. Dann fragte sie:

„Und wen noch?“

„Lindstedts, Selbottens, Hendrich, Vandelow, Boljèn, das wären neun, wir beide elf. Vielleicht Stöckl wegen der Damen, dann müssen wir Easby einladen, denn er geht Sonntag oder Montag nach England zurück. Sind dreizehn. Wen denn noch? Richtig Nyvenström, vierzehn. Baron und Baronin Aspern, sechzehn. Die Charriers, zwanzig .... Na, das sind sie so etwa. Ein paar kommen noch dazu, ein paar sagen ab. Was meinst du?"

„Ich bin sehr einverstanden! Vor allem Graf Stassingk, den hätten wir längst einladen müssen!" sagte sie nun. Er zuckte leise die Achseln, während er schon halb im Gehen war:

„Neulich forderte ich ihn auf im Klub — aber er fuhr den Abend fort. Er ist bis Freitag abend verreist, sagte er. Eben deshalb dachte ich an Sonnabend!"

Maria da Caza beunruhigte es, daß er fort war. Wohin? wollte sie wissen, und doch wieder war es ihr ein Trost, nun bis zum Sonnabend Gewißheit zu haben, daß sie ihn nicht sehen könnte. So war er wenigstens bestimmt nicht bei der Prinzessin. Aber dann fiel ihr wieder ein, daß sie Stassingk doch eigentlich gar nichts anging. Sie lachte sich aus, als sie im nächsten Augenblick wieder an ihn dachte, doch sie gestand sich ein, daß sie etwas zu ihm zog, das ihr bisher fremd gewesen.

Neben ihrem Manne lebte sie nahezu fremd seit Jahren schon, doch sie empfand es nicht sehr. Es genügte ihr zu glänzen, Erfolge zu haben, bewundert und umschwärmt zu werden. Die Stellung, die sie sich durch ihre Schönheit, ihren Liebreiz geschaffen, war ihr ganzer Ehrgeiz gewesen, und sie sich zu erhalten, vielleicht noch zu verbessern, ihr einziges Sinnen.

Nun war Ruhe eingekehrt. Sie ging ihrem gewöhnlichen Lebenslaufe nach: sie schlief bis zehn Uhr, dann kleidete sie sich nach dem Bade an und fuhr in den Tattersall, um dort eine Stunde zu reiten. Ein Begleiter fand sich immer. Nachmittags, nach dem Lunch machte sie Besuche, fuhr spazieren und nach dem Diner ging es ins Theater oder sie waren ausgebeten. Ein ruhiger Tag kam fast nie, und wenn Herr da Caza in den Klub ging, so sagte sie sich irgendwo an oder traf eine Verabredung.

Aber diesen Lebenslauf kannte sie nun aus dem Grunde, und wenn sie es sich recht überlegte, so war er doch eigentlich trostlos, denn am Montag schon wußte sie, was nun die ganze Woche hindurch kommen würde, als ob es ein vorgezeichnetes Programm wäre, das man erfüllen mußte, ob man wollte oder nicht. Einen Zweck hatte es nicht, ein Ziel fehlte.

Und nun gab es plötzlich ein Ziel. Die Herren ihrer Bekanntschaft huldigten ihr alle, und es klang immer lauter oder leiser aus ihren Worten, wie schön sie sei. Daß die Leute, wenn sie ritt und fuhr und ging, wenn sie in Gesellschaft war, im Theater, wo sie sich zeigte, nach ihr fragten, nach ihr sahen — das war ihr schon gewohnt und gleichgültig geworden. Nun aber trat Stassingk in ihren Kreis, der allen Frauen zu gefallen schien, und dem, wie sie sich mit flüchtigem Unbehagen sagte, auch alle Frauen gefielen. Dieser Stassingk, der noch dazu mit der Prinzessin Löwengaard geradezu zusammengenannt wurde. Das war ihr Ziel.

Sie wollte diese Prinzessin schlagen und verdrängen, diese dickliche Prinzessin, die es nicht der Mühe wert hielt, sich ihr zu nähern, die doch Frau gewesen, als jene den ersten Mädchenschritt in die Gesellschaft gethan, die in jenen Kreisen eingeschlossen schien, die sich um die Cazas nicht kümmerten. Und sie wollte die anderen Damen schlagen, die alle ihrer Schönheit doch nicht das Wasser reichten.

Graf Stassingk sollte bei ihnen verkehren wie die anderen, die sich einfach ansagten, wenn es ihnen paßte, wie Rittmeister Hendrich und sie alle, die sich in ihre Loge setzten, mit ihr ritten, die sie begleiteten und umgaben, die einen Platz auf der Cazaschen Coach vorzogen vor einem solchen auf dem Viererzuge des Herzogs von Ortenburg. Graf Stassingk sollte in ihr Lager übergehen.

Zu dem Diner gab sich Maria da Caza besondere Mühe. Sie, die sonst dem Haushofmeister das meiste überließ, ordnete diesmal alles selbst an. Sie wog mit dem Koch genau das Menü ab, daß es etwas Außerordentliches wäre an Auswahl und Zubereitung, und doch bis zu einem gewissen Grade einfach. Das Diner sollte besser sein, als man es irgendwo bekam,

nur nicht zu viel, damit es nicht eine protzige Art gewönne und man sagen könne, es sei keine Kunst, denn mit Geld wäre eben alles zu machen. Dann ließ sie aus dem Gewächshaus hinten an der Villa die schönsten Blattpflanzen und Blumen kommen und durchmusterte die Zimmer, wo etwas anders zu stellen und besser, künstlerischer zu ordnen wäre.

Im Zimmer ihres Mannes fand sie auf einem Seitentischchen, das, bei Lampenbeleuchtung zumal, ziemlich im Schatten stand, eine türkische Decke, die ihr nicht gefiel. Sie dachte daran, daß Graf Stassingk, der doch eben erst aus dem Orient zurückgekehrt, verwöhnt sein würde in seinem Geschmack, und sie ging in die Orientbazare, um dort eine Stickerei zu suchen, wie sie einzig wäre in ihrer Art. Dann erstand sie eine kleine von Künstlerhand entworfene Decke, die ihr Peter Stöckl aus dem Atelier eines Freundes vermittelt hatte, um eine bedeutende Summe.

Herr da Caza war ganz erstaunt über die Veränderung, da seine Frau sich sonst kaum in sein Zimmer verirrte, in dem in prachtvoller Ausstattung von persischen Diwans, Teppichen, orientalischen Waffen und Pferdebildern der verschiedensten Art als einzig Gedrucktes die Sportzeitungen zu finden waren und die letzten Jahrgänge des englischen wie deutschen Rennkalenders.

Maria da Caza suchte eigens eine Toilette aus, die ihrer Schönheit besonders stand: sie verwarf die reichen prachtvollen Kleider, die sie besaß, und zog ein glattes, weiches ausgeschnittenes Gewand an aus vielle-or-Seide mit rubinroten Ärmeln, weit und bauschend nach der Mode des Winters. Nicht ein Schmuckstück legte sie an.

Um acht Uhr war das Diner, und eine Viertelstunde vorher saß sie im Salon in ihrer schmucklosen, stolzen, einfachen Schönheit. Herr da Caza im Frack und weißer Weste, mit einem roten Ordensbändchen im Knopfloch, ging unruhig auf und ab. Ehe die Gesellschaft kam, war er immer so.

Zuerst erschien Rittmeister Hendrich, der als Hausfreund sofort nach dem Toilettenzimmer des Hausherren wieder verschwand, um sich die Hände zu waschen. Er hatte sie sich beim Aussteigen aus der Droschke beschmutzt. Dann kamen Selbottens und der Graf fragte unter großer Fröhlichkeit seine Frau:

„Sollen wir helfen Lichter anstecken?"

Die nächsten, aber erst nach fünf Minuten, waren Lindstedts, mit denen zugleich erschienen Mr. Casby, Leutnant von Remer und Rittmeister von Vandelow, ein kleiner Husar mit mächtigem Schnurrbart, doch stark gelichtetem Haar, endlich der österreichische Attaché Ritter Bolјèn von Boljena.

Der Regierungsrat hatte sofort Maria da Caza bewundert. Er schlug die Hände zusammen, musterte sie noch einmal und rief entzückt:

„Nein, nein, nein, nein, meine verehrteste gnädigste Frau, wie Sie wieder einmal aussehen! Nein, nein und diese Einfachheit! Nein, nein, nein!"

Maria da Caza lachte ihn aus wegen seiner Überschwänglichkeit, und er fing eben eine neue Begeisterungshymne an, als die Charriers eintraten. Die Eltern mit zwei Töchtern, zwei blonden Mädchen, von denen die ältere eine auffallend prächtige Figur besaß, aber unregelmäßige, wenn auch angenehme Züge, die jüngere dagegen klein und unansehnlich war wie ihre Mutter. Dafür hatte sie einen edlen, fast klassischen Kopf, dem sie durch antike Haartracht noch den richtigen Stil verlieh.

Professor Charrier von der Akademie, ein schlanker Mann mit grauem Patriarchenbart, der das Kunststück fertig gebracht, noch in reiferem Alter zu der Malweise der Jungen überzugehen, hatte eben Maria da Caza die Hand geküßt, als die übrigen Gäste: Baron und Baronin Aspern, Bankier Horn mit Frau, Peter Stöckl, Herr von Nyvenström und Graf Stassingk zugleich eintraten.

In dem allgemeinen Begrüßen und Vorstellen hatte die Frau des Hauses nicht Zeit, bei einem einzelnen länger zu verweilen, und sie konnte Graf Stassingk nur die Worte sagen:

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind. Wir haben bisher Unglück mit Ihnen gehabt!"

Er neigte sich auf ihre schlanke schöne Hand:

„Das thut mir aufrichtig leid, gnädige Frau. An mir soll es nicht fehlen. Ich werde kommen, wo und wann Sie befehlen!"

Seine hellen blauen Augen lachten sie freundlich an, die Antwort hatte allgemein-verbindlich geklungen, wie er gegen jede Dame zu sein pflegte, und doch war es ihr, als ob etwas Besonderes darin gelegen, was über die allgemeine Höflichkeit hinausging.

Der Haushofmeister meldete das Diner, und Herr da Caza reichte der alten Baronin Aspern den Arm, dann folgten Professor Charrier mit Gräfin Selbotten, Herr Horn mit Fräulein Charrier II, Herr von Nyvenström mit Frau von Lindstedt, Graf Selbotten mit Frau Charrier, Graf Stassingk mit Frau Horn, der Regierungsrat mit Fräulein Charrier I. und am Schluß, vom alten Baron Aspern geführt: Maria da Caza.

Die übrigen Herren folgten einzeln.

Es ging durch mehrere Zimmer, durch eine Galerie mit Glasdach, in der Gemälde hingen und exotische Pflanzen standen, in den hohen bis zur Decke hinauf in Eiche geschnitzten Speisesaal, der in elektrischem Licht strahlte, in bunten Blumen von den Wänden leuchtend. Die Tafel war mit Orchideen übersät. Eine Schar von Dienern in rotseidenen Escarpins und schwarzen Fräcken mit silbernen Achselschnüren rückte die Stühle.

Maria da Caza hatte Stassingk so gesetzt, daß sie ihn bei Tisch schräg gegenüber sehen konnte, zwischen Frau Horn, einer jungen hübschen Frau, die beim Lachen gern ihre schönen Zähne zeigte, und Rittmeister Heydrich. Als sie sich setzten, trafen sich ihre Blicke. Sie schien zu fragen: „Habe ich recht gethan? Deine Nachbarin ist dir doch hübsch genug!"

Bald entspann sich ein lebhaftes Gespräch. Auf der einen Seite führte wie gewöhnlich der Regierungsrat das Wort. Er lachte, kolportierte seinen Tageswitz, kniff die Augen zu, schielte in den kleinen Ausschnitt der schönen Figur des Fräulein Charrier I und leerte häufig sein Glas. Auf der anderen Seite des Tisches sprach man durcheinander.

Graf Stassingk erzählte mit gedämpfter Stimme etwas der Frau Horn, die noch öfters die Zähne von den Lippen entblößte als sonst, so daß Maria da Caza sich sagte, es müsse amüsant sein, was er redete. Sie freute sich darüber. Er sollte sich unterhalten das erste Mal, da er in ihrem Hause sich befand, und eine Regung von Eifersucht konnte ihr fern bleiben, denn Herr Horn war es dermaßen, daß ein ernstliches Hofmachen bei seiner Frau wenig Aussicht auf Dauer bot.

Während Stassingk sprach, ließ er immer einen Blick zur Frau des Hauses hinübergleiten, die jetzt ruhig dasaß, da ihre beiden Nachbarn sich gerade nach der andern Seite zu unterhielten: der alte Baron Aspern mit Frau von Lindstedt und Professor Charrier mit Gräfin Selbotten.

Maria da Caza suchte etwas zu verstehen, aber sie konnte nur ab und zu ein Wort auffangen, das Frau Horn sprach, während Graf Stassingk zu leise redete. Sie glaubte aus den Brocken, die sie hörte, zu entnehmen, daß von der Riviera die Rede war, und deshalb warf sie über den Tisch etwas hin wie eine Frage, ob Horns diesen Winter nach dem Süden gingen.

„Nein, wir können leider nicht, aber Graf Stassingk will gern nach Bordighera gehen," antwortete die Bankiersfrau. Graf Stassingk fügte hinzu:

„Wenn ich Urlaub kriege!"

Da fühlte Maria da Caza, wie sie erschrak. Er wollte fort? Und dann wäre sie allein gewesen? Und sie fragte gedehnt:

„Sie wollen nach Bordighera?"

„Ich möchte schon."

„Gefällt es Ihnen denn nicht in Berlin?"

„Gewiß, gnädige Frau, mir gefällt es eigentlich überall. Wenigstens hat mir's bisher, wo ich immer war, gefallen!"

Frau Horn warf mit leichter Anspielung ein, weil auch sie von Graf Stassingks plötzlicher Ablösung in Konstantinopel gehört, indem sie die Zähne zeigte und fragend den Kopf hinten überfallen ließ:

„Thut es Ihnen denn aber nie leid fortzugehen? Man hat doch im Laufe der Zeit Freunde gewonnen, von denen einem der Abschied sauer wird?"

Er entgegnete ausweichend:

„Dazu muß man eben länger an einem Orte sein, nicht wahr?"

„Allerdings . . ."

Doch Maria da Caza stimmte nicht bei, sondern antwortete, indem sie den Worten einen Klang gab, als fordere sie endlich Bestimmtheit:

„Es würde Ihnen jetzt nicht ungelegen kommen, fort zu müssen?“

Er zögerte, und da die Bankiersfrau eben von Graf Selbotten angeredet worden war und die ganze Nachbarschaft sich in angeregter Unterhaltung befand, richtete sich Maria da Caza noch mehr auf und beugte ihre schönen Schultern eine Spur über den Tisch, ließ die Augen auf dem jungen Diplomaten ruhen, als dürfe er einer Antwort nicht ausweichen, und fragte:

„Wenn Sie heute abend z. B., wenn Sie nach Hause kommen', eine Ordre vorfänden, die Sie auf einen neuen Posten schickt, irgendwo weit fort, weit ... ganz weit ... würde Ihnen das ungelegen kommen?“

Immer noch zögerte er, dann blickte er sich am Tische schnell um. Alles schien in die eigne Unterhaltung vertieft:

„Ich weiß noch nicht! ...“

Eine plötzliche Gesprächspause trat ein, dann wandte sich Professor Charrier zu Maria da Caza:

„Gnädigste Frau, werden Sie denn diesen Winter nicht ein milderes Klima aufsuchen?“

Und von der anderen Seite fing der alte Baron an, indem er den weißen Kopf fragend schief hielt:

„Wie steht es denn mit Reiseplänen diesmal?“

Sie hatten mit halbem Ohr vorhin etwas von Bordighera gehört und freuten sich, der Mühe enthoben zu sein, für das Gespräch ein eignes Thema zu suchen.

Der Regierungsrat drüben hatte das nicht nötig. Er war unerschöpflich in Einfällen, da nun schon gegen Ende der Tafel der Champagner ihm die Zunge gelöst hatte. Die alte Baronin links überließ er ihrem Schicksal und unterhielt sich nur mit Fräulein Charrier, deren anderer Nachbar, der Ritter Boljén von Boljena, in englischer Sprache mit Mr. Easby über Rennenreiten sprach.

(Fortsetzung folgt.)

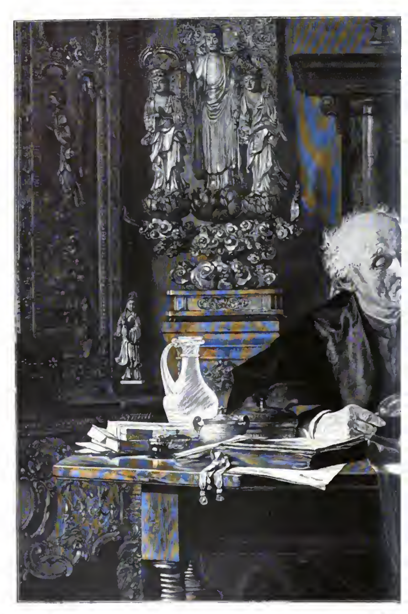


Geleitspruch.

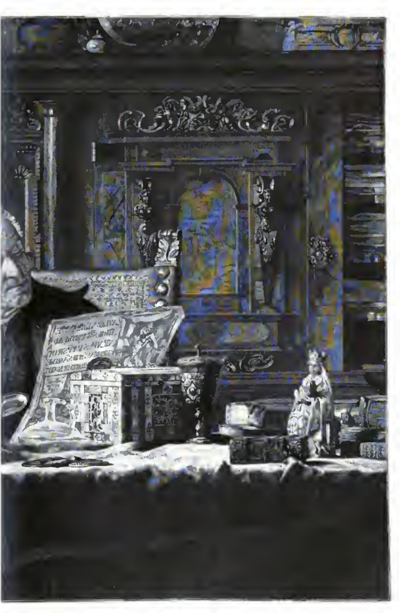
Vom Drachenfels die Grafen, die trugen einen Ring,
Der ihres Bergs ein Körnlein als Edelstein umfing.
Soweit in fremde Länder ein Drachenfelser ritt,
Er nahm in seinem Goldreif ein Stückchen Heimat mit.

Und ob im Völkermeere du fern verschlagen auch,
Auch dich kann wohl behüten der rhein'schen Grafen Brauch:
Ein Stückchen deutschen Frühlings, bewahr's im Busen rein,
So wird mit dir die Heimat allweg verbunden sein.

Ernst Lenbach.



Der Altertumsforscher. Nach



n dem Ölgemälde von A. Holmberg.



Abb. 1. Amor als Lichthalter.

Leuchterweibchen.

Von

Dr. Georg Lehnert.

Mit elf Illustrationen von Ewald Thiel.

In der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts treten jene eigentümlichen Beleuchtungsgeräte auf, welche als Leuchter-, Licht- oder Lüsterweibchen noch heute in unserem Gebrauch sind. Ihre Form ist eine höchst sonderbare: von der Zimmerdecke herab hängt eine buntbemalte weibliche Halbfigur, deren Hüften ein lichtertragendes Hirschgeweih entspringt. Das ist eine Gestaltung, welche scharf von der unserer sonstigen Beleuchtungsgeräte abweicht und nur in der Entstehungsgeschichte der Leuchterweibchen ihre Erklärung findet. Sie sind ein rein deutsches Erzeugnis. Zwar trifft man sie auch in Nord- und Ostfrankreich während des XV. und XVI. Jahrhunderts an, aber immer nur unter deutschem Einfluß; in Deutschland wurden die Lichtweibchen ersonnen und hier allein auch in großem Formenreichtum künstlerisch durchgebildet.

Das deutsche Wohnhaus war im XIV. Jahrhundert noch ein holzgezimmertes Gebäude, am Giebel mit Schnitzwerk oder Geweihen geziert. Die Innenräume wurden durch Kienspäne, Öllampen oder Kerzen erhellt. Die Lampe wurde seltener gebraucht, weil sie unangenehme Dünste entwickelte und mühselige Bedienung erforderte. Auch die sonst viel benutzten Kienspäne und Kienfackeln, welche in einem der Wand eingefügten eisernen Ringe brannten, begannen jetzt vor der Kerze zurückzuweichen. Diese hatte vordem fast nur im Dienste der Kirche gestanden. Erst mit dem Beginn des zweiten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung ging sie allmählich in den weltlichen Gebrauch über, gewann immer mehr Freunde und war im vierzehnten Jahrhundert schon weit verbreitet. Dabei war es nur die einfache Unschlittkerze, aber sie bedeutete für jene Zeit schon einen gewaltigen Fortschritt. Sie konnte im Haushalte aus dem Talg der geschlachteten Tiere



Abb. 2. Drachenleuchter aus dem Germanischen Nationalmuseum. XVI. Jahrhundert.



Abb. 3. Leuchterweibchen aus dem Dürerhause in Nürnberg. Von Georg Leitner geschnitzt.

sprechenden Änderungen dem weltlichen Gebrauch zugeführt, dann aber unter dem Einflusse der zunehmenden Kerzenbenutzung auch neue Gestalten erfunden, nämlich unsere Lichtweibchen. Wer sie ersonnen, weiß man nicht; sie treten plötzlich auf und wir können heute nur noch zeigen, wie die Kirche in ihren Beleuchtungsgeräten den Weg zu den Leuchterweibchen gewiesen hat. Der kirchliche Handleuchter z. B. hatte nicht selten die Gestalt eines lichtertragenden Engels. Der weltliche Gebrauch setzte an Stelle des Engels eine Figur des täglichen Lebens

hergestellt werden, sie brannte längere Zeit und mit weniger Dunst als Öllampe oder Kienspan, war leichter und reinlicher zu handhaben und gab vor allen Dingen helleres Licht. Kein Wunder daher, daß sie schnell Eingang fand und mit ihr auch die erforderlichen Leuchigeräte. Da die Kirche bereits die mannigfaltigsten Formen von Kerzenträgern in Holz und Metall geschaffen hatte, so wurden zunächst diese unter ent-

oder der Sage und gab dieser das Licht in die Hand. Das wagerecht schwebende Balkenkreuz, das in der altchristlichen Kirche von der Decke herabhing und an den Enden der Kreuzstäbe die Lampen oder Lichter trug, war dem Radleuchter gewichen. Seine Grundform war ein freischwebendes, an dreigeteilter Kette hängendes Rad. Die Kerzen saßen ursprünglich dem Radkranze auf; später entwickelte man für sie, zum Teil in Fortsetzung der Speichen, besondere Arme, bildete den Kranz zierlicher und verflocht ihn mit dem Hängewerk, das baldachinartig über der Mitte des Leuchters, also der Nabe des Rades, zusammentrat. In den Baldachin setzte man gern eine holzgeschnitzte Figur, z. B. einen Heiligen oder die Jungfrau Maria mit dem Jesuskindlein. Es kostete wenig Mühe, einen solchen Radleuchter für weltliche Verwendung umzugestalten. Guß und Schmiedewerk blieben dieselben, nur eine andere Figur, etwa der Ritter Georg oder der gehörnte



Abb. 4. Leuchterweibchen. Von Georg Syrlin dem Jüngeren 1509 geschnitzt. Jetzt in Ulm.

Siegfried oder ein deutscher König, kam in das Hängewerk zu stehen, und um den weltlichen Eindruck zu verstärken, gab man der Figur noch einen besonderen Rahmen durch ein der Nabe entspringendes aufrecht stehendes Hirschgeweih. Aus dieser Formenwelt heraus entwickelte sich das Leuchterweibchen, aber zunächst nicht in der uns heute geläufigen Form des zu drei Vierteilen ausgebildeten Radleuchters, vorn die Figur, rechts und links das wagrecht gestellte Geweih, sondern in Anordnungen, der fremden Einflüsse entratende Schaffensfreudigkeit regt sich. Die Erzählungen von kriegerischen Thaten, von Kämpfen mit allerlei wildem Getier, die Schilderungen von uns sagenhaft erscheinenden, damals aber für wirklich lebend gehaltenen, halb menschlichen, halb tierischen Wesen gehen von Mund zu Mund. Man glaubt namentlich an zwei Fabelwesen, an die vielköpfigen, feuerspeienden Drachen und an die fischschwänzigen, wunderschönen Meerweibchen. Die Berichte über diese Wesen haften fest



Abb. 5. Lukretia. Aus dem Rathaussaale in Sterzing in Tirol.

welche dem Geiste jener Zeit entsprachen. Denn in allem Gerät, das Menschen schaffen, spiegelt sich stets das geistige Leben der Entstehungszeit wieder. Darum tritt uns auch in den ältesten Leuchterweibchen der geistige Grundzug des XIV. und XV. Jahrhunderts entgegen. Das deutsche Volk jener Tage steht noch ganz unter dem Einflusse, welchen die Kreuzzüge auf sein Geistesleben ausgeübt haben. Viel Neues hat man kennen gelernt, die Phantasie ist mächtig angefacht worden, eine selbständige, im Gedächtnis und beschäftigen unablässig die Einbildungskraft des Volks. Daher sucht man diese Gestalten auch nachzubilden, fügt sie dem Geräte als figürlichen Schmuck an oder schafft unmittelbar aus ihrem Abbilde ein Gerät. So schnitzt man einen dreiköpfigen Drachen aus Holz, gibt ihm die zackigen Stangen des Renntiers als Flügel, hängt das Ganze so mit Ketten an der Decke auf, daß es aussieht, als fliege der Drache durchs Zimmer, und setzt ihm auf Flügel und Kopf die Lichter (s. Abb. 2).



Abb. 6. Leuchterweibchen, Mann und Frau mit Antilopengehörn.
Aus dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Um 1500.

In ähnlicher Weise gibt man einem holzgeschnitzten Meerweibchen ein Hirsch- oder Elchgeweih als Flügel, einen geschmiedeten Zweig als Lichtträger (s. Abb. 3). Nachdem einmal die Form gefunden war, ließ ihre Weiterbildung nicht lange auf sich warten. Die Geweihe von Damhirsch und Steinbock, die Gehörne fremder Antilopen, ja selbst Walroßschädel mit den langen Hauern wurden zum Aufbau der Lichterweibchen verwendet, die Holzschnitzer schufen eine Menge neuer Gestalten und sehr rasch verwischte sich die den Lichtweibchen ursprünglich zu Grunde liegende Deutung, indem sie unter Fortfall des geschmiedeten Ringes zu den schon erwähnten offenen Radleuchtern wurden. Zuerst verschwanden die Drachen, dann glichen auch bald in den Sirenenleuchtern die Geweihe nicht mehr hochgehobenen Flügeln, sondern wagrecht ausgebreiteten Schwingen oder lang nachschwimmenden Flossenbändern. Dafür übernahmen sie aber die Rolle des Lichtträgers, die bisher den Händen der Meermädchen

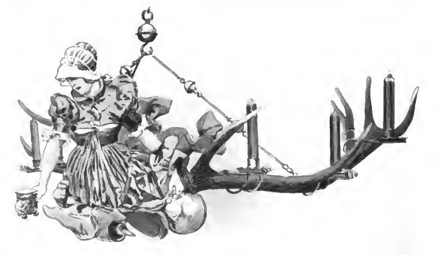


Abb. 7. „Münchener Madl“ Vom Bildhauer Vogel

zugefallen war. Diese Umwandlung war zu Beginn des XVI. Jahrhunderts schon vollendet. Da jene Zeit eine ganz ausgesprochene Vorliebe für Wappen hatte und solche gern an jedem Gerät anbrachte, so lag es nahe, den Meerweibchen einen Wappenschild in die leer gewordenen Hände zu geben, und da schließlich ein Meerweib nicht immer zum Wappen paßte, so verschwand allmählich der Fischschwanz und das Meermädchen wurde zu einer deutschen Frau oder Jungfrau im Gewande der Zeit. In dieser Form gelangten die Leuchterweibchen denn auch zu ihrer weitesten und ganz allgemeinen Verbreitung. Manches trat dem fördernd zur Seite. Zunächst, daß in Deutschland während des XV. und XVI. Jahrhunderts ein ziemlicher Wohlstand herrschte, welcher die Erzeugung von kunstmäßig ausgeführtem Hausrat zur naturgemäßen Folge hatte. Dann, daß die Bildung, welche früher ihren Hauptsitz in den Klöstern und später auf den Ritterburgen gehabt hatte, jetzt in den emporwachsenden Städten ihre Pflege fand und dort zu einer Blüte von Kunst und Kunsthandwerk führte, welche gerade dem Hausgerät zu gute kommen mußte. Weiter, daß die bogigen, zackigen und doch fein geschwungenen Linien der Geweihe sich wie von selbst in die Formenwelt eines Albrecht Dürer und seiner Nachfolger einfügten, und endlich, daß schöne Geweihe von jeher zur Zierat des deutschen Hauses gehört hatten. Wenn der junge Patrizier einer jener großen Handelsstädte Deutschlands von seinen weiten Reisen ein besonders schönes „Gehurn“ mit nach Haus geführt oder der adelige Grundbesitzer in seinem Forste einen besonders stattlichen Hirsch erlegt hatte, so ließ er, wenn das Geweih am Hausgiebel oder an der Zimmerwand keinen Platz finden sollte, vom Holzschnitzer ein wappentragendes Lichtweibchen dazu anfertigen, ja vielleicht dem Bildwerk noch Gestalt und Züge einer geliebten Frau

Abb. 8. Spinnendes Mädchen als Leuchterweibchen.

geben. Berufene Künstler waren für solche Zwecke thätig. Wie schon Albrecht Dürer Entwürfe zu derartigen „Gehurnen“ für seinen Freund Willibald Pirkheimer geliefert hatte, der ein leidenschaftlicher Sammler von schönen Geweihen war, so schnitzten tüchtige Holzbildner, wie der jüngere Syrlin und andere, die Gestalten von Leuchterweibchen, die noch in unseren Tagen durch ihre lebensvolle Auffassung fesselnd wirken (Abb. 4). Gar lang ist die Reihe der entstandenen Formen, vom schmucken Mägdlein im Glanz der Jugend geht sie hinauf bis zur alternden, stillen Frau, von der harfeschlagenden Lebens- und Liebesgenossin bis zur ernsten, sittigen Hausehre; Mann und Frau sehen wir hier, wie sie gemeinsam die eine Kerze halten, ein Engel lugt dort mit hochgehobener Leuchte vom Himmel hernieder: — immer tritt deutsches Empfinden, deutsches Wesen aus den Leuchterweibchen uns entgegen. Selbst da, wo die Kenntnis der antiken Welt sich geltend macht, wie sie durch den Humanismus und die Buchdruckerkunst dem deutschen Volke vermittelt worden war. Selten erscheinen Faun und Nymphe in antiker Nacktheit, viel lieber kleidet man Frau Venus in höfische Gewänder und gibt ihr ein flammendes Herz in die Hand. Im Rathaus zu Sterzing in Tirol hängt noch heute ein zu Anfang des XVI. Jahrhunderts entstandenes Leuchterweibchen, welches Abb. 5 veranschaulicht. Es stellt die keusche Lucretia dar in dem Augenblicke, wo sie, durch Sextus Tarquinius entehrt, sich selbst den Tod gibt (und dadurch, 510 v. Chr., die Vertreibung der Tarquinier und Gründung der römischen Republik herbeiführte). Der unbekannt gebliebene Künstler bildete, ganz im Sinne seiner Zeit, seine Lucretia in der damals herrschenden Tracht ab und gab ihr in die Linke einen Kerzenhalter, dem natürlich unsere Zeit eine elektrische Birne aufsetzte.



Abb. 9. Diana mit Hirsch als Leuchterweibchen.

In mannigfaltigster Ausführung blieben die Leuchterweibchen ein Gerät des deutschen Hauses bis in das XVIII. Jahrhundert hinein. Dann wurden sie langsam von dem Kronleuchter verdrängt. Ganz in Vergessenheit gerieten sie aber erst, als mit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts die Öllampen vervollkommnet und damit die Verwendung von Kerzen beschränkt wurde. Unser Jahrhundert hatte während seiner ersten zwei Drittteile mit Gas und Petroleum so viel neue Aufgaben für seine Beleuchtungsgeräte zu lösen, daß es der Leuchterweibchen sich zu erinnern nicht die Zeit fand. Erst als in den siebziger Jahren unser deutsches Kunstgewerbe einen neuen Aufschwung nahm, da kehrten mit dem Wiederaufleben der deutschen Renaissance auch die Leuchterweibchen in unsere Zimmereinrichtungen zurück. Namentlich in Nürnberg und München entstanden Werkstätten, welche nicht nur die alten Formen mit Geschick nachbildeten, sondern auf ihnen fußend ganz vortreffliche neue schufen. Unsere Abbildungen zeigen nachgebildete Arbeiten von: Nr. 2 Jean Stöttner in Nürnberg, 4 bis 7 und 10 F. Radspieler & Cie., 1, 8 und 9 Heinrich Beer, 11 Georg Kropp, sämtlich in München. Nur 2 und 3 sind Holzschnitzereien, alle anderen sind in ihren figürlichen Teilen über einem die Zapfen der Geweihe aufnehmenden Holzkerne in Stuckmasse geformt und mit Farben, die ein Abwaschen des Geräts gestatten, naturgetreu bemalt. Diese Nachbildung in Masse hat unstreitig viel zu der Wiederaufnahme der Leuchterweibchen beigetragen. Denn heute kann man ein solches mit gutem Geweih schon für 100—150 Mark kaufen, während die holzgeschnitzten oder diejenigen mit ausgesucht „stolzen" Geweihen sich auf 200—400 Mark stellen. Man ist auch neuerdings für ihre Benutzung nicht mehr an die Kerzen gebunden, sondern kann sie unter kleinen technischen Abänderungen ganz vortrefflich für Gas- und elektrisches Licht verwenden. So bilden sie heute einen wohlthuenden Schmuck für Hausflure, Treppenhäuser, Vorsäle, Speisezimmer und Herrenzimmer, und es läßt sich nicht verkennen, daß sie — getreu ihrem deutschen Ursprunge — unseren Räumen etwas Ge-



Abb. 10. Handtuchweibchen.

mütliches, Trauliches geben. Auch für andere Zimmer des Hauses haben die Münchener Werkstätten aus den alten Leuchterweibchen heraus neue Formen entwickelt. Aus der Wand des Damenzimmers reckt der neckische Gott der Liebe die Arme, um der Frau vom Hause ein Licht aufzustecken (Abb. 1), mit lautem Zuruf begrüßt das Handtuchweibchen den Bruder Langschläfer, der blinzelnd nach dem Handtuch tastet (Abb. 10), und was das Schlüsselweibchen auf Abb. 11 sagen will, das werden meine verheirateten Herren Leser ihrer lauschenden Ehehälfte gewiß gern erklären.



Abb. 11 Schlüsselweibchen.

Nestfriede.

(Abdruck verboten.)

Es kann nur wenig taugen —
Unleugbar steht es fest —
Daß ein paar fremde Augen
Hineinsehn in ein Nest.
Das will sich nicht gehören
Und thut einmal nicht gut;
Sie schrecken und sie stören
Die Alten und die Brut.

Es hebt sich ja im Neste
Einmal ein kleiner Streit,
Es gibt nicht immer Feste,
Nicht immer gute Zeit.
Es drängen manchmal Sorgen,
Es fehlt einmal der Mut;
Bleibt das im Nest verborgen,
Wird alles wieder gut.

Drum wem ein Nest beschieden,
In dem es ihm gefällt,
Behüte seinen Frieden
Und wahr' es vor der Welt.
Denn wenig kann es taugen —
Unleugbar steht es fest —
Daß ein paar fremde Augen
Hineinsehn in ein Nest.

J. Trojan.



Monte Carlo.

Novelle

von

Ernst Wichert.

Es war in der Mitte des herrlichsten Oktobers, den ich mich je erlebt zu haben erinnere. An der Riviera hatte die Saison noch nicht begonnen und auch in dem zauberhaften Monte Carlo waren noch an den meisten Häusern und Villen die Jalousien geschlossen. In langen Reihen standen in der Nähe der Anlagen die hübschen Zweispänner mit und ohne weiße Schirmdecken; die Kutscher standen zusammen und plauderten, oder saßen träumend auf dem Bock. Es wirkte auf sie wie ein Ereignis, wenn einmal ein Forestiere vorüberging und die Fuhrwerke zu mustern schien. Dann wendeten sich die Köpfe und nickten die Peitschen. Vielleicht nach Nizza? In Fünfviertelstunden saust das leichte Wägelchen hinüber. Es ist auch dort noch alles tot und still. Die großen Hotels am Boulevard Victor Hugo und an der Promenade des Anglais mit ihren flachen Dächern und geschlossenen Fenstern liegen wie riesengroße weiße Kisten da, die Hunderte von Stühlen des ins Meer vorgebauten Pavillons der Jetée-Promenade stehen unbesetzt und auf dem Boulevard du Midi suchen die wenigen Reisenden, die sich so früh hierher verirren, den Schatten der Häuser. Aber die Fahrt dahin auf der in einer Wellenlinie auf- und abschwebenden Straße, immer hoch über dem blauen Meer mit immer wechselnden Ausblicken über zwei, drei felsige, braune, grüne, mit Villen besetzte Landzungen bis zu der fernen im bläulichen Nebel verschwimmenden Küste ist entzückend, und die Aussicht von dem hohen Schloßberg über die Stadt und die Seeufer rechts und links läßt keine Sehnsucht nach der internationalen Gesellschaft aufkommen, die da unten den lauen Winter zu verbringen pflegt und nach einigen Wochen erst in ihre vornehmen Quartiere einziehen wird.

Auch in dem doch immer unvergleichlichen Monte Carlo rüstet man sich schon langsam zu ihrer Aufnahme. In den Gartenanlagen vor dem Kasino, entlang der Doppelreihe von Palmen, arbeiten die Gärtner mit Säen und Pflanzen. Im November wird dort ein buntfarbiger Blumenflor das Auge entzücken und die Luft von Blütenduft durchzogen sein. Aber im Garten hinter dem Prachtbau mit den beiden hochragenden Türmen konzertiert auch jetzt zweimal täglich die Kapelle für die Einheimischen und Gäste, und in den Sälen sind die Spieltische immer dicht besetzt und umstanden, als ob die Saison keinen Anfang und kein Ende hätte.

Wir wohnten in einem der wenigen,

das ganze Jahr über offenen Hotels, der Wirt sprach deutsch, und die kleine Gesellschaft von Herren und Damen, die sich zum Dejeuner und Diner um die Tafel versammelte, bestand meist aus Deutschen. Ihre Gespräche stellten schon in der ersten Viertelstunde außer Zweifel, daß sie ohne Ausnahme des Spiels wegen, wenn nicht zugereist waren, so doch an diesem paradiesischen Ort verweilten.

Uns gegenüber saßen drei Herren, ein noch recht junger, ein alter mit fast weißem Haar und Bärtchen, und ein mittlerer, den ich nach Kleidung und Haltung für einen ehemaligen Offizier hielt. Den alten nannten wir unter uns den „ollen ehrlichen Seemann;“ er bemühte sich, den Biedermann vorzukehren, der ohne Leidenschaft, und eigentlich nur zum Vergnügen, hin und wieder einmal spiele. Der junge, ein recht widerwärtiger Bursche mit einem unbedeutenden verlebten Gesicht, befand sich fortwährend in nervöser Aufregung, sprach viel und frischte mit Vorliebe die Erfahrungen auf, die er soeben beim Roulette oder Trente et quarante gesammelt hatte. Der mittlere verhielt sich meist schweigend, trank sehr wenig, aß aber mit bestem Appetit. Er blickte meist auf seinen Teller hinab oder spielte mit irgend einem Gegenstand, der auf dem Tisch in seiner Nähe lag; mitunter zog ein Lächeln über sein nicht ausdrucksloses Gesicht oder hoben sich die Augenbrauen ein wenig über der kräftig geformten Nase. Machte er eine Bemerkung, so geschah es leise und im Ton ruhiger Überlegenheit. Er wunderte sich über nichts mehr, so merkwürdige Vorfälle der jüngere Nachbar auch zu berichten hatte, und nickte nur stillvergnügt, wenn der alte Herr auf seiner anderen Seite in seiner launigen Weise ein Geschichtchen zum besten gab. Eine schwarze Dame neben mir versicherte, daß die Langeweile hier jeden notwendig zum Spiel treiben müsse, und daß es auch schon eine angenehme Unterhaltung sei, nur ein paar Stunden lang am grünen Tisch zu sitzen und zuzusehen. Sie beteiligte sich aber recht eifrig bei dem Gespräch der Herren und schien dann doch auch öfters einen Einsatz gewagt zu haben.

Es drehte sich eigentlich alles nur um das Spiel. Man hatte genau aufgepaßt und auch sorgsam aufgezeichnet, welche Zahl an den drei Roulettetischen besonders oft und schnell hintereinander wiedergekehrt war. Die Spieler wurden kritisiert. Der eine hatte zu früh seinen Gewinn zurückgezogen, der andere zu spät die bisherige Glücksnummer besetzt. Ein Croupier war unaufmerksam gewesen und von dem eifrigen jungen Manne auf ein Versehen hingewiesen; es war dies zu Gunsten eines Dritten geschehen, der ihn sonst nichts anging, und es entspann sich daraus ein lebhafter Redekampf mit einem Herrn neben der schwarzen Dame, der den Satz verteidigte, daß man keinen Beruf habe, einzugreifen, wenn man nicht selbst geschädigt werde. Ob man verpflichtet sei zu reden, wenn der Croupier sich zu Gunsten des Spielers versehe? Der junge Herr drüben hielt das für eine Ehrensache, der mittlere nickte lächelnd, und der alte erzählte einige sehr merkwürdige Fälle aus seiner Praxis. Diesmal hatte der Croupier von dem Obercroupier einen sehr scharfen Verweis coram publico erhalten, und man war nun wieder nicht ganz einig darüber, ob seine Schläfrigkeit kurz vor der Ablösung entschuldbar gewesen sei oder nicht.

Dann war viel die Rede von Versicherungen seines Einsatzes, und meine allerdings unvorsichtige Frage nach der Bedeutung dieses technischen Ausdrucks wurde durch eine kurze fast mitleidige Antwort abgethan. Dann hatte der schwarzen Dame ein Herr Ärgernis gegeben, der offenbar den Stuhl nur für einen anderen besetzt hielt, von dem er dann auch eingenommen sei, während sie auch weiter hinter demselben hätte stehen müssen. Der alte ehrliche Seemann beruhigte sie, auf diese Weise machten Leute, die ihr ganzes Vermögen an die Bank verloren hätten, mit stillschweigender Genehmigung der Inhaber ein kleines Geschäft, das sie über Wasser halte. Für so einen gehaltenen Platz würde gewöhnlich ein Zwanzigfrankstück gern geopfert. Und was komme es auch jemand, der in kurzer Zeit Tausende gewinne oder verspiele, auf diese Lumperei an, wenn er sich dadurch die Bequemlichkeit verschaffe, stets seinen Stuhl zu finden?

Was man denn für Chancen habe? O! im allgemeinen erleide jeder eine Einbuße, der sich nicht mit einem schnellen Gewinne zurückziehe. Gewöhnlich gehe

morgen wieder verloren, was heute lukriert sei. Wenn man aber „sehr vernünftig" spiele, meinte die Dame, könne man mit einer kleinen Kasse stundenlang ausreichen. Und der alte Herr erinnerte sich nun, einen so vernünftigen Spieler gekannt zu haben, der jeden Winter in Nizza wohnte, wöchentlich nur einmal nach Monte Carlo hinüberfuhr und regelmäßig zu spielen aufhörte, wenn er eine vorbestimmte kleine Summe verloren hatte, ebenso aber auch, wenn der Gewinn einen gewissen Betrag erreichte, der seine bescheidenen Bedürfnisse für die Woche deckte. Er habe sich auf diese Weise bis kurz vor seinem Lebensende von der Bank ganz anständig unterhalten lassen. Aber so vorsichtig spiele selten einer.

Der junge Mann zuckte die Achseln. Das sei ja auch langweilig und beweise eine wenig noble Gesinnung. So ums tägliche Brot spielen!

Vornehmlich aber wurde über ein paar Damen verhandelt, die mit der Direktion in Streit geraten waren, weil sie behaupteten, ihre ganze Barschaft eingebüßt zu haben, und nun von der Bank eine namhafte Unterstützung verlangten, um im Hotel ihre Rechnung bezahlen und abreisen zu können. Solche Fälle sollten sich häufig ereignen und von der Bank, die jeden Skandal vermeiden wolle, meist glatt erledigt werden. Diesmal weigere man sich zu zahlen, weil man bezweifle, daß die Damen wirklich gespielt, mindestens eine irgend erhebliche Summe verloren hätten. Man betrachtete sie als Hochstaplerinnen, die sich auf Kosten der Bank bereichern wollten. Jedenfalls besaßen sie nichts und hatten schon von der Polizei vorschußweise beköstigt werden müssen. Nun war es ihnen darauf angekommen, Zeugen zu verschaffen, die sie spielen gesehen hätten, und so waren sie denn auch unserem Kleeblatt zugelaufen. Die Herren hatten sich ihrer angenommen, sogar für sie etwas zusammengelegt — weil sie jung und hübsch seien, bemerkte die schwarze Dame a parte — und zu ihren Gunsten wenigstens so viel auszusagen vermocht, daß die Bank sich „anständigerweise" kaum noch länger weigern konnte. Aber die Erwartung, was geschehen werde, regte ihren jüngsten Beschützer doch nicht wenig auf.

Mitunter flüsterte man auch drüben nur ganz leise, oder zischelte einander in die Ohren und kicherte. Aus einzelnen lauter gesprochenen Worten ließ sich entnehmen, daß über bestimmte Personen gesprochen wurde, die sich irgendwie am grünen Tisch auffällig benommen hätten. Es schien, daß der junge Spieler in dem Streit mit dem Croupier für eine Dame eingetreten war, die man nur als „die Gelbe" bezeichnete. „Sie setzt so ganz unsinnig," hieß es, „gibt nicht einmal auf ihren eignen Einsatz acht" — oder: „Ich glaube, sie war schon zu Ende; der unerwartete Gewinn riß sie wieder heraus." „Die Fünfundzwanzig brachte ihr Glück." „Aber heute ging's schon wieder scharf bergab. Sie hält am Schwarz-System." „Eine hübsche Person!" „Na — passiert." „Ach! hören Sie mal —" „Jedenfalls schwer zugänglich." „Haben Sie's versucht — hi, hi, hi?" „Lohnt schwerlich." „Wetten wir —? Gestern war im Hotel de Paris die Wochenrechnung noch unbezahlt." „Hi, hi, hi!"

Die Gesellschaft wurde uns unheimlich. Zum Glück kamen wir nur bei der Tafel mit ihr in Berührung. Zwar besuchten wir auch den Spielsaal, wie jeder neugierige Tourist, langweilten uns dort aber sehr bald und zogen den Aufenthalt in den märchenhaften Anlagen draußen vor. Es ist immer dasselbe Auf und Ab. Die leise Aufforderung des Croupiers — das Aufmarschieren der verschiedenen Einsätze auf allerhand Zahlen und Striche — das Rollen und Einfallen der Augen — das Hin- und Herschieben der Gold- und Silberstücke und der bunten Papierfetzen — der Laienverstand begreift gar nicht, was da eigentlich vorgeht und interessiert sich für diese Schiebungen wenig, deren Grund er nicht einsieht und die er nicht zu beaufsichtigen vermag. Der Croupier ordnet die Gold- und Silberstücke auf dem Tisch vor seinem Platz in Rollen. Ein Weilchen unterhält's wohl, zu beobachten, wie sie sich verkürzen oder erweitern, und mit welcher Geschicklichkeit er eine Handvoll Goldstücke, immer gerade die richtige Zahl, einem entfernter sitzenden Spieler zuwirft, aber man wird rasch müde. Zu spät erfuhr ich, daß man sich für fünfzig Centimes ein Büchelchen kaufen könne, das die Einrichtungen umständlich erkläre und alle Spielregeln mit-

teile; in einer Viertelstunde könne man sich daraus trefflich informieren. Vielleicht hätte ich's auch trotzdem nicht gekauft; der Versuchung, auch einmal mein Glück zu erproben, widerstand ich doch um so leichter.

Am zweiten Abend nach dem Diner wollten wir wieder die Gelegenheit nicht versäumen, bei dem herrlichen Wetter auf der Terrasse über dem schon dunkelnden Meer unter Oleander und Palmen das Konzert der wahrhaft künstlerisch geschulten Kapelle zu genießen. Da wir schon wußten, daß der Zudrang jetzt nicht groß und ein Stuhl immer noch zu finden sei, beeilten wir uns nicht sehr und schlenderten erst noch eine Weile über den Platz vor dem Kasino an den verschwenderisch erleuchteten Kolonnaden mit ihren Restaurants und Läden hin.

Als wir ihn aber durchqueren wollten, um auch die andere Seite näher in Augenschein zu nehmen — ich würde dort einen Cigarrenladen finden, hatte man mir gesagt, dessen ich schon sehr benötigt war — kam uns vom Kasino her eine weibliche Gestalt entgegen. Ich hatte die Dame schon aus der Vorhalle hinaustreten und in augenscheinlich großer Hast die Steinstufen hinabeilen sehen. Ihre Bewegungen waren auffallend unruhig; sie schien zu schwanken. Das lose umgeworfene Mäntelchen glitt bei jedem hastigen Schritt mehr von der Schulter ab, und ein schwarzes Spitzentuch, das wohl den Kopf bedecken sollte, hing offenbar nur noch an der Nadel, mit welcher das Haar aufgesteckt sein mochte. Sie trug eine helle Bluse, vielleicht von gelblicher Farbe, zu einem dunkelen Rock mit kurzer Schleppe, die sie nicht aufgenommen hatte. Die Arme pendelten. Einmal aber, schien mir's, faßten die Hände einander und wurden gegen die Brust gedrückt; dazu legte der Kopf sich zurück, so daß das Kinn hochgehoben war. Als sie uns bemerkte, kehrte sie rasch um, eine Begegnung zu vermeiden, eilte einige Schritte fort, wieder dem Kasino zu, blieb stehen und wendete sich nochmals zurück, offenbar entschlossen, uns vorüberzulassen oder schnell an uns vorbeizugehen.

Ich war ihr nun so nahe, daß ich im Schein der Laternen ihr Gesicht erkennen konnte. Ein noch ziemlich jugendliches und schönes, marmorbleiches Gesicht, dessen Züge aber verzerrt schienen. Ich sah nur flüchtig darauf hin. Als ich aber fast schon vorüber war, kam mir plötzlich eine Erinnerung, die mich stutzig machte. Wider Willen entfuhr meinem Munde der halblaute Ruf: „Frau Angelika —!"

Sie wendete sichtlich erschreckt den Kopf, streckte ihn vor und musterte mich mit einem eindringlichen Blick aus den wilden Augen. Sie schien mich nicht zu erkennen, zog rasch das Spitzentuch bis über die Stirn vor, raffte das Mäntelchen auf, das eben zu fallen drohte, und schickte sich an, ihren Weg fortzusetzen.

Ich trat auf sie zu. „Aber ich irre doch nicht, gnädige Frau —"

„Mein Herr —?"

„Die Tochter meines alten Freundes —"

„Sie sind —?"

Ich nannte mich.

„Ah ja, ja — ganz recht. Entschuldigen Sie . . . Ich war so eilig — so aufgeregt —"

Sie versuchte zu lächeln und reichte mir die Hand, eine eiskalte Hand. Ich bemerkte, daß die Handschuhe im Gürtel steckten. „Wie hätte ich erwarten können, Sie hier in Monte Carlo zu treffen? Nicht wahr, Sie entschuldigen, daß ich nicht sogleich . . . Ihre Frau Gemahlin, Ihr Fräulein Tochter — ja, ja!"

Die übliche Begrüßung fand statt. Frau Angelika schien in ihrer Haltung sicherer zu werden. „Sind Sie schon längere Zeit hier, gnädige Frau?" fragte ich.

„Eine Woche — etwas darüber — ein paar Tage."

„Dürfen wir wissen, wo Sie logieren?"

„Im Hotel de Paris. Aber . . . Ich kann da nicht bleiben."

„Und Ihr Herr Gemahl —?"

„Oh! Ich bin ohne ihn hier."

„Ohne ihn?"

„Ich wollte eigentlich meines Halsleidens wegen in San Remo . . . Aber es ist hier so schön — Nicht wahr? es ist sehr schön. Ich war schon einmal als junges Mädchen hier — mit meinen Eltern — damals, als wir die große Reise machten — und später auch mit meinem Mann . . . dieses Monte Carlo ist wunderschön, man kann's nicht mehr vergessen."

Das bestätigten wir gern. „Aber warum stehen wir hier?" fragte ich, „begleiten Sie uns vielleicht ins Konzert?"

„Ins Konzert?“ wiederholte sie wie erschrocken über meine Zumutung. „Ins Konzert — ganz wie Sie wünschen. Wenn Sie gütigst erlauben, daß ich mich Ihnen anschließe . . . Ich hatte allerdings die Absicht — aber das eilt nicht. Die Kapelle spielt sehr schön — auch klassische Musik. Das Programm ist meist untadelig.“ Sie bemühte sich zu lachen. „Und wie harmlos dieses Vergnügen an dem sonst so verrufen gefährlichen Ort — nicht wahr? Ja, gehen wir dahin.“

Sie zupfte die Handschuhe aus dem Gürtel und beschäftigte sich mit dem Anziehen. Wir setzten uns in Bewegung. „Sie haben herrliches Wetter angetroffen,“ fuhr sie, immer etwas aufgeregt, fort: „es soll manchmal um diese Zeit recht garstig regnen und stürmen. Nicht zu heiß — nur gerade so warm, daß man sich in Italien fühlt — und das muß man doch; sonst ist's trotz aller Palmen und Agaven nichts. Sind Sie sehr von den Moskitos belästigt worden? In San Remo sind sie eine große Plage, aber hier merkt man wenig davon. Oben in La Turbie waren Sie wohl schon? Eine ganz wundervolle Aussicht, nicht wahr? Und so eigenartig. Man sieht wie auf eine Landkarte hinab. Ich war jetzt nicht dort, aber früher. Es ist ein so lächerlich bequemer Aufstieg mit der Bahn! Ja, man macht's den Reisenden in jeder Weise bequem. Und auch wer da oben wohnt, braucht zur Fahrt nach Monte Carlo nicht mehr Zeit, als einer aus Berlin W., der zum Besuch eines Theaters die Pferdebahn benutzt. Nur etwas kostbarer ist sie. Aber ein paar Francs spielen hier für keinen eine Rolle. Und man soll da oben sehr angenehm wohnen.“

Wir bogen um die Ecke des Kasinos. Es stand da einer von den uniformierten Dienern, die wir auch sonst an dieser Stelle bemerkt hatten. „Das ist die gemütliche Spielhöllenpolizei,“ sagte unsere Begleiterin, ihr Mäntelchen über die Schultern hinauf zupfend. „Sie hat nicht viel zu thun, aber —“ Dabei sah sie mit einem, wie mir's vorkam, scheuen Blick seitwärts — „es passiert hier manchmal etwas Verdrießliches — in den dunklen Boskets, nur ein ganz klein wenig abseits von diesem in elektrischem Lichte strahlenden Wege, und es ist immer gut, wenn jemand gleich zur Hand ist, das Ärgernis zu beseitigen. Das geschieht denn auch meist so geräuschlos, daß oft nicht einmal ein vorwitziger Zeitungsschreiber davon erfährt. Wozu auch viel Aufsehens von einer so geringfügigen Sache machen, daß ein Narr weniger auf der Welt ist, der hinter das große Geheimnis gekommen zu sein glaubte, wie man unfehlbar die Bank sprengt? Das System war vortrefflich, aber der Erfinder hatte einen zu kurzen Atem: drei Schritte vor dem Ziele ging er ihm aus oder zehn oder einen, das thut nichts zur Sache, und in gerechter Verzweiflung darüber, der Welt den Beweis schuldig bleiben zu müssen . . . Wer kann dafür? Das muß man so mitnehmen. Dieses Fleckchen Erde ist und bleibt doch entzückend.“

Von dem großen Pavillon her tönte die Musik herüber, sanft und schmeichelnd, Geigen- und Flötentöne. Ich gab mir keine Mühe, das Stück zu erkennen; mich beschäftigte die junge Dame, die ich als Kind gut gekannt, zuletzt bei ihrer Hochzeit gesehen und dann ganz aus dem Gesichtskreis verloren hatte, da ihr Vater, mein alter Studienfreund, bald darauf starb und so die Gelegenheit fehlte, das junge Paar in seinem Hause zu treffen oder nach ihm Erkundigung einzuziehen. Ich fand Angelika in ihrem Wesen sehr verändert. Sie war ein munteres Ding gewesen, als einziges Kind etwas verwöhnt und immer leicht aufgeregt, aber sehr gutmütig und ohne überspannte Neigungen, selten leidenschaftlich etwas begehrend und niemals unglücklich, wenn es versagt werden mußte. In ihrem elterlichen Hause ging es recht bürgerlich zu. An den Sonntagen pflegte sich ein enger Familienkreis zusammenzufinden, der sein Vergnügen an den harmlosesten Kartenspielen fand, bei denen nach halben Pfennigen gerechnet wurde. Wir waren da immer als Gäste willkommen gewesen, und ich hatte das liebenswürdige Geschöpf gut beobachten können. Nun fiel mir der scharfe Ton der sonst so wohlklingenden Stimme und ein ebenso scharfer Zug in dem früher so lieblichen Gesicht auf. Auch war es doch sehr auffallend, die noch immer junge, höchstens dreißigjährige Frau hier ohne ihren Mann zu finden und aus diesem Hause treten zu sehen. Dazu in einer Verfassung, die auf

eine ungewöhnliche Erregung der Nerven schließen lassen mußte. Das beängstigte mich, ohne daß ich mir einen mehr als ganz unbestimmten Grund nennen konnte.

Sie folgte noch weiter demselben unerfreulichen Gedankengange. „Man ist hier so vorsichtig," sagte sie, „oder will wenigstens glauben machen, daß man's ist. Sind Sie schon in den Spielsälen gewesen? Doch sicher. Da werden Sie bemerkt haben, daß man niemand einläßt, der sich nicht vorher im Bureau bei dem Herrn im Frack und weißer Binde legitimiert hat. Man wird in das große Buch eingeschrieben und erhält eine Karte, auf die man eigenhändig seinen Namen setzen muß. Und das jedesmal vor dem Eintritt. Man macht gleichsam Visite und wird eingeladen — die Gesellschaft ist eine gewählte. Und man fühlt sich zugleich überwacht — weiß, daß man nicht spurlos verschwinden kann. Das beruhigt sehr. Nicht wahr?"

Nach einigen Schritten blieb sie plötzlich stehen. „Nein," sagte sie mit dumpfer Stimme, „es geht nicht. Ich kann Sie nicht begleiten — kann jetzt nicht Musik hören. Entschuldigen Sie mich gütigst. Ich war auf dem Wege . . . Nein wirklich! es ist mir unmöglich. Wir treffen uns wohl in den nächsten Tagen. Und wenn nicht . . . Es war mir eine große Freude, Sie wiedergesehen zu haben — nach so langer Zeit — so ganz unverhofft . . . Amüsieren Sie sich. Adieu — adieu!"

Sie schüttelte uns rasch die Hände und wendete sich zurück, eiligst auf die Steintreppe zuschreitend, die nach dem oberen Teil der Anlagen führt. Ich hatte ihr, kaum noch überrascht, ins Gesicht gesehen und es jetzt beängstigend verzerrt gefunden; die Finger an ihrer Hand waren in flatternder Bewegung. Ich gab den Meinigen einen Wink, den Weg nach dem Pavillon fortzusetzen, und folgte ihr.

Oben auf der Treppe bog sie seitwärts ab, offenbar in der Absicht, hinter dem nächsten Boskett den Blicken der wenigen Leute zu entschwinden, die an der Balustrade entlang lustwandelten. Ich erreichte sie bald und rief ihr zu: „Frau Angelika — noch ein Wort!"

Sie schaute mit einer halben Wendung des Kopfes um, ging noch ein paar Schritte weiter und blieb dann stehen, mich zu erwarten. Ich glaubte zu bemerken, daß sie einen Gegenstand, den sie in der Hand hielt, schnell im Kleide zu verstecken bemüht war. „Sie wünschen —?" fragte sie.

Ich trat dicht an sie heran. „Frau Angelika," antwortete ich, „es wäre unverantwortlich, wenn ich Sie so von uns gehen ließe. Sie fühlen sich augenscheinlich sehr unwohl —"

„In der That! aber . . . Nein, bemühen Sie sich nicht. Es geht rasch vorüber. Sie dürfen meinetwegen das Konzert nicht versäumen."

Ich blieb an ihrer Seite. „Das ist kein gewöhnliches Unwohlsein. Wenn Sie sich selbst sehen könnten —"

Sie brach in ein schluchzendes Weinen aus. „So vermehren Sie mir doch nicht die Qual!"

Ich nahm ihren Arm, wie sie mir auch widerstrebte. „Frau Angelika, Ihr verstorbener Vater ist mein lieber Freund gewesen —"

„Ja — ja!"

„Es ist mir eine Herzenspflicht, mich seiner Tochter anzunehmen, wenn —"

„Sie können da nicht helfen — glauben Sie mir!"

„Wohl möglich. Aber ich darf doch erfahren —"

„Es hat keinen Zweck. Lassen Sie mich. Sie verursachen sich nur Unannehmlichkeiten, wenn man Sie in meiner Gesellschaft bemerkt."

„Seien Sie aufrichtig, Angelika — Sie kamen eben aus dem Kasino — Sie haben gespielt."

„Und wenn . . ."

„Sie haben schon in den vorigen Tagen gespielt — sehr leidenschaftlich — meist mit Unglück. Ihre gelbe Bluse . . . Sie sind die Dame, von der man in unserem Hotel an der Tafel sprach."

Sie zuckte zusammen.

„Und heute haben Sie nun alles verloren, was Sie hatten."

„Ja, ja, ja," schluchzte Sie, „alles."

„Ihre Hotelrechnung ist noch nicht bezahlt, es fehlt Ihnen das Geld zur Lösung eines Bahnbillets, Sie können nicht fort."

„Nein, ich kann nicht fort und ich will bei der Bank nicht betteln — und mich an einen fortwerfen, der im Spiel glück

licher war, als ich . . ." Sie schüttelte sich wie im Frostfieber. „Nein, nein! das noch weniger."

„Und was soll nun geschehen?"

„Sie sagen es ja selbst: ich kann nicht fort. Ich habe gestern bereits meine Schmucksachen versetzt — da oben in dem französischen Leihhause. Sie wissen vielleicht nicht, daß man hier im Fürstentum Monaco so tugendhaft ist, keine Pfandhäuser zu dulden — nicht einmal eine Wechselstube. Es soll niemand zum Spiel verleitet werden — ha, ha, ha! aber die Grenze ist ja so nahe — hundert Schritte vom Kasino. Und da drüben kann man zwar auch nicht auf Pfand leihen, aber auf Wiederkauf verkaufen, und das ist dasselbe, nur daß man noch schlechter dabei fährt. Ich hatte gehofft, die Summe würde ausreichen, mich frei zu machen. Aber man zahlte so wenig! Ich hätte doch nicht abreisen können. Und da versuchte ich's lieber noch einmal am Roulette. Es konnte doch ein Glücksumschlag . . . Mitunter kommt das so. Und Vormittag schien's auch kurze Zeit . . . Ich gewann doch nicht genug. Und jetzt am Abend . . . Da bin ich nun am Ende."

„Das heißt —?"

„Fragen Sie nicht."

„Ich muß doch."

„Man handelt in solchem Fall, spricht aber nicht."

„Sie waren auf ihn vorbereitet."

„Das muß man in meiner Lage immer."

„Als ich soeben hinter Ihnen herging und bemerkt wurde, versteckten Sie etwas, das Sie in der Hand hielten. Ich will nicht fürchten —"

„O . . . Sie täuschen sich."

„Nein," antwortete ich sehr bestimmt. „Und ich muß darauf bestehen, daß Sie an mich herausgeben, was Unheil stiften könnte."

Sie suchte ihren Arm freizumachen. „Unheil? Was wissen Sie von mir? Dieses letzte . . . Und auch das sollte schon genügen . . . Ich bitte Sie, lassen Sie mich."

„Sie dürfen nicht vergessen, liebe Angelika, daß auf das letzte, an das sie denken, noch etwas folgte, worauf Sie nicht vorbereitet waren: die zufällige Begegnung mit mir. Das ist ein neuer Umstand, der doch in Rechnung gezogen sein will. Ich glaube wenigstens."

„Ich wüßte nicht . . ."

„Beruhigen Sie sich nur erst ein wenig. Seien Sie ganz fest versichert, gnädige Frau, daß ich Sie jetzt nicht mit sich allein lasse. Nein, wirklich —! geben Sie sich keine Mühe, mich abzuschütteln: ich bin stärker als Sie; davon müssen Sie sich doch überzeugen. Also — wohin darf ich Sie begleiten? Sie ließen vorhin die Bemerkung fallen, in Ihr Hotel wollten oder könnten Sie nicht zurück. Es ist in der That besser, daß Sie die Wohnung wechseln. Es ist zufällig ein Zimmer neben dem unsrigen frei. Darf ich es Ihnen anbieten? Ich meine das ganz wörtlich. Das Zimmer wird zu meiner Verfügung stehen, sobald ich mit dem sehr freundlichen und gefälligen Wirt gesprochen habe, und dann betrachte ich Sie als meine zweite Tochter. Ich bin in früherer Zeit schon öfter mit zwei Töchtern gereist. Es braucht Ihnen auch durchaus nicht peinlich zu sein, diese Einladung anzunehmen. So befreundet ich mit Ihrem Vater war —! Darüber lohnt ja kein Wort zu verlieren. Abgemacht also!"

Sie antwortete nicht, ging aber nun gelassener neben mir her. Sie schien eingesehen zu haben, daß sie sich würde fügen müssen, oder wenigstens im Augenblick erschöpft zu sein. Ich fühlte, daß sie sich auf mich stützte. „Wollen wir erst einmal im Hotel de Paris Weisung geben, daß man Ihre Sachen zu uns herüberschaffe? Sie werden doch etwas zur Nacht brauchen. Erlauben Sie mir, mit dem Hotelier zu sprechen und Ihre Rechnung zu begleichen." Ihr Arm zuckte wieder merklich. „Sie wird ja so groß nicht sein! Was kann denn eine einzelne Dame in einer Woche . . . Ich bin zum Glück so weit mit Reisegeld gut versorgt. Und wenn Sie durchaus meine Schuldnerin bleiben wollen — gut! ich werde mich nicht sperren, mir alles auf Heller und Pfennig vergüten zu lassen, sobald ich künftig einmal mit Ihrem Herrn Gemahl zusammentreffe."

Sie legte den Kopf zurück und stieß einen schmerzlichen Laut aus. „Mein Mann —! Sie wissen nicht . . . Ich bin ohne seine Einwilligung hier. Schlimmer noch . . ."

„Sie teilen mir das später mit," sagte ich beruhigend, da sie wieder heftig zu schluchzen anfing. „Ich kann mir ja vor-

stellen, daß da nicht alles in Ordnung sein wird. Aber es kann doch wieder in Ordnung kommen" — sie schüttelte den Kopf — „es kann! Ich finde es ganz natürlich, daß Sie jetzt recht verzagt sind. Aber wenn Sie die Nacht gut geschlafen haben werden ... ratschlagen wir morgen ganz verständig, was zu thun."

Frau Angelika widersprach nicht mehr und ließ sich von mir führen. Im Hotel de Paris sagte ich, ich hätte die Tochter eines alten Freundes hier angetroffen, die ich für die nur noch kurze Zeit meines Aufenthaltes dauernd in meiner Nähe zu haben wünschte. Die gnädige Frau habe sich deshalb entschlossen, so gut sie hier aufgehoben gewesen sei, in mein Hotel überzusiedeln. Ich bäte um die Rechnung. Der Hotelier verbeugte sich lächelnd. Wenn er vielleicht nicht ganz gläubig war, so hütete er sich doch, seinen Gedanken Worte zu geben. „Herr von Kleffel hat zweimal nach Ihnen gefragt, gnädige Frau," bemerkte er nur. „Ich konnte ihm leider nicht Auskunft geben, da Sie uns weder zum Dejeuner noch zum Diner die Ehre gegeben haben."

„Sie wußten ja auch, daß ich niemand annehme," antwortete Angelika schroff abweisend.

Er verbeugte sich wieder und gab dem Zimmerkellner den Befehl, den Koffer der gnädigen Frau herunterschaffen zu lassen. Angelika begleitete ihn mit dem Mädchen, die Sachen zusammenzupacken. Ich wußte sie also unter Aufsicht. Schon nach fünf Minuten kehrte sie zurück. Ich hatte inzwischen im Bureau abgerechnet. Die Summe, die ich zu zahlen hatte, war nicht bedeutend; Angelika hatte sich also wirklich bescheiden eingerichtet gehabt. Ich nannte das Hotel, in welchem der Koffer schleunigst abgegeben werden sollte, worauf wir wieder auf die Straße hinaustraten.

„Dort logiert, wenn ich mich nicht verhört habe, auch ein Herr von Kleffel," sagte meine Begleiterin sogleich, „der nach mir gefragt haben soll. Sie dürfen sich nichts Unrechtes dabei denken. Ich habe ein paarmal neben ihm am grünen Tisch gesessen, und er war dann dreist genug, mich auf der Straße anzusprechen. Er sah, daß ich große Verluste hatte, und brachte leicht heraus, daß ich mich in bedrängter Lage befand. Er begleitete mich in das französische Leihhaus und wagte mir dann Anträge zu machen, die ich mit Entrüstung zurückwies. Ich weiß jetzt, daß er die Jagd auf das gehetzte Wild noch nicht aufgegeben hatte. Aber so tief ich auch gesunken bin, das ..." Sie weinte wieder.

„Ist's noch ein junger Mann?" fragte ich, an unser Kleeblatt denkend.

„Ja," antwortete sie, „wohl wenig über dreißig — vielleicht nicht einmal so alt. Er scheint damit beschäftigt, eine reiche Erbschaft durchzubringen. Wenigstens sagte er mir —"

„Ich glaube jetzt zu wissen, von wem Sie sprechen," fiel ich ein. „Der junge Mann sitzt mir bei Tisch gegenüber und ist mir wegen des Ausdrucks von Verlebtheit in dem sonst nichtssagenden Gesicht bemerkenswert gewesen. Auch deshalb, weil er gewöhnlich in irgend einer Tasche seines Rockes, Beinkleides oder der Weste ein paar Goldstücke findet, die ihm unbewußt dahin verschlagen sind. Dieser Zug schien mir charakteristisch."

In unserem Hotel regelte ich sofort die Zimmerfrage. Die Meinigen hatten das Konzert bald aufgegeben und waren eben schon gleichfalls nach Hause zurückgekehrt. Ich führte Frau Angelika in unser Logis hinauf und bestellte dorthin den Thee. Wohl mit Recht vermutete ich, daß sie seit dem Frühstück noch nichts zu sich genommen haben würde. Sie war ruhiger geworden, brachte vor dem Spiegel ihre Toilette in Ordnung und ließ sich von unserer Reise erzählen, warf auch mitunter eine Bemerkung ein, die beweisen konnte, daß sie wirklich zuhörte.

Ich hatte nun Zeit, sie genauer zu betrachten. Sie war noch immer sehr schön, aber ganz anders, wie ich sie als Mädchen gekannt hatte. Das damals runde, immer freundliche, lachende Gesicht war lang und schmal geworden; auf den Augenlidern lag eine Müdigkeit, die wohl nicht erst die Aufregung der letzten Tage verursacht hatte, und so ein müder Zug senkte sich auch zu den Mundwinkeln hinab. Die Haut über der Stirn war wie durchscheinend, und man sah an den Schläfen die Adern ticken. Die Wangen erschienen ganz farblos und die Gaumen nur bleich gerötet, die Zähne von einem krankhaft blendenden Glanz.



Erschreckter Bacchant. Nach der Gruppe von Max Heilmaier.

Der sehr liebliche Mund konnte wohl noch lächeln, aber doch nur wie augenblicklich zur Heiterkeit gezwungen, und wenn sie sprach, war's, als ob ihr mitunter die Gedanken ausgingen; sie tastete dann mit ihrer schlanken Hand nach der Stirn und rieb sie mit dem Mittelfinger.

Ihre Aufmerksamkeit auf das gleichgültige Gespräch dauerte denn auch nicht lange. Ich sah, daß sie sich in ihrem Lehnstuhl nur mit einiger Mühe aufrecht hielt und immer häufiger das Kinn auf die Brust sinken ließ, um sich dann wieder von innen her einen Stoß zu geben und plötzlich aufzuschnellen. Die Unterhaltung wurde bald noch weniger lebhaft geführt und zuletzt beteiligte sie sich gar nicht mehr daran. Als wieder eine Pause eingetreten war, schien sie's eine Weile gar nicht zu bemerken. Dann richtete sie sich auf und sah wie verwundert umher. „Es ist ganz vergeblich," sagte sie, „mir's aus dem Kopf zu bringen. Wissen Sie, daß ich fortwährend die Kugel rollen und einfallen höre? Und haben Sie bemerkt, wie beim Trente et Quarante der Bankhalter die kleinen Karten verdeckt in der Hand hält und die Blättchen mit einer Wendung nach außen in die Reihe legt — das sehe ich fortwährend. So ..." Ihre Hand bewegte sich, als ob sie's nachmachte. „Ist es nicht fürchterlich, daß so eine Leidenschaft unsere Nerven ganz zerrütten kann? Ganz zerrütten."

Da stieß sie nun doch die Thür auf, an der wir sie vorüber zu führen vergeblich bemüht gewesen waren, und starrte in das Dunkel, das ihre erregte Phantasie belebte. „Sie sind sehr angegriffen, liebe Angelika," sagte ich, „und sollten lieber sogleich zur Ruhe gehen. Es ist gewiß nicht recht, daß wir Sie hier noch zurückhalten."

„Zur Ruhe!" wiederholte sie, wie mir's schien, in höhnischem Ton. „Zur Ruhe, glauben Sie denn, daß ich schlafen kann? Schon drei Nächte habe ich nicht geschlafen. Wenn ich mit mir allein bin ... Und die Lichter brennen so düster. Ich halt's nicht aus. Was kann man für seine Gedanken? Sie sind nicht bloß im Spielsaal — auch weit in die Ferne schweifen sie zu einem, den ich schwer gekränkt habe. Wenn Sie alles wüßten —!"

„Aber wie konnte eine so unselige Leidenschaft —"

„Ja, wie war's möglich? Dieses letzte! Ich zermartere mein Hirn und kann mich selbst nicht begreifen. Dieses letzte —! Man muß eben alles zusammenfassen, was durch Jahre ... Aber dieses letzte bleibt doch unbegreiflich. Ich will's mit ganz nackten Worten sagen. Erschrecken Sie nur! Bekennen Sie, daß ich Ihr Mitleid nicht verdiene! Weisen Sie mir die Thür! Ich habe, um mir die Mittel zu dieser Reise hierher und zum Spiel zu schaffen — meinen Mann bestohlen."

„Angelika —!"

„Und nicht einmal ihn allein. Ich wußte, daß eine größere Summe ihm anvertraut war — er sollte damit für eine befreundete Dame bei der Zwangsversteigerung eines Grundstücks mitbieten und war sehr ängstlich, sie im Hause zu haben. Ich wußte mir heimlich den Schlüssel zu seinem Geldschrank zu verschaffen und nahm — nein, nicht alles, nur einen Teil — soviel ich meinte, daß er durch eine Anleihe bei guten Bekannten würde ergänzen können. Ich war so rücksichtsvoll — ha, ha, ha! Aber ich irrte vielleicht. Und wenn ich schon stahl, warum stahl ich nicht mehr? Das Ganze hätte vielleicht hier ganz andere Wirkung gehabt. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß man im Spiel muß ausdauern können. Besonders wenn man nach einem bestimmten System ... Und das meinte ich mir ausgeklügelt zu haben. Ich glaube auch jetzt noch daran. Man muß nur standhalten können. Aber meine Mittel erschöpften sich zu schnell — oder ich brauchte sie nicht vorsichtig genug. So verlor ich alles. Aber wenn ich die Bank gesprengt hätte und wäre mit Hunderttausenden nach Hause zurückgekehrt —" ihr leuchteten die Augen — „sind Sie nicht überzeugt, daß mein Mann mir verziehen hätte?"

„Deshalb —?"

„Es ist doch ein Unterschied, ob man mit leeren Händen oder ... Und jedenfalls hoffte ich, ihm vorher schreiben zu können, daß wir nun für unser ganzes Leben gesichert wären. Er ist Anwalt, wie Sie wohl wissen, und muß sich sehr quälen. Die Konkurrenz ist jetzt so groß, und er ist kein Redner, hat auch nicht die Art, von sich sprechen zu machen. Er wäre viel lieber Richter geworden, aber da er

rasch heiraten wollte ... Ja, ich bin sein Unglück, so sehr er mich liebt. Und nun kann ich mich nicht einmal auf den Erfolg berufen! Ein Unterschied ist's doch, so schwach sind die Menschen. In Schulden hab' ich ihn gebracht, und die Angst, sie nicht abstoßen zu können, wird ihn um alle Lebensfreude bringen. Nein! Er kann mir nicht verzeihen. Und ich soll jetzt zurück zu ihm? Unmöglich, unmöglich!"

Sie hatte wohl guten Grund, an ihres Mannes Verzeihung zu zweifeln. Diese junge Frau, die anvertrautes Geld entwendete, um der Leidenschaft des Spiels frönen zu können, war mir so unsympathisch geworden, daß ich schon zu bereuen anfing, mich überhaupt ihrer angenommen zu haben. Selbst die Aufrichtigkeit, mit der sie sich uns preisgab, empörte mich mehr, als daß sie mich versöhnte, sie erschien mir frivol und nicht eine Verirrung des Reuegefühls. Und doch meinte ich die Tochter meines Freundes nicht aufgeben zu dürfen. Merkte sie, daß ich sie aufgab, so verlor sie den letzten Halt. Schon wie sie mich jetzt mit lauernden Augen von unten her ansah, nachdem sie im Stuhl zusammengesunken war —! Sie erwartete aus meinem Munde die Verdammnis. Ich suchte mich zu fassen. „Sie haben sich schwer vergangen, Angelika," sagte ich ernst, „aber Sie sollen deshalb nicht verzweifeln. Ihr Mann liebt Sie. Er wird Ihnen zürnen — und mit Recht. Verwerfen wird er Sie doch nicht, wenn Sie reumütig um Vergebung bitten. Sie müssen sofort zu ihm. Oder wollen Sie ihm erst schreiben? Ich selbst könnte ihn vorbereiten, wenn Sie's wünschen. Es ist in solchem Fall immer besser, wenn erst ein Dritter — ein Freund ... Sie schütteln den Kopf. Aber was soll geschehen?"

Angelika reichte mir schüchtern die jetzt fieberheiße Hand. „Ich weiß es nicht," murmelte sie, „ich kann gar nicht bis morgen denken — es dreht sich mir alles ... Aber Sie meinen es gut mit mir, das erkenne ich an. Auch nach dieser trostlosen Eröffnung ... Ich durfte Sie nicht hintergehen, mußte Ihnen gleich das Schlimmste sagen. Ich hoffte — ja, ich hoffte, Sie würden mich dann verloren geben. Ich habe jetzt keine Macht mehr über mich. Bestimmen Sie! Ich füge mich."

„Konnte Ihr Mann vermuten," fragte ich, „daß Sie hierher —"

„Ja, ja!" fiel sie ein. „Es ist ja nicht das erste Mal ..." Sie wühlte ihr Haar auf. „O, mein Gott, wenn ich bedenke, wie das angefangen hat —! Es ist zu lächerlich." Sie stützte den Ellenbogen auf das Knie und biß ihre Fingerspitzen. „Warten Sie einmal — ich will meine Gedanken zusammennehmen, Ihnen das zu erzählen. Ja, ich bin's Ihnen schuldig — auch das. Anfang und Ende. Das Ende wissen Sie; aber wie's angefangen hat ... Gut! Hören Sie. Ich bring's vielleicht notdürftig zusammen."

Sie legte den Kopf an die Lehne des Stuhls und saß eine kleine Weile mit geschlossenen Augen da. Ihr Gesicht nahm nach und nach einen friedlicheren Ausdruck an; mir schien's, daß ein Lächeln über ihre Wangen glitt. Dann begann sie: „In meinem elterlichen Hause, das wissen Sie ja, galt Kartenspielen als Zeitvergeudung. Mein Vater war so vielbeschäftigt, daß er jede freie Stunde nützlicher meinte verwerten zu müssen. Er versicherte auch, sich gar nicht zu der Aufmerksamkeit zwingen zu können, die das Spiel erfordere, wenn es ein Vergnügen werden solle, und wollte, wie er sich ausdrückte, mit seinem Unverstand niemand ärgern. An den Sonntagen nur, wenn die Familie zusammenkam und alte Freunde sich einfanden, pflegten wir uns nach dem Abendessen um den Tisch zu setzen und gemeinsam etwas zu betreiben. Dazu war dann auch das Kartenspiel willkommen, aber es durfte kein Kopfzerbrechen beanspruchen, und so wurden die Spiele gewählt, bei denen mehr oder minder der Zufall zu entscheiden hat, ob gewonnen oder verloren wird. Harmlos waren sie trotzdem, weil ein kleiner Einsatz nicht überschritten werden durfte. Es mußte einer schon viel Glück oder Unglück haben, wenn von einem irgend nennenswerten Gewinn oder Verlust die Rede sein konnte.

„Nun hatte ich aber merkwürdigerweise *fast immer Glück* und vermehrte durch die gewonnenen Groschen mein kleines Taschengeld — ich, der einzige Mitspieler, dem auch ein paar Groschen Bedeutung haben konnten. Es verstand sich bald von selbst, daß ich Glück haben mußte. Die Angelika hat immer Glück, hieß es ganz

allgemein, und es war große Verwunderung, wenn es mir einmal weniger hold schien. Ich bildete mir's selbst ein, glaubte zuletzt fest daran. Ich hatte die Empfindung, krank oder wenigstens schlecht disponiert zu sein, sobald mein Glücksstern sich trübte. Dabei war ich doch gar nicht mit Leidenschaft beim Spiel — nein, gewiß nicht! Ich erinnere mich ganz genau, daß ich lieber in meinem Stübchen geblieben und ein interessantes Buch gelesen hätte, was jedoch nicht erlaubt wurde. Und aus dem Gelde machte ich mir nun schon gar nichts; ich hatte auch sonst so viel, als ich für meine kleinen Bedürfnisse brauchte, und mußte mich oft genug schelten lassen, daß ich mein Geldtäschchen schlecht verwahrte und nie wüßte, was darin sei. Ich darf aufrichtig versichern, daß ich auch heute noch . . . Aber das ist gleichgültig.

„Dann war ich siebzehn Jahre alt geworden. Die früher nicht glänzenden Verhältnisse meines guten Vaters hatten sich so weit gebessert, daß er daran denken konnte, sich auch einmal eine Reise zu gönnen. Es sollte nun gleich eine Reise über die Alpen sein. Er wollte sich einen Genuß schaffen, dessen Erinnerung für den ganzen Rest des Lebens ausdauern könnte, und der wäre bei seiner Kränklichkeit vielleicht zu einer Wiederholung auch zu kurz bemessen. Daß die Mutter ihn begleitete, verstand sich von selbst. Zu meiner unaussprechlichen Freude wurde eines Tages aber auch mir angekündigt, daß ich mitgenommen werden sollte. Italien sehen! Mein junges Herz jubelte.

„Auf dieser Reise besuchten wir zuletzt auch die wunderherrliche Riviera. Monte Carlo entzückte mich am meisten. Hier schien alles Wirklichkeit geworden, was die ausschweifendste Phantasie sich von dem Zauberlande im Süden träumen lassen konnte. Um nichts ungesehen zu lassen, verschaffte mein Vater sich auch Eintritt ins Kasino. Ich betrat den Spielsaal ohne jede andere Empfindung, als die der Neugier. Eine Weile schaute ich dem Spiel zu, ohne mir auch nur ernstliche Mühe zu geben, hinter den Mechanismus zu kommen. Ich hatte nur den Gedanken: wie können alle diese Menschen hier stundenlang im geschlossenen Raum zusammensitzen, statt draußen am Meer zu lustwandeln? Dann freilich fesselte meine Aufmerksamkeit eine Dame mit stechenden grauen Augen und einem kleinen Bärtchen auf der Oberlippe. Sie saß sonst unbeweglich, nur daß sie mit der rechten Hand die kleine Krücke über das grüne Tuch gleiten ließ, um wieder und wieder eine Anzahl Gold- und Silberstücke an sich heranzuziehen, worauf sie die Stücke in Rollen aufstapelte. Offenbar gewann sie fast ununterbrochen. Ich gab nun acht darauf, wie sie setzte, den Einsatz stehen ließ oder zurückzog, und kam auf diese Weise bald hinter die richtigsten Spielregeln. Das machte mir Spaß.

„Da hörte ich, wie die Mutter dem Vater zuflüsterte: ‚Willst du denn nicht auch einmal ein Fünffrancsstück daran wagen?‘ Mein Vater schüttelte den Kopf. ‚Es wäre doch nur fortgeworfen — ich bin ein Pechvogel. Aber Angelika könnte . . .‘ Ich horchte auf. ‚Ja,‘ sagte meine Mutter lächelnd, ‚die gewinnt immer im Spiel.‘ Ich wandte mich zur Seite. ‚Erlaubt ihr?‘ Wir traten ein wenig zurück, um nicht zu stören. ‚Ein Fünffrancsstück mag meinetwegen dem Moloch in den breiten Rachen geworfen werden,‘ sagte mein Vater, ‚damit Angelika doch zu Hause erzählen kann, auch in Monte Carlo gespielt zu haben. Aber machen wir's gleich im voraus fest ab. Geht es verloren, so wird ihm kein zweites nachgeschickt; der Scherz soll uns nicht teuer werden.‘ Er wandte sich zu mir und zog sein Portemonnaie. ‚Da hast du das Versuchsstück!‘ Ich lehnte es ab. ‚Nein,‘ sagte ich, ‚damit kann ich nicht gewinnen. Ich muß mit meinem eignen Gelde spielen, wie zu Hause. Hoffentlich besitze ich noch so viel. Aber einwechseln kannst du mir's, da ich nur die Papierfetzen habe. Richtig, da sind gerade noch fünf Francs. Wenn ich aber gewinne, kann ich doch weiter spielen?‘ ‚Natürlich,‘ meinte die Mutter.

„So geschah's denn auch. Ich wechselte das Silberstück ein, trat an den Tisch, sah noch eine Weile dem Spiel der fremden Dame zu und machte dann über ihre Schulter hinweg meinen Einsatz, indem ich absichtlich eine Farbe belegte, die sie bis dahin vermieden hatte. Die Kugel rollte, fiel ein — ich hatte gewonnen. Ich ließ die zehn Francs stehen und gewann wieder. Dann die zwanzig Francs ebenso. Was soll ich Sie mit den Einzelheiten langweilen?

Kurz, das Glück blieb mir fast unausgesetzt treu, während es die Dame, hinter der ich stand, jetzt plötzlich verließ. Selten hatte der Croupier sich ein paar Goldstücke zu. Je waghalsiger ich spielte, um so sicherer schien ich des Gewinnes zu sein. Man machte mir am Tisch Platz. Bald lag Gold und Silber in Haufen um mich her.

„Ich weiß nicht, wie lange das so fortgegangen wäre, wenn mein Vater nicht Halt geboten hätte. ‚Es ist genug,' zischelte er mir ängstlich zu. ‚Aber warum? ich gewinne ja fortwährend. Bis ich verliere. ja?' — ‚Gut,' sagte er; ‚aber so wie ein Einsatz verloren geht, stehst du auf und spielst nicht weiter. Ist das ein Wort?' Ich nickte. Noch zwei oder dreimal hielt ich die gleiche Nummer mit Glück besetzt. Ich forderte es förmlich heraus. Dann setzte ich wieder nur fünf Francs. Der Croupier zog sie ein. Ich stand auf und bat meinen Vater, den Gewinn vom Tisch zu nehmen. Als wir später nachzählten, hatte ich mehr als dreitausend Francs aus der Bank herausgeholt. In einer kleinen halben Stunde!

„Und das, sehen Sie, war mein Unglück. Nicht daß ich damals den Versuch gemacht oder auch nur den Wunsch gehegt hätte, mich noch einmal an den Spieltisch zu setzen. Ich war über meinen ganz unerwartet großen Gewinn vergnügt wie ein Kind, das ich ja damals auch war. Am liebsten hätte ich mit den reizenden Goldstücken wie mit Rechenpfennigen gespielt, und sie bedeuteten mir auch nicht mehr. Aber es war nun doch über jeden Zweifel hinaus bestätigt, daß ich im Hazard Glück habe, und das merkte ich mir wie etwas sehr Vergnügliches. Mein Vater war über meinen Gewinn wenig erfreut. Er schien mir geradezu verstimmt. Wir hätten die Thorheit doch nicht begehen sollen, meinte er. Dann beschäftigten seine Gedanken sich damit, was mit dem Sündengelde anzufangen sei. Endlich sagte er: ‚Ich will's für dich verwahren, bis du's vielleicht einmal zu einer schönen Hochzeitsreise brauchen kannst.' Damit war ich ganz einverstanden. Ich hatte bis dahin kaum schon daran gedacht, daß ich mich auch einmal verloben und verheiraten könnte. Nun schien das nur noch eine Frage der Zeit zu sein, da ich ja schon das Geld zur Hochzeitsreise hatte. Ich fragte nur, wie weit wir damit kommen könnten. Ob auch nach Rom und Neapel, wohin wir zu meinem großen Kummer diesmal nicht gegangen waren? Es könnte wohl auch sogar für Sicilien reichen, war die vielverheißende Antwort.

„Und dann verlobte ich mich wirklich im folgenden Jahr, und noch eins weiter wurde die Hochzeit gefeiert, bei der Sie ja selbst den Toast auf das junge Paar ausbrachten. Von dem Spielgewinn war inzwischen gar nicht die Rede gewesen: mein Vater hatte offenbar gewünscht, ihn mir nach Möglichkeit aus dem Gedächtnis zu bringen, und das war ihm leicht geglückt, da ja mein junges Herz jetzt an ganz anderen Lebensgütern hing. Erst kurz vor der Hochzeit erinnerte er an den Schatz in seinem Gewahrsam, und nun erfuhr auch mein Bräutigam von jenem Vorfall in Monte Carlo. Er stimmte freudig zu, daß so gewonnenes Geld nicht ernst behandelt, sondern für ein Vergnügen im großen Stil verpufft werden müßte.

„Wir hielten uns ein paar köstliche Flitterwochen in dem gegenüber Bellagio herrlich gelegenen Tremezzo am Comersee auf, gondelten die halben Tage lang ohne Ruderer auf dem blauen Wasser und beschlossen, sodann gleich über Genua und Pisa nach Rom und Neapel zu gehen, Florenz und Venedig auf dem Rückwege mitzunehmen. An die Riviera di Ponente war gar nicht gedacht worden. Als wir dann aber in Genua hoch oben auf der Bastion der Villette di Negro standen und gen Westen über die stolze Stadt hinweg die Meeresküste von der untergehenden Sonne purpurn beleuchtet und wie einen bläulichen Hauch im Goldgelb des Himmels verschwinden sahen, faßte mich plötzlich eine unbezwingliche Sehnsucht nach den Zaubergärten von San Remo und Monte Carlo. Wie eine Fata Morgana tauchte mir der Spielpalast mit seinen zierlichen Türmen aus dem Palmengrün hervor und jenseits der Bucht der steil aus der Meerflut aufragende dunkle Fels von Monaco mit Stadt, Schloß und Festung darauf; alles nur wie ein Schattenriß. ‚Ich muß dahin!' rief ich, den Arm ausstreckend. ‚Wohin?' fragte mein Mann verwundert. ‚Dort hinter dem letzten blauen Vorsprung liegt's,'

antwortete ich; ‚du kannst es nicht sehen, aber ich — ! —‘ ‚Ich denke, wir fahren morgen nach Rom,‘ sagte er. Ich schüttelte mit einer heftigen Gebärde den Kopf. ‚Nein, dorthin — dorthin! So schön kann's nirgendwo sein.‘

„Er fügte sich natürlich den Wünschen seiner jungen Frau. Hier in Monte Carlo blieben wir einige Tage. Mein Mann hatte eigentlich nur eine Wagenfahrt von Mentone nach Nizza und zurück geplant. Aber gerade weil es mir schien, daß er Monte Carlo umgehen wolle, bestand ich darauf, daß der Rückweg über diesen Ort genommen und der Wagen hier entlassen würde. Wir besuchten den Spielsaal. ‚Soll ich wieder einmal fünf Francs setzen?‘ fragte ich. ‚Thu's nicht,‘ bat er ungewöhnlich ernst. ‚Warum nicht? du weißt, ich gewinne immer. Es wäre doch zu hübsch, wenn wir einen großen Sack voll Geld mit nach Hause brächten. Kannst du's nicht brauchen?‘ Er legte seinen Arm in den meinen und war bemüht, mich vom Roulette fortzuziehen. ‚Ich hoffe, wir werden auch so genug haben,‘ antwortete er. — ‚Sei kein Pedant!‘ schalt ich. — ‚Ei, ei! Glück in der Liebe . . .‘ warnte er. Der beabsichtigte scherzhafte Ton gelang nicht recht. ‚Laß uns einmal zusehen, ob das Sprichwort die Wahrheit sagt,‘ meinte ich; ‚zwanzig Francs sollen uns für die Bestätigung kein zu schwerer Verlust sein.‘

„Ich setzte mich wieder auf denselben Platz, den ich vor zwei Jahren eingenommen hatte. Ich spielte und verlor fünf Francs und zehn und zwanzig und hundert und tausend. Es bemächtigte sich meiner eine leidenschaftliche Wut. Ich wollte mit Gewalt einen Glücksumschlag erzwingen, blieb taub gegen die Vorstellungen meines Mannes. ‚Du liebst mich nicht,‘ rief ich ihm entgegen, ‚wenn du mich hindern willst meinen Verlust wieder auszugleichen!‘ Ich spielte weiter und verlor unsere ganze Reisekasse.

„Wir mußten nach Hause telegraphieren und um das erforderliche Geld zur Rückfahrt bitten. An Sicilien war nicht mehr zu denken, nicht einmal an Rom und Neapel. Ich war tief beschämt, verärgert, erbost gegen das Schicksal. Mein Mann gab sich die Miene, den Fall leicht zu nehmen. Wie gewonnen, so zerronnen, tröstete er. Was nun weiter? Wir sind ein paar Wochen früher in unserm heimischen Nest. Er besserte damit nicht meine Stimmung. Fortwährend irrten meine Gedanken nur um die Frage: wie kannst du dich wieder herstellen?

„Denn das war's: ich fühlte mich wie erniedrigt, wie gänzlich entkräftet. Einem Zauberer muß so zu Mute sein, dem plötzlich sein Zauberstab den Dienst versagt. Ich hatte ja im Spiel immer Glück gehabt; und nun auf einmal sollte es mich verlassen haben? Doch nicht auf immer! Unmöglich. Ich dachte fortan nur noch an das eine, wie ich mir wieder beweisen könnte, des Glückes Schoßkind zu sein.

„Es war eine Krankheit, und ich wurde mir ihrer verderblichen Wirkungen völlig bewußt. Aber was ließ sich dagegen thun? Wie sollte ich mir diesen Gedanken aus dem Kopf bringen, der mich Tag und Nacht verfolgte? Ich sagte niemand etwas davon, auch meinem Mann nicht. Ich bedauerte ihn aufrichtig, daß ich nicht mit ganzem Herzen bei ihm sein konnte, und kam doch auch in seinen Armen von jenem Gedanken nicht los. Heimlich machte ich von meinem Wirtschafts- und Garderobengeld Abzüge und spielte in allerhand Lotterien. Erst mit kleineren Einsätzen, dann mit größeren, erst in einheimischen, dann auch in fremden, die bessere Chancen zu bieten schienen. Eigentlich nur die Größe des Hauptgewinns lockte mich. Einer mußte doch die Glücksnummer treffen! Warum sollte ich der nicht sein? Ich wartete nun mit steigender Aufregung von einer Ziehung auf die andere — endlich auf die Hauptziehung. Mir die Gewinnlisten zu verschaffen, mit zitterndem Finger die langen Zahlenreihen abzusuchen, wurde mir zu einem brennenden Verlangen. Ich brachte von Zeit zu Zeit ungefähr den Verlust ein, aber das befriedigte mich wenig. Zuletzt . . .

„Jahre waren über diesen vergeblichen Bemühungen vergangen. Da zeigte sich's doch, daß ich noch das Glückskind war, für das ich mich einmal hatte halten dürfen. Ich gewann in der sächsischen Lotterie fünfzigtausend Mark.

„Wir hätten der Sorge für die Zukunft überhoben sein können. Unsere Ehe war bis dahin kinderlos geblieben und die Clientel meines Mannes wuchs jährlich.

Er verzieh mir die Heimlichkeit, aber ich merkte doch, wie sehr ich mich ihm entfremdet hatte. Ich wünschte nun, das Versäumte nachzuholen und gab mich mit leidenschaftlichem Eifer den Pflichten einer liebenden Gattin hin. Es schien mir, daß er mein Entgegenkommen' nicht warm genug erwiderte, das erkältete nun auch mich. Es kränkte mich, daß er das Geld nicht einmal in seine Verwaltung nehmen wollte. Als ob ich danach verlangt hätte! Er konnte mein Denken und Empfinden nicht ausfüllen. Und in die Lücke sprang wieder der Dämon, jetzt in anderer Gestalt.

„In unserem Hause verkehrte ein Freund meines Mannes, der Buchhalter in einem großen Bankgeschäft war. Da Arthur oft nach dem Abendessen arbeiten mußte, blieben wir bei seinen Besuchen viel miteinander allein. Ich glaube, er verliebte sich in mich und hätte sich kein Gewissen daraus gemacht, den Freund zu hintergehen, wenn ich nachgiebiger gewesen wäre. Aber mich wandelte solche Schwäche nicht an; ich dachte nur darauf, ihn mir dienstbar zu machen, und bestimmte ihn leicht, für mich mit meinem Gelde an der Börse zu spielen. Wir hatten nun immer reichlichen Stoff zur Unterhaltung, und es reizte mich, mit ihm den Kurszettel durchzugehen, Aufträge zum Kauf und Verkauf von Papieren zu geben, Dividenden zu veranschlagen und Differenzen zu berechnen. Die Aufregung that meinen Nerven wohl, die schon längst krankhaft überreizt waren. Es wurde mir eine Lieblingsbeschäftigung, morgens, wenn die Zeitungen kamen, die Kurse zu studieren. Nach nicht langer Zeit hatte ich mich in so viele gewagte Unternehmungen eingelassen, daß ich die Übersicht verlor und mich ganz in die Hand des Freundes geben mußte. Wir handelten mit Russen, Rumänen, Griechen, Portugiesen, kauften Getreide auf Lieferungstermine, beliehen Wechsel — ich weiß nicht, welcher Wahnsinn mich trieb, auf der abschüssigen Bahn tiefer und tiefer zu gleiten.

„Eines Tages gestand mir mein Kompagnon, daß er sich wahrscheinlich verspekuliert hätte. In zwei Monaten müßte für ein gewagtes Geschäft Deckung besorgt sein, und unsere Mittel reichten, wie sich schon jetzt übersehen lasse, bei weitem nicht zu. Ich solle also Rat schaffen. Das quälte mich nun Tag und Nacht. Ich schützte nicht nur Krankheit vor, als ich Arthur eröffnete, daß ich in ein Bad müßte. Er konnte mich in dieser Zeit nicht begleiten, und das war mir lieb. Ich ging zur Nervenstärkung nach St. Moritz, das eigentliche Ziel meiner Reise war also wieder Monte Carlo. Ich meinte, schnell dorthin reisen und nach kurzem Aufenthalt zurückkehren zu können, ohne daß mein Mann auch nur davon erführe. Nur am Roulette durfte ich hoffen den Fehlbetrag unserer Spekulation rasch zu ergänzen. Und ich hatte doch Glück im Spiel gehabt, konnte es wieder haben — mußte!

„Ich spielte, gewann anfangs in der That beständig, verlor dann ebenso beständig und mußte endlich abbrechen, um wenigstens noch einen Teil der Errungenschaft zu retten. Die Summe, die ich nach Hause zurückbrachte, reichte leider nicht aus, an der Börse reinen Tisch zu machen. Der Freund, dem bange wurde, eröffnete sich meinem Manne. Es folgte eine Scene, die ich nicht beschreiben will. Ich fürchtete, Arthur würde sich das Leben nehmen. Liebe und Edelmut siegten. Nachdem ich alles hingegeben hatte, was mir noch gehörte, übernahm er meine Restschulden, die auch nach sorgfältigster Berechnung für seine bescheidenen Verhältnisse noch immer hoch genug waren, aber bei angestrengter Arbeit vielleicht in einigen Jahren abgestoßen werden konnten, und verpflichtete mich nur durch ein feierliches Versprechen, nie wieder das untreue Glück zu versuchen. Dem Freunde wies er die Thür.

„Sie sehen, ich bemäntele nichts — ich schildere Ihnen meinen Unfall ganz der Wahrheit gemäß. Ich verlange nur, daß Sie mir glauben, es sei wirklich keine Stufe übersprungen und der eine Schritt habe immer so den nächsten bedingt. Es war nur noch einer zu thun — dieser letzte, und zu meiner Ehre darf ich versichern: es dauerte lange, bis ich mich zu ihm entschloß. Dann freilich . . .

„Ich hielt mein Versprechen. Mehr noch: ich gab mir alle erdenkliche Mühe, Arthur für sein großes Opfer durch die zärtlichste Sorge zu entschädigen. Es gelang mir, sein Vertrauen zurückzuerobern, sein Herz mir wieder zuzuwenden. Ganz unerwartet zeigte sich uns eine Hoffnung,

auf die wir schon längst verzichtet hatten. ‚Das soll unser Glück sein,‘ sagte Arthur überselig, ‚das gleicht jeden Verlust reichlich aus!‘ Ich schenkte ihm einen Knaben, und glaubte nun selbst alles Unrecht gesühnt, mich für alle Zeit von dem dämonischen Gelüst befreit. Leider war das Kind sehr schwach zur Welt gekommen; trotz der sorgsamsten Pflege starb es schon nach wenigen Monaten. Ein härterer Schlag konnte mich nicht treffen. Meine Gesundheit war durch die schwere Geburt untergraben, und ich sah meinen armen Mann um alle Lebensfreude gebracht, tief gebeugt, versunken in seine Arbeit, die ihm nur noch den Wert eines Betäubungsmittels zu haben schien.

„Und für wen mühte er sich nun? Von seinem Erwerb die Schulden zu bezahlen, die ich ihm leichtsinnig aufgehalst hatte. Es war eine Hast in ihm, als ob er sie nicht schnell genug abwälzen könne. Er gönnte sich nicht die geringste Erholung, nicht das billigste Vergnügen, vernachlässigte seine Kleidung, gewöhnte sich sogar das Tabakrauchen ab, um nur zu sparen. Dabei wachte er eifersüchtig darüber, daß ich mir's an nichts fehlen ließe. Wie konnte ich noch an irgend etwas Freude haben?

„Ich war so viel mit mir allein, grübelte fortwährend in mich hinein, ob ich nicht ein Mittel fände, uns zu helfen. Es wäre ganz vergeblich, wenn ich versuchen wollte, Ihnen meinen Zustand klar zu machen. Kann ich mir doch selbst heute nur ganz undeutlich Rechenschaft darüber geben. Man träumt manchmal sehr lebhaft und glaubt noch im Augenblick des Erwachens, alle die geträumten Dinge hätten einen ganz vernünftigen Zusammenhang. Will man sich dann aber den Vorgang wiederholen, so merkt man, daß nichts recht zusammenpaßt, und alle Vorstellungen zerflattern. So kann ich Ihnen auch nur versichern, daß mir meine Gedankenfolge ganz logisch erschien, während die Bruchstücke, die mir noch jetzt in Erinnerung sind, meine Handlungsweise nicht begreiflich zu machen vermögen. Ich war geisteskrank, und ich bin es vielleicht noch jetzt. Eine fixe Idee hatte sich meiner bemächtigt und ließ mich nicht mehr los. Ich glaubte mit aller Bestimmtheit zu wissen, daß mir im Spiel ein großer Gewinn nicht ausbleiben könnte, wenn ich nur noch einmal, noch ein einziges Mal, in die Lage käme, mein angeborenes Glück auf die Probe stellen zu dürfen. Ich legte mir alle meine Erfahrungen immer zurecht, um daraus zu lernen, wo ich klug operiert und wo ich Fehler verschuldet hätte. Es ergab sich daraus eine Art von System und es wurde nun meine Lieblingsbeschäftigung, es immer schärfer ins einzelne auszubilden, alle Möglichkeiten in Rechnung zu ziehen, alle zufälligen Störungen auszuschließen. Wenn jemand über so etwas wochen-, monate-, jahrelang nachdenkt und schließlich gar nichts mehr denkt, als das . . . Ich weiß nicht, ob ein gesunder Kopf es aushalten könnte. Aber ein gesunder Kopf fällt wohl gar nicht darauf. Und nun hatte ich ein Versprechen gegeben, das mich binden sollte, und es erschien mir immer unsinniger, daß ich's gegeben hatte, je mehr ich überzeugt wurde, daß mein System unfehlbaren Erfolg haben müßte. Zuletzt bedurfte es nur eines geringen Anstoßes, diese wirre Masse von Überzeugungen und Antrieben zu einem Entschluß zu verdichten und nach einer bestimmten Richtung in Bewegung zu bringen. Es schien mir recht wie ein Wink des Schicksals, als Arthur von dem Gelde erzählte, das er zugeschickt erhalten habe und nun aufbewahren müsse. Ich meinte, daß eine Gelegenheit, wie diese, mich in den Besitz der erforderlichen Mittel zu einem letzten Glücksspiel zu bringen, nie mehr wiederkehren könne, und fühlte, daß ich wahnsinnig werden müßte, wenn ich sie versäumte. Sobald das feststand, richtete ich mein ganzes Denken nur noch auf den einen Punkt, wie ich mir den Schlüssel zum Geldschrank verschaffen und mich mit meiner Beute heimlich entfernen könnte. Es ist mir gelungen, aber das Glück hat mich geäfft. Und da — wissen Sie nun alles.“

Angelika hatte sich während dieser langen Erzählung oft selbst unterbrochen, als müßte sie den Faden erst wieder aufsuchen oder sich vergewissern, daß sie ihn noch nicht verloren hätte, dann hatte sie eine Weile still gesessen und mit den nervös zitternden Fingern unter den ausgefallenen Stirnlöckchen herumgetastet. Jetzt deckte sie beide Hände über die Augen und senkte den Kopf so tief, daß er schien auf den Knieen eine Stütze finden zu wollen. Dann entrang

sich ihrer Brust ein tiefer Seufzer; es war, als ob sie etwas abschüttelte, und gleich darauf richtete sie sich auf, um uns lächelnd anzusehen. „Ah!“ rief sie, „mir ist doch recht wohl, daß ich mir's vom Herzen herunter gesprochen habe — alles. Und nicht wahr? es ist ein wunderlicher Zusammenhang darin. Wer mir damals gesagt hätte, als ich mit meinen lieben Eltern hier ... Sie werden es nicht gelten lassen wollen, daß all dieses Unheil verhütet wäre, wenn ich mein Fünffrancsstück hätte in der Tasche behalten müssen, und fern ist es von mir, ihnen eine Schuld aufzubürden; aber nun ich zurückblicke, muß ich doch bei jenem Anfang stehen bleiben, und von dem, was später geschehen, erklärt sich nichts mehr, wenn man ihn verdeckt. Es ist möglich, daß in uns etwas steckt, was einer solchen unschuldigen Thatsache erst Macht über uns gibt. Wie man ja auch behauptet, daß eine Seuche nur da ansteckend wirkt, wo die Disposition dazu im Körper vorhanden ist. Körper und Seele! Glauben Sie da an einen Unterschied? Man ist für ein Gift disponiert, der Zufall — was wir Menschen so nennen — bringt uns in Berührung damit, und die Ansteckung ist unausbleiblich.“

Sie stand auf und ging im Zimmer herum, während wir an ihre letzten Worte Bemerkungen allgemeinerer Natur knüpften. Sie schöpfte immer tief Atem und drückte die Schultern zurück, als ob sie die Brust recht ausweiten wollte. Endlich griff sie wiederholt mit der linken Hand nach der Stelle des Gürtels, wo wahrscheinlich sonst die Uhr gesteckt hatte, und zog sie wie erschreckt zurück. „Es muß schon spät sein,“ sagte sie. „Sie werden schlafen gehen wollen, und auch ich ... Hoffentlich schlafe auch ich gut. Ich bin so müde — wirklich todmüde.“

Meine Tochter zündete eins von den Lichtern an. Ich sah ihr zu und freute mich innerlichst, daß ich ihr nicht erlaubt hatte, es am grünen Tisch mit fünf Francs zu versuchen, wozu ich große Lust hatte. Ob freilich die Disposition ... Ich zuckte unwillkürlich die Achseln.

Angelika reichte mir die Hand. „Verwerfen Sie mich nun völlig?“ fragte sie.

„Wenn Sie wüßten, gnädige Frau, wie leid Sie mir thun —!“

Sie wischte eine Thräne fort. „Aber jetzt soll's anders werden,“ sagte sie. „Es muß! Ich habe mir's schon überlegt, daß ich nicht länger, als noch diese Nacht, hier bleiben darf. Ihr gütiges Anerbieten, meinem Mann zu schreiben ... Nein, er soll nicht glauben, daß ich gleichsam jemand vorschicke, seinen Zorn abzuleiten. Er wird nicht zornig sein — nur mich sehr traurig ansehen. Und das muß getragen werden. Nein, wirklich — ich danke Ihnen. Morgen früh mit dem ersten Zuge fahre ich — wenn es Ihnen nicht bis dahin leid thut, mir Ihre Unterstützung zugesagt zu haben. Gute Nacht!“

Sie ging in ihr Zimmer und schloß nach einer kleinen Weile auch die Thür, die meine Tochter absichtlich offen gelassen hatte. Wir fanden noch lange keine Ruhe. —

Am anderen Tage begleitete ich selbst Angelika zum Bahnhof unten am Meerufer. Ich löste auch für sie das Billet bis Ventimiglia, wo sie an der Grenze eine volle Stunde Aufenthalt hatte und das Billet für die Weiterfahrt mit italienischem Gelde bezahlen konnte, womit ich sie ausreichend versehen hatte. Man legt die kurze Strecke in knapp einer halben Stunde zurück. Angelika schien mir ganz ruhig und gefaßt, nur als ich ihr im Wartezimmer das Couvert mit den italienischen Noten zusteckte, war mir's, als fühlte ich ein Zittern ihrer Hand. Dann brauste der Zug von Nizza her heran; sie stieg ein, dankte mir nochmals, grüßte und verschwand im Wagen.

Ich entfernte mich erst, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte. Gott sei Dank, sie ist fort! dachte ich. —

Wir unternahmen, wie das schon am Abend unsere ausgesprochene Absicht gewesen war, eine Partie und kehrten erst kurz vor dem späten Diner in unser Hotel zurück. Dazu fanden sich auch die drei Herren ein, die uns gegenüber zu sitzen pflegten. Sie sprachen anfangs wieder nur miteinander. Ich wußte nun, daß der jüngste ein Herr von Kleffel war. Er brachte nach kurzer Zeit die Rede wieder auf „die Gelbe.“ Ich konnte nicht zweifeln, daß Angelika gemeint sei, die auch wirklich eine Bluse von gelber Seide getragen hatte. Da er nicht gerade leise, wenn auch mit gedämpftem Ton sprach,



Ein stiller Winkel. Nach einer Aufnahme. Aus „Baumstudien.“ Verlag von Gerlach & Schenk, Wien.

konnte ich ohne besondere Anstrengung jedes Wort verstehen. „Die ist nun gründlich fertig," sagte er mit grinsendem Lachen.

„Ich denke, das war sie schon gestern," meinte sein Nachbar.

„Wo hat sie denn noch einmal das Geld herbekommen?" erkundigte sich der Weißkopf schmunzelnd.

„Ja . . ." Herr von Kleffel hob die Schultern. „Ein alter Herr hat sie aus dem Hotel de Paris mitgenommen. Es gibt so alte Herren . . . Hi, hi, hi!"

Der mit dem großen Schnurrbart stimmte leise ein und schielte dabei zu mir hinüber. „Übrigens doch eine hübsche Person."

„Eine sehr hübsche Person. Wenn sie sich von mir hätte raten lassen . . . Aber heut' noch unnahbarer als früher. Ich glaube, sie ist im Kopfe nicht ganz richtig."

„Bis Mittag spielte sie mit großem Glück."

„Ja, es sah so aus, als wollte sie die Bank im Sturm nehmen. Leider kam sie erst sehr spät, kurz vor der Pause. Und jetzt eben, als ich ging, hatte sie ihr letztes Goldstück fortgeworfen. Sie stand auf, aschfahl im Gesicht, und verließ den Saal. Ich folgte ihr und sah sie die Treppe nach den Lesesälen hinaufsteigen. Als ich eintrat, saß sie schon an einem der Seitentische und schrieb mit fliegender Feder. Ich fragte sie, ob ich ihr irgendwie gefällig sein könne. Sie wies mich aber so impertinent ab, daß ich einen unliebsamen Auftritt in Gegenwart anderer Personen befürchten mußte, wenn ich sie nochmals störte. Morgen ist auch ein Tag, dachte ich. Als ich ihr schon den Rücken gekehrt hatte, fragte sie: ‚Haben Sie vielleicht zufällig eine Briefmarke bei sich?' Ich konnte damit dienen. ‚Ausland?' ‚Nein.' Sie reichte mir das noch unbeschriebene Couvert und ich klebte eine einfache Marke auf. Zum Dank nickte sie nur flüchtig mit dem Kopf. Ich glaube, sie hatte nicht mehr so viel, den Brief zu frankieren."

„Wahrscheinlich," ließen sich die beiden anderen Herren vernehmen. Dann ein kicherndes Lachen.

„Entschuldigen Sie mich, meine Herren," mischte ich mich nun ein. „Die Dame, von der Sie sprechen . . . Es muß da ein Irrtum obwalten."

„Vielleicht auf Ihrer Seite," entgegnete Herr von Kleffel kurz angebunden. „Sonst wüßte ich nicht —"

„Ich habe guten Grund zu der Annahme," fuhr ich fort, „daß die Dame, von der Sie sprechen, eine Bekannte von mir ist, die ich gestern antraf und aus dem Hotel de Paris abholte, um sie für eine Nacht hier einzulogieren."

„Wohl möglich." Er klapperte mit dem Messer auf seinem Teller. „Der Wirt sagte mir, daß die Dame, die ich ihm beschrieb, letzte Nacht hier zugebracht habe und heute früh angeblich abgereist sei. Sie sind also der Herr" . . . Er klemmte sein Monocle ein und sah zu mir herausfordernd hinüber.

Das störte mich nun nicht. „Ich kann Sie versichern, mein Herr," sagte ich, „daß ich die Dame heute früh selbst zur Station begleitet und abfahren gesehen habe."

„Wohin?"

„Vorläufig nach Ventimiglia."

Er lachte unverschämt. „Vorläufig."

„Sie hat von dort die Reise nach Deutschland fortgesetzt und kann daher unmöglich heute am Spieltisch —"

„Warum unmöglich?"

„Mein Herr —!"

„Ja — es gehen doch nicht nur Züge nach Ventimiglia, sondern auch von da nach hier. Wenn man sich sputet, kann man in wenigen Stunden zurück sein, und die Dame hat vielleicht Eile gehabt. Wenn wir wirklich von derselben Dame sprechen —! So viel, werde ich Sie bitten müssen, nicht in Zweifel zu ziehen, daß mein Bericht zutreffend ist."

Er wendete sich dem Kellner zu, der ihm die Bratenschüssel vorhielt, und schien mich nicht weiter beachten zu wollen. Ich zweifelte gar nicht, daß er das Gespräch auf Angelika gebracht hatte, weil er sehr gut wußte, daß ich's gewesen war, der sich ihrer annahm. Es hatte ihn geärgert, daß ich ihm seine Zirkel störte.

Aber konnte das Erfindung sein, was er als wirkliches Erlebnis mitteilte? Gleich nach aufgehobener Tafel ließ ich mir im Bureau des Kasinos das Einschreibebuch vorlegen. Angelikas Name war da in der That an diesem Tage zweimal vermerkt. Der Sekretär erinnerte sich auch der Dame, die in der letzten Woche täglicher Gast ge-

wesen war, genau. Er glaubte, sie sei noch im Spielsaal.

Ich durchlief in größter Unruhe die Anlagen, einen großen Teil des Ortes, ohne eine Spur von ihr zu entdecken.

Am anderen Morgen wurde von der Post ein Brief für mich abgegeben.

Angelika schrieb: „Verehrter Freund! Sie haben sich um eine Unwürdige bemüht. Ihr Opfer ist vergeblich gebracht. Als ich von Ihnen Abschied nahm — weiß Gott! ich hatte den ehrlichen Vorsatz, zu meinem Mann zurückzukehren, nie wieder ein Glücksspiel zu unternehmen. Aber auf der Fahrt nach Ventimiglia — in den dunklen Tunneln — und dann während des Aufenthaltes dort ... Glauben Sie mir, ich konnte nicht anders. Es war, als ob ich einen Begleiter hatte, der mir unaufhörlich zuflüsterte: kehre zurück, noch ist's Zeit — aber es ist die letzte Stunde, die allerletzte. Fährst du weiter, so wirst du Monte Carlo nie wiedersehen — nie wirst du das Verlorene wieder einbringen können — Schmach und Elend erwarten dich zu Hause. Jetzt aber, wenn du mir folgst, wird das Glück sich dir wieder zuwenden in ungeahnter Fülle. Habe den Mut, dein Wort zu brechen, deinen Wohlthäter zu hintergehen, das letzte zu wagen, und du wirst die Kugel zwingen, den Weg zu deinem Heil zu nehmen. Merke dir die Nummern, die ich dir nenne — sie gewinnen! Und er nannte mir die Nummern, immer dieselben Zahlen. Ich widerstand noch, eilte zum Schalter, das Billet zur Weiterreise zu kaufen — er war geschlossen, erst in einer halben Stunde sollte er geöffnet werden. Da war's entschieden. Zurück nach Monte Carlo! Und dann verspielte ich das Reisegeld — der Dämon hatte mich betrogen. Und doch ist mir jetzt wohl. Ich weiß, daß ich keine Wahl mehr habe. Die Rückkehr zu meinem Manne wäre ein Verbrechen gegen ihn gewesen, schlimmer als das schon begangene — ich durfte nicht zurück. Wenn Sie diesen Brief lesen ... Forschen Sie mir nicht nach — es wird ganz umsonst sein. Aber verzeihen Sie einer Unglücklichen, wenn Sie können. Mein Glück war mein Unglück. Leben Sie wohl! Angelika."

Eine Woche später las ich in Mailand in einer italienischen Zeitung die Notiz, nach einem heftigen Südweststurm sei am Kap Martin eine weibliche Leiche vom Meer ausgeworfen; an der rechten Schläfe habe sich eine Schußwunde gezeigt. „Wahrscheinlich wieder ein Opfer der Spielwut!"

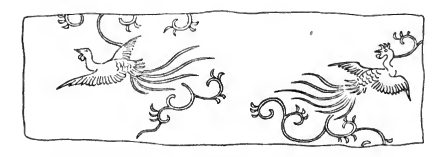
Arme Angelika!

Es ist noch nicht dunkel genug.

Die Sonne ist untergegangen,
Es weht ein kühlerer Wind,
Die Stimmen des Tages verklangen,
Das große Schweigen beginnt;
Dahin schwebt über den Auen
Verspätet ein Vogelflug ...
Noch kann ich die Sterne nicht schauen,
Es ist noch nicht dunkel genug ...

Wie rasch ist die Sonne gewichen,
Die strahlend mein Leben erhellt,
Wie rasch sind die Freuden verblichen
Der lieben, der herrlichen Welt ...
Doch will mich zuweilen ein Grauen
Beschleichen, so tröst' ich mich klug:
Noch kann ich die Sterne nicht schauen,
Es ist noch nicht dunkel genug ...

Wilhelm Langewiesche.



Der Kaiser von Japan und sein Hof.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Mit fünfzehn Abbildungen.

Mit dem alten Japanerreich stand in den letzten beiden Jahrzehnten auch der Beherrscher desselben, Se. Majestät Mutsu Hito, im Vordergrunde des Interesses. Der Sturz des Shogunats, die Wiedereinsetzung der alten Kaiserdynastie an die Spitze der Regierung, die Einführung europäischer Verwaltung und europäischer Kultur, die Errichtung einer modernen Armee und Flotte, die Konstitution, mit einem Worte, die ganze wunderbare, in der Geschichte beispiellos dastehende Verwandlung Japans aus einem alten despotischen Feudalstaate in ein modernes Reich mit westlicher Civilisation, wird in Europa ziemlich allgemein der eigensten Initiative des japanischen Herrschers zugeschrieben. Wäre dies richtig, so müßte Mutsu Hito nicht nur als der weitaus bedeutendste der hundertzweiundzwanzig Kaiser seiner Dynastie sein, er wäre auch eine der bedeutendsten Erscheinungen der ganzen Geschichte, und es ist deshalb wohl begründet, sich mit diesem Herrscher näher zu befassen. Schon der Umstand allein, daß er als der hundertdreiundzwanzigste seiner Familie auf dem gleichen Throne sitzt und daß sein Stammbaum bis auf das Jahr 660 v. Chr., also auf über 2500 Jahre zurückreicht, macht ihn zu einer interessanten Persönlichkeit. Ihm gegenübergestellt, wären ja die Häupter unserer ältesten Herrscherfamilien Europas geradezu Parvenus, denn ihr Stammbaum reicht höchstens auf tausend Jahre zurück!

Bei näherer Betrachtung gestaltet sich die Sache freilich etwas anders. In Japan nahm man es mit der Thronfolge lange nicht so genau, wie in den europäischen Herrscherfamilien. Der Thronfolger wurde nach Belieben aus der Menge der mit Konkubinen gezeugten Söhne auserwählt, zuweilen wurden Frauen auf den Kaiserthron gesetzt, ja es wurden häufig Söhne aus anderen dem Throne nahestehenden Adelsfamilien von verschiedenen Kaisern adoptiert und zu Thronfolgern gemacht. Eine direkte Thronvererbung vom Vater auf den Sohn kam in der japanischen Geschichte nur selten vor. — In den ersten Jahrhunderten der Dynastie, welche Jimmu Tenno, den „Sohn des Himmels,“ als ihren Stammvater nennt, waren die Kaiser auch thatsächlich Herrscher; später gelangten Familien aus der nächsten Umgebung der Kaiserfamilie zu Einfluß und Macht, sie rissen allmählich die ganze Regierung an sich, und die Kaiser selbst waren kaum viel mehr als willenlose Puppen, die von den wirklichen Regenten nach Belieben gewöhnlich als Kinder auf den Thron gesetzt und wieder verjagt wurden, sobald sie das Mannesalter erreicht hatten und den Usurpatoren gefährlich werden konnten. So waren beispielsweise unter dem Mikado Go-Nijo (1302—1308) nicht weniger als fünf Mikados gleichzeitig am Leben; nämlich er selbst, der von seinem siebzehnten bis zum dreiundzwanzigsten Jahre auf dem Throne saß; dann seine vier Vorgänger: Go-Fukakusa, der schon in seinem vierten

Jahre Kaiser wurde und in seinem siebzehnten abdankte, d. h. abdanken mußte; dann Kameyama, Kaiser von seinem elften bis zum sechsundzwanzigsten Jahre; Go-Uda, Kaiser von seinem achten bis zum einundzwanzigsten Jahre, und der fünfte Kaiser, Fushimi, schien den Ministern gar nicht zu passen, denn in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahr zum Kaiser gemacht, mußte er schon in demselben Jahre abdanken. Wie man sieht, wechselte man im alten Japan die Kaiser ähnlich wie heute in manchen europäischen Staaten die Minister. Nur war das Verhältnis umgekehrt. Nicht der Hund wedelte den Schwanz, der Schwanz wedelte den Hund.

Als die letzte Shogunfamilie, die berühmten Tokugawa, die Macht in den Händen hatten, wurde den Kaisern wohl alle Achtung und Verehrung zu teil, die ihnen gebührte, allein von der Regierung waren sie vollständig ausgeschlossen, ja sie waren kaum besser als Gefangene, die nicht einmal, wie das Sprichwort sagt, „einen goldenen Käfig" hatten. Dank der kaiserlichen Gnade war es mir gestattet, in der früheren Hauptstadt des Reiches, in Kyoto, die Paläste zu besichtigen, welche den Vorgängern des Kaisers, und in seinen jungen Jahren auch noch dem regierenden Kaiser als Wohnung angewiesen waren. In den weitläufigen einförmigen Holzgebäuden mit ihren breiten Veranden und papierenen Zimmerwänden sah ich noch viel weniger Pracht, als in dem Palaste ihrer Unterthanen, der Shogune. Dort wohnten und lebten die Kaiser, vollständig abgeschlossen von der Außenwelt, vollständig unsichtbar, und nur wenig vertraut mit der Ausdehnung und Eigenart ihres Reiches. Nur in den seltensten Fällen kamen sie über die Palastmauern heraus und auch das nur in fest verschlossenen und verhängten Wagen. Von ihrem Regierungsantritt bis zu ihrem Tod bildeten ihre Frauen und ihre Hofhaltung den einzigen Verkehr. Nur die Kuge und die Daimios, also der höchste Adel des Landes, wurde in seltenen Fällen in den Thronsaal zugelassen, um dem Sohne des Himmels ihre Glückwünsche darzubringen, oder ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Sie lagen an einem Ende des Saales auf den Knieen, mit dem Gesichte auf dem Boden, während der Kaiser auf dem Thron am anderen Ende des Saales saß. Und welcher Thron! Ein Zelt von der Größe und dem beiläufigen Aussehen unserer kleinsten Feldzelte, aus weißem Seidenstoff angefertigt. Im Inneren desselben liegt auf dem Holzboden eine Matratze, und auf dieser saß der Kaiser mit verschränkten Beinen. Während der Audienz wurde auch noch ein dichter Vorhang herabgelassen, damit kein Sterblicher das geheiligte Antlitz des Sohnes des Himmels erblicke!

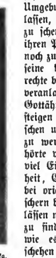
Auch noch der regierende Kaiser empfing seine Fürsten auf diese Weise, und wer vor einem Vierteljahrhundert gesagt hätte, derselbe Kaiser würde auf einer Landesausstellung in Tokyo angesichts vieler Tausende seiner Unterthanen selbst die Preise verteilen, mit der Kaiserin an seiner Seite ein neugeschaffenes Parlament eröffnen oder in seinem modernen europäischen Palaste



Jimmu Tenno, der Stammvater des japanischen Herrscherhauses. Nach einem Aquarelldruck aus dem „Internationalen Kunstverlag" von M. Bauer & Co., Berlin.

Diners und garden parties geben, der wäre in Japan für verrückt gehalten worden!

Die Sache erscheint in der That unglaublich und liest sich wie ein phantastisches japanisches Märchen! Am unglaublichsten aber erscheint es, daß Se. Majestät Mutsu Hito, der bis zu seinem sechzehnten Lebensjahre nur wenige fremde Menschen zu Gesicht bekommen hat, der in seinem siebzehnten Jahre zum erstenmal seinen Palast verließ, zum erstenmale grüne Reisfelder und bewaldete Berge, Dörfer und Städte mit seinen eigenen Augen gesehen hat, daß dieser Kaiser einige Jahre später bereits eine Armee nach europäischem Muster schuf, europäische Kultur und Kleidung für seine Unterthanen dekretierte und 1889 sogar seinem Lande eine Konstitution nach europäischem Muster gab!



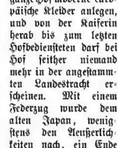
Haruko, Tochter des Fürsten Ichijo Tadaka, Kaiserin von Japan.
Nach einer Aquarellzeichnung.

Alle diese Errungenschaften werden in Europa ziemlich allgemein der persönlichen Thatkraft und Einsicht des Kaisers zugeschrieben, aber mit wie wenig Recht, kann man bei einigem Nachdenken schon aus dem Gesagten erkennen. Zu den herrschenden irrtümlichen Ansichten haben wohl die Begriffe beigetragen, die wir Europäer von unseren Herrschern hegen. In Europa sind die letzteren Persönlichkeiten mit ausgesprochener Individualität, in Japan aber ist der Mikado, wie Chamberlain ganz richtig sagt, einfach der Kaiser. Er hat nicht einmal einen Namen, der von seinen Unterthanen ausgesprochen werden darf. Nach seinem Tode wird er unter dem Namen Meji, d. h. Aufklärung, bekannt sein, den er seiner Regierungszeit gegeben hat. Alle Verordnungen, alle Maßnahmen, Neuerungen rc. werden allerdings vom Kaiser dekretiert, allein er ist keineswegs auch der Schöpfer derselben. Es wäre ja auch ganz unmöglich, daß der Kaiser, der beispielsweise erst vor kurzem zum erstenmale das offene Meer gesehen hat und auf einem Schiffe war, eine Kriegsflotte nach europäischem Muster aus eigenem Antrieb schaffen sollte; oder daß er, der niemals einen anderen Soldaten gesehen, als etwa die Samurai (Zweischwertermänner) seiner Eskorte auf der Reise nach Tokyo, deutsche Stabsoffiziere nach Japan berufen sollte, um seiner modernen Armee Taktik und Strategie zu lehren! Aber ein großes Verdienst um sein Land und Volk, gleichzeitig auch um den Triumph unserer europäischen Kultur hat sich der Kaiser unzweifelhaft erworben: das, thatkräftige, kluge, weitsehende Männer seiner Umgebung gewähren zu lassen, ihnen Vertrauen zu schenken und sie auf ihren Posten selbst dann noch zu belassen, als sie seine kaiserlichen Vorrechte beschnitten, ja ihn veranlaßten, von seiner Gottähnlichkeit herabzusteigen unter die Menschen und selbst Mensch zu werden. Dazu gehörte viel Seelengröße, viel Einsicht und Klugheit, Eigenschaften, die bei orientalischen Herrschern bei ähnlichen Anlässen nur äußerst selten zu finden sind. Statt wie es sonst zu geschehen pflegt, dem Strome der öffentlichen Meinung nachzugeben, ist er als erster mit seinem Beispiel vorangegangen, er hat befohlen und hat als erster diesen Befehlen Folge geleistet. Wo der Kaiser sich den Verhältnissen beugt und die tausendjährige eigenartige Kultur seines Landes opfert, um neue, ihm und seinem Volke durchaus fremde, anfänglich unsympathische europäische Kulturfesseln anzulegen, da mußten seine Unterthanen ihm folgen. Die gebildeten, klugen und gereisten der letzteren thaten dies aus eigener Überzeugung, die weitaus größte Masse gehorchte eben dem Gebote ihres Kaisers, gegen welchen von alters her ein Widerstand, eine Auflehnung undenkbar ist. Nur diese allgewaltige

Autorität, diese halbgöttliche Stellung, welche der Kaiser aus der früheren Zeit mit hinübernahm bis zur Einführung der konstitutionellen Verfassung, konnte die ungeheuren Umwälzungen möglich machen, welche die Männer der Regierung beschlossen hatten. Wie in Deutschland und Italien, so muß man in dem neugeeinigten Japan neben dem Herrscher auch diese seine Ratgeber nennen, vor allen anderen Graf Ito, den Bismarck von Japan — dann Yamagata, Inouye, Yamada, Aoki, die beiden Saigo, Kuroda, Mutsu, Oyama, Okubo, Yoshida und Terashima. Sie sind die eigentlichen Schöpfer des neuen, ich möchte sagen, abendländischen Japan, Männer beseelt von glühender Vaterlandsliebe und Loyalität, dabei durch und durch ehrenhaft und selbstlos. Nicht sich wollten sie heben, sondern nur ihr Vaterland. Glücklich ein Land, das solche Männer hat!

* * *

Der Kaiser wurde am 3. November 1852 geboren und gelangte nach dem Tode seines Vaters am 13. Februar 1866 im Alter von vierzehn Jahren auf den Thron. Zwei Jahre später, am 9. Februar 1868, vermählte er sich mit Haruko, der dritten Tochter des Kuge (Fürsten) Ichijo Tadaka, am 28. Mai 1850 geboren, somit um zwei Jahre älter als der Kaiser. Am 15. April 1868 verließ das Kaiserpaar die alte Hauptstadt Japans, um die Residenz nach Yeddo zu verlegen, das bald darauf in Kyoto, d. h. östliche Hauptstadt, umgetauft wurde. Als der bekannte amerikanische Staatsmann Seward auf einer Reise um die Welt 1871 Japan besuchte, empfing ihn der Kaiser noch in der altjapanischen Kaisertracht, die keineswegs als schön bezeichnet werden konnte: lange steife Seidengewänder, welche den Körper mit Ausnahme der Hände vollständig verhüllten, und auf dem Kopfe eine eigentümliche, schwarze Roßhaarkappe mit einem linealförmigen Aufsatz, der sich von der hinteren Seite der letzteren vertikal etwa einen halben Meter über das Haupt erhob. Der Kaiser sprach kein Wort und würdigte Seward überhaupt keines Blickes. Seine Fragen und Bemerkungen waren auf einzelnen bereit gehaltenen Papierbogen niedergeschrieben, welche ein Hofbeamter dem Kaiser unterbreitete und dann ablas. Damit war die Audienz beendet.



Mutsu Hito, Kaiser von Japan.
Nach einer Photographie.

Einige Monate später vertauschte der Kaiser das traditionelle japanische Kaisergewand mit einer militärischen Uniform nach französischem Schnitt, und seither hat er sich niemals mehr öffentlich in japanischen Gewändern gezeigt. Auf kaiserlichen Befehl mußte der ganze Hof moderne europäische Kleider anlegen, und von der Kaiserin herab bis zum letzten Hofbediensteten darf bei Hof seither niemand mehr in der angestammten Landestracht erscheinen. Mit einem Federzug wurde dem alten Japan, wenigstens den Aeußerlichkeiten nach, ein Ende bereitet. Überhaupt stürzte man sich mit wahrem Feuereifer auf die Umgestaltung des ganzen Hofes, der Regierungsmaschine, ja selbst der Hauptstadt nach europäischen Vorbildern. Prinz Komatsu verweilte während mehrerer Jahre in den Hauptstädten Europas, um die Verhältnisse an den dortigen Höfen zu studieren; der Hofmarschall Sannomiya Yoshitaue wurde an den Kaiserhof in Wien gesandt, um bei dem dortigen Obersthofmeisteramte das ganze altspanische Ceremoniell in allen seinen Einzelheiten kennen zu lernen, und nach Japan zurückgekehrt, wurde er damit betraut, dieselben nicht etwa ins Japanische zu übertragen, beziehungsweise den Verhältnissen in Tokyo

anzupassen, sondern ganz genau so wie in Wien einzuführen. Nicht der Schuh wurde geändert, um für den Fuß zu passen, der Fuß wurde in den schlechtsitzenden Schuh gezwängt.


Ministerpräsident Graf Ito. Nach einer Photographie.

Damit verlor aber der japanische Kaiserhof seinen eigentümlichen hohen Reiz, seinen ganzen Charakter und die Romantik, die ihn seit so langer Zeit umschwebt hat. So sehr man die Japaner zu ihren Unternehmungen der letzten Jahrzehnte beglückwünschen muß, von allen Europäern und Amerikanern, ja gewiß auch von der Mehrzahl der Japaner selbst wird das Aufgeben der Nationaltracht verdammt. Die Frauen Amerikas, die Gattin des Präsidenten an der Spitze, erließen sogar einen Protest gegen diese Maßregel, der in Japan auch großen Eindruck machte. Die alte Kaiserinwitwe beharrte bis auf den heutigen Tag fest an der angestammten Kleidung und mit ihr ein großes Kontingent Japaner der höchsten Stände. Bei allen Gelegenheiten, ausgenommen bei Hoffestlichkeiten, legen die Damen mit Vorliebe die reizenden faltenreichen Gewänder an, die sie in ihrer Jugend getragen, denn sie wissen wohl, daß sie ihren sprichwörtlichen Liebreiz, ihre unsagbare Anmut nur in diesen Gewändern besitzen. Hoffentlich ist es zur Rückkehr zu den alten Trachten nicht zu spät, hoffentlich werden die japanischen Machthaber, welche in anderen Dingen so bewundernswerte Weisheit und Diskretion gezeigt haben, die Unzweckmäßigkeit dieser Toilettenreform noch einsehen und die europäischen Modefesseln, die sie ihren eignen Landsleuten angelegt haben, selbst sprengen. Die europäischen Moden haben nämlich in Japan bei weitem nicht den Eingang gefunden, den man in Europa ziemlich allgemein annimmt. Nur diejenigen, welche durch ihre Stellung bei Hofe oder bei den Regierungsbehörden dazu gezwungen sind, tragen europäische Kleider. Dazu kommen vielleicht noch Mitglieder aristokratischer Familien, Studenten und Modenarren, welche Europa bereist haben. Alles in allem genommen, dürften sie aber bei einer Gesamtbevölkerung von 41 Millionen nicht viel mehr als den vierhundertsten Teil ausmachen. Ich besuchte im vergangenen Jahre eine Reihe von Städten, wo ich keinen einzigen europäisch gekleideten Japaner antraf, ja es gibt in Japan gewiß noch zahlreiche Ortschaften, wo man einen solchen überhaupt noch niemals gesehen hat.


Der oberste Feldherr Graf Yamagata. Nach einer Photographie.

Selbst dem Kaiser scheint die den Japanern ziemlich willkürlich aufgepfropfte Europäermode unsympathisch zu sein, denn sobald er seine staatlichen Funktionen beendigt hat, zieht er den Europäer aus und den Japaner an. Bei Audienzen, Festlichkeiten und Ausfahrten trägt er gewöhnlich die Uniform eines japanischen Generals, die ihm viel besser steht, als so manchem seiner Offiziere.

Bei einer Privataudienz, zu der ich die Ehre hatte, befohlen zu werden, hatte ich die gewünschte Gelegenheit, den Kaiser eine Zeitlang in nächster Nähe zu sehen. Das ganze mit der Audienz verbundene Ceremoniell erinnerte mich lebhaft an jenes bei großen europäischen Höfen. Am Eingang zum Palaste wurde ich durch Kammerherren empfangen, welche europäische Uniform mit Degen und Federhut trugen. Die Dienerschaft war in europäischer Livree, dunkelblauem Frack mit gelben Aufschlägen, welche das kaiserliche Wappen, die sechzehnblätterige Chrysanthemumblüte, eingestickt zeigen, roten Westen, dunkelblauen Kniehosen und weißen Strümpfen. Ich kann nicht sagen, daß diese Livree den kleinen, dunkelhäutigen, schlitzäugigen


Minister des Innern Graf Inouye. Der Reorganisator Koreas. Nach einer Photographie.

Japanern mit ihrem struppigen Haar besonders gut stand. Dafür zeigten sich die Kammerherren, dann der Ceremonienmeister und Hofmarschall Sannomiya, denen ich nun vorgestellt wurde, als vollendete europäische Gentlemen. Ihrem Typus, Auftreten und Benehmen nach hätte ich sie für Spanier oder Italiener gehalten, wenn ich ihnen irgendwo in Europa begegnet wäre. Sie sprachen mit fließender Leichtigkeit französisch, englisch und deutsch, und ganz besondere Gewandtheit zeigte der Adoptivsohn des Grafen Ito, der einige Jahre in Halberstadt die Schule besucht hat. Der hochgebildete junge Mann, ein vollendeter Aristokrat, geht einer ähnlich glänzenden Karriere entgegen, wie sein berühmter Vater, einer der Schöpfer des modernen Japan.

Der Saal, in dem wir uns befanden, war ganz europäisch möbliert. Auf einem Tisch lagen vier Einschreibebücher für die beiden Majestäten, je eines für Europäer und Japaner. In den letzten Tagen hatten Hunderte ihre Namen hier eingetragen, denn kurz vorher wurde Tokyo von einem der schrecklichsten Erdbeben heimgesucht, das gegen viertausend Häuser beschädigte oder zerstörte. Auch der kaiserliche Palast hatte gelitten; die Wände waren stellenweise verzogen, einzelne Thüren schlossen nicht, Kamine waren eingestürzt. Glücklicherweise war das Kaiserpaar mit dem Schreck davongekommen.

Nach etwa halbstündigem Warten wurde ich durch lange hohe Korridore in den Audienzsaal geführt, wo gewöhnlich fremde Gesandte ihre Antrittsaudienz haben und ihre Beglaubigungsschreiben überreichen. Mit Ausnahme des herrlichen kassetierten Plafonds mit Malereien und einem kleinen Thronstuhl in der Mitte, zeigte dieser Saal keinerlei Schmuck, auch keine Möbel. Über den spiegelglatten Parkettboden war ein moderner Teppich gebreitet. Zur Linken führte eine Thüre mit großen Spiegelscheiben auf einen Korridor, welcher den Audienzsaal mit den Privatgemächern des Kaisers verband; die Thüre zur Rechten führte nach dem großen Thronsaal.

Auf der Seite, welche wir einnahmen, öffnete sich der Audienzsaal auf einen wunderbar schönen Garten mit Fontänen, felsigen Wasserbecken und Grasmatten, welche durch Gruppen von bronzenen Störchen geschmückt wurden. Dieselben waren weiß übermalt und zeigten so natürliche Stellungen, daß ich sie im ersten Augenblick für lebende Störche hielt.



Der kaiserliche Gesandte und Minister Vicomte S. Aoki. Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Berlin

Ob dem Kaiser ein Ceremonienmeister voranschritt, ob er angemeldet wurde, wüßte ich nicht zu sagen. Er stand plötzlich vor mir. Ich kann es nicht verhehlen, daß ich im ersten Augenblicke befangen, überwältigt war. Keine Persönlichkeit der Gegenwart hat eine so wunderbare Geschichte, keine kann auf eine so lange Reihe von Ahnen zurückblicken, die hinweist in das graue Altertum, sechshundert Jahre vor Christi Geburt! Ich befand mich vor dem Inhaber eines Thrones, auf welchem hundertzweiundzwanzig seiner Vorfahren gesessen haben und deren Stammvater seine Gewalt von den Göttern selbst empfangen haben soll!

Der Kaiser ist für einen Japaner ein großer, stattlicher, hoch aufgerichteter Mann, mit fahlem gelblichen Gesichte, aus welchem große, schwarze, stechende Augen blicken; das Kopfhaar ist länger, als die Japaner zu tragen pflegen, dicht und struppig; die Nase ist fleischig, Schnurr- und Vollbart sind dünn, mit langen, steifen Haaren;

die Thränendrüsen treten auffallend stark hervor. Man kann nicht behaupten, der Kaiser sei ein schöner Mann, allein das wenig ansprechende Äußere wird durch seinen hoheitsvollen Ausdruck und eine gewisse Unnahbarkeit, die sein Wesen zeigt, aufgewogen. Unter den vielen Tausenden von Japanern, denen ich auf monatelangen Reisen in dem Inselreiche begegnet bin, habe ich keinen von interessanterem charakteristischerem Aussehen gefunden, und wenn man sich vor Augen hält, daß der Kaiser der Repräsentant einer Familie ist, die seit zweieinhalb Jahrtausenden nicht über einen enggezogenen Kreis hinausgekommen ist, so muß man in ihm den reinsten Typus des Japaners sehen.

Der Kaiser trug eine Uniform, die jener der französischen Artillerieoffiziere ähnelt, aus schwarzem Tuch mit ebensolchen Seidenborten. Auf der rechten Brust prangten der Stern seines Chrysanthemumordens und zwei kleinere Ritterkreuze. Nachdem ich durch den Ceremonienmeister vorgestellt worden war, richtete der Kaiser mehrere Fragen an mich, die sich auf meine Reisen, hauptsächlich auf jene nach Korea, die ich eben im Sinne hatte, bezogen. Er sprach japanisch, mit leiser Stimme, und seine Worte wurden von einem Dolmetscher ins Französische übertragen. Meine Antworten und Ausführungen wurden dem Kaiser wieder japanisch mitgeteilt, der jeden Satz mit heftig ausgestoßenem hei, hei — etwa ja, ja oder „ich begreife" beantwortete. Während der ganzen Unterredung blickte der Kaiser niemandem in die Augen; er hielt sich steif und unbeweglich wie eine Statue und reichte auch beim Abschiede niemandem die Hand.

Der Minister des Marine-Departements Graf Saigo. Nach einer Photographie.

Unter den vorgeschriebenen drei Verbeugungen entfernten wir uns nun, rückwärts schreitend, aus dem Saale. Im Korridor teilte mir Hofmarschall Sannomiya mit, der Kaiser hätte ihm aus eignem Antriebe Befehl gegeben, mir die Räumlichkeiten des Palastes zu zeigen. Geführt von diesem äußerst liebenswürdigen, weltmännisch gebildeten Würdenträger nahm ich nun während der folgenden Stunde die Palasträume in Augenschein, und es hätte gewiß noch viel längerer Zeit bedurft, um die prachtvollen Kunstwerke der Japaner, die hier die Säle schmücken, nach Gebühr zu bewundern.

Die Empfangsräume zeigen eine äußerst glückliche Verbindung zwischen europäischem und japanischem Stil; der Palast selbst besteht aus einer Reihe ebenerdiger, aneinander stoßender Gebäude, deren jedes sein eignes Dach, seine eignen Veranden und Korridore besitzt und nur je einen großen Saal enthält. Alle diese Gebäude sind aus Holz aufgeführt, aber statt der verschiebbaren Papierwände, welche die japanischen Wohnhäuser besitzen, zeigen die Säle feste Wände, mit den herrlichsten Seidenbrokaten bekleidet; die Plafonds sind gerade so, wie jene der Kaiserpaläste in Kyoto kassetiert und mit Vergoldungen und Malereien geschmückt.

Die ersten Räume, die wir besuchten, waren drei Speisesäle von verschiedener Größe, ganz so eingerichtet wie jene in europäischen Palästen. In dem größten dieser Säle, für mehrere hundert Personen Raum bietend, werden dreimal jährlich große „Tiffins," d. h. Dejeuners gegeben, die aber nicht, wie es in manchen Büchern zu lesen ist, ganz in europäischer Weise aufgetragen werden, sondern den daran teilnehmenden Diplomaten durch manche japanische Eigentümlichkeiten recht unbequem sind. Auf einer kürzeren an die Privatgemächer des Kaisers stoßenden Seite steht eine kürzere Tafel, von welcher drei längere Tafeln der Länge nach durch den Saal laufen. An der kürzeren Tafel sitzt der Kaiser, während an den langen Tafeln, aber immer nur auf einer Seite, das diplomatische Korps, die Minister und Generale Platz nehmen, so daß sie kein Gegenüber haben. Die Mahlzeiten finden um elf Uhr morgens statt; Teller, Gläser ꝛc. sind nach europäischem Muster und zeigen an den Rändern die Wappenblume des Kaisers; neben den Bestecken liegen auch japanische Eßstäbchen, mit denen sich so

mancher Diplomat vergeblich abmüht, ein Stückchen Speise zu erwischen.

An einem kleinen Nebentischchen in der Nähe des Kaisers sitzt ganz allein der geistliche Chef des kaiserlichen Hauses, der Leiter der religiösen Shintoceremonien und des kaiserlichen Ahnenkultus, gewöhnlich ein Prinz der Kaiserfamilie. Augenblicklich liegt diese geistliche Würde in den Händen des Prinzen Takuhito, aus dem Hause Arisugawa no-miya. Bei Besuchen europäischer Prinzen wie z. B. des Zarewitsch oder des österreichischen Thronerben im Jahre 1893 finden derlei Mahlzeiten gewöhnlich in einem der kleineren Speisesäle statt.

Der große Gesellschaftssaal nahebei ist ganz im europäischen Stil eingerichtet und enthält fast ausschließlich deutsche Möbel. In der Mitte des Saales befinden sich zwei runde Diwans, über welchen sich auf Holzpiedestalen zwei große Bronzen Augsburger Fabrikats erheben, Kämpfe von reitenden Figuren mit Löwen und Bären darstellend. In den Ecken stehen europäische Sofas mit kleinen Tischchen davor, zwischen den Fenstern Sèvresvasen und französische Bronzen. Sie würden überall, nur nicht im japanischen Kaiserpalaste zur Bewunderung einladen. Ein vollständig neuer Zweig der japanischen Kunstindustrie, der mir bisher unbekannt war, wird durch zwei Wandgobelins nach französischem Muster repräsentiert. Die Japaner haben die Gobelinmanufaktur in Frankreich vor mehreren Jahren erlernt, und die beiden im Kaiserpalaste aufgehängten Prachtstücke zeigen, wie weit die Japaner es auch darin in der kürzesten Zeit gebracht haben. Weniger schön ist der anstoßende Musiksaal eingerichtet, und die schweren Brokatvorhänge an den hohen Fenstern, die Brokatbekleidung der Wände, die Teppiche auf dem Parkettboden, die vielen Diwans sind auch nicht dazu angethan, die Bestimmung dieses Saales zu fördern. In einer Ecke steht ein großer Konzertflügel. Die schönen Vasen, Bronzen und Emailgegenstände, darunter ein wunderbar emaillierter Hahn in natürlicher Größe, stehen merkwürdigerweise auf deutschen Sockeln billigster Arbeit, plump in der Form, schlecht lackiert und vergoldet. Warum man an ihrer Stelle nicht solche japanischen Ursprungs mit dem schönen Gold- oder Rotlack verwendet hat?

Am imposantesten von allen Räumen des Palastes ist der große Thronsaal, den wir nun betraten, ein gewaltig großer hoher Raum, dessen Wand- und Deckenschmuck ein wahrer Triumph der japanischen Kunstindustrie ist. Von der Decke hängen zwei Glaslustres mit unzähligen elektrischen Lämpchen, die aber niemals angezündet werden, da man sich in dem hölzernen Gebäude sehr vor Schadenfeuern fürchtet. Deshalb gibt es in dem Palaste auch keine Kamine, und die im Winter recht notwendige Erwärmung wird durch Luftheizung besorgt. — Auf einer niedrigen teppich-bedeckten Estrade an einer Langseite des Saales stehen zwei gleich große in Deutschland angefertigte Thronstühle für die beiden Majestäten unter einem hohen faltenreichen Sammetbaldachin. An Stelle der Kronen, welche in europäischen Herrscherpalästen Baldachin und Thronstühle schmücken, sind hier überall sechzehnblätterige goldene Chrysanthemumblüten, sowie drei Blätter und drei Blüten der Kiripflanze (Paulownia Imperialis) verwendet. Während die ersteren das Staatswappen bilden, ist die letztere seit undenklichen Zeiten das Familienwappen der Mikados von Japan. Obschon sonst die europäischen Höfe in allen Dingen genau nachgeahmt worden sind, hat man doch — ich möchte sagen glücklicherweise — vor den erhabensten Insignien des europäischen Herrschertums, Krone, Zepter und Reichsapfel Halt gemacht. Es gibt in Japan keine Krone, ebensowenig wie in China und Korea. Erst die Herrscher der an China grenzenden hinterindischen Reiche, dann jene Centralasiens tragen Kronen. Die größte Sammlung der letzteren habe ich im Kreml zu Moskau gesehen, die schönsten und kostbarsten jedoch in der Hauptstadt von Siam. Die Insignien der japanischen Kaiserwürde


Der Verkehrsminister General Graf Kuroda. Nach einer Photographie.

sind auch in der neuen Ära dieselben geblieben, die sie in früheren Zeiten waren. Das heilige Schwert des Mikado Uda aus dem IX. Jahrhundert und der heilige Spiegel, das Sinnbild der Sonne. Der letztere wurde dem Stammvater der Kaiserdynastie von seiner Mutter, der Sonnengöttin, mit auf die Erde gegeben, und seit jener Zeit blieb dieses kostbare Kleinod in dem Besitz der Familie.

* * *

In dem Thronsaale finden am Neujahrstage, am Geburtstage des Kaisers und bei außergewöhnlichen Anlässen große Empfänge statt. Die Majestäten stehen auf der Estrade vor den Thronen, rechts von ihnen neben der Estrade die kaiserlichen Prinzen, links die Prinzessinnen, und die Gesandten, Minister, Generale und sonstigen hohen Würdenträger defilieren in der in Europa, vornehmlich am Königshofe von Spanien, üblichen Weise, während das kaiserliche Musikkorps die Mikadohymne spielt, dieselbe Hymne, welche Japan schon vor dem Sturz des römischen Reiches und vor der Regierungszeit Karls des Großen besessen hat!

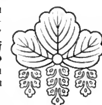

Der Kriegsminister Graf Oyama.
Nach einer Photographie.

Aber während bei diesen Festlichkeiten von der alten Pracht des feudalen Japan absolut nichts mehr zu sehen ist, während die Prinzen in moderne Uniformen, die Prinzessinnen in Pariser Toiletten gekleidet sind und unter den Hunderten von Anwesenden auch nicht einer das japanische Nationalgewand trägt, hat sich hinter den Coulissen dieses modernen Kaiserhofes ein ganz erkleckliches Stück des alten erhalten. An den genannten Festtagen pflegt der Kaiser schon um zwei Uhr morgens aufzustehen und unter allerhand Ceremoniell ein Bad zu nehmen; dann werden ihm die altjapanischen Kaisergewänder angethan, und so begibt er sich, begleitet von seinem engeren Hofstaate, zu dem Shintotempel innerhalb der kaiserlichen Palastenceinte; der Hofstaat bleibt vor dem Tempel auf den Knieen liegen, während der Kaiser allein eintritt und eine Andacht vor den Tafeln seiner göttlichen Ahnen verrichtet. Dann erst wird das alte Japan abgelegt, das moderne angezogen, und der Kaiser hält die Gratulationscour und die Truppenrevue ab.

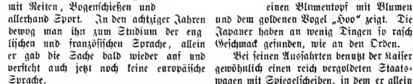
Ebenso durchaus altjapanisch ist auch die gewöhnliche Lebensweise des Kaisers. Seine Privatgemächer zeigen nichts von europäischer Einrichtung. Ein langer kahler Korridor führt von dem eben geschilderten Kaiserpalast zu einer inmitten von prachtvollen Gärten gelegenen Gruppe niedriger Häuser, und hier bewohnt der Kaiser drei Gemächer. Nach unseren europäischen Begriffen würde man sich dieselben als wahre Schatzkästlein japanischer Kunst denken, mit glänzendem Goldlack, herrlichen Bronzen, Vasen und Porzellannippes. Statt dessen ist in diesen aus unscheinbaren Papierwänden gebildeten Räumen alles kahl. Kein Stuhl, kein Bett, nichts von den Bequemlichkeiten des Europäers ist vorhanden. Der Boden ist mit geflochtenen Matten belegt, und der Beherrscher des japanischen Reiches schläft auf einer harten Matratze. Nicht einmal unsere europäischen Badeeinrichtungen sind hier eingeführt worden, und gerade so wie der geringste seiner Unterthanen badet der Kaiser in einem hölzernen Bottich!

Auch die Kaiserin bewohnt hier drei ähnliche Gemächer, und nahebei sind für den Thronfolger, den sechzehnjährigen Prinzen Yoshihito Haru no Miya, einige Zimmer reserviert, welche er bewohnt, wenn er das Kaiserpaar besuchen kommt. Jedes der vielen kaiserlichen Kinder von verschiedenen Müttern hat nämlich seine eigne Hofhaltung. Sie werden in ihrer frühesten Jugend verschiedenen Familien des Landes zur Pflege und Erziehung gegeben, wachsen in diesen auf, und je älter sie werden, desto größer wird ihr Hofstaat. Zeitweilig werden sie zum Besuch des Kaiserpaares in den Palast gebracht. Die Kaiserin selbst ist kinderlos geblieben. Dem Kaiser ist es freigestellt, sich so viele Gattinnen beizulegen, als er wünscht, allein nur eine, Haruko, hat den Rang einer Kaiserin und wohnt im kaiserlichen Palast an seiner Seite.

Der Kaiser pflegt sich gegen Mitternacht zur Ruhe zu begeben und zwischen 6 und 7 Uhr aufzustehen. Bald darauf empfängt er die Minister und unterschreibt die ihm vorgelegten Dokumente. Die Zeit bis zu den Mahlzeiten, die er um 11 Uhr vormittags und 7 Uhr abends in Gemeinschaft mit der Kaiserin einnimmt, verbringt er mit Reiten, Bogenschießen und allerhand Sport. In den achtziger Jahren bewog man ihn zum Studium der englischen und französischen Sprache, allein er gab die Sache bald wieder auf und versteht auch jetzt noch keine europäische Sprache.



Das kaiserliche Familienwappen.



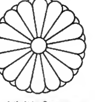
Innerhalb der weiten Parkanlagen, die, inmitten von Tokyo gelegen, von einer dreifachen festen Mauer und dreifachen tiefen Wassergräben umgeben sind, befinden sich auch einige Hofämter, sowie die Wohnungen der kaiserlichen Dienerschaft und der „Hofdamen". Jede derselben besitzt ihr eignes Haus mit selbständiger Haushaltung und Küche. Sie kommen als Kinder im Alter von zehn bis elf Jahren an den Hof und werden dort in aller Abgeschiedenheit großgezogen und mit den Pflichten gegen den Kaiser, sowie mit dem ganzen weitläufigen Ceremoniell vertraut gemacht. Früher wurden zu Hofdamen nur Töchter von Kuges und Daimjos gewählt, seit einigen Jahren wird diese Ehre jedoch auch Töchtern der Samuraiklasse (niederer Militäradel) zu teil.

Seinem Volke zeigt sich der Kaiser ausschließlich als europäischer Herrscher, in europäischer Uniform und mit den Bändern oder Sternen von Orden, die natürlich bei der Europäisierung des Reiches ebenfalls eingeführt werden mußten, und auch dieselbe Einteilung zeigen, wie die europäischen Orden. In ihrer Ausführung sind sie bunt und unschön. Der höchste derselben ist der Chrysanthemumorden, der nur an Mitglieder von Herrscherfamilien verliehen wird. Im Range nächststehend ist der Sonnen- oder Paulowniaorden, so genannt, weil die Insignien desselben den Sonnenspiegel, umrahmt von den Blättern der vorerwähnten Paulowniapflanze zeigen. Dasselbe gilt indessen auch von dem dritten Orden, jenem der aufgehenden Sonne, der in acht Klassen eingeteilt wird. Geringere Orden sind jener des Spiegels oder „des geheiligten Schatzes," „der Verdienstorden der goldenen Weihe" (Militärorden), dann der Kronenorden, ein Damenorden, dessen Kleinod einen Blumentopf mit Blumen und dem goldenen Vogel „Hoo" zeigt. Die Japaner haben an wenig Dingen so rasch Geschmack gefunden, wie an den Orden.



Das Wappen der Shogun der Familie Tokugawa.

Bei seinen Ausfahrten benutzt der Kaiser gewöhnlich einen reich vergoldeten Staatswagen mit Spiegelscheiben, in dem er allein zu sitzen pflegt. Im Februar 1889 geschah es zum erstenmale, daß der Kaiser auch seine Gemahlin in dem gleichen Wagen mitfahren ließ, ein in den Annalen des japanischen Hofes unerhörtes Ereignis, gleichzeitig die indirekte Anerkennung der Ebenbürtigkeit der Kaiserin. Dem kaiserlichen Wagen pflegen Polizeibeamte, dann drei Ulanen vorauszureiten, deren einer, in der Mitte der Straße, die Lanze aufrecht hält, während die zwei an den Straßenseiten reitenden Ulanen die Lanze gefällt halten. Auch den Schluß des kaiserlichen Zuges bilden drei Ulanen, welche jedoch die Lanzen mit der Spitze nach hinten halten. Unmittelbar vor dem Wagen reiten unter der Anführung eines Generaladjutanten einige Offiziere, von welchen einer die goldene Kaiserstandarte mit der Chrysanthemumblume trägt. Das Volk verhält sich beim Anblick des Kaisers stumm und wagt gar nicht, zu ihm emporzusehen. In einigen Gegenden des Landes herrscht der Glaube, daß es Unglück und Tod mit sich bringen würde, das Antlitz des Mikado zu sehen. Dem Wagen des Kaisers folgen stets einige andere mit der Suite.



Das kaiserliche Staatswappen.

* * *

Stünde die Majestät des Kaisers in Japan nicht so göttergleich, so hoch erhaben über jedes irdische Getriebe, sie würde gewiß, wenn möglich, noch an Popularität gewinnen durch die Gattin des Mikado, Ihre Majestät die Kaiserin Frühling (Haruko). Geboren in Kyoto als die dritte Tochter eines Kuge (Prinzen), wurde sie in den strengen, starren Grundsätzen des alten Japan erzogen; sie lernte die chinesischen Klassiker, die japanische Dichtkunst, das Samisen- und Kotospiel (Guitarre und Lyra), Nähen und Sticken. Nach ihrer Vermählung mit dem Kaiser ließ sie sich der früheren japanischen Sitte gemäß die Zähne schwärzen und die Augenbrauen abrasieren. Seit der Europäisierung des Landes kam glücklicherweise diese Sitte außer Gebrauch, und heute ist diese edle Frau mit dem schönen Namen der modernisierte Typus der japanischen Aristokratie, klein, schwächlich, mit wunderbar kleinen Händchen und langem, schmalem Gesicht. Wohl wenigen dürfte das Aufgeben der malerischen Frauentracht des alten Japan und das Annehmen von Schuhen und Korsett, steifen Röcken und großen Hüten nach europäischer Mode schwerer gefallen sein, weniger steht diese moderne Tracht auch ungünstiger, als der Kaiserin. Heute kann ein europäischer Besucher des Landes dies kaum mehr beurteilen, aber wer Gelegenheit gehabt hat, eines der großen Gartenfeste am Kaiserhofe vor und nach 1885 mitzumachen, der wird diese Wandlung vom Schönen zum Häßlichen schmerzlich empfinden. Alljährlich werden zwei dieser Feste gegeben, eines im Frühjahr während der Blütezeit der Kirschen, eines im Herbst, wenn die Nationalblumen der Japaner, die Chrysanthemen, in ihrer unbeschreiblichen Blütenpracht stehen. Tausende und Abertausende dieser Blumen, in allen erdenklichen Farben und Größen bis zu jener unserer Sonnenrose stehen in den breiten Avenuen des kaiserlichen Parkes unter langen Mattendächern; manche Pflanzen tragen nur eine einzige Blüte, manche Dutzende, ja geschützt durch seidene Zelte kann man dort einzelne Pflanzen mit zwei- bis vierhundert Blüten sehen!


Der Viceadmiral Kabayama.
Nach einer Photographie.

Wer könnte die bezaubernde Anmut und Schönheit der japanischen Damen, ihre zarte, faltenreiche Kleidung, den Reichtum und die Zeichnung der Stoffe schildern, wie sie damals vor 1885 sich zeigten! In den Avenuen und auf den weich besandeten Plätzen des Parkes harrten diese reizenden Gestalten der Majestäten, bewundert von den Gesandten, den Würdenträgern und sonstigen geladenen Europäern. Und nun erst die Kaiserin selbst, mit ihrem zahlreichen Gefolge von Prinzessinnen und Hofdamen, die in langer Prozession langsam den Zelten entlang wandelten! Die Tracht der Kaiserin bestand damals aus weiten faltenreichen Hakama (Beinkleidern) aus dem schwersten scharlachroten Damast, einem Ziban (Unterkleide), und einem Kimono (eine Art Schlafrock) von lila Seide, mit eingestickten Wistaria- und Chrysanthemumblüten. Um den Hals war ein vielfarbiges Seidentuch geschlungen. Das reiche schwarze Haar umrahmte in einem breiten Zopf das Gesicht und fiel hinten bis zu den Hüften herab; stellenweise waren in das Haar kleine Stückchen von weißem Reispapier eingebunden, wie bei den Shinto-Priesterinnen. Über der hohen Stirne prangte ein kleiner goldener Phönix, in Japan wie in China das Abzeichen des Herrschers. In der einen Hand trug sie einen vielfarbigen Sonnenschirm, in der anderen einen hölzernen bemalten Fächer mit schweren, lang herabfallenden Seidenschnüren.

Die Prinzessinnen und Damen des Gefolges trugen ähnliche Kostüme aus den herrlichsten Gold- und Silberbrokaten, wie man sie in Europa nur an den alten Priestergewändern vorfindet. Der Aufzug dieser seltsamen farbenreichen, glitzernden Gestalten inmitten einer wahren Wildnis von Chrysanthemumblüten muß traumhaft gewesen sein!

Bei dem nächsten Kirschblütenfeste war all diese Herrlichkeit vorbei! Die Pariser Moden waren im Winter in Japan eingezogen und hatten den weiblichen Schmetter-

lingen Japans ihre Flügel abgeschnitten! Aber das ging nicht so leicht von statten, als es gesagt ist. Welche profane Schneiderin der Rue de la paix hätte die geheiligte Person der Kaiserin mit ihren Händen berühren und ihr die Kleider anpassen können? Lange sträubte sich die Kaiserin, lange wußte man keinen Ausweg. Endlich entschloß sich die kluge Gräfin Ito, Gattin des ersten Ministers und die Leiterin der europäischen Mode in Japan, als Probiermamsell für die Kaiserin zu dienen, und seither sieht man die Kaiserin nur mehr in europäischen Kleidern, die allerdings aus japanischen Stoffen angefertigt werden. Ihr mußten alle Damen des Hofes notwendigerweise folgen. Die herrlichen alten Kimonos, die zartesten Stickereien, die reichsten Goldbrokate und schwersten Stoffe wurden geopfert, um dafür moderne Hüte und Schuhe und Pariser Kleider zu kaufen, und heute ist ein Gartenfest bei Hofe oder ein Ball beim ersten Minister nahezu ebenso langweilig und einförmig, wie in Europa. Die Wandlung hat der japanischen Aristokratie, welche nach dem Sturz des Shoguns ohnehin schon den größten Teil des angestammten Vermögens auf den Altar des Vaterlandes legen mußte, große Kosten verursacht, von denen sie sich nur schwer erholt. Selbst das Kaiserhaus ist mit irdischen Gütern nicht überreich gesegnet. Das Familienvermögen ist gering, und die jährliche Civilliste beläuft sich nur auf drei Millionen Yen (nach dem heutigen Kurse etwa sechs Millionen Mark).



Der Oberzeremonienmeister des Kaisers Marquis Nabeshima.
Nach einer Photographie.

Auch von diesen opfert die Kaiserin ihren Anteil für allerhand wohlthätige Anstalten, deren eifrigste Schöpferin und Förderin sie ist. Der eigne Kindersegen blieb ihr vorenthalten, dafür trachtet sie im schönsten Sinne des Wortes die Mutter ihres Volkes zu sein. Das Hospital des Roten Kreuzes und die Adelsschule erfreuen sich ihrer besonderen Fürsorge. Häufig sieht man die „Kaiserin Frühling" durch die Straßen Tokyos fahren, um diesen Anstalten Besuche abzustatten, die gewöhnlich mehrere Stunden währen. Mit engelgleicher Geduld hört sie den französischen und englischen Prüfungen der Schulkinder zu, obschon sie selbst kein Wort dieser Sprachen versteht. Sie ermuntert und beschenkt die Schüler, unterhält sich mit den Lehrern und selten verläßt sie eine Schule, ohne den Damen des Lehrpersonals das gewöhnliche kaiserliche Geschenk, eine Rolle japanischen Seidenstoffes, zurückzulassen. Bei ihren Ausfahrten in einem prächtigen Galawagen wird sie gewöhnlich von zahlreichem Gefolge begleitet. Eine seltsame, wohl nur Japan eigentümliche Einrichtung ist es, daß der kaiserliche Wagen, sobald die Kaiserin denselben, am Bestimmungsorte angelangt, verlassen hat, von Dienern während des Wartens sorgfältig gewaschen und mit einer grünen Seidendecke verhüllt wird.

An Hoffestlichkeiten finden außer den geschilderten nur wenige statt. Der Kaiser scheint an denselben keinen besonderen Gefallen zu finden. Zuweilen werden jedoch ihm zu Ehren von den anderen Mitgliedern der kaiserlichen Familie oder von den zehn Fürstenfamilien des Landes Festlichkeiten veranstaltet, denen das Kaiserpaar gerne beiwohnt.

Der Thronfolger, heute ein Jüngling von sechzehn Jahren, der Sohn des Kaisers und der Frau Yanagiwara, wird als sehr aufgeweckt, energisch und ehrgeizig geschildert. Er erhielt seine Erziehung in der ganz nach europäischen Vorbildern geleiteten Adelsschule, und sollte seine schwächliche Gesundheit ihm je gestatten, den Thron seiner Väter zu besteigen, so dürften noch weitere europäische Reformen in Japan zu gewärtigen sein. Soweit das japanische Staatshandbuch es angibt, hat er nur einen einzigen Bruder im Alter von zwei Jahren, aber das Aussterben der kaiserlichen Familie ist deshalb keineswegs zu befürchten, denn es bestehen noch zehn Nebenlinien, deren Häupter kaiserliche Prinzen sind und Civillisten in der Höhe von zehn bis dreißigtausend Yen beziehen.

Altern.

(Abdruck verboten.)

Du alterst, bester Freund? Glückſel'ger Mann,
Der ſolche Tugend ſchon erhoffen kann!
Ich — ſehne mich nach Alter! Das will ſagen:
Des Leibes Jugend wollt' ich ſchon ertragen,
Und müßt' es ſein, wie Chidher manch Jahrhundert;
Allein, was ernſtlich man ſogar bewundert,
Der Seele Jugend — Gott ſoll mich bewahren!
Entflöh' ſie doch zugleich mit meinen Haaren!
Wär' ich es los, dies Prickeln, Zappeln, Dehnen,
Auf jeden Reiz dies ungebärd'ge Sehnen,
Die Luſt, die nimmer ſich beſcheidend ſchweift,
Begierig ſtets in neue Fernen greift,
Die glühend leben will und ſtets erleben,
Nicht laſſen mag vom ausſichtsloſen Streben — —
Iſt das des Alters Weisheit? Lieber Gott!
Vor meiner armen Seele wird's zu Spott.
Des Alters kühles Maß, Beſonnenheit,
Von meiner armen Seele bleibt es weit. —
Wir altern, ja! Allein die Weisheit ſpricht:
Das ſchönſte Alter ſchützt vor Thorheit nicht.

Hans Hoffmann.





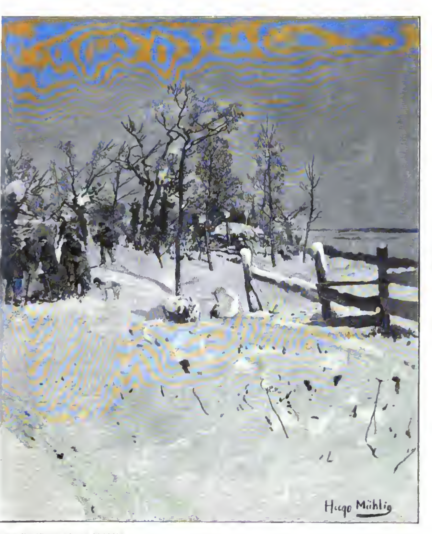
Nach der Treibjagd. Na[illegible]



dem Gemälde von Hugo Mühlig.



Nach der Treibjagd. Nach :



dem Gemälde von Hugo Mühlig.

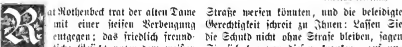
Im Mund der Leute.

Roman

von

T. Glaß.

(Schluß.)



Rat Rothenbeck trat der alten Dame mit einer steifen Verbeugung entgegen; das friedlich freundliche Gesicht unter dem weißen Häubchen rührte ihn nicht, er war erfüllt von seiner heiligen Aufgabe.

Wohl überlegt hatte er seine Eingangsworte: „Madame, ich komme in einer ernsten Angelegenheit und bitte, den Boten die böse Nachricht nicht entgelten zu lassen." Sie kamen würdevoll und feierlich zu Tage.

Frau Helling bot ihm mit der zierlichen Höflichkeit der Großmutterzeiten einen Platz und sah erwartungsvoll dem Kommenden entgegen. Was wollte man von ihr? Sie hatte nichts mehr auf Erden, bei dem nicht Erne oder Chrestensen die Näheren gewesen wären. War etwas mit Ernst geschehen? Sollte sie die Vermittlerin spielen?

Rothenbeck machte ihrem Wundern ein Ende. Langsam, gewichtig, aber kurz und mit vernichtender Sachlichkeit erzählte er von Helmar Chrestensens „Fehltritt."

Er hatte sich auch weiterhin vorbereitet, unterbrochen wurde er nicht, so kam jedes Wort zu seiner vollen Wirkung, und feierlich schloß er: „Der bestohlene junge Mann aber, dessen Leben vernichtet ward, war Martin Helling, Ihr Sohn. Man mutet Ihnen hierzu, Wohltaten zu empfangen, wo Sie die ganze Diebesbande auf die Straße werfen könnten, und die beleidigte Gerechtigkeit schreit zu Ihnen: Lassen Sie die Schuld nicht ohne Strafe bleiben, sagen Sie sich los von diesem kranken, auf unrechtem Gut gegründeten Haus, ziehen Sie den Thäter zur Verantwortung. Meine Hilfe, wie die aller ehrenwerten Bürger unsrer betrogenen Stadt ist Ihnen sicher."

Rothenbeck endete mit stiller Befriedigung seinen Vortrag, nunmehr eine Gegenäußerung erwartend. Er sah die Großmutter an und dachte, als er ihr Gesicht noch ebenso still fand wie vorher: „Altersschwach."

Dasselbe Gesicht wie vorher war's freilich noch, aber müde geworden, sehr müde. Rothenbecks Geschichte war über sie hingegangen wie der Frost über den herbstlichen Garten: noch gestern in Blüten, nun braun und dürr — vorbei — nur noch zuzudecken vom mitleidigen Schnee. Daß ihrem Sohne Geld gestohlen worden war, bekümmerte sie nach so langer Zeit wenig, daß Chrestensen in seiner Jugend einen schlimmen Streich vollführt hatte, würde sie dem gefestigten Manne, den sie seit Jahren ehrenwert und tüchtig gefunden, verzeihen können, selbst wenn ihr Sohn vorübergehend darunter gelitten hatte, aber das andere, das dabei in Stücken ging, das wirkte wie Herbstfrost.

Was ihr bisher seine Neigung geschienen, trat nun

Aus unserer Studienmappe:



Studie. Nach einer Zeichnung von Wilhelm von Lindenschmit.

als Frucht mahnenden Gewissens vor sie hin und verlor Farbe und Wärme; selbst der Glaube an Erne zerbrach ihr; nichts blieb übrig von all ihrem Besitz als die Kinder, und die schienen dem großen Verlust gegenüber so winzig, daß sie sich kaum bemerklich zu machen vermochten.

Nun glaubte sie plötzlich eine gewisse Herbigkeit des Hausherrn zu verstehen, die sie bisher für Verstimmung genommen, während schlechter Arbeitszeiten, — Abneigung war sie gewesen gegen den Eindringling in die Familie, den er ohne Liebe, als Sühnopfer um sich duldete.

Und wenn er sich so schwere, lange Sühne auferlegt hatte, dann mußte doch auch seine Schuld größer sein, als ihr im ersten Augenblick geschienen. Was war denn solche Geldgeschichte, damals, wo die jungen Leute allzusammen so gar leichtsinnig mit diesem Hilfsmittel der Freude umgingen? Schwerfällig bahnten sich ihre Gedanken den Weg zu jener gern gemiedenen Kummerzeit zurück, und da wurde ihr Schritt um Schritt das andere deutlich, was Chrestensen selbst als Schuld empfand.

Ihr fiel ein, daß Martin von Berlin gehen wollte um „endlich mal zu arbeiten," sie entsann sich jenes Geldes, das dazu dienen sollte, sie entsann sich, daß der Plan jäh und unvermittelt aufgegeben wurde. Auch Chrestensen sah sie vor sich, wie er ihr die Nachricht von Martins Tod gebracht, seine Pein, seinen Jammer, jene Schmerzzerrissenheit, die sie so tief gerührt, um derentwillen sie ihn zuerst geliebt hatte — und daneben stand der Chrestensen von später, der manch lieben Freund verlor in herzlicher Trauer, doch ohne daß seine festgefügte Natur ins Wanken kam — das war es also! — er hatte sich damals schuldig gefühlt, schuldig an Martins Tod, schuldig an Martins Verkommen.

Die alte Frau stöhnte auf.

„Darf ich Ihnen mein Haus anbieten? Wir stehen zu Diensten," sagte Rothenbeck, erfreut über dies Zeichen endlich aufkeimenden Verständnisses und erhob sich mit feierlichem Anstand.

Großmutter hatte den schlimmen Boten vergessen gehabt, jetzt sah sie ihn an und suchte sich zu besinnen. Als sie endlich verstand, was er wollte, schüttelte sie leise mit dem Kopf.

„Um der beleidigten Gerechtigkeit willen, Madame —"

„Was kümmert mich Eure Gerechtigkeit?" sagte sie müde. „Gehen Sie nach Hause und lassen Sie mich meine Toten begraben."

Rothenbeck ging, betroffen über seinen Erfolg. Er hatte Thränen und Verwünschungen erwartet, aber keine Stille.

„Ich fürchte, der Verstand der alten Frau hat durch die Überraschung gelitten," sagte er zu Raschke. „Ich gehe nicht wieder hin."

VIII.

Als der Rat das Siebeneck verlassen hatte, suchte Chrestensen Erne, die er am Bett des schlafenden Otto fand.

„Rothenbeck war hier," sagte er ohne Einleitung, „und hat Großmutter die Diebsgeschichte erzählt."

Erne sah ihn entsetzt an; er war blaß und hatte die Stirn schmerzlich zusammengezogen.

„Das ist das Ärgste," wiederholte er.

„Ja," sagte Erne, „aber es ist auch ein Sporn zum Handeln. Nun muß sie die Wahrheit wissen, die ganze Wahrheit, deine Wahrheit. Sie wird sie ertragen lernen, weil sie uns lieb hat, und verzeihen — und dann ist alles besser als vorher. Aber du mußt ihr sagen, wie es kam, mußt ihr anvertrauen, was sonst keiner wissen kann. Armes Großmutterchen! — Geh zu ihr, deine bitterste Wahrheit wird sie erquicken, nach Rat Rothenbecks Räubergeschichte."

„Ich kann nicht."

Erne seufzte, sagte aber ohne Besinnen: „So muß ich" —

„Du? — Was weißt du, wie kannst du? Bist nicht dabei gewesen. Malst deines Mannes Thaten in rosenrot — und ich? — ich bin auch Partei und hab' ihr die alte Geschichte verheimlicht durch ein Jahrzehnt; wie sollte sie mir heute glauben, wo die Notwendigkeit das Schweigen bricht? Mein Reden bringt keine Hilfe. — Wenn ihre Liebe zu euch nicht überwindet, so hat eben die Turtschinska ihre Rache gehabt."

Erne neigte den Kopf, als drückten sie

des Gatten Gründe zu Boden, endlich sagte sie: „Mir ist angst um sie, ich will hinauf."

Frau Helling saß noch da wie Rothenbeck sie verlassen hatte, und sah vor sich hin, das Gehörte bedenkend, das Gedachte wiederholend — einmal — noch einmal — immer wieder — bis es zur leeren Form wurde, die kaum noch eine unklare Schmerzempfindung hervorbrachte.

Bei Ernes Eintritt aber ward alles wieder lebendig und deutlich. Der Schmerz wirkte sogar schärfer als im ersten Augenblick, und sie stand auf mit einer Bewegung nach der Schlafzimmerthür. „Ich bitte dich, geh."

Erne streckte ihr beide Hände entgegen. „Liebe Mutter —" aber die alte Frau faltete die ihren fest zusammen und sagte leise: „Geduld, Geduld. Ich muß allein fertig werden."

„So ganz allein" — in Ernes Stimme klang verhaltenes Schluchzen und in dies Schluchzen tönte von unten ein Kinderlachen herauf. Beide horchten hin nach dem Ton.

„Darf Tinni kommen?" fragte Erne, die keinen Blick von Frau Helling verwandt hatte. Ein Zug verhaltenen Schmerzes trat auf Großmutters Stirn, aber sie antwortete mit leiser Ungeduld: „Ja denn, Tinni."

Erne eilte in den Garten, hob Tinni vom Rasen empor, küßte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und schickte sie zur Großmutter hinauf.

„Großchen hat Schmerzen, sei ihr lieb Kind und bleib bei ihr."

Tinni stapfte eilig, einen abgerissenen Lilienstengel und die Puppe im Arm, zu Großmama hinauf.

„Großchen, Großchen, guck da — wenn man in die ganz weiße Lilie riecht, kriegt man eine gelbe Nase — guck!"

Nur das Kind, dachte die Großmutter — nichts als das Kind. —

Erne ging unterdessen zu ihrem fiebrigen Knaben; schlief er auf kurze Zeit, so horchte sie am Atelier.

Chrestensen hatte arbeiten wollen, aber immer wieder hörte sie ihn auf und ab gehen — sie schlich sich hinauf und lauschte oben, da war's noch stiller. Tinni spielte am Boden wie sonst mit Großmutters altertümlichen Schätzen, selten hörte Erne ihr Stimmchen.

„Großchen, wollen wir in den Garten gehen? Armes Großchen, kannst du nicht laufen? Thuen deine Beine sehr weh? Sei nur nicht traurig; wenn du gar nicht mehr laufen kannst, bleibt Tinni immer bei dir." Die leise Antwort konnte Erne nicht verstehen. —

Mittag saß sie mit Helmar allein in der Halle, Großmutter wollte nicht herab, so mußte Tinni auch oben bleiben.

Sie wechselten wenige Worte zwischen Suppe und Braten; als Helmar aber nach dem Atelier zurückging, folgte sie ihm und sah, daß er nichts gethan hatte.

„Könntest du nicht jetzt Reimanns Porträt vornehmen? Der prächtige, alte Kopf wird dich zwingen, und einlösen mußt du den Frauen dein Versprechen doch."

Er suchte mit einer, seiner Natur fremden Bereitwilligkeit zu thun, was sie riet — ihr zuliebe, ohne Glauben an die Wirkung: und er erreichte auch nichts. Wenn er die Skizze ansah, wenn er mit flüchtigen Kohlenstrichen die Züge auf die Leinwand zu fesseln suchte, schärfte sich seine Mißstimmung noch. Die guten, unwiederbringlichen Stunden fielen ihm ein, die er neben dem Lehnstuhl des Gelähmten genossen, er hörte die Warnungsworte des Abschiednehmenden, die er mißachtet hatte, und Reue kam ihm, daß er sich in den Kleinkram der Massengeselligkeit eingelassen. „Hätte ich nicht mit ihnen gelebt, so könnten sie mich jetzt nicht verleugnen, hätte ich nichts von ihnen genommen, so könnten sie mir jetzt nichts verweigern."

Er warf die Kohle auf den Tisch, daß sie in Stücke sprang, und ging wieder im Zimmer auf und ab, empfindlich für jeden Nadelstich der kleinen Leute, auf die er so gern herabsah.

Als Grund am Nachmittag noch einmal nach dem Knaben fragte, blieb Chrestensen im Atelier — und Erne wanderte weiter von Stockwerk zu Stockwerk, lauschend, tröstend und ratlos.

Auch der folgende Tag ging hin, ohne Änderung zu bringen. Als Großmama wieder nicht zu Tische kam, wuchs Chrestensens Pein.

„Du mußt sie herabbringen, Erne, du mußt."

Erne schüttelte traurig den Kopf. „Ich kann nicht, gewähren lassen ist das einzige. Ich wage nicht zu reden, — ich habe Angst vor jedem lauten Wort, vor jeder raschen Bewegung; mir ist, als müsse davon etwas zerreißen, was Behutsamkeit noch zu heilen vermöchte. Gestern, als ich Tinni holte, um sie zu Bett zu bringen, küßte sie das Kind, aber nicht einmal Otto mag sie Gute Nacht sagen, weil sie da das Zimmer verlassen müßte — sie schüttelte auf seine Bitte — Marie richtete sie aus — den Kopf und sagte leise: ‚Laßt mich schlafen.‘ Und so ist's auch heute. Tinni ist bei ihr, Marie geht ab und zu, mein Anblick aber quält sie, und als ich deinen Namen nannte, erblaßte sie bis in die Lippen."

Chrestensen ergab sich.

„Arme alte Frau, ich hätte ihr längst alles sagen sollen, längst, gleich damals das kommt vom weich anfassen wollen, Schmerzen ersparen wollen — verzärtelt und schützt doch nicht vor dem großen Jammer."

Erne wußte nichts zu entgegnen. Längst sagen sollen, ja, das wäre so einfach gewesen; nur daß das Einfachste am seltensten geschieht. Nun saßen sie einsam in der Halle und stellten sich, als ob sie äßen.

Da kam ein eingeschriebener Brief. Der Kunstverein ging sicher, er ließ es sich von der Post bescheinigen, daß er seinen „großen Mann" der Ehrenmitgliedschaft verlustig erklärte.

Das Schreiben war ein kunstvoll geschraubtes Machwerk: „Sie müßten schweren Herzens, bekümmerten Gemütes das Beste zurücknehmen, was sie in ihrem einfachen Bürger- und Männerstolz zu geben vermocht hatten, da das einst erwählte Ehrenmitglied, wie man kürzlich erfahren, nicht den Bedingungen der Lebensführung entsprochen habe, unter denen man Mitglied ihres altehrenhaften, Bürgertugend pflegenden und Edelblüten des menschlichen Könnens preisenden Vereins, dieses Sturmwalls der guten Sitte und des guten Kerns der Stadt Bieberfeld werde und sein dürfe und könne."

Chrestensen lachte als er sich hindurchgelesen hatte, warf Erne den amtsmäßigen Bogen hin und aß mit gedankenloser Hast ein paar Bissen; dann sagte er:

„Da haben wir ihn ja, ihren ganz besonderen, durch Generationen emporgepäppelten Größenwahn, den ewigen Kehrreim, mit dem sie jede vernünftige Regung in Unsinn und Anmaßung verkehren. Heil der Philisterei, der Engherzigkeit und der unfehlbaren Schablone — unsere Söhne gute Art, tüchtiger Kern, hüte sie vor giftigem Umgang; — unsere Stadt wahrhafter Boden, wahre ihn vor dem angefressenen Eindringling, auf daß der uns nicht die gesunden Kinder verderbe — nun hab' ich ihnen den Unsinn mit meinem Beispiel gestärkt und Kind und Kindeskinder können sie fürder mit mir schwarzem Mann graulich machen. — Erne, ich ersticke daran — gib mir ein anständig Papier, ich will Wolfert schreiben, mag ihm sein Rathaus bepinseln wer kann, nach dem da danke ich für die Freude."

Er schrieb in großen, zornigen Buchstaben seine Absage und schickte sie nach der Post — auch eingeschrieben.

„Nun Erne," rief er mit galligem Humor, als draußen die Thür hinter dem forteilenden Diener ins Schloß fiel, „wollen wir hinaufgehen und die Rathauskartons in Stücke reißen, oder ist ein Scheiterhaufen würdevoller und Gott wohlgefälliger?"

Sie brach in Thränen aus. „O Helmar, Helmar, ich kann dich nicht so sehen, wie darf dir das Thun dieser Menschen, die du so sehr verachtest, Halt und Fassung rauben?"

Er war so wenig gewöhnt, Erne in Thränen zu sehen, daß er sich selbst bei diesem Anblick wiederfand. Er nahm sie in seinen Arm, strich ihr leise über die Stirn und sagte: „Arme Frau, arme kleine Frau."

Sie lächelte schon wieder, weil seine Stimme den häßlichen Ton verloren hatte, sah zu ihm auf und sann in seinen Anblick versunken.

„Jetzt weiß ich's," sagte sie plötzlich und machte sich los. „Ich weiß es."

„Was weißt du? Daß du einen schlimmen Mann erwählt hast, den alle Dämonen hetzen, dessen Ungenügsamkeit seinen Liebsten am wehsten thut und der's in alten Jahren nicht zur Vernunft bringt?"

Sie lächelte weiter und schüttelte den Kopf. „Nein, was uns hilft — und daß du nach München mußt."

„Erne!" rief er heftig.

Aus unserer Studienmappe:



Studie. Nach einer Zeichnung von Ferdinand Pauwels.

„Keine Flucht, kein Ausweichen — versteh' mich recht. Nur auf drei, vier Tage, Liebster, damit Großmütterchen sich wieder herabfindet, ich schaffe ihr in der Zeit schon eine Brücke. Du hast dort die Ausstellung, die wird dich festnehmen, und Kunstgenossen findest du auch genug zu einem vernünftigen Wort. Wenn du mir nur mit ehrlichem Willen versprichst, dem Guten, was kommt, Eingang zu lassen und dort ebenso ernstlich, wie ich hier, gegen die berufenen Dämonen anzukämpfen, so will ich uns schon wieder in Tageslicht und Sonnenschein bringen. Und Helmar — dann, wenn mir das gelingt, haben wir dann nicht wieder unser altes Glück, einerlei, ob die Leute draußen reden oder schweigen? Bist du nicht ohne ihr Ehrendiplom derselbe Künstler? Bist du nicht ohne ihre Verehrung derselbe Mann? Helmar — du willst — du willst!"

Ihre Stimme zitterte, während sie ihn umfaßt hielt und leise, dringend auf ihn einsprach. Es ergriff ihn, er küßte sie auf das weiche Haar und sagte langsam, als spräche er ein Gelübde: „Ich will, Erne; versuche deine Liebesweisheit da oben — ich gebe dir den Weg frei." —

Helmar reiste gegen Mitternacht mit dem Eilzug ab; am anderen Morgen packte Erne ein Handköfferchen und ging zu Großmama hinauf.

Frau Helling saß in sich gekehrt am Kaffeetisch, Tinni gegenüber, die unbewußt getreulich ihre Pflicht that. „Trink' doch," sagte sie mit ihrem schmeichelnden Kinderstimmchen, „trink, Großchen, Tinni is viel flinker, Tinni is gleich aus, trink, Großchen."

Erne ließ das Stimmchen verhallen, dann öffnete sie die Thür. „Großmutter," sagte sie bittend von der Schwelle aus, fluchtbereit die Klinke in der Hand, voll Sorge, sie zu verscheuchen. „Mein Mann ist heut nacht nach München gefahren — nun aber muß auch ich auf zwei Tage fort. Otto soll noch liegen bleiben und geschont werden, — ich weiß mir nicht zu helfen, wenn du uns nicht die Kinder behütest."

„Gehst du fort, Mam'," rief Tinni, ehe sonst jemand sprechen konnte, sprang auf und lief zur Mutter.

Erne strich dem Kind übers Haar, wandte aber keinen Blick von Frau Helling, während sie antwortete: „Ja, und du bleibst bei der lieben Großmama."

„Ich bleibe bei der lieben Großmama," sprach Tinni zufrieden, nach dem Kaffeetisch zurücklaufend.

Und Großmutter antwortete langsam, als hindere sie etwas beim Sprechen, was bei jedem Wort neu zu überwinden sei: „Reise, ich will zu Otto hinuntergehen und — die Kinder behüten — und — komm' gesund wieder heim."

Erne ließ die Klinke los, eilte auf die Großmutter zu und küßte ihre Hand. „Ich danke dir, ich danke dir, Gott behüte euch."

Dann gab sie ebenso schnell die weiche Hand wieder frei und stand schon in der Thür, als Großmutter leise sagte: „Auf Wiedersehen."

Wie ein warmer Sonnenstrahl begleitete Erne dieses Wort auf der Fahrt nach dem Bahnhof, wobei ihr viel verwunderte, neugierige und hämische Augen folgten.

„Also die Malersfrau reist ab? seht mal an!"

„Ja, und er ist schon bei Nacht und Nebel fort."

„Sie treffen sich dann irgendwo und die Kinder lassen sie noch da, um irre zu führen, und so bei Gelegenheit holen sie dann alles nach, weil's hier aus ist mit der großbrotigen Rolle, die sie gespielt haben."

„Na, uns kann's recht sein, wir sind sie los und machen drei Kreuze hinter der genialen Wirtschaft drein." —

Der warme Sonnenstrahl begleitete Erne durch den Tumult des Bahnhofs, dem sie seit ihrer Verheiratung nicht mehr allein gegenüber gestanden hatte, begleitete sie auf der langen, öden Fahrt, vorbei an Städten und Flecken, Wäldern und Flüssen, Burgen und Hügeln bis in die Ebene, die sich fahl, kahl und sandig durch die Mark dehnt. Er verscheuchte auch das Bild der Frau Venus, die wieder und wieder vor ihrem Auge vorüberglitt — lockend und spöttisch aus dem Dunkel ihres Zauberbergs auf die schattenhafte Gestalt der Elisabeth schauend. Um den Tannhäuser war ihr nicht so bange, der würde vor dem Leid der Welt nicht wieder in den Hörselberg fliehen — wenn nur das andere wieder ins gleiche kam.

„Großmütterchen, armes Großmütterchen, für dich!" sagte sie vor sich hin, wenn ihr bange werden wollte um den nächsten Tag.

„Wir haben sie weich gemacht, wir müssen ihr helfen," beschwichtigte sie Zweifel an Erfolg und Klugheit der schnellbeschlossenen Reise, die wuchsen, je näher das Ziel kam. —

„Jüterbogk!" rief draußen der Schaffner, und gleichzeitig brach die Sonne im Westen durch den grauen Wolkendamm, die Kiefern des nahen Waldes mit roten Kronen schmückend.

Als der Zug wieder in Bewegung kam, nahm Erne ein Blatt aus ihrem Handtäschchen. Heute morgen beim Abschließen hatte sie nach Reefs Briefen gesucht und den einen als Wegweiser zu sich gesteckt.

Sie las ihn jetzt, nahe dem Ziel, noch einmal aufmerksam durch, die Stelle, die ihr besonders wichtig war, wiederholend.

„Außer Fräulein Turtschinska traf ich vor dem Bild einen bewundernden Bieberfelder und Doktor Drewes von der X-Zeitung; mit dem von der allein seligmachenden Klassomanie besessenen Doktor und den Bewunderern gab es ein lohnend Kunstgefecht und man raufte sich tüchtig, bis der Kritikus verduftete."

„Doktor Drewes, X-Zeitung," wiederholte sich Erne, als lerne sie eine Aufgabe auswendig; dann schob sie den Brief wieder in das Täschchen, schloß die Augen und öffnete sie erst wieder, als der Zug in die Halle des Anhalter Bahnhofs keuchte.

Sie nahm ihr Köfferchen, ging traumbefangen durch die drängenden Menschen, vorbei an dem Schutzmann mit den Droschkenmarken.

Erst auf der Straße besann sie sich auf das Notwendige, hielt kurze Umschau und kehrte in dem nächsten Gasthaus ein, Zimmer und Adreßbuch verlangend.

„Hier Wohnungsanzeiger. Speisekarte gefällig?"

Sie sah die Speisekarte verständnislos an, schob sie ungeduldig beiseite und sagte: „Irgend etwas."

Der Kellner eilte davon, sie war mit dem Buch allein und begann zu blättern. — D — T — Z — vorwärts, rückwärts, unruhig, gedankenlos. Als das Filet vor ihr stand, hatte sie noch nichts gefunden.

„Geben Sie mir die X-Zeitung."

Der Kellner stob hinaus und brachte im Umsehen das Verlangte, „irgend etwas" hatte guten Eindruck gemacht.

„Wo ist die Mohrenstraße?" war Ernes nächste Frage und dann kam als zweites: „Eine Droschke."

Ihr war zu Mute, als sei sie irgend ein fremder Mensch, als handle sie nach einer vorgeschriebenen Rolle und werde in ihrem eigentlichen Wesen von alledem nicht berührt. So trat sie, der alle neuen Menschen Pein und Verlegenheit bereiteten, mit ruhiger Sicherheit in die lebhafte Redaktion.

„Doktor Drewes?"

„Ist Doktor Drewes noch da?"

„Doktor Drewes!" klang es auf ihre Frage in verschiedener Stärke und Klangfarbe von einem Zimmer ins andere.

Schließlich kam einer zurück. „Ja, wen darf ich melden."

Erne lächelte, als sie ihre Karte hingab, auf der nichts stand als: Frau Ernestine Chrestensen. „Der Herr kennt mich nicht — nur auf zwei Minuten, ich möchte um eine Adresse bitten?"

Sie wurde angenommen. Doktor Drewes rückte den Kneifer höher, fand den Besuch hübsch genug für eine kurze Störung und war höflich.

Erstaunt zog er die Augenbrauen in die Höhe, als Erne ihr Anliegen vorbrachte, faltete seine hohe Denkerstirn und rief: „Die Adresse der Turtschinska? Sie? — von mir? — Hm!"

„Sie haben Herrn Neef mit ihr bekannt gemacht."

„Neef — Neef? — Ach ja — den jungen Maler? — So so, ich entsinne mich nicht — in der Ausstellung —? Kann sein — kenne sie natürlich — aber ihre Adresse?" —

„Es läge mir viel daran."

„Hm — schickt uns manchmal Notizen — vielleicht vorn. He! — Rasmus!"

„Herr Doktor?"

„Adresse der Turtschinska in der Expedition?"

„Gleich mal fragen. — Turtschinska — Adresse?"

„Adresse — Turtschinska!" lief es wieder in den verschiedensten Tönen durch die Zimmer und hinab nach der Expedition.

Die Antwort kam. „Da haben wir's ja, Lüneburger Straße, längs der Stadtbahn am Ausstellungspark."

Doktor Drewes schrieb in einem Anfall von Wohlgefallen, der seine Bequemlichkeit besiegte, die Adresse selbst auf und überreichte sie Erne mit Feierlichkeit.

„Meine gnädigste Frau — ich schätze mich glücklich —"

„Ich danke Ihnen," sagte Erne, nahm ihr Blatt, machte Drewes, der nun nach glücklicher Erledigung der Geschäftsfrage einen behaglichen, aufklärenden Schwatz erwartete, eine Verbeugung und ging.

„Hm — time is money — ganz gut, wenn das mal andere Frauen dächten — hier hätte ich heute ganz gern etwas verschwendet. Was mag denn dies Ladygesicht bei der Turtschinska wollen?" —

Draußen begann die Abenddämmerung in den engeren Straßen ihre Herrschaft, Laternen und Glühlichter blitzten hier und dort wie feurige Thränen auf — für heute war nichts mehr zu thun. Ins Hotel gehen und schlafen blieb das einzige, um morgen mit frischer Kraft, klugen Gedanken und guten Worten — ja guten Worten — das schwere Tagwerk zu vollbringen.

IX.

Frau Erne schlief; schlief traumlos die ganze Nacht und blickte mit erschrockenen Augen in den hellen Tag, als sie endlich die Vorhänge zurückzog. Aber Sankt Lukas dröhnte ihr mit seinen acht Schlägen die Beruhigung ins Ohr, daß noch keine Zeit versäumt sei.

Sie fühlte sich erfrischt und kräftig; erst als sie eine Stunde später in die Pferdebahn stieg, die sie nach der Lüneburger Straße bringen sollte, überkam sie das Grauen vor den nächsten Stunden.

Ein flaues, fröstelndes Gefühl plagte sie, ein Gemisch von Widerwillen und Hilflosigkeit. Selbst das geringe Maß von Vorurteilen, das ihre Herzenswärme nicht umgeschmolzen hatte, bäumte sich auf. — Bitten gehen — bitten — zu dieser Frau, zu solch einer Frau, zu der Frau, die ihr Mann rachsüchtig nannte und niedrig von Gesinnung, der er damals und jetzt das Schlimmste verdankte, was das Leben ihm zu bringen gehabt.

Als der Schaffner ihr die Lüneburger

Straße zurief, hatte sie nur das eine Verlangen: umzukehren, davonzugehen, diese Straße vor allen Orten der Welt zu meiden.

Die Pferdebahn war schon hinter den neuen Kasernen verschwunden, da stand sie noch immer und sah in die Baumwipfel des Ausstellungsparkes hinein.

Dort drüben hing Helmars Bild.

„Vorher dies Bild sehen, sich Mut sehen an diesem Bild," dachte sie; gab sich selber zu, daß dies nur Sehnsucht nach Aufschub sei, schritt aber gleichzeitig auf den Park zu.

Durch ein Seitenpförtchen kam sie mit Hilfe eines Thalers und dem Hinweis auf ihre Familienzugehörigkeit in das noch geschlossene Ausstellungsgebäude und durcheilte die Säle flüchtigen, nichts fassenden Blicks.

Erst als sie vor dem Ringbild stand, wurde aus ihrem Umherblicken ein Schauen. Ein Quell von Kraft strömte aus diesem Bild auf sie über. Ihre Liebe, die nicht schwach geworden, aber von dem Sorgen, Sinnen, Grämen und Denken der letzten Tage überwuchert war, befreite sich in diesem Anblick zu neuer Thatkraft.

Gewiß, diese beiden Kinder hatten immer zusammengehört; alles, was sich zwischen sie gedrängt haben mochte, war ein Irrtum gewesen: dies Bild sagte Ja zu ihrem Leben. Wohl rieb sich der Alte mit verschmitztem Behagen über den wertlosen Tand, den er dem Jungen aufgehängt, die Hände, aber die Kinder waren doch nicht betrogen, denn sie hatten ihren Talisman eingehandelt, den der Glaube zauberkräftig machte. Wohl schaute die Hökerin gutmütig überlegen auf die kleinen Narren, aber Erne wußte doch, daß die klugen Leute am wenigsten verstanden von Kraft und Weisheit der Kinderherzen. Wohl füllte ein fremdes, buntes Gemenge den Hintergrund, ohne nach den beiden zu fragen, aber Erne fühlte sich heute just diesen Fremden am dankbarsten gesinnt, denn sie stärkten ihre Hoffnung — Menschen waren sie, — alle — eifrig in Lust und Weh, mitten drin in Leid und Lebensgenuß — und wer fühlt, vermag mitzufühlen, — ein Menschenkind war Carla Turtschinska auch.

Einer Mutter Kinder waren sie alle, ob sie nun auf einsamen Höhen hausten oder sich eng beisammen unten im Thal anbauten. Wer sich je gefreut, wer je gelitten hat, der kann auch menschlich fühlen, und wo ein Menschenherz schlägt, da ist auch ein Funken Güte verborgen, nur anhauchen, anfachen, Nahrung gönnen, dann gibt er Wärme.

Getrosteren Mutes verließ sie den Saal, als die ersten Beschauer kamen, und drückte geraume Zeit vor elf die Klingel nieder, neben der eine Visitenkarte Carla Turtschinskas angeheftet war.

Lange Stille, dann schlürfende Schritte, ein Angeln hinter dem Beobachtungsfenster und eine hexenhafte Gestalt, schlappschuhig, wirrzöpfig, schmutzig beschürzt und rußgeschwärzt, öffnete die Thür mit der staunenden Frage: „Na, wat denn?"

Erne sah nach dem ersten Erschrecken nicht mehr um sich, sie schaute nach innen, Kraft und Willen einzig auf ihr Vorhaben gerichtet, und antwortete, wie sie sich's vorher zurecht gelegt hatte: „Eine Dame wünscht Fräulein Turtschinska zu sprechen."

Die Frau sah sie noch einmal prüfend von oben bis unten an, warf dann die Thür wieder ins Schloß und schlürfte drinnen im Gang zurück.

Erne wartete lange; Thüren klappten, Stimmen wurden laut, ab und zu krachte etwas, als wäre Umzug — endlich erschien die Alte wieder. Zur Verschönerung ihres äußeren Menschen hatte sie die Zeit nicht gebraucht, sie füllte ihren Platz im Leben noch ebenso schmuddelig aus wie vorher.

„Ik soll'n Namen fragen, 's Fräulein läßt Fremdes nich rin."

Nur einen Augenblick zögerte Erne, dann gab sie der Alten die Karte. Diesmal blieb die Thür geöffnet, Leute mit Visitenkarten rechnete die Aufwärterin als was Anständiges; Erne konnte in den engen Vorraum treten und da weiter warten.

Die Frau kam drüben wieder heraus, brummte etwas von „gleich nachher" und verschwand in dem Chaos der schmalen Küche.

Lange stand Erne, qualvoll lange; Widerwille und Bangigkeit wollten aufs neue in ihr aufsteigen, Fluchtgedanken mußte sie zurückdrängen, während Carla Turtschinska sich den Genuß schaffte, Helmar Chrestensens Frau antichambrieren zu lassen.

Aber sie hielt aus, die Lippen aufeinander gepreßt, die Hand um den Schirmgriff geschlossen, als käme im Drucke Kraft,



Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Zu hoch. Nach dem Gemälde von E. Scanell.

stand sie da, als endlich drinnen eine Klingel ertönte und die Alte schlürfenden Schritts zum andernmal die Küche verließ.

„Se können kommen," lautete die formlose Einladung. Ernes Spannung löste sich, mit schnellen Schritten trat sie durch die geöffnete Thür der Friedensstörerin entgegen.

Fräulein Turtschinska lehnte mit vorbereitet nachlässiger Haltung in einem alten blauseidenen Sofa und erhob sich erst langsam, als Erne schon mitten im Zimmer stand.

Sie hatte Toilette zu diesem Empfang gemacht, Morgentoilette, mit Puder und Brennschere, Seide und Spitzen, blau und creme, etwas verbraucht alles, aber im Stil der großen Dame, die aus Gnade eine unebenbürtige Bittstellerin vor der Gesellschaftsstunde empfängt.

Erne empfand nichts von diesem Kunstgriff; selbst als Carla schleppend aufstand und schleppend sagte: „Ich bedaure, daß Sie warten mußten — wenn man geistig arbeitet und in der Gesellschaft lebt, beginnt der Tag spät," — kam ihr noch nicht zum Bewußtsein, daß Carla ihr eine Scene vorspiele. Sie antwortete höflich: „Die Schuld liegt an meiner frühen Stunde, aber wenn man auf der Reise ist, bleibt einem kurz gemessene Zeit, deshalb —"

Sie hielt inne und schwieg; auch als die Turtschinska ihr geraume Zeit zum Weiterreden ließ, fand sie keinen Anfang. Was, o was sollte sie sagen? — Sie hatte es ganz genau gewußt und nun war alles verschwunden, seit sie in dies neugierig gleichgültige, kalte Gesicht sah, dessen Ausdruck sie lähmte. Aber das mußte überwunden werden, je schneller je sicherer, und plötzlich ging sie unvermittelt gerade aufs Ziel los.

„Sie wissen, weshalb ich hier bin."

Carla stutzte und zog sich in sich zusammen. „Nein — ich bedaure —"

„Sie vermuten es wenigstens, seit Sie meinen Namen gelesen haben. Vor vier Tagen waren Sie in Bieberfeld, die Geschichte, die Sie dort erzählt haben, hat sich auf die Wanderschaft begeben, und ich bin Ihnen nachgereist um dieser Geschichte willen."

Die Turtschinska wußte nicht gleich was antworten, sie hatte Diplomatenkünste erwartet, denen wäre sie gewachsen gewesen — dieser Vorstoß war ihr zu plump. Sie mußte auch erst das Triumphgefühl bezwingen, das übermächtig in ihr aufstieg. Wohl hatte sich's schon geregt, als sie Ernes Namen staunend von der Karte abbuchstabierte, jetzt aber, da diese Frau ohne Bemäntelung gestand, um was sie gekommen, strömte ihr das Blut so heftig nach dem Hirn, daß Gedanken und Überlegung wie weggespült schienen. Klug sein! kalt sein! mahnte sie sich — du hältst die Trümpfe, nun gewinne dein Spiel. Aber sie konnte sich nicht sofort fassen, denn während die angerufene Klugheit mahnte: Benütze den Augenblick, jauchzte das Rachegelüst: genieß ihn! quäle sie, demütige sie!

Frau Erne stand noch immer regungslos vor ihr, als Carla endlich sagte: „So? — aber wollen Sie sich nicht setzen? — also um der alten Geschichte willen? Ja — soll ich Ihnen noch einmal erzählen, was sich begeben hat, damit Sie gründlich Bescheid wissen? Soll ich Ihnen die lustigen Tage schildern, da wir jung waren und noch keine Philister, und noch andere Modelle hatten als Weib und Kinder und dann natürlich strauchelten, wie all' solch verruchte Zaunläufer, die der staubigen Landstraße den Rücken kehren? Soll ich erzählen, wie wir zusammen glücklich waren, zusammen schuldig wurden? — Aber so setzen Sie sich doch! — oder soll ich Ihren Mann, den Mann des goldenen Erfolges und der goldenen Medaille, hinstellen als das von mir verführte Lamm? — Wenn das Ihnen, der Ehefrau, Freude macht, warum nicht? Es wird dann die heilige Legende, mit der Sie einmal Ihre Kinder erfreuen können, wenn vom Vater die Rede ist, und die sich auch in den obligaten Biographien des berühmten Mannes sehr hübsch machen wird — obgleich sie apokryph ist. — Aber wollen Sie nicht Platz nehmen —"

Carla hatte sich zu Anfang ihrer Worte in die Polster geschmiegt und deutete wiederholt nach dem Lehnstuhl, dem Erne nicht um einen Schritt näher kam. Auch jetzt blieb sie stehen, während sie leise, aber mit fester Stimme, sagte: „Zunächst wollte ich Ihnen etwas erzählen. Martin Helling ließ, als er starb, eine ganz vereinsamte Mutter zurück. Chrestensen brachte ihr die Todesnachricht des Sohnes und that sein

Teil, daß sie nicht in leiblicher und geistiger Not unterginge. Sie ist seit Jahren unsere Hausgenossin — "

„Nun, das ist ganz nett von Ihnen," fiel Carla ein, „der Frau ihre Zinsen zurückzuerstatten. Sie sind ja in der glücklichen Lage, das ohne Opfer zu können, ich hörte schon in Bieberfeld davon."

Erne überkam ein Gefühl hilfloser Erschöpfung, wie den Bergwandrer, dem bei jedem Schritt der Boden unter den Füßen weicht, so daß er dem Ziele niemals näher kommt. Als sie sich endlich aufraffte, war's wieder, um gerade aus zu gehen.

„Ich wollte Sie bitten, Ihre Erzählung noch zu ergänzen, nicht für mich, die ich sie ganz genau kenne, sondern für jene anderen, denen sie durch Ihren Bericht zugänglich geworden ist. Sie hat viel Schaden angerichtet, viel Gutes zerstört, auch auf anderem Acker, als dem Helmar Chrestensens, aber noch kann manches gerettet werden, wenn Sie reden."

„Was?" Carla schnellte aus ihren Polstern in die Höhe. „Ich soll retten? Ich! — Für Helmar Chrestensen doch wohl? Für den hochmütigen, selbstgerechten, maßlosen, brutalen Mann zum Guten reden? Soll Wahrheit vertuschen, weil er sie zu scheuen hat? Gerechtigkeit zu Boden schlagen, weil sie ihn trifft — Sühne verhindern, weil sie ihn brennt? All seine großen Worte vergessen, weil sie sich zinsfordernd gegen ihn selbst gewendet haben?"

Carla Turtschinska besann sich plötzlich auf die gemäßigte Rolle, die ihr Vorteil heischte, ließ sich auf ihren Platz zurücksinken und schloß ruhiger: „Sie machen sich wunderbare Vorstellungen von meiner Empfindung für diesen Mann."

Erne überwand noch einmal ihre Fluchtgelüste und sprach mit derselben leisen Stimme weiter, die Carla so unangenehm war, weil ihr Pathos nicht dagegen ankam. „Ich sage nicht, Sie sollen um Chrestensens willen reden, er muß jetzt ebenso wie all die Jahre daher, mit seinem Schuldteil fertig zu werden suchen. Aber der alten Frau, der eine plumpe Hand Ihre Geschichte zugetragen hat, wird jede Lebensfreude dadurch erdrückt. Wir waren ihre Familie — Sie haben sie zum zweitenmal kinderlos gemacht. Hilflos stehen wir vor den Trümmern und vermögen nicht wieder aufzubauen, denn wir scheinen ihr Tempelschänder, und doch muß sie zu Grunde gehen, wenn sie wie in diesen Tagen einsam zwischen ihren gefallenen Heiligenbildern bleibt. Deshalb — nur deshalb kam ich zu Ihnen — hier vermögen Sie zu helfen, hier müssen Sie helfen. Sie können als Augenzeuge Frau Hellings Fragen Antwort, ihren Zweifeln Ruhe geben."

Carla Turtschinska stand ungeduldig auf und rief: „Nun also! also doch! Das heißt, ich soll ein Märchen erfinden, das heißt, ich soll lügen."

„Nein. Aber glauben Sie nicht, daß Ihr Bericht letzthin von zornigen Gedanken gefärbt war und daß Mitleid anders erzählen wird und vor allem auch *kann*?"

„Mitleid, — Mitleid mit Helmar Chrestensen!" rief Carla höhnisch und streckte die Hand mit theatralischer Gebärde aus.

Durch Ernes Füße ging ein Zittern, sie war schon längst wieder aufgestanden, unwillkürlich griff sie nach der Stuhllehne, aber ihre Stimme hatte sie noch in der Gewalt, als sie sagte: „Nein — Mitleid mit der alten Frau. Meinen Sie nicht, Hellings Mutter auch etwas schuldig zu sein?"

Ein Murren war Carlas einzige Antwort. — Sie ging hastigen Schrittes im Zimmer auf und ab, alle Anmut ihrer schleppenden Bewegungen war abgefallen wie ein geborgtes Kleid. Von Zeit zu Zeit sah sie Erne an, immer das gleiche stille Gesicht findend, dessen traurige Augen ihr unverwandt folgten.

Plötzlich blieb sie mitten in ihrem Lauf vor Erne stehen. „Gut, ich will zugeben, daß ich dieser Frau etwas schuldig sein könnte; mir sind viele Menschen im Leben etwas schuldig geworden und schuldig — geblieben; aber gut — Sie haben mich an diese Schuld erinnert, und ich erkenne sie an. Auch noch zugegeben, daß man schwarz weiß und weiß schwarz erzählen kann — *was* sollte ich der alten Dame denn schreiben?"

„Schreiben?" Erne schüttelte den Kopf, „das vermöchte ich nicht zu sagen. Ich weiß gar nicht, was Sie in der Stadt verbreitet haben, auch nicht, was Rat Rothenbeck Großmutter hinaufgetragen hat. Ich weiß von allem nur, was mein Mann mir

erzählte an dem Tag, da Sie des Morgens bei ihm gewesen waren; ich suchte Sie darauf im Bären, kam aber zu spät."

„So schnell ist Rothenbeck zu der alten Helling gelaufen?" rief Carla. „Tapferer, alter Hetzer."

„Nein, Rothenbeck kam erst am folgenden Tag."

„So?" —

Carla stand wieder still und sah Erne nachdenklich an.

„Was wollten Sie denn im Bären?"

„Sie thaten mir leid — ich hörte, Sie seien in Not — ich dachte mir gleich, daß nur Verzweiflung sich so rachsüchtig gebärden könne, und wollte Ihnen zu helfen versuchen — Ihnen und uns helfen schien mir das Gleiche."

Carla errötete, langsam zog ein fahler Schein vom Hals zur Stirn empor. Da fiel ihr ja in den Schoß, was der Endzweck ihrer Reise gewesen war — ihre Rache hatte sie gehabt, und die Hilfe kam nun auch — anders, als sie erwartet hatte, aber sicher — sie brauchte keinerlei diplomatische Anstrengungen zu machen — sie brauchte sich nicht einmal voraus bezahlen zu lassen — nein — hier nicht, dieser Frau war unbedingt zu trauen. Daß sie ein peinliches Mißbehagen über diese Erkenntnis empfand, war lächerliche Schwäche — weg damit!

Carla setzte sich mit einem Ruck vor ihre Schreibmappe, Erne den Rücken kehrend, und sagte: „Ich werde Ihnen aufschreiben, daß ich gelogen habe, die ganze Geschichte erfunden, um —" sie lachte spöttisch — „mich an Ihrem hochmütigen Mann zu rächen, weil ich ihm nicht gut genug war zur Hausfreundin — ein Motiv müssen wir doch haben, der Glaubwürdigkeit zuliebe."

Erne stiegen Thränen in die Augen, sie setzte sich nieder, legte die Hände vors Gesicht und mühte sich um die verlorene Fassung.

Carla merkte nichts davon, mit fliegender Feder schrieb sie, wandte sich dann schnell um und sah erstaunt auf die zusammengesunkene Frau.

„Aber mein Himmel, was haben Sie denn nun?"

Erne nahm die Hände vom Gesicht: sie hatte die Thränen bezwungen, nur ein feuchter Schimmer lag noch in den Augen, als sie antwortete: „Ich danke Ihnen, Sie meinen es gut, aber so geht das nicht. Die Wahrheit muß schon gesagt werden, das Geschehene dürfen wir nicht wieder fortlügen, und wenn Sie meinen, die Wahrheit nicht so erzählen zu können, daß Großmutter Chrestensen dennoch weiter zu lieben vermag, dann — dann muß eben das Unheil seinen Gang gehen."

Erne stand auf, und Carla Turtschinska starrte ihren verschmähten Widerruf an. — Wunderliche Frau. — Was wollte sie eigentlich? Sie sann nach — sie dachte vergangener Tage — die bunte Jugend wurde lebendig, sie sah die beiden, jungen Menschen vor sich, den blonden, viereckigen Chrestensen, der sich seinem schwererrungenen Beruf hingab mit vollem Herzen, den herunterzubekommen ins lustige Leben so viel Mühe kostete, der sich so schnell zurückbesann und eisern war in der Arbeit und dem Wiedergutmachen. Und sie sah den anderen mit den weichen, braunen Haaren, den lächelnden Augen und dem liebenswürdigen Temperament, dem alles zufiel und der deshalb nicht zu ringen verstand; sah ihn auflodern und rasch verglimmen, schnell bereit zu Lust und Scherz, schwer zu haben zu Müh und Arbeit. Wie war er ihr leicht zum lockeren Leben gefolgt und hatte nicht wieder davon gelassen, obgleich Chrestensen ihn zu sich zu ziehen suchte, obgleich sie selbst, seiner müde geworden, ihn zurückzustoßen wünschte.

Carla sah das plötzlich alles mit den Augen eines Fremden und seufzte tief auf; sie hatte doch wenig Glück gehabt mit ihren Freundschaften, recht wenig.

„Ja," sagte sie langsam und das Blatt fiel zerrissen zu Boden, „ich kann die Geschichte erzählen, und ich will es auch — Ihnen zu Gefallen."

Jetzt errötete Erne; ein heißer Strom drängte sich vom Herzen zum Kopf. „Sie wollen!" — ihre Hände streckten sich Carlas entgegen, faßten sie und schlossen sich zum Dankesdruck. „Trotz Zorn und Rachegefühl wollen Sie gut sein."

Carla wurde verlegen und ungeduldig; Gemütsbewegungen waren nicht ihre Sache, alles in allem war dies hier ein Geschäft — wenn die Chrestensen dazu Empfindungen brauchte, so mußte sie die allein aufbringen.

„Nein, nein," sagte sie hastig, „nicht weil ich gut bin, sondern weil Sie klug sind — kurz, weil ich muß — und nun sagen Sie mir schnell: wie soll ich's machen?"

Erne hatte ihren festen Platz Welt und Dingen gegenüber wiedergewonnen, sie fand jetzt genug innere Ruhe, mit Anteil und Mitleid den schäbigen Luxus dieser Wohnung, die Schäden des üppigen Morgenkleides, die einfache Frühkost zu betrachten, und begann schon im stillen zu überlegen, wie wohl hier zu bessern sei, ohne zu verletzen.

Währenddem sagte sie: „Ich weiß nur den einen Weg, Sie müssen noch einmal nach Bieberfeld kommen und mit Großmama sprechen."

Carla seufzte. „Ja — etwas unbequem, aber das einzige. Ich komme."

„Gleich?"

Sie schob die Schultern in die Höhe und stöhnte. „Es muß wohl sein — gleich."

„Um drei geht ein Zug."

„Barmherzigkeit! Gönnen Sie mir Atemholen, Zurechtlegen. Der Nachtzug allenfalls, mit ihm ist man morgen gegen Mittag im Siebeneck, und in drei Tagen zu unserem Künstlerfest kann ich zurück sein."

„Ich möchte nicht noch eine Nacht von den Kindern weg bleiben," sagte Erne zögernd.

Carla lachte. „Wollen Sie mich an der Kette hinbringen? Das ist nicht nötig — nun bin ich Ihnen sicher."

Erne hatte einen anderen Grund für ihre Überlegung gehabt, sie fuhr weit lieber allein nach Hause; so erwähnte sie nun mit zartfühlender Sorge, daß diese Reise in fremder Angelegenheit dem Fräulein natürlich zu den Unbequemlichkeiten nicht noch Kosten auferlegen solle und daß sie hoffe, eintreten zu dürfen.

„In der That," antwortete die Turtschinska, und brachte lebhafte Bekümmernis zum Ausdruck, „ich bin nicht in der Lage, Ihnen diese Bitte abzuschlagen."

Erne bedankte sich mit ihrem sonnigsten Lächeln, holte ihr Taschenbuch vor, schob, was sie irgend entbehren konnte, in einen Umschlag und legte das Geld auf die Schreibmappe. Geben und nehmen war ein schweigender, kurzer Augenblick. Dann suchten Ernes Augen die Thür. „Die Kinder," sagte sie, — „das Haus steht allein, — ich fahre um drei. Auf morgen mittag."

Sie faßte bei den letzten Worten Carlas Hand mit festem Druck, so fest, daß diese ihn bis ins innerste empfand und feierlich zustimmte: „Auf morgen."

Dann war Erne draußen und ging mit einem Gefühl völliger Leere durch die Straßen, bis sie eine

Aus unserer Studienmappe:



Studie. Nach einer Bleistiftzeichnung von Anton von Werner.

geschlossene Droschke fand. Da stieg sie ein, lehnte sich in die Ecke zurück und ließ die Thränen strömen.

X.

Mitternacht kam Erne wieder im Siebeneck an und fand alles wohlverwahrt. Auch eine Karte Chrestensens wartete ihrer: „Liebe Frau, ich bin gesund, die Ausstellung hat gelohnt, morgen nachmittag komm' ich heim."

Morgen schon! — aber er war gesund und vielleicht war bis morgen nachmittag dem Guten die Thür geöffnet — vielleicht, ach vielleicht. —

Sie legte sich zu Bett und schlief auch ein; aber sie träumte und quälte sich, hoffte und verzweifelte in diesem Schlaf, bis Tinnis Zupfen und Küssen sie weckte zu einem angstvollen Warten auf Carla Turtschinska.

Wenn sie nicht kam? Wenn sie, sicher, der Mahnerin ledig zu sein, ihr Versprechen in den Wind schlug und sich mit dem Reisegeld irgendwie vergnügte, so würde das mit Chrestensens Anschauung von ihrem Charakter nur zusammenstimmen. Erne wollte nicht argwöhnen, sie sagte sich, daß für jeden, der nicht ganz verdorben war, Gutes zutrauen ihn besser machen bedeute — sie hielt sich alles vor, was sie von der Menschennatur Tüchtiges glaubte und was sie bei Carla an ehrlichen Regungen entdeckt zu haben meinte, aber der Zweifel schlich sich doch immer wieder lähmend an sie heran und endlos dehnten sich die Stunden.

Wenn sie dennoch nicht kam — was dann?

Bei Zeiten meldete sich Doktor Grund, lobte Ottos Befinden und ging zur Großmutter hinauf, die nicht herab gekommen war, weil ihr Marie von der Rückkehr der Frau gesprochen hatte.

„Die alte Dame hat wieder unregelmäßigen Pulsschlag," berichtete Grund unten, „gestern war ich zufrieden mit ihr."

Erne kamen die Thränen in die Augen.

„Um meinetwillen!" — Trotzdem wagte sie sich hinauf, um scheu und hilflos inmitten des Zimmers stehen zu bleiben.

„Ich bin wieder da, Großmama."

„Die Kinder waren brav und sind wohl auf."

„Ich danke dir. Aber du? Bist du krank?"

„Ich denke, Luftveränderung würde mir gut thun, ich möchte reisen."

Erne erblaßte. „O Großmama —" sie wollte bitten, verstummte aber vor dem Ausdruck von Schmerz und Kampfesmüdigkeit in dem alten Gesicht.

Als Erne schwieg, fuhr Frau Helling ruhiger fort: „Wir reden noch davon, morgen, heut abend — alte Leute werden nicht so schnell fertig — mit ihren Entschlüssen. Bitte, schick mir Marien."

Marie mußte den altersschwachen Holzkoffer herbeischaffen, der beim Einzug auf den Boden verwiesen worden war, mußte das rostige Schloß ölen und den Staub von ihm abwischen, von dem er sich nicht wieder hatte trennen wollen. Mit diesem Koffer und ihren Reisegedanken blieb Großmama allein.

Erne sah ihn an sich vorübertragen und ihr Herz klopfte heftig. „Der Koffer, mit dem sie damals zu uns kam, das einzige, was sie mitgebracht hat, als sie bei uns ihr neues Leben anfing."

Erne sah nach der Uhr; es war erst um zehn. Langsam schlichen die Stunden, sie ging Trepp auf und ab, musterte Boden und Keller, Vorratskammern und Bücherei, Atelier und Gaststube, als gälte es vor einem wichtigen Lebensabschnitt alles in Schick und Ordnung zu bringen. Zwischendurch sah sie nach den Kindern, lauschte an Großmutters Thür, sprach eine Anordnung in die Küche hinein, vermochte aber nicht sich auch nur auf fünf Minuten an ihren Fensterplatz zu setzen und eine Arbeit in die Hand zu nehmen.

Als die zwölf langsamen Schläge der großen Stadtglocke ins Siebeneck klangen, ging sie in den Garten hinaus. Sie schritt von Beet zu Beet, sie blickte von Knospe zu Knospe, befühlte die Bohnen, prüfte die Kirschen, sammelte Falläpfel. Die Sonne brannte auf ihr braunes Haar, blendete ihre Augen, ohne sie zu verscheuchen, sie wanderte immer auf und nieder.

Es viertelte, es schlug halb — sie blieb stehen und sagte laut: „Jetzt kommt der Zug aus Berlin."

Sie stand ein paar Minuten mit vorgeneigtem Haupt, als könne sie sein Pfeifen hören, dann ging sie nach dem Flur und

blickte durchs Fenster die Straße entlang, unverwandt jene Ecke im Auge, um die vom Bahnhof Kommende in die Thorgasse biegen mußten.

Lange stand sie ohne Regung, Kinder liefen draußen hin und her, Arbeiter gingen nach den Fabriken zurück, die Michaelsglocke schlug dröhnend eins.

Zugverspätung?

Die Gasse wurde lebendiger, eine Droschke fuhr vorüber, der Nachbar kam mit einer Handtasche um die Ecke geschlendert.

Aber sie konnte Gepäck zu besorgen haben, unbeholfen sein, Bekannte treffen — sie konnte — sie konnte — da schlug drinnen in der Halle die kleine, helle Stutzuhr zweimal, oben im Atelier folgte die Glockenuhr mit dem Silberklang und von der Michaelskirche kam die Bestätigung: Eins, zwei. —

Mit einem schluchzenden Seufzer trat Erne vom Fenster zurück, strich mit der Hand über die Augen und wandte sich in die dämmernde Hausflur.

„So muß ich es selbst versuchen."

Mit einer Mattigkeit, der es schwer ward, die flachen Stufen zu überwinden, ging sie hinauf, aber ehe sie die Thür der Großmutter erreicht hatte, ward drunten die Klingel gezogen; der Diener öffnete und Carla Turtschinska fragte nach der gnädigen Frau.

Ernes Kniee zitterten, einen Augenblick lang mußte sie sich am Treppengeländer halten, dann war die Schwäche überwunden und sie stieg eilig hinab.

„So, da bin ich," sagte Carla, als sie zusammen in die Halle traten, „und nun hätt' ich's gern schnell hinter mir. Wenn ich um fünf wieder aus diesem hinterwäldlerischen Nest hinausfahren kann, soll mir's nur recht sein. Die Gassenbuben scheinen hier wenig zu erleben, da ihnen mein Hut Schmerzen macht."

Sie nahm den großen, fliederfarbenen Schwinger vom Kopf und sah ihn mit emporgehobenen Augenbrauen prüfend an. „Kleinstadtgesindel!"

In Erne zitterte noch Spannung und Enttäuschung der letzten Stunden nach, Hoffnung und Bangen des Augenblicks rüttelten an ihr, der Hut verursachte ihr Pein, Carlas Stimme hallte wie Klopfen an dröhnende Eisenröhren im Ohr. Sie konnte nicht reden. Gedankenlos drückte sie auf die Klingel und erst als der Diener in der Thür stand, besann sie sich auf die Frage: „Was darf ich Ihnen zur Erfrischung anbieten?"

„O — danke — ich habe einen Bissen am Bahnhof gegessen — vielleicht wenn wir fertig sind — jetzt möchte ich" — das los sein, wollte sie sagen, endete aber mit einem Blick auf den wartenden Diener: „zu Frau Helling."

„So decken Sie einstweilen drüben — für — für zwei Personen," sagte Erne und schritt nach Großmutters Zimmer voraus, gefolgt von Carla, die überm Aufsetzen ihres Fliederfarbenen nichts von Ernes Zögern bemerkt hatte.

Droben stand der alte Koffer geöffnet mitten im Zimmer; allerlei Dinge waren ausgepackt und auf dem Erdboden übereinander, nebeneinander geschichtet. Zeichenmappen häuften sich — Erinnerungsblätter an Bruder Martin, Kinderschnhchen standen in rührender Unbehilflichkeit auf den Skizzen, als stäken noch kleine, ungeschickte, nichtsachtende Füße darin; ein altmodisch Rüschenhäubchen guckte zwischen dem Spielzeug des Schwesterchens hervor — Erne meinte noch frischgefallene Thränen darauf schimmern zu sehen — aber die Großmutter stand trockenen Auges am Fenster und sah über den Garten hinaus, über den Veilchengraben hin ins mittagsdunstige Land — in die unbekannte Zukunft hinaus, für die sie nicht das leiseste Hoffnungsbild hervorzuzaubern vermochte: — fort — ohne Erne, ohne die Kinder, ohne Liebe — irgendwohin.

Sie wandte sich erstaunt nach der Thür und erwartete ohne Regung, was da kommen solle. Erne nahm sich gewaltsam zusammen und ihre Stimme klang fest, als sie sagte: „Großmama, hier ist Fräulein Turtschinska, die Dame, von der Rat Rothenbeck erfahren hat, was er dir am Sonntag erzählte."

Frau Hellings Augen richteten sich groß und starr auf die Dame mit dem fliederfarbenen Hut. Turtschinska — sie hatte den Namen nur einmal gehört, aber so, daß sie ihn nie mehr vergessen konnte. — Das war sie also, die Stimme aus der Vergangenheit? Das? Und sie drängte sich auf ihre Schwelle. War diese Frau nicht

schuld an ihrem Elend? Wenn sie geschwiegen hätte, ihr das Glück der Unwissenheit gelassen — nicht doch, weshalb sollte diese fremde Frau schweigen? Chrestensen war schuld, kein anderer — er allein — um seines schlechten Gewissens willen hatte er ihr Liebe geheuchelt, hatte Weib und Kind angelernt zu gleichem Betrug und nun brach mit dem Lügengebäude auch das Feierabendglück ihres Lebens in Trümmer — entzwei — dahin. —

Sie wollte nichts mehr von diesen Dingen hören, dieses Weib vor allen Menschen der Welt nicht sehen und doch quoll etwas in ihr auf gegen ihren Willen, ein unweigerliches Verlangen und Sehnen: zu fragen, zu forschen, jemanden zu vernehmen, der damals dabei gewesen war, die Fragen, die sie quälten und peinigten, von einer lebendigen Stimme beantwortet zu hören, einer Stimme, die rücksichtsloser antworten konnte als Helmar Chrestensen.

Als daher Carla Turtschinska auf Ernes Einführungsworte hin schnell in das Zimmer trat und vom Anblick des alten, müden Gesichts gerührt, mit natürlicher, gedämpfter Stimme sagte: „Gnädige Frau, wenn Ihnen irgend etwas von damals wertvoll zu wissen ist, so fragen Sie mich, ich will Ihnen ehrlich antworten, ich bin deshalb noch einmal gekommen. Letzthin war ich in rachsüchtiger Stimmung: Herr Chrestensen hatte mir unangenehme Sachen gesagt, mich schlecht behandelt, das mag wohl Ton und Farbe meiner Geschichte ein bißchen beeinflußt haben, wenn ja auch die Sache selbst sich ungefähr so zugetragen hat. Darf ich Ihnen erzählen, wie ich Ihren Herrn Sohn und seinen Freund Chrestensen nach und nach ziemlich genau kennen lernte?"

Großmutter neigte zustimmend den Kopf. Das: „Bitte, setzen Sie sich", war sehr leise gesprochen, aber Erne schob die Stühle zurecht, sperrte den Sonnenstreifen hinaus, der Großmutter blendete, und schob ihr das Kissen unter die Füße. Dann ging sie nach der Thür.

„Nein," sagte Frau Helling plötzlich. „Bleib hier, Erne, ich will dich dabei ansehen, dein Gesicht ist Wahrheit."

So blieb Erne, und Carla erzählte; erzählte noch einmal Helmar Chrestensens Geschichte, bezwungen von Ernes Augen und dem blassen, kampfesmüden Greisinnenantlitz — und diesmal war es dieselbe Geschichte, die Helmar seiner Frau erzählt, diesmal berichtete Carla ihren eignen Anteil an Martin Hellings Schiffbruch ehrlicher, als sie ihn sich je bisher selber zugestanden hatte.

Schuld blieb bestehen, es blieben Leichtsinn und Ausgleiten auf schlüpfrigem Pfade, aber auch Aufraffen, das Bestreben, wieder gut zu machen, und der Aufstieg zur Höhe. Es blieb Martin Hellings Schwäche, seine Arbeitsunlust, sein bequemes Weiterschlendern auf dem vom Freunde verlassenen Irrweg, und daß er sich trotz Chrestensens Rückzahlung nicht loszureißen vermochte, um anderwärts sein Glück zu schmieden.

Obgleich Carla dem Toten, in neugeborenem Zartgefühl, häßliche Worte fernhielt, mußte Großmamas Ehrlichkeit doch den Zusammenhang der Dinge begreifen. Ihr blieb nur der eine bittre Schluß: Wenn mein armer Junge so schnell zu Boden fiel, ohne wieder emporzukommen, würde er auch anderswo nicht fest geblieben sein. Helmar Chrestensens Schuld an Martins Verderben wurde dadurch eine sehr kleine.

Daß Frau Helling zu diesem Schluß kam, war Carlas Verdienst; daß sie so schnell dazu kam, das machte die Liebe, die nach der Möglichkeit schmachtete, zu verzeihen, die nicht länger hungern wollte, sondern leben, glücklich sein, Friede geben und an Gegenliebe glauben.

An Liebe glauben! — Verzeihen durfte sie, ohne dem Sohne Unrecht zu thun. O, daß sie auch hätte glauben können, daß Helmars und Ernes Herzlichkeit, ebenso wie die ihre, aus reiner Neigung geboren sei! Je kleiner seine Schuld war, desto geringer blieb die Nötigung zur Sühne, desto größer mußte die Liebe gewesen sein, die ihr Alter mit Glück umhegt hatte — daran wollte sie festhalten; das war der Stab, an dem sie weiter wandern konnte.

Mit einer Genugthuung, die sie selbst in Verwunderung setzte, sah Carla den Kampf in dem alten Gesicht sich mildern. Es kränkte sie nicht, wie zu jeder anderen Zeit unfehlbar, daß sie kein Blick der forschenden Augen suchte; die hingen unverwandt an Erne — Blick in Blick — bittend die einen, fragend die anderen wie vorher — nur daß die fragenden jetzt

nicht mehr die Antwort zurückwiesen, sondern verlangten — immer dringender, immer heftiger. —

Und dann fragten plötzlich die Lippen: „Erne, seit wann kennst du dies Stück Vergangenheit?"

„Letzten Sonnabend, als Ernst Rothenbeck um dieser Geschichte willen ins Schulschloß verbannt ward, hat sie mir Helmar erzählt."

Am Sonnabend — Frau Helling drückte die Stirn in die Hände — wann war denn Sonnabend gewesen? — was wußte sie jetzt vom Laufe der Woche, wo die Zeit nur aus bitteren Tagen und qualvollen Nächten bestanden hatte? Und doch! vom Sonntag wußte sie — nach dem Glockengeläute war Rothenbeck gekommen, mit dem Gesangbuch in der Hand. — Also am Tag vorher. — „Damals erst? — nicht früher? nicht schon lange? nicht von Anfang an?"

Ihr Denken war laut geworden und Erne schüttelte leise den Kopf zu ihren Fragen.

Aber Frau Helling wollte hören, laut und deutlich von Lippe zu Ohr.

„Du wußtest nichts von allem, was Chrestensen im Guten und Schlimmen an mich band? — er sagte dir nicht: sei gut mit ihr — ich bin ihr dies und das schuldig geworden?"

„Nein."

Ein Stöhnen entrang sich Frau Hellings Brust. „Nein, nein, nein" — sagte sie „nein, nein nein!" — Sie streckte Erne die Hände entgegen und zog sie an sich. — „Nicht Schuldgefühl, nicht Wunsch, zu sühnen — du hattest mich lieb."

„O Großmama!"

Sie hielten sich umfangen, eine zitternde Hand strich über Ernes Haar, heiße Lippen küßten ihr Stirn und Augen.

Dann sah die Großmama zu Carla hinüber, die halb zufrieden, halb verlegen an ihrem Schirmknauf drehte. „Du hast mir auch diese Helferin geholt — o still, ich weiß es — nur du — und du hast mir mit ihr das rechte Heilmittel gegeben. Ich habe euch wieder und weiß, daß ich Martin kein Unrecht thue mit meiner Liebe."

Hell klang die Flurglocke hinter diesen Worten drein, und Erne machte sich aus den umschlingenden Armen frei.

„Laß mich sehen — Helmar kommt heute zurück — er muß wissen —"

Sie eilte hinab zu ihm, der noch am Eingang der Halle stand, erstaunt dem Bericht über die fliederfarbene Dame zuhörend, den Anton mit den beiden Gedecken, Ottos Genesung und der Reise der gnädigen Frau etwas bunt durcheinander mischte.

„Helmar!"

Mit ein paar Schritten treppauf war er bei ihr, ließ sich ins Atelier ziehen, umfassen, beschauen wie nach monatelanger Trennung, küssen und von Tasche, Hut und Schirm befreien — sprechen konnte Erne noch nicht.

„Kind," rief er endlich, „was ists? Sprich, mach mich nicht verhext."

Sie nickte, zog ihn auf den Diwan und berichtete in flüchtigen Worten, was seit seiner Abreise geschehen war.

„Erne du! — bei der Turtschinska!" war das erste, was ihm entfuhr, dann stockte er, pfiff gedehnt vor sich hin und schüttelte den Kopf. — Sie nützte das und sprach weiter von dem Erfolg droben und daß es für Großmütterchens Fluchtgedanken die höchste Zeit gewesen sei.

„Also deshalb mußt ich fort", sagte er endlich. „Meine Selbstgerechtigkeit hatte Schiffbruch gelitten, die Weiberweisheit mußte ans Steuer und lenkt nun das verfahrene Schiff. Arme Erne, so schlimm stand es, daß du dies Schwerste für mich thun mußtest?"

Er hob den Kopf und lauschte. „Sie geht?" — Carlas Schritt klang die Treppe herab, an der Thür vorbei und hielt unten am Eingang der Halle still.

„Ich muß zu ihr," flüsterte Erne.

„Und ich hinauf," setzte er hinzu. „Den Rest werde ich doch nun bezwingen können, ich Stümper."

Unten bewirtete Erne inzwischen Carla Turtschinska. Die Dame war angenehm erregt, sie saß hier als Chrestensens Gast, es schmeckte ihr gut, sie fühlte sich edelmütig und alles Lobes wert, sie hatte eine hübsche Summe von ihrem Reisegeld übrig behalten und sich eine hilfreiche Gönnerin für kommende Unfälle erworben. Aber bleiben wollte sie nicht. Der Fünfuhrzug war noch immer das Ziel ihrer Wünsche, und während Erne draußen Anton

nach einer Droschke schickte, um den Fliederfarbenen vor Gassenbubenkritik zu schützen, kam Helmar die Treppe hinab.

Hellen Auges nickte er Erne zu.

„Marie ist bei ihr, sie will schlafen — hier ist alles gut — ist besser als vorher — ich danke dir."

Dann las er von Ernes Gesicht, daß es noch etwas gäbe, und ein Schatten ging über seine Stirn. „Nein, Erne."

„Ich bitte dich," sagte Erne leise, und nach kurzem Kampfe fragte er: „Wo?"

Ihr Blick antwortete. Während sie draußen ihre Anordnungen traf, trat er in die Halle und stand Carla gegenüber.

Im ersten Augenblick blitzten ihre Augen sich feindlich an, dann besannen sich beide. Carla senkte den Blick und sagte fast zaghaft: „Es thut mir leid, daß die Geschichte da oben so viel Unheil angerichtet hatte."

Mit derselben Beherrschung antwortete er: „Sie haben ja wieder gut gemacht."

„Ich bin froh, daß mir's geglückt ist."

Ihre knappe Redeweise, die Veränderung in Ton und Ausdruck machten ihn verlegen, er trat einen Schritt näher, sah seitwärts in die Baumwipfel hinaus und begann endlich: — „Sie deuteten mir letzthin an" — Carla schwieg und spielte mit dem Schirm.

Er sah es ohne sie anzusehen und begann noch einmal: „Wenn Sie augenblicklich in Verlegenheit sind — ich bin bereit zu — leihen, was Sie brauchen — auf ganz beliebige Frist — Ihre Reise — wir stehen in der That in Ihrer Schuld." —

Carla lächelte: er also auch! Aber sie nahm nun doch lieber von seiner Frau, entschieden lieber. Eine theatralische Pose konnte sie sich auch hier nicht versagen: sie streckte ihre Rechte abwehrend nach ihm aus und sprach mit voller Stimme in sein Anerbieten hinein: „Nicht doch, nicht so! Um Ihrer edlen Frau willen kam ich her."

Aus unserer Studienmappe:



Türke. Nach einer Zeichnung von W. Gentz.

XI.

Helmchen Rothenbeck war unter die Unglücklichen gegangen. Drei Tage lang, nach jener schlimmen Begegnung, hatte sie unter Herzenskämpfen das Fenster gemieden zu den Stunden, da Fritz Brennecke vorüberkommen konnte, am vierten Tag stellte sich bei einer Schießhausbegegnung heraus, daß er dies teils nicht bemerkt, teils für Zufall gehalten hatte, und in des ersten Zornes Hitze über solche Mißachtung drehte sie ihm schnippisch den Rücken.

Brennecke faßte den heldenhaften Ent-

schluß, sie schmollen zu lassen, und Helmchen ging seit jener Stunde umher reuevoll, liebesheiß und verzweifelt. Ach und kein Ernst mehr ihr zur Seite!

Am dritten Tage wurde das Dulden unerträglich und sie beschloß zu handeln. Handeln nannte sie ausgehbereit im Hausflur stehen und auf Doktor Grund warten. Doktor Grund ließ sich vielleicht eine Nachricht über Leben und Tod des Kaufmanns Fritz Brennecke entlocken.

Grund kam und ging grüßend, den Kopf voll weitabliegender Gedanken an Helmchen vorüber, ohne ihre sich zu verlegener Ansprache bewegenden Lippen überhaupt zu bemerken. Helmchen stand regungs- und fassungslos fünf Minuten lang auf der untersten Treppenstufe; dann schlich sie, ein Schluchzen erstickend, auf die Gasse, just in dem Augenblick, als Carla Turtschinska mit ihrem Fliederfarbenen nach dem Siebeneck ging und das Brautpaar Birnhagen Visiten fahrend den Weg der Fremden kreuzte, wobei der Bräutigam mit etwas stockigem Atem sagte: „Da geht die Schmach des Malers."

Helmchens erster Blick ins Helle traf die Gefürchtete von der Kunstvereinstreppe. Also nicht abgereist, sondern mit tausendfältiger Großstadtgewandheit bereit, ihren Fritz zu umstricken! — Dann freilich war alles erklärt, aber auch alles aus. Helmchen wußte ihren Wert im Bieberfelder Preis recht hoch zu rechnen, aber gegen solch fliederfarbene Weltdame fühlte sie sich winzig und machtlos.

Sie senkte das Köpfchen, schlich zum Thore hinaus, den Heckenweg entlang nach dem Veilchengraben und begrub den letzten Hoffnungsrest. Die Veilchen standen in Samen, die Schneemänner waren hinweggetaut und die Freude war auch zerschmolzen und abgeblüht. Als sich Helmchen auf die Bank setzte, die zur Weihnachtszeit Tinnis Thron gewesen war, rührte sie der Wechsel von damals und heute bis zu Thränen. —

Um dieselbe Zeit befand sich Fritz Brennecke auf dem Weg zu Doktor Grund, versuchte aber vorher endlich mal wieder ein freundliches Lächeln aus Rothenbecks Fenstern zu erhaschen.

Da sprach plötzlich neben ihm der brave Seifensieder Schilch mit süßem Tone aus einem hämisch vergnügten Gesicht heraus: „Ist nicht zu Hauf', Herr Brennecke, ist ausgeflogen, mutterseelenallein, dort hinaus, zum Thore hinaus, könnte justament im Veilchengraben sitzen."

„I sehn Sie mal," rief Brennecke, drehte sich auf dem Absatz um und sah Schilch voll ins Gesicht. „Das ist ja nett von Ihnen, daß Sie hier auf die Nachbarn passen. Viel Vergnügen dazu."

Damit drehte er sich zum zweitenmal auf den Hacken um und schritt leichtfüßig zum Thore hinaus, den Heckenweg entlang, nach dem Veilchengraben.

Unhörbar waren seine Schritte nicht, sie drangen bis in Helmchens Jammerversunkenheit hinein. Auf der Bank, unter dem Kirschbaum, begann ein lebhaftes Augentrocknen und Thränenverschlucken, und als er um die letzte Hecke bog, saß dort eine junge Dame im Vollbewußtsein ihrer Würde, die Wangen etwas höher gefärbt als gewöhnlich, den Blick mit eigensinniger Achtsamkeit auf die sonnenduftige Ferne gerichtet.

„Guten Tag, Fräulein Helmchen, das ist ja nett, daß wir uns mal wieder im Grünen treffen."

„Sehr wunderbar ist's," rief Helmchen energisch, obgleich sie eigentlich überhaupt nicht antworten wollte. „Denn um diese Zeit gehen Sie ja doch alle Tage mit dem neuen Freund aus der großen Stadt kneipen."

„Kaffee trinken," half er ein, sie aber fuhr im selben Atem fort: „Und ich möchte wirklich wissen, wie Sie gerade zu dieser Stunde hier herauskommen."

Er sah ziemlich spitzbübisch aus, als er antwortete: „Ein freundlicher Nachbar hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß Fräulein Schmetterling einen Veilchengrabenflug unternommen habe, da vergaß ich meinen Kaffeedurst und lief nach."

„Wirklich?" Helmchens Blick verließ die duftige Ferne und richtete sich voll auf den Jugendfreund, gleich darauf verlor er sich aber wieder im Gras, ein Seufzer kam zur Herrschaft, und als der verklungen war, sagte sie wehmütig ernsthaft: „Oder die Fremde, die angeputzte Berlinerin von der Museumstreppe, kommt in Chrestensens Garten und Sie sprechen sich über den Zaun."

„Was —?"

Helmchen fühlte sich zu Schweigen und

Unwissendthun verpflichtet, aber man kann nicht all seinen Verpflichtungen nachkommen. In buntem Durcheinander kam sein versäumter Gruß vom Sonnabend Morgen, Vater Rothenbecks moralische Mittagsanmerkung, das Warten und Zürnen, das Hoffen und Verzweifeln dieser langen Woche und die letzte Begegnung mit der gefährlichen Dame zu Tage.

„Aber Helmchen," rief er halb lachend, halb gerührt, „so sieh sie dir doch ordentlich an, die ist ja aus der Arche Noäh! — Ich will mit deinem Vater reden," fuhr er fort, sie mit beiden Händen umfassend und zu sich emporziehend, „nicht wahr? Das Warten ist ja Unsinn, schade fürs Älterwerden; wir haben uns doch lieb, und sind wir nur erst Mann und Frau, so wollen wir uns schon durch alle fliederfarbenen oder sonstigen Mißgeschicke dieser Erde zusammen durchschlagen."

Helmchen sagte weder ja noch nein zu etwas so Selbstverständlichem, sondern nur: „Ach Gott, der Vater." — Vom Gesichtspunkt der jungen Frau Brennecke aus verblaßte Carla Turtschinska schnell zu einem Schattenbild Noahscher Verwandtschaft. Er wiederum nahm den Vater nicht allzu schwer. Hand in Hand setzten sie sich auf die Bank unterm Kirschbaum, und die weiche Sommerluft hatte sich ihnen noch nie so wohlig um Stirn und Wangen geschmiegt.

Sie saßen lange; wie lange, wußten sie selbst nicht. Alle Zwischenfälle, alle Neckereien und Streitigkeiten ihres bisherigen Lebens waren ausgelöscht; sie saßen beisammen, zwei ernsthafte Menschen, die ihre Zukunft berieten, die Ernst mit leichten, geschwistertreuen Händen über alle väterlichen Vorurteile weg ins Künstlerparadies hoben, die sich ein verständig solides, ordentliches Heim gründeten, das einen Glücksbau bis zur diamantenen Hochzeit zu tragen vermochte, und dann wieder zwei glückselige Kinder, die gar nichts dachten, nur sich anschauten und ab und zu durch einen Kuß oder Händedruck sich von der Wirklichkeit des Geschauten überzeugten.

Der Wechsel dieser beiden Zustände war so angenehm, daß man den Lauf der Zeit dabei nicht in Betracht ziehen konnte. Aber der Kirschbaumschatten rückte unaufhaltsam weiter, und plötzlich traf ein mahnender Sonnenstrahl Helmchens Auge.

Sie sah zum erstenmal wieder über das Zunächstsitzende hinaus; die Ferne war nicht mehr sonnendunstig, sondern klar und deutlich, wie zu Abendzeiten, und die Sonne selbst sah ihr unter den Hut. „Ich glaube, es ist sehr spät," stammelte Helmchen.

Fritz sah nach der Sonne, lachte halb verlegen, gab zu, daß dem so sein könne, und beide standen unwillkürlich auf.

Ihr fielen Vater und Großmutter ein, die doch immerhin noch ein gewisses Recht an die künftige Frau Brennecke hatten, und die Besitzer der umliegenden Gärten, die nie über Kurzsichtigkeit klagten; er gedachte seiner Aufsicht bedürfenden, jungen Leute im Geschäft und des im Stiche gelassenen Grund.

Aber er sagte: „Nur Mut, Helmchen, mach kein Regenmäulchen; ich komme mit, die Sache muß noch heute ins Reine. Gib mir deinen Arm, das macht sich gleich so hübsch selbstverständlich."

Der freundliche Nachbar hatte inzwischen eine aufregende Zeit durchlebt. Viel zu thun hatte er ja nicht, aber hier und da kam doch etwas, was ihn vom Fenster rief. Mit ungesunder Hast entledigte er sich heute der Störungen und stürmte nach seinem Beobachtungsposten zurück. Er durfte die Frevler aus dem Veilchengraben nicht versäumen.

Kurz nach Mittag war Wilhelmine Rothenbeck hinausgewandert, wenig später war Fritz Brennecke ihr gefolgt und noch jetzt, gegen sechs Uhr abend, kam keins zurück? — Hatten sie sich aus Liebe umgebracht, wie das so oft in den Zeitungen stand? Waren sie ihm entwischt auf irgend einem eigentlich ungangbaren Wege, oder hielten sie wirklich ein vierstundenlanges Stelldichein? Nachbar Schilchs Aufregung steigerte sich bis zu Herzklopfen.

Endlich zeigte sich drüben auf dem Bürgersteig wenigstens der Herr Rat. Schilch räusperte sich, bot die Tageszeit und begann ein so lebhaftes Winken, daß Rothenbeck, obgleich er seine unstudierten Nachbarn nicht gern auf öffentlicher Straße sprach, doch dem Zeichen Folge leistete.

„Guten Abend, guten Abend, Herr Nachbar, nichts für ungut, aber wenn's drüben zum Schornstein hinaus brennt, so verlangt die Christenpflicht —"

Rothenbeck fuhr aller Würde bar, voll Entsetzen herum und sah nach seinem Dache.

„Bildlich, Herr Nachbar, gewissermaßen nur bildlich,“ beruhigte der Seifensieder, und zog sich das türkische Käppchen tiefer in die Stirn. „Wollte nur melden, daß das Fräulein Töchterchen Wilhelmine seit zweien mit dem ehemaligen Nachbar-Fritz ein Stelldichein im Veilchengraben hat.“

Siebenmal dröhnte die Michaelsglocke ins Ohr des entsetzten Rates. „Sie sind ein Verleumder!“ stotterte er endlich mühsam hervor; der Seifensieder aber kicherte, im höchsten Entzücken nach dem Thore zeigend.

„Da, da! Da haben Sie die Verleumdung alle zwei beide, wie bestellt; jetzt können Sie sie gleich mal hier vor allen ordentlichen Nachbarsleuten abkanzeln, wie sich's gehört.“

Rothenbeck hatte sich auf die Frevler stürzen wollen, aber der letzte freundschaftliche Rat Schilchs brachte ihn ein wenig zur Besinnung. Er lief nicht nach dem Stadtthor, sondern nach seinem eignen und stellte sich da hinter dem Belferglöckchen auf den Anschlag.

Dabei zitterte er und rang nach Luft. Schande, Auflehnung, Sturz seiner Autorität, die Rothenbecks im Munde der Leute! Das war zu viel für ein an Ordnung gewöhntes Gemüt. Und dazu war vor einer Stunde der Brief von Ernsts Direktor gekommen, der ihm neue Kämpfe in Aussicht stellte, ihn schon mit Sorge, Bedenken und Zorn gefüllt hatte bis zum Überlaufen.

Selbst jetzt, da er an Helmchen dachte und an das Strafgericht, das er über sie zu halten habe, standen ihm die kräftigen Buchstaben Direktor Robkers vor Augen, als läse er sie eben zum erstenmal, oder als spräche irgend jemand mit nachdrücklichem Tonfall in seine Helmchengedanken hinein, durch die Worte des Briefes: „Der junge Mensch arbeitet fleißig, aber mit zusammengebissenen Zähnen und sein Gemüt scheint in schlechter Verfassung zu sein. Er steht Tag und Nacht in einem heftigen Kampf mit seinen Wünschen und Anlagen. Ohne den Einfluß des Malers, dessen Briefe ich, Ihrem Wunsch entsprechend, erbrochen habe, aber danach, als ungefährlich, Ihrem Sohne ausgeliefert, wäre er uns wahrscheinlich längst auf und davon gegangen. Dabei ist sein Talent fürs Zeichnen, sein Blick fürs Malerische so staunenswert, daß es mir Pflicht erscheint, Ihnen meinen Rat aufzudrängen: Zwingen Sie den jungen Menschen nicht zum Studium, Sie würden dadurch seine Entwickelung allerdings aufhalten, aber niemals den Künstler in ihm vernichten — Sie brächten beide nur unnütze Opfer an Geld, Zeit und Kräften. Sein Examen wird er Ostern bestehen, das kann ja nichts schaden; dann aber geben Sie ihn frei und sagen Sie ihm so bald als möglich, daß Sie seinem Künstlerberuf zustimmen, wenn Sie sich Ihren Sohn nicht für immer entfremden wollen.“

„Frei geben, frei geben — meiner Natur, meinen Pflichten, meinen Grundsätzen entgegen handeln, mich zwingen lassen von meinen aufrührerischen Kindern —“

In diesem Augenblicke des gesteigerten Patriarchenbewußtseins traten Helmchen und Brennecke in die dämmerige Hausflur, mit der Absicht, sich vor dem bevorstehenden Sturme hier noch mit einer Umarmung zu stärken. Der aber brach so unvermutet und heftig über sie herein, daß zu keinerlei Vorbereitung Zeit blieb und sie zunächst kaum verstanden, was für ein Hagelwetter von Anschuldigungen sich über sie ausgoß.

Helmchen war völlig betäubt, Fritz hatte ausreichend damit zu thun, sie an sich zu ziehen und beruhigend zu streicheln.

Erst später drangen die Worte: „Diebstahl unserer Ehre, frevelhaftes Knabenunterfangen, Schmach unseres Hauses, mein fleckenloser Name“ — in sein Bewußtsein und er „machte der Geschichte ein Ende.“

Er vergaß sogar den Rat. „Herr Rothenbeck,“ sagte er, „das ist alles Firlefanz, wenn wir morgen als Brautleute im Blättchen stehen, so sind wir im besten Sinn im Munde der Leute.“ Drauf brachte er eine wohlgesetzte, höfliche Werbung vor.

„Aber ihr sollt euch ja gar nicht heiraten,“ rief der verzweifelte Rat, „ich will einen Beamten zum Schwiegersohn; Ernst ist schon verloren — soll das Haus Rothenbeck durchaus eine Stufe hinab auf der Leiter der guten Gesellschaft?“

„Sie sind ein Hansnarr,“ wollte Fritz Brennecke sagen, aber ihm fiel noch rechtzeitig ein, daß da ein alter Mann stand, und was dieser alte Mann ihm werden sollte. Er sagte also nur: „Überlegen

Sie sich's noch mal, Herr Rat, manche Leute kommen auch ohne Leitersprossen zu einer angesehenen Stellung im Leben," und da eben jetzt Schritte im oberen Stockwerk laut wurden, kam dem Vater just zur rechten Zeit der Hausflurzustand zum Bewußtsein.

„Kommt mit hinauf," brummte er, „Großmutter soll euch sagen, was auf solchen Greuel gehört."

Oben war die Großmama schon seit einer halben Stunde in Unruhe, weil keiner kam; das Abendbrot stand auf dem Tisch, und neben Vaters Teller lag ein Brief aus dem Siebeneck.

„Von der armen, alten Dame," sagte sie, als sie des Hausherrn ersten scharfen Blick wie einen Stoßvogel den Brief fassen sah.

Richtig, da wurde seine Hilfe gesucht; also doch noch! — Er nahm den Brief, und zeigte nebenher mit hoheitsvoller Gebärde nach den Liebesleuten: „Frau Schwiegermama, das haben Sie erzogen! Dies junge Mädchen hat den ganzen Nachmittag mit diesem jungen Menschen beim Stelldichein im Veilchengraben verbracht."

Als die entsetzte Großmutter „Helmchen!" rief, las er schon seinen Brief, er hörte aber doch nebenher, wie jene das weinende Mädchen in die Arme nahm und unter den klagenden Worten: „Unglückskind! was hast du angerichtet!" an ihr herumtröstete; er hörte auch, wie Fritz vom Heiraten sprach, „da er's ja Gott sei dank dazu habe."

Wie dann die Großmutter ganz laut und deutlich sagte: „Aber natürlich, Kinder, Ihr müßt euch nun heiraten, es geht gar nicht mehr anders. Der Nachbarn wegen müßt Ihr morgen in der Zeitung stehen," wollte er mit seinem väterlichen Veto dazwischen fahren. Statt dessen aber hob er plötzlich seinen Brief empor, machte ein paar hastige Schritte auf Brennecke zu, hielt wieder inne, besann sich auf seine Würde, streckte die Hände feierlich aus und sprach: „Nun wohl denn, nehmen Sie das Mädchen, nehmen Sie die Wilhelmine! Ich opfere meine liebsten Träume — aber besser so, als sie noch länger ledig den Gefahren unsrer destruktiven Zeit aussetzen, da jeder mit allen Kräften bemüht sein muß, seinen Schatz zu hüten. Ich habe den Einfluß auf dies eigenwillige Kind verloren — nun denn, sehen Sie zu, wie

Aus unserer Studienmappe:



Ostpreußische Bäuerin.
Nach einer Studienzeichnung von Graf W. Bülow v. Dennewitz.

Sie den Ihren zum Guten ausüben können, übernehmen Sie Schutz und Führung. Ich gebe euch meinen Segen!"

Und ehe die Überraschten sich zu einem Wort aufgerafft hatten, fuhr er fort: „Da! — schreibt mir eben die alte Frau, um derentwillen ich einen so schweren Schritt gethan habe — lesen Sie selbst! — Dank, daß sie nun durch meinen falschen — auch das noch, wo Chrestensen selber eingeräumt hat! — falschen Bericht, den besten Menschen erst völlig kennen gelernt habe — Überzeugung, daß ganz Bieberfeld bald zu reuiger Erkenntnis kommen werde — kurz: sie bleiben zusammen! — sie bleiben hier! — sie haben die Stirn! — Da heißt es, seine Kinder hüten. Retten Sie in Gottes Namen die Wilhelmine aus den Schlingen Reimann-Chrestensen — ich habe genug mit Ernst zu thun. Ich muß nach dem Schulschloß, ich muß mit Rokker reden, ich muß mir den Jungen wieder erobern — wenn es sein muß, durch Freigabe dieser entsetzlichen Malerei! — Alles entzwei, alles vernichtet — all meine Träume — mein Kopf, mein Kopf. — O dies sind böse Zeichen der Zeit — es nivelliert, es geht unter, es sintflutet — nicht einmal ich vermag meine Grundsätze in dem Ansturm aufrecht —"

Weiter kam er nicht, Helmchen glaubte endlich an ihr Glück und wagte eine Umarmung. Großmama klopfte anerkennend auf seiner Schulter herum, Fritz drückte ihm die Hände.

Als sie etwas später mit der herbeigeholten Mama Brennecke bei einem Glas Wein Verlobung feierten, fühlte der Rat sich beinah behaglich. Einmal mit seiner Umgebung in Harmonie sein, ist auch was wert.

Außerdem blieb doch eine schöne Zugabe, daß die Nachbarn morgen in der Zeitung lesen würden, wie bei Rothenbecks alles in Ordnung zugegangen sei — nein, die Rothenbecks waren keine Familie für den Mund der Leute.

XII.

Im Siebeneck waren sie auch in festlicher Stimmung, wenngleich ohne äußerliche Zeichen, in der Halle versammelt. Großmama saß wieder oben am Theetisch und Meta Reimann mit glänzenden Augen neben ihr; sie empfand, daß hier etwas wieder gut geworden war, an den klaren Blicken und den freundlichen Stimmen, die sich begegneten und erfreuten.

Nur Erne schauerte noch zusammen wie unter einem kalten Luftzug, als draußen die Glocke gezogen wurde, und als darauf Anton den Bürgermeister meldete, ging auch über Chrestensens Gesicht ein Schatten.

Er stand mit einem unwilligen Ruck auf, beorderte den Gast in das Zimmer nebenan, in dem er damals die Abgesandten des Kunstvereins empfangen hatte, und ging schnellen Schritts hinüber.

„Mensch, Chrestensen," rief Wolfert ihm entgegen, „was für ein Heidenwetter habt ihr denn hier losgelassen? Der Teufel hole den Kunstverein! ich bitte Sie, blamieren Sie mir die Stadt nicht! Was? es soll heißen: Bieberfeld hatte ihn in den Mauern, erb und eigentümlich und ließ ihn auf und davon gehen, schlimmer noch: ärgerte ihn hinaus? Chrestensen, lassen Sie mir das Rathaus nicht im Stich — belfernde Köter werden müde! Thun Sie's uns anderen zu Liebe und denen, die kommen werden — malen Sie, malen Sie!"

Wolfert faßte und schüttelte Chrestensens Hand; der Maler stand überrascht in dem unbehaglichen Gefühl, als solle er überrumpelt werden.

„Gegen aller Willen?" fragte er.

Wolfert widersprach lebhaft dem „aller" und der zweifelhaften Bedeutung der Mehrheit, Chrestensen hörte ihn kaum, seine inneren Stimmen sprachen lauter.

Als sich das Unheil mit der Großmutter so über jegliches Hoffen gelöst hatte, war ihm gewesen, als sei damit das einzige Leid gehoben, das die alte Geschichte ihnen gebracht habe, und nun empfand er betroffen, daß ihn bei Wolferts Anblick noch solch scharfe Pein überkommen konnte.

Aber jene Stunde droben in dem stillen Zimmer, im Angesicht der alten, milden Augen, gegenüber diesem ehrlichen Willen, zu begreifen und aus tiefstem Herzensgrunde zu verzeihen, hatte auch in ihm eine Tiefe aufgerüttelt, über die er sonst oftmals achtlos hinging, selbst in Augenblicken, wo er ganz ehrlich mit sich zu sein glaubte.

Er erkannte, daß diese Pein der Wieder-

klang jener Freude an dem äußerlichen Beifall der braven Bürger war, die den berühmten Mann um seines Ruhmes willen bejubelten, jener Freude am Bieberfelder Äußerlichen, die ihn langsam im Laufe des letzten Jahres, trotz seiner ironischen Beleuchtung, umsponnen hatte. Aber einmal erkennen hieß hier auch schon überwinden wollen, und seinem Willen vertraute Helmar Chrestensen noch.

„Die unerbittliche Gerechtigkeit, die den Keim ihrer Strafe schon in die Schuld legt," sagte er unwillkürlich laut. „Hätte mich das Puppenspiel der Kunstvereinsverhimmelung nicht erfreut, so würde mich die Zurücknahme ihrer guten Meinung nicht verletzt haben."

„Nun natürlich verletzt, aber, bester Mensch, Künstler und Mitbürger — nicht dauernd! Das Rathaus trägt als neugeboren Kind nichts von den Sünden dieser Tage an sich."

Helmar lächelte. „Und ist Ihnen nicht bange, meine Mißstimmung könnte den Enthusiasmus für meine Arbeit lahm legen?"

Wolfert fühlte sich nach dieser Frage auf sicherem Boden, schickte Hast und Unruhe, mit der er seine Sommerfrische unterbrochen, auf Urlaub, setzte sich unter die Mandoline und sprach behaglich: „Nein. Ich weiß so gewiß, als handle sich's um mich selber, daß Sie unser Rathaus nicht die Albernheiten des Kunstvereins entgelten lassen. Die kommen ihm eher zu gute, denn Sie werden nun die ganze Summe Ihrer Kraft und Leidenschaft auf dies Werk vereinigen, um recht himmelhoch herunter zu schauen: das bin ich, so hoch oben horste ich, und drunten ist nur ein winziges Gewimmel."

Chrestensen lachte leise auf, und Erne drüben in der Halle ging dies Lachen wie Sonnenwärme über das Herz.

„Ich glaube gar, Sie wollen mich mit Schmeichelei kirren und haben mir dazu meinen schwächsten Punkt ausgespürt! Nichts da! gestern noch hätte ich Ihnen nur ein Nein auf Ihre freundliche Bitte antworten können und kein Überreden hätte etwas dagegen vermocht. Bester Wolfert, es war ein häßlicher Hagelschauer und manches hat er zerschlagen."

„Ja, ja, — aber! Wenn der Baum einmal fest steht, dann stärkt ihn der Sturmwind. Einen Entwurzler wollen Sie das doch nicht nennen?"

„Nein, heute fühl' ichs, ich habe meinen Grund noch und habe meine Kraft noch und dem Rathaus soll sie gehören. Hier meine Hand darauf."

Wolfert nahm die Hand mit kräftigem Druck und kräftigem Dank.

Nach kurzer Besprechung verabschiedete er sich und stand schon am Gitterthor, als Meta ihm nachgeeilt kam. Großmama verlangte nach ihm, sie sehnte sich danach, Helmars Rechtfertigung überall zu übernehmen.

„Nun gewiß, wenn es der alten Dame Freude macht," sagte Wolfert und strich seinem „Halbschwiegertöchterchen" über das Haar, in dem sich der Abendwind fing, „nötig wär's nicht bei mir."

Meta ließ ihn ins Haus und kehrte zu einem Rosenstrauch am Gitter zurück, fingerte an den Zweigen herum und sah die Straße nach dem Thor entlang.

Da kam jedoch niemand, statt dessen nahte sich von der anderen Seite schnellen Schrittes Ludwig Birnhagen, für heute der Bräutigamspflicht ledig.

Als er Meta Reimann im Garten des Siebenecks stehen sah, stutzte er; ein Gefühl alter Anhänglichkeit wachte in ihm auf; in seiner schönen, gesicherten Stellung als Bräutigam und Ratsbaumeister konnte er derlei Regungen seiner edlen Natur schon einmal unbeschadet folgen. Er trat also ans Gitter, zog den Hut, bot flüchtig guten Abend und fuhr dann eilfertig fort: „Gestatten Sie mir ein Freundeswort, Fräulein Reimann, und lassen Sie sich warnen! Sie halten zu den Verfemten — das mag ein schöner Zug Ihres Herzens sein, aber Auflehnen gegen die Stimme des Volkes ist ein gefährliches Ding, und nicht nur das — auch ein Unrecht. Man soll einen Mann wie des Malers gleichen, einen Mann mit schmutzigen Händen, nicht in die Reihe der Reinen lassen. Es ist Pflicht des gesellschaftlich Hervorragenden, durch sein Benehmen deutlich auszusprechen: hier ist Unrecht — ich scheide mich von ihm. Bleiben auch Sie davon, liebes Fräulein, Sie nützen denen dadrin nichts und schaden sich selbst für immer mit dieser

Bekanntschaft; Chrestensens Umgang befleckt.“ —

Bis hierher hatte Meta geschwiegen. Staunen und Unwille verwirrten sie, jetzt aber unterbrach sie ihn mit jähem Ausruf: „Und das sagen Sie! Sie!“ — alles weitere, was sie ihm vorwerfen wollte, erstickte wieder in dem Überschwall ihrer Empfindungen.

Er verstand sie nicht. Er war jetzt so sicher in seinem kunstvoll geschmiedeten Rechtsgefühl, daß es ihm schien, als sei er gestern wie heute und alle Tage von einwandfreiem Benehmen gewesen.

So sagte er ein wenig von oben herab: „Die Kunst, mein gnädiges Fräulein, ist doch keine Freistatt für lottriges Leben, also kann ich als Künstler für Künstler auch keinen Generalpardon erteilen.“

Meta lachte hell auf. „Vater,“ rief sie, „Vater, hörst du ihn?“ — Dann wandte sie sich jäh ab und eilte ins Haus: schweigen, schweigen! sie hatte doch schweigen wollen! — Aber wie konnte sie das angesichts seiner maßlosen Frechheit? —

Ludwig Birnhagen starrte ihr nach. Was war das? Was sollte das heißen? — Erst: das sagen Sie! — und dann: Vater, hörst du ihn? — War das etwa mehr als bewegte Rhetorik einer empfindlichen, jungen Dame, die den einst geliebten Mann nun natürlich haßte? — Argwöhnte sie? — Wußte sie? —

Ein fatales Katzenjammergefühl kroch Birnhagen über den Rücken, durch die Haare. Wenn sie es wüßte, sie, die ihn hassen mußte aus tausend Gründen, dann — pah! lächerlich, sich zu fürchten! Wenn sie es wüßte, dann hätte sie schon längst gesprochen — sie wußte nichts.

Aber sie argwöhnte; ganz bestimmt argwöhnte sie; daher ihr seltsames Benehmen seit des Vaters Tode. Sie argwöhnte und spürte ihm nach, und würde ihn ausspüren mit der Indianerschlauheit des Hasses, und würde ihn vernichten sobald sie es vermochte.

Ihn fror, — er hatte plötzlich das fatale Gefühl, als stehe Meta dort hinter einem der blinkenden Siebeneckfenster und belaure seine Züge. — „Vorsicht,“ mahnte er sich, „Achtsamkeit! Hüte deine Mienen! Verrate dich nicht!“

Er richtete sich steif auf, zuckte mit der Theatergebärde: ich verstehe Euch nicht! nach den Fenstern hinüber die Achseln und ging seine Straße weiter mit schwer erzwungener Unbefangenheit, mit hinterhaltiger Vorsicht, mit scheublickender Unruhe unter der niederdrückenden Angst vor Entdeckung — und in diesem nicht abzuschüttelnden Geleite würde er nun auch durch sein ganzes erfolgreiches, ordengeschmücktes Leben gehen.

Meta Reimann stand nicht hinter dem blinkenden Fensterglas, als seine Gebärdensprache sie zu belügen suchte. Als sie ihn am Zaun verlassen, um ihre zitternde Erregung ins Haus zu flüchten, hatte sie Helmar Chrestensen auf dem leeren Flur getroffen.

Seine Hand fassen und heftig drücken war das einzige, was sie vermochte.

„Kind, liebes Kind, haben Sie Kummer?“ fragte er herzlich. „Nur den Kopf in die Höhe und Vertrauen zu den guten Freunden, die Sonne ringt sich immer wieder durch.“

Meta kamen über seinem Trostversuch die Thränen. „O Sie! Sie Bester! Sie Helfer, reich an guten Worten und Freundesthaten — da kritteln sie an Ihnen herum, die Elendesten am meisten, und ich stehe daneben und kann nichts für Sie thun, kann nicht einmal sagen, der da tadelt, ist der erbärmlichste Heuchler, tausendmal schuldig Eurer tiefsten Verachtung, — denn mir fehlt der Beweis, obwohl ich seiner Schuld so sicher bin, als hätte ich daneben gestanden, wie er dem Toten Ruhm und Ehre stahl. Nun geht er hin voll frecher Sicherheit, bläht sich auf in seinem Tugendstolz und lästert.“

„Wer — was?“ fragte Chrestensen, die Stirn in Spannung leicht gerunzelt.

„Birnhagen,“ antwortete Meta mit schwerem Atem, als sie aber einmal den Namen ausgesprochen hatte, kam auch das andere zu Tage: Verdacht und Gründe, ihre Pein und ihr Entzücken am Rathausplan, die Qual des Darandenkens, des Ringens mit dem Unglaublichen und das Wachsen des Verdachts zur Gewißheit. —

O Erquickung, zu sprechen, zu sagen, das alles ausschütten zu dürfen in ein achtsames Herz.

Chrestensen hörte gesenkten Hauptes zu, die Erinnerung an Reimanns Abschieds-



Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Melancholie. Nach dem Gemälde von E. de Grimberghe.

stunde kam ihm mit greifbarer Deutlichkeit zurück, sein Versprechen, am nächsten Morgen etwas Wichtiges zu zeigen, die Rede des Arztes von Überarbeitungssymptomen, dazu der Widerspruch zwischen Birnhagen und der Persönlichkeit, die aus dem Plan sprach; — alles verknüpfte sich ihm so mit Metas Bericht, daß er nach Verlauf einer halben Stunde ihren Verdacht teilte.

„Was aber weiter, liebes Kind? was sollen wir thun?"

Sie schüttelte heftig mit dem Kopf. „Nichts, nichts. Mir fehlt der Beweis für alle die, die beide Männer nur von außen kennen, und einem Gerücht will ich nicht auf die Füße helfen. Es ist schon gut, daß ich einmal sprechen durfte und daß ein anderer, der draußen steht, nicht meint, ich sei wahnsinnig. Ich kann nun wieder schweigen und still sein und mich am Wachstum von Vaters Werk erfreuen. Vorhin hat es mich nur übermannt, als er mich voll Pharisäerstolz vor Ihnen warnte — und ich verzweifelte an der ewigen Gerechtigkeit, die ihn in seiner sicheren Verschanzung ungestört die Früchte des erbärmlichen Betrugs genießen läßt."

„Nein, liebe Meta; nichts gegen den sicheren Schritt dieser Gerechtigkeit. Glauben Sie mir, Birnhagen entgeht ihr nicht, denn seine Strafe liegt schon beschlossen in der Natur seiner Schuld. Man überschätzt ihn jetzt, aber er wird nie leisten, was man von ihm erwartet. Eine Weile täuscht das geborgte Ehrenkleid über Fehlgriffe und Geschmacklosigkeiten hinweg; dann kommt das Mißbehagen, zuerst bei den anderen, endlich bei ihm selbst. — Weh dem, der sich in den Kreis der Genies gelogen hat, irgend einmal droht ihm der grausame Titanensturz."

Ein Schauer überlief Metas Glieder; das hatte sie ja selbst empfunden, als sie zum erstenmale vor dem Plane stand, aber da Birnhagen seither alles geglückt war, hatte der Zweifel sich wieder eingestellt und Chrestensens Worte schienen ihr wohlthuende, erfüllungssichere Prophezeiung. Ihre Augen blickten heiß und durstig in die Zukunft, die ihren Vater an Ludwig Birnhagen rächen sollte, bis sie sich klar wurde, daß sie ihm jene Qual des nicht Könnens, jenen Sturz in die Tiefe wünschte mit aller Kraft ihres Herzens — da erschrak sie vor sich selber und sah hilfesuchend in Chrestensens klare, feste Züge.

„Ich will nicht rächen," sagte sie langsam.

„Das brauchen Sie auch nicht, geben Sie die Strafe getrost in die andere Hand und spinnen Sie sich in die lichten Erfahrungen Ihres Lebens ein, was gute Gedanken gibt, menschenfreundliche, mitteilsame."

Sie waren, der herumtrippelnden Tinni auszuweichen, nach dem Atelier gegangen. Da saß nun Meta, große Tropfen in den Augen, dem Maler gegenüber auf dem schmalen Diwan, als die Thür nach kurzem Klopfen aufging und Doktor Grund eintrat.

Sie begrüßten sich mit einem Blick wie Verschworene, während Grund auf Chrestensen zueilte.

„Rothenbeck erzählt überall, Sie bleiben? — Ist's wahr? — Ich danke Ihnen, daß Sie den Kampf aufnehmen, und ich glaube an Ihren Sieg zu Ehren der menschlichen Vernunft. Wir" — sein Blick fand wieder Metas Augen — „wir halten fest zu Ihnen. Wir sind nicht allzu viel, aber wer überhaupt gegen den Strom schwimmt, hat stählerne Muskeln, — die Stärke ist bei uns."

Chrestensen sah von einem zum anderen und gab dann Grund die Hand. „Man kann wohl über Ihrer kräftigen Wärme Birnhagen vergessen." Und da Grund fragend von Chrestensen zu der errötenden Meta blickte, fuhr der Maler lächelnd fort: „Der junge Stadtbaumeister hat vorhin Fräulein Reimann vor dem Verkehr mit unserem Hause gewarnt."

Doktor Grund stand mit zwei Schritten neben dem Diwan und Frage und Antwort gingen rasch über die Erlebnisse der letzten Stunden hin; Chrestensen schritt inzwischen zerstreut den Weg zwischen Thür und Fenstern ab.

Plötzlich blieb er stehen. „Ihr glaubt an mich, — ich freue mich an eurem Glauben, recht genießen kann ich ihn aber erst, wenn ihr wißt, was da überhaupt geschehen ist." —

„Ich weiß es," fiel Grund ernsthaft ein — „Schuld und Sühne, — man könnte einem tapferen Menschen viel mehr verzeihen, und das müßten alle empfinden."

Chrestensen schüttelte den Kopf. „Das kann man von allen nicht verlangen, nur von sehr wenigen. Ich darf mich nicht be-

klagen, die Leute sind, wie sie immer waren, und wer den Beifall aller braucht, muß sein Leben danach einrichten."

„Aber Kraft und Willen," rief Grund lebhaft, „mit denen Entgleistes zurechtgeschoben, Verschrobenes geglättet, Verdorbenes geheilt wurde, die sollte jeder anerkennen können."

„Ungeschehen können Sie keine That machen und ans Thatsächliche hält sich das Auge des Menschen. Erne behält Recht: vergeben muß das Unrecht werden, anders kommt es nicht aus der Welt. Jetzt bestätigt mir's Hellings Mutter durch die Kraft ihrer Liebe, erst durch sie fühle ich mich wirklich entlastet. — Was uns äußerlich noch aus der Vergangenheit erwächst, damit muß ich mich abfinden: Schweres genug für Erne und mich. Da ist Otto, den ich bei Brinkmann und den aufgestörten Buben nicht lassen darf — ich hab' ans Schulschloß gedacht, da hat er Ernst und Siebenecksonntage zum Trost — nun, das findet sich schon. — Ihr beide dagegen seid eine Freude, die mir aus dem Schutt aufgeblüht ist."

Er schwieg, strich sich über die Stirn, sah nach dem Karton, der an der Wand lehnte, zog in halber Verlegenheit die Schultern hoch und sagte endlich: „Ich bitt' euch — geht mal zu Großmama, es macht ihr Freude, wenn sie euch unsere Getreuen nennen kann — mir — mir ist da grad' was eingefallen — ich komme gleich nach."

Meta sprang auf. „Die gute Großmama," sagte sie, „wieviel Liebe müssen wir ihr schenken; kommen Sie, Doktor, wir wollen hinauf."

Als sie hinaufkamen, saß Wolfert noch immer fest, und Erne erhob sich, froh dieser Ablösung, um „nach den Kindern zu sehen." Die Kinder waren aber diesmal nur Vorwand, denn kaum hatten sie einen Blick erhalten, so schlich Erne ins Halbstock und schaute ins Atelier hinein.

Dort stand Helmar, hatte sich einen der Rathausentwürfe ins letzte Licht des Sommerabends geschoben und gab jenem streitbaren Bürgermeister, der, gegen den Willen wehklagender Bürger, die Schlüssel der Stadt Napoleonischer Gesandtschaft verweigert, Wolferts Gestalt und Antlitz.

Kein leiser Zug seines Gesichts verriet jetzt Spuren des Unwetters; Arbeitslust und Schaffensfreude durchleuchteten es, und ein helles Lächeln gesellte sich dazu, als er Ernes ansichtig wurde.

„Liebster," sagte sie leise, da er ihr entgegen kam und ihr, den Kopf in den Nacken biegend, tief in die Augen sah, „bist du froh?"

„Ich denke wohl," antwortete er, ohne sie los zu lassen.

„Nicht wahr, nun klärte sich alles, und wenn wir davongingen, ließest du nicht nur Haß und Verachtung hinter dir, wie bei schmählicher Flucht. Jetzt nötigt dich aber auch kein Ehrengrund mehr, hier auszuhalten und Kräfte in unnützem Kampf zu vergeuden. Ich bitte dich noch einmal, zwinge dich nicht zum Schlimmen. Laß uns eine Heimat draußen suchen, wo sie dich alle lieben und ehren. Bis das Rathaus so weit gediehen ist, daß du mit Neef deine Arbeit beginnen mußt, ist viel vergessen und viel verweht, dann gehen wir als Gäste her und wundern uns, daß wir Bieberfelder Luft jemals schwer empfanden."

Er lächelte, führte sie ans Fenster und zeigte auf seine Arbeit.

„Erne, wenn du es auszuhalten meinst, laß uns bleiben. Ich hab' mich wieder, und mir ist, als könnt' ich mich hier überhaupt nicht mehr verlieren, da neben diesem letzten Kampfe alles klein erscheint. Durchsetzen nach außen ist nicht mehr nötig, ich hab' mich auf dich und mich und meine Kraft besonnen — dazu brauch' ich keinen Weihrauch — für meine Rathausarbeit aber ist hier der rechte Boden — schau' her — es regt sich wieder."



Im Lande
der
schwarzen Diamanten.

Eine Reiseskizze
von

Gustav Koepper.

Mit elf Illustrationen von **Albert Richter**
nach photographischen Aufnahmen von
F. Schaetzke in Bochum.

Es war an einem trüben Nachmittage, als ich dem Zechengebäude entgegenschritt. Ein kalter Wind wehte und unaufhörlich rieselte es in kleinen, harten Schneekrystallen vom Himmel . . .

Diese Kohlenstädte, wie grau und nüchtern sehen sie aus; sie haben keinen Frühling — aber im Winter . . .! In ihrem Charakter sind sie alle einander gleich: große, prunkende Geschäftsläden, Mietskasernen und graue, düstere Arbeiterhäuser, schmutzige Straßen und in ihnen ein wirres Gemenge von Menschen, die mit hastigen Schritten ihrer Beschäftigung nachgehen, Menschen aller Nationalitäten, Polen, Ungarn, Italiener, Holländer . . . Aber ich hatte heute

Die Zeche „Konstantin der Große“ bei Bochum
mit Coaksbrennerei.
Beim „Überhauen.“

keine Zeit, darauf zu achten ... mein Begleiter, ein Beamter der vor uns liegenden Grube, der mir seine Führung zugesagt, drängte zur Eile ...

Und da waren wir schon: die Dampfrohre summten, die gewaltige Maschine arbeitete mit schwerem Stampfen und auf den Schienengeleisen des oberen Schachtturmes rollten die leeren und gefüllten Kohlenwagen hin und wieder — ein betäubender Lärm schlug uns entgegen, der jedes Gespräch nahezu unmöglich machte.

„Bitte hierher," winkte mein Begleiter und führte mich unter einem mächtigen Dampfrohr hindurch in ein hohes, geräumiges Gemach, das von einer erstickenden Hitze erfüllt war.

„Zuerst bedarf es einer kleinen Metamorphose unserer Kleidung. Ich glaube nicht, daß Ihre jetzige Kleidung das Licht des Tages in salonfähigem Zustande wiedererblicken würde."

An den Wänden des Raumes hing eine Anzahl steifer englischlederner Grubenanzüge; darunter standen eine Menge handfester Stiefel mit langen Kanonenschäften; in der Nähe auf einer Bank ein wunderbares Sortiment von Hüten und Mützen — es schien, als habe hier ein Trödler sein Magazin aufgeschlagen. Auf der entgegengesetzten Seite des hallenartigen Raumes führten einige Stufen zu einem Bassin hinunter, in dem die Steiger nach beendigter Schicht ihre körperliche Reinigung vornehmen konnten. Die Erwärmung des Wassers wurde durch die Abdämpfe aus dem Kesselhause bewirkt; in dichten Wolken stieg der weiße Dampf aus dem Bassin empor, verteilte sich in der Luft und schlug sich an den Fenstern, an der Decke und den Wänden nieder.

Nichtsdestoweniger waren die Anzüge trocken, da man sie in die Nähe des Dampfrohres aufgehängt hatte. Ich wählte mir den saubersten aus und begann ihn anzulegen — aber o weh — er war augenscheinlich für andere Körperdimensionen berechnet als die meinigen. Mit einiger Geduld brachte ich es jedoch so weit, daß nur noch mein Kopf wie verloren aus der weiten Kleidung hervorschaute. Ich stülpte einen breiten, formlosen Filzhut mit rissiger Krempe darauf und suchte dann die Ärmel des Rockes, die lang waren wie von einer Zwangsjacke, zu meinem Arme in das richtige Verhältnis zu bringen. Auch dies gelang, und als ich nach einer halben Stunde schweißtriefender Anstrengung noch ein Paar der schweren Kanonenstiefel an den Füßen hatte, atmete ich tief auf.

Der Steiger hatte meinen Bemühungen lachend zugesehen und reichte mir, als ich mich jetzt nach ihm umwandte, einen kleinen, halberblindeten Spiegel hin. Ich blickte hinein und wäre fast vor mir selber erschrocken: war ich das oder war es irgend ein Brigant, der fernab von aller Civilisation den Reisenden mit dem anmutigen Ausruf: „Geld oder Leben" entgegenspringt? ...

Was hätte ich darum gegeben, einen Photographen in der Nähe zu haben, der mir dies mein Conterfei zur Aufheiterung in trüben Stunden auf die Glasplatte fixiert hätte! Und noch immer war ich nicht komplett ... Mein Begleiter reichte mir ein grobes, wollenes Tuch und bedeutete mich, es um den Hals zu befestigen.

„Wozu?" fragte ich erstaunt, indem ich das Tuch nach seinem Beispiel zusammenknotete.

„Ah — Sie werden sehen," meinte der andere lächelnd, „es ist nur ein Akt der Vorsicht."

Den Schluß unserer Ausrüstung bildete ein meterlanger Holzstab mit scharfer Stahlspitze. Dann eilten wir, nachdem wir unsere Kleidungsstücke der Obhut des Hüttenwärters anvertraut hatten, dem Fahrschachte zu — vorbei an der mächtigen Maschine, die die Förderung der Kohlenwagen und Mannschaften sowie die Arbeit des Pumpgestänges besorgte, vorbei an der Seiltrommel, die in gleichmäßiger Drehung das breite Stahlband aufrollt, an welchem der Fahrstuhl ohne Unterlaß hinauf- und hinabschwebt. Hier ist alles sauber und blank: die Maschine glänzt, als seien Steuerung und Kurbeln von eitel Silber anstatt von Stahl; der Fußboden ist mit Mettlacher Platten belegt und Kokosläufer verhindern ein Ausgleiten, das hier nicht ohne Gefahr sein würde.

Bald aber ändert sich die Scenerie. Das Getöse wird stärker und wir gelangen nun in die Halle, in welcher die aus der Tiefe emporgestiegenen Kohlenwagen ausgeladen und neue leere Wagen dem so-

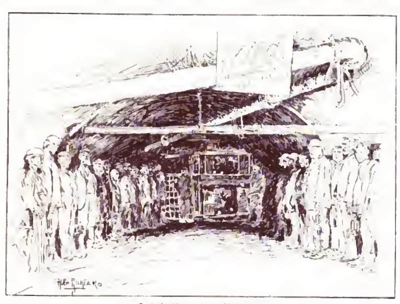
genannten Korbe übergeben werden, der sie getreulich in der Tiefe abliefert. Männer mit geschwärzten Gesichtern stehen hier; sie schieben die Wagen auf die schmalen Geleise und verschwinden dann mit ihnen nach draußen, wo sie vermittelst eines sinnreichen Apparates direkt in die Eisenbahnwagen gekippt werden.

In diesem Augenblicke kehrt mein Begleiter, der seit einer Weile verschwunden ist, zurück, in jeder Hand eine Grubenlampe; wir kriechen in das unterste Verließ des Korbes, der inzwischen seiner Fracht entleert

„Wir fallen mit einer Geschwindigkeit von sechs Meter in der Sekunde," bemerkt der Steiger ruhig.

Sechs Meter in der Sekunde — ich kann ein leises Zusammenzucken nicht vermeiden: dieses gewaltige Gewicht des Fahrstuhles an einem verhältnismäßig dünnen Seile über der gähnenden Tiefe.

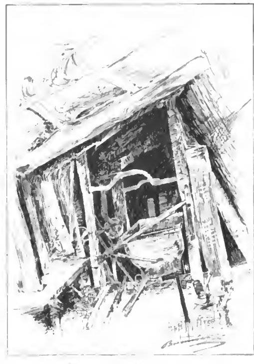
„Sie können indes ganz ruhig sein," fährt mein Nachbar fort, der den Gang meiner Gedanken zu ahnen scheint. „Das Tau bietet sechsfache Sicherheit und ist überdies erst gestern wie allmonatlich auf der



Fahrstuhl zur Leuteförderung.

wurde — der Mann am Signalapparat gibt sein Zeichen nach der Maschine hin, daß es laut in den Gängen wiederhallt — und langsam geht es in die Tiefe. Zuerst können wir noch die glänzend gefetteten Spurlatten sehen, die dem sinkenden Korbe seinen gleichmäßigen, stetigen Gang verleihen, wir sehen noch die Rippen der gußeisernen Fittings, die das obere Ende des Schachtes umkränzen, ebenso die kolossalen Rohre der Wasserhaltung mit ihren armstarken Befestigungsklammern — dann geht es schneller und schneller, wir spüren am erschwerten Atemholen das Wachsen des Luftdruckes.

Zerreißmaschine untersucht worden. Außerdem haben wir an jeder Seite eine Fangvorrichtung, die beim Reißen des „Fadens" sicher funktionieren muß . . . Der Übelstand aber ist nur der," fuhr er nach einer Pause fort, „daß das Gewicht des Korbes zumeist die Spurlatten aus ihren Befestigungen reißt und — dann gibt es natürlich kein Aufhalten mehr. Aber dagegen ist nichts zu machen und wenn die Fangvorrichtung deshalb auch in der Praxis als ein wirksamer Schutz nicht in Frage kommen kann, so beruhigt sie doch wenigstens die Leute — und das ist schließlich die Haupt-



Wagen zur Kohlenförderung.

sie standen dicht nebeneinander, zwei senkrecht und der dritte wagerecht darüber — ein Gerüst von gewaltiger Stärke — aber dieser Schutz war noch immer nichts weniger wie vollkommen, denn die wagerechten Balken erschienen vielfach nach unten durchgedrückt von der ungeheuren Last, die auf ihnen ruhte.

Inzwischen war der Korb noch tiefer in den Sumpf herabgelassen worden und mußte eine Anzahl der Wagen hergeben, die zugleich mit uns gekommen waren. Die Arbeit ging mit großer Schnelligkeit von statten, lange Reihen gefüllter Wagen standen schon bereit und in wenigen Minuten hob sich der Korb gefüllt wieder in die Höhe.

Mit lautem Glückauf, das dumpf in dem Gewölbe wiederhallt, verlassen wir die Leute am Füllort und schreiten, auf unsern Stab gestützt, durch die schmalen Schienengeleise in das dichte Dunkel vor uns. Unsere Lichter werfen nur schwachen Schein auf den Weg voraus. . . . Da . . . ich bleibe plötzlich stehen — drang es nicht aus einem Gange zur Linken wie lautes Wiehern?

„Die Pferdeställe," sagt der Steiger. Er geht voran in den finsteren Gang, zwei einsame Lichter schimmern uns wie aus weiter Ferne entgegen und nach einer kurzen Weile befinden wir uns in einer geräumigen Halle, die von den Lichtern der Stallknechte spärlich erleuchtet wird.

Auch hier, wie in der Strecke, die wir herabgekommen, ist die Luft klar und rein; man vernimmt nur wenig von dem sonst so intensiven Geruch der Pferdeställe, man fühlt an dem Luftzuge, daß der Ventilator oben am Tage seine Schuldigkeit thut, und zieht unwillkürlich das dicke Tuch fester am Halse zusammen. Eine lange Reihe von Pferden steht hier; sie sehen alle wohlgenährt aus und scharren ungeduldig mit den Hufen, als verlangten sie danach, vor ihren Wagenzug gespannt zu werden. Ihr Arbeits-

sache. Thatsächlich kommt es äußerst selten vor, daß uns ein Korb durchbrennt . . ."

Inzwischen hatte die Geschwindigkeit des Falles allmählich immer mehr nachgelassen... Lichter blitzten von außen in unser enges Behältnis hinein und dann hielt das Gefähr mit einem kaum merklichen Ruck — wir waren angelangt.

„In welcher Tiefe befinden wir uns?" fragte ich meinen Führer, als wir festen Boden gefaßt hatten und uns durch ein Gewirre von Kohlenwagen einen Ausweg suchten.

„Etwa sechshundert Meter — eine schöne Tiefe, was?"

Ich stimmte dem gern zu und schaute mit Interesse ringsum. Wir standen in einem hohen Gewölbe, das von einer großen Petroleumlampe unter der Decke und den zahlreichen Grubenlichtern der schwarzen Gestalten nur spärlich erleuchtet wurde. Starke, eiserne Träger stützten die Decke,

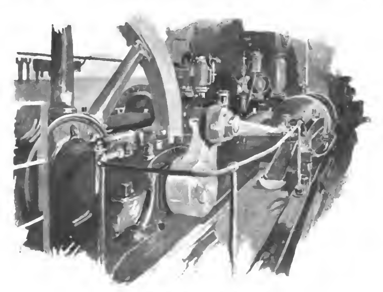
pensum ist nicht gerade schwer, denn nach achtstündiger Schicht dürfen sie sechzehn Stunden der Ruhe pflegen; außerdem haben sie hier eine sorgfältigere Pflege, als sie ihnen zumeist am Tage zu teil wird — aber dennoch fühlen wir inniges Mitleid mit diesen Tieren, die für ihr ganzes Dasein in diese finstere Tiefe gebannt sind, die nie mehr das goldene Licht der Sonne schauen werden, dem alle Kreatur entgegenjauchzt ... nie mehr, nie mehr, es sei denn, sie würden krank oder sonst arbeitsunfähig. Wie sagte Achilles — ich möchte lieber in der Oberwelt Thersites, als bei den Schatten Achilles sein ... Ob nicht auch diese Tiere lieber oben im Lichte ein karges Mahl aus Stroh und Disteln, als hier unten eine volle Krippe gelben Hafers wählen würden?

Armer Achilles! ...

Doch kehren wir zur Förderstrecke zurück. Wir entfernen uns immer weiter vom Schachte und wandeln getrost in das Dunkel hinein, immer zwischen den beiden schmalen Geleisen, oft bis an die Knöchel im Wasser watend, das zu beiden Seiten des Weges in Gräben seinen Abzug hat. Da schlägt aus der Ferne donnerndes Geräusch an unser Ohr; ich bleibe unschlüssig stehen und schaue zu meinem Begleiter hin. Fast klingt es, als stürze vor uns das Gewölbe zusammen ... ein kleines, helles Pünktchen erscheint nun, es kommt näher und näher, mit ihm zugleich das Geräusch ...

„Kommen Sie hier herüber," sagt der Steiger und im nächsten Augenblicke schon jagt ein Kohlenzug an uns vorbei, elf, zwölf Wagen hintereinander, von einem einzelnen Pferde gezogen, dessen Schnauben laut in der Wölbung wiederhallt; nebenher läuft der Pferdejunge, ein kleiner Bengel, der durch Schreien und Gestikulieren das Tier zu noch größerer Eile antreibt. Der letzte Wagen ist vorüber, der Donner verhallt in der Ferne, das Lichtpünktchen wird immer kleiner und gleich darauf ist mit seinem Verschwinden die vollständige, majestätische Ruhe wieder eingetreten.

Wie verloren komme ich mir vor in dieser geheimnisvollen Welt des Schweigens und der Finsternisse. Jeden Augenblick glaube ich etwas Wunderbares, Ungeahntes vor mir auftauchen zu sehen: Märchen aus längstverschollener Kinderzeit werden lebendig in mir, Märchen von Zwergen und Gnomen und Erdmännchen mit Lichtspänchen an den hohen Mützen und zierlichem Gezähe in der Hand. Berggeistern von schattenhafter Gestalt mit wallenden Bärten gehört dies Reich,



Unterirdische Wasserhaltungsmaschine.

sie sind die Verwalter seiner Schätze — und wir selbst beugen uns diesem frommen, ahnungsvollen Kinderglauben; hier im Innern der Erde, in der ewigen Finsternis spüren wir selbst etwas von den Geheimnissen, die wir nicht glauben wollten, wir spüren etwas von jenen wunderbaren Naturkräften, die der kindliche Glaube in Kobolden und Berggeistern personifiziert hat . . .

Wir wandern fürbaß und zu beiden Seiten begleitet uns die Kohle, um deretwillen man das Innere der Erde aufwühlt. Wir unterscheiden sie leicht von dem übrigen Gestein an ihrem höheren tiefdunklen Glanze, es scheint fast, als ob sie phosphoresziere, so weit können wir sie im matten Scheine des Grubenlichtes verfolgen. Das Flöz ist nicht gerade von großer Mächtigkeit; eine Messung ergibt etwa drei Fuß und um diese Strecke in genügender Höhe zu treiben, mußte man sowohl von dem hängenden als auch von dem liegenden Gestein ein erhebliches Stück herausarbeiten. In der Dicke dieser Kohlengänge waltet überhaupt eine wunderbare Verschiedenheit — man würde indes fehlgehen, wenn man annehmen wollte, daß der Bergmann die mächtigsten Flöze unbedingt vorziehe. Die Gewinnung der Kohle wird mit der zunehmenden Mächtigkeit ihrer Lagerung eine immer schwierigere — außerdem auch kostspieliger durch den größeren Bedarf an Holzmaterial und die gesteigerten Anforderungen an die Sicherheitsvorkehrungen.

Der Laie macht sich nur schwer einen Begriff von den riesigen Quantitäten Holz, die der Bergbau täglich verschlingt. Und alle diese Tausende von Hölzern sehen niemals das Licht des Tages wieder, sie können auch nicht zweimal oder öfter verwendet werden — sie stehen dort, wo man sie hingesetzt und es würde die größten Gefahren im Gefolge haben, wollte man sie ihrem verantwortungsreichen Posten entreißen. Sie erfüllen die Dienste eines Gerüstes beim Hausbau — aber man kann diese Gerüste nicht abbrechen, nachdem sie ihren Dienst gethan, und so stehen sie dicht nebeneinander im Innern der Erde, zwei Stämme senkrecht, einer wagerecht oben darüber, und stützen die Decke, unter welcher der Bergmann seinem schweren Berufe obliegt . . . Sie stehen dicht nebeneinander wie die Stämme in einer Allee, und man könnte annehmen, daß sie durch die Decke hindurchgewachsen sind und ihre hohen Wipfel unter dem blauen Äther hierhin und dahin neigen und daß zirpende Vogelscharen im Sommer ihre Zuflucht in den Nadeln und Blättern finden.

Eine riesige Allee wäre dies indes. Wollten wir sie durchwandern, soweit sie sich in dieser Gegend unter der Erdoberfläche dahinzieht, wir würden wohl so bald nicht ihr Ende erreichen. Eine einigermaßen zuverlässige Messung hat nämlich ergeben, daß die Ausdehnung all dieser unterirdischen Gänge, würde man sie in gerader Linie aneinander legen, eine Äquatorlänge bei weitem übersteigt. Und täglich setzt der unermüdlichste Fleiß seine Minierarbeit fort und täglich wird die Zahl der Gänge größer, täglich werden die vorhandenen ausgedehnter, ohne daß ein Ende möglich oder auch nur zu wünschen wäre.

Indem wir schweigend weiterschreiten, gelangen wir an eine seitliche Ausbuchtung unserer Strecke von beträchtlicher Breite.

„Wir befinden uns hier beim Anfang meines Reviers, einem sogenannten Stapelschacht," erklärt mein Begleiter, nachdem er in seinem Notizbuche hinter dem Namen der beiden Leute am Stapel zum Zeichen ihrer Anwesenheit eine Bemerkung gemacht. „Zur allgemeineren Einführung dieser Einrichtung ist man erst neuerdings gekommen und ich muß sagen, daß sie sich gut bewährt hat. Sie dient dazu, die Kohlen aus einem höheren Flöze herauszuschaffen, ohne daß man den Förderkorb im Fahrschachte an diesem Flöze halten lassen muß. Man hat deshalb von diesem untersten Flöze aus einen Schacht senkrecht zu der Sohle über uns emporgetrieben und sendet uns von dort aus die gefüllten Wagen zu. Dies geschieht in der denkbar einfachsten Weise so, daß man oben eine Seilwelle anbringt und einen leeren Wagen mit der Schwerkraft des gefüllten hinaufzieht.

„Sehen Sie dort," deutete er auf die Öffnung, „in diesem Augenblicke hängen die Leute hier vor uns den leeren Wagen an dieser Seite an das Drahtseil, schließen das Fallgatter und geben ein Zeichen nach oben. In wenigen Sekunden wird der gefüllte Wagen hier anlangen und zwar in der denkbar sanftesten Weise, da der Mann oben an der Seilwelle die Kraft

mittels eines Hebels beliebig regulieren kann."

Es geschah genau, wie der Beamte gesagt hatte: nach einer Weile schwebte der gefüllte Wagen langsam an der rechten Seite herab, wurde von den Leuten aus seiner Haft gelöst und auf die Schienen geschoben, um mit einer Anzahl seinesgleichen von dem harrenden Pferde an den Förderschacht gebracht zu werden . . .

Bis jetzt hatten wir in dem hohen und breiten Gange ohne Beschwernis dahinwandeln können, nun aber wurde der Weg unangenehmer und es galt von jetzt ab in der demütigsten Haltung, mit gesenktem Kopfe weiter vorzudringen. Zu unserer Rechten zweigte sich ein finsterer Gang ab, weniger hoch und weniger sorgfältig ausgearbeitet als der, den wir herabgekommen waren. Zwei Männer saßen hier am Eingange auf einer rohgezimmerten Bank in flüsterndem Gespräch begriffen; ihre Lichter standen vor ihnen auf dem Boden und verbreiteten einen matten Schimmer auf ihre geschwärzten Züge, auf die düsteren Wandungen und auf eine Holztafel, die ihnen gegenüber in Mannshöhe an der Zimmerung befestigt war. „Alles in Ordnung," war in groben Zügen mit Kreide daraufgeschrieben.

„Wir können in Ruhe unsere Fahrt fortsetzen," sagte mein Begleiter, auf diese Tafel deutend. „Sehen Sie da das Zeichen des Wettermannes, der vor jeder Schicht alle Strecken auf die Anwesenheit von Schlagwettern zu untersuchen hat."

„Ein gefährlicher Beruf," warf ich ein, „gleichsam als Spion in das feindliche Lager zu dringen . . ."

„Warum? Nicht leichter und nicht schwerer als jeder andere Beruf, den der Bergbau erfordert. Die Gefahr ist bei uns allen gleich groß und immer gleich nah — aber wir denken nicht an sie . . . Übrigens hat der Wettermann in seiner Sicherheitslampe ein vorzügliches Mittel, die Beschaffenheit der Luft zu prüfen; sie ist ein fast vollkommenes Werkzeug und trügt niemals. Geben Sie acht: ich halte die Lampe hoch über meinem Kopfe — sehen Sie, wie ruhig die Flamme hinter dem Cylinder fortbrennt? Hier oben sammeln sich die bösen Wetter, die der Bergmann über alles zu fürchten hat, infolge ihrer Leichtigkeit gegenüber der atmosphärischen Luft, an — entzünden kann sie unsere Lampe nicht, aber die Gase geben der Flamme einen gelblichen Schimmer, verlängern sie bis hoch in den Drahtkorb — und sobald der Bergmann



Ein Kohlenzug.

dies bemerkt, ist es Zeit für ihn, schleunigst seine Lampe zu senken und zu retirieren."

„Und es giebt sonst keinen Weg, die Anwesenheit dieser furchtbaren Kohlenwasserstoffe zu konstatieren?"

„Das wohl, aber dies ist der einfachste und sicherste. Der Geruchssinn läßt uns dabei zumeist im Stich, zumal auch die Menge der Gase verhältnismäßig gar nicht groß zu sein braucht, um die Luft explosiv zu machen. Man nimmt gewöhnlich $5^1/_2$ Prozent als hinreichend an — ein Verhältnis von $9^1/_2$ Prozent aber ist das denkbar günstigste und eine Entzündung dieses Gemisches pflegt die ungeheuren Katastrophen hervorzubringen, an denen unser Kohlenbecken leider so reich ist. Diese tückischen Schlagwetter," fuhr der Steiger in erregterem Tone fort, während wir mit geneigtem Kopfe in dem Gange weiterschritten, „wenn wir ihrer einmal Herr werden könnten, wenn wir sie nicht mehr zu fürchten brauchten! Man kann sie nicht sehen, man kann ihnen den Zugang nicht abschneiden. Sie sitzen eingepreßt in der Kohle, in Klüften und Spalten und Ritzen, und ein einziger Schlag mit der Spitzhacke genügt zuweilen, das Verderben aus seinem Versteck zu befreien.

„Zwar saugt der Ventilator oben am Tage ungeheure Mengen dieser Gase auf, zwar geht man ihnen mit Wettermühlen zu Leibe — aber ein Zufall ist nur zu oft bei der Hand und das Unglück ist da, ehe man noch die Anwesenheit der bösen Wetter bemerkt hat . . . Nicht hier in diesen Gängen — Sie bemerken an dem kalten Luftstrom die Wirksamkeit des Ventilators, der vom Luftschachte aus die schlechte Luft aufsaugt und durch den Schacht neue und gute Luft herbeiströmen läßt."

Unser Weg war inzwischen immer niederer und beschwerlicher geworden. Wir mußten tief gebückt gehen, um nicht an den Querhölzern der Decke anzustoßen; aber dennoch gab es für mich manches unangenehme Renkontre, das nur durch den dicken Filzhut einigermaßen abgeschwächt wurde. Hier wurde auch das Wasser wieder tiefer und spritzte hoch empor, wenn ich, was häufig geschah, auf den glatten Steinen zwischen den Bahnschwellen stolperte. Meine Hände hatten angefangen in ihrer Färbung mit den Stiefeln übereinzustimmen und auch die scherzhafte Bemerkung meines Führers, daß wir nach bergmännischer Anschauung eigentlich im „langen Grase" lustwandelten, vermochte mich nur schwer darüber zu trösten, daß dieses sonderbare Gras mir bei jedem Schritt ins Gesicht spritzte.

Plötzlich sahen wir unsern Weg durch eine schräg liegende Thür versperrt, die etwa einen Quadratmeter groß sein mochte und den Durchgang nur mit einiger Schwierigkeit zu gestatten schien. Es war eine sogenannte Wetterthür. Der Steiger öffnete sie und kletterte hindurch, ich folgte ihm und hinter mir schlug die Thür mit laut hallendem Schlage wieder zu.

Diese Wetterthüren bilden eins der vielen Hilfsmittel, durch welche der Bergmann für die Cirkulation der Wetter, das heißt der Luft, sorgt. Die Wetterführung ist eine Wissenschaft für sich und es würde zu weit führen, wollte ich hier an der Hand der mir von meinem Begleiter gegebenen Auseinandersetzungen eine auch nur oberflächliche Darlegung ihrer Grundprincipien versuchen. Es genüge die Bemerkung, daß man gute Luft nur auf dem Wege ununterbrochener Cirkulation in die Strecke hineinschaffen kann. In einfachen Gängen, die wie Sackgassen verlaufen, kann deshalb die saugende Kraft des Ventilators niemals in Aktion treten — man muß sie durch einen Überhau mit einer parallel laufenden Strecke in Verbindung bringen — oder man muß sie in der Mitte durch luftdichtes Wettertuch in zwei Gänge teilen, so daß an der einen Seite die Luft herauf und an der anderen Seite herunter streichen kann. Wo auch dieser Ausweg unmöglich ist, hilft man sich mit kleinen Maschinchen, sogenannten Wettermühlen, deren in einem Gehäuse sich drehende Flügel einen permanenten Luftstrom erzeugen, der dann vermittels der „Wetterlutten" an seinen Bestimmungsort gebracht wird. Unter Wetterlutten versteht man leichte, gerippte Zinkrohre von verschiedenem Umfange, die wie Gasrohre in einander gesteckt werden und, wie erwähnt, den Luftstrom von der Wettermühle aus an sonstige für die Wetterführung unzugängliche Punkte leiten.

„Doch Sie haben noch immer nicht gesehen, wie der Bergmann seine Kohlen gewinnt," sagte der Steiger, nachdem er seine Erklärungen beendigt. „Sehen Sie dort oben die beiden Lichter? Nun wohl; am

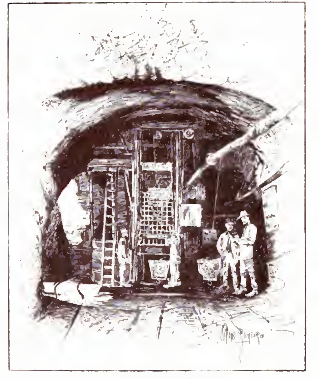
Ende dieser Strecke befindet sich ein so genanntes „Ort“; dort können sie den eigentlichen Bergmann, den Häuer, in seiner Arbeit beobachten.“

Der Gang war hier so niedrig, daß ein gefüllter Wagen nur eben, ohne an dem Hangenden anzustoßen, hindurchpassieren konnte. Kopf und Rücken wurden auf diesem Wege arg in Mitleidenschaft gezogen, besonders auch der Nacken wurde in der ebenso ungewohnten als unbequemen Haltung allmählich ganz steif, aber endlich hatten wir unser Ziel erreicht — schweißtriefend stand ich vor einem halbgefüllten Wagen still, der quer über unserm Weg stand.

Die beiden Arbeiter legten Hacke und Schaufel nieder und erwiderten, sich aus ihrer liegenden Stellung aufrichtend, unser „Glückauf.“ Die Luft war hier trotz aller Künste der Wetterführung miserabel; eine erstickende Hitze herrschte, und es wunderte mich nur, wie die Leute in solcher Lage acht Stunden der angestrengtesten Arbeit zubringen konnten. Über ihre geschwärzten Gesichter hatte der Schweiß seine hellen Streifen gezogen; ersichtlich setzte auch ihnen die Wärme arg zu, denn sie hatten nur die notdürftigste Kleidung am Körper behalten. Nichtsdestoweniger erwiderten sie munter und aufgeräumt unsern Gruß und ein leichtes Scherzwort fand in ihnen dankbare Zuhörer. Große Blöcke Kohlen lagen vor ihnen, die sie soeben beschäftigt waren, in den Wagen vor uns zu verladen. Man kann sich nicht wohl eine Arbeit denken, die anstrengender ist, wie diese: auf der Seite liegend oder knieend mit der breiten eisernen Schaufel die schwarzen Massen hochzuheben und mit einem Ruck in den Wagen zu werfen — diese Bewegung hundertmal hintereinander, in der schlechtesten Luft, inmitten der Ausdünstungen des eignen Körpers, die den Daliegenden wie eine Wolke umgeben.



Kohlengewinnung am steilen Pfeiler.



Kohlenförderung am Füllort.

Indes ist die Kohle an dieser Stelle ziemlich weich und deshalb leicht zu bearbeiten. Es bedarf hier nicht der Anwendung von Dynamit oder doch nur in Ausnahmefällen und gewöhnlich bricht die Kohle, nachdem sie an der unteren Seite gelöst ist, von selbst nach. Es kracht und knackt hier ohne Unterlaß und ab und zu brechen ohne weitere Ursache als dem gewaltigen Druck des daraufliegenden Gesteins große und kleine Kohlenstücke aus dem Flötz heraus und fallen vor meine Füße.

„Hören Sie das Knacken?“ fragt mein Begleiter lächelnd und löst ein faustgroßes Stück der mürben Kohle mit der Hand heraus. „Hören Sie es? So hat es der Bergmann gern, denn manchen Hackenschlag erspart ihm diese unsichtbare Gewalt. Nur muß er das so gewonnene Terrain vorsichtig behaupten, nur muß er auf jedem Fußbreit, den er voran kommt, seine hölzernen Säulen anbringen, sonst fällt ihm die Strecke über dem Kopfe zusammen ... Keine fünfzig Meter von hier entfernt hat die Kohle eine ganz andere Gestalt; dort ist sie gerade so fest, wie sie hier lose ist — der Weg dorthin ist nur etwas beschwerlich ...“

Ich nickte, als der Steiger zögernd innehielt: „Lassen Sie uns dorthin gehen ...“

Wir wandten uns nach links, wo uns in halber Mannshöhe etwa ein schwarzes Loch von nicht gerade bedeutenden Dimensionen entgegengähnte.

„Es wird wohl am besten sein, wenn Sie genau meinem Beispiele folgen,“ sagte mein Führer und nahm den Griff seiner Lampe zwischen die Zähne.

Dann schwang er sich leicht in die Höhe und war im nächsten Augenblicke, auf Händen und Füßen kriechend, in dem Eingang der Höhle verschwunden. Nolens volens

mußte ich ihm folgen, die Zähne krampfhaft auf den Haken der Lampe gebissen, in der Hand meinen Stab; die spitzen Steine machten diese Art der Fortbewegung für Hände und Kniee nicht gerade angenehm, aber auch dieser Kreuzweg erreichte sein Ende und hochaufatmend richtete ich mich empor, als es wieder höher und luftiger vor uns wurde. Wenige Schritte und wir bogen in einen Gang ein, der von einer sonderbaren Luft erfüllt war — es roch wie nach einem recht schlechten Knaster, aber dieser Duft besaß außerdem noch die unangenehme Eigenschaft, die Augen so sehr zu beizen, daß man sie nur mit Ueberwindung offen zu halten vermochte. Ein feiner, dichter Staub schwebte in der Luft, so daß man, auch wenn man die Lampe hoch erhob, nur wenige Schritte weit sehen konnte.

„Hier ist vor wenigen Minuten geschossen worden," bemerkte der Steiger. „Es ist der Geruch des Dynamits, den Sie einatmen — seine Wirkungen werden Sie gleich dort oben beobachten können."

Wieder ging es in dem niederen Gange in die Höhe, entgegen einem paar einsamen, verlorenen Lichtlein, matt wie Nebelflecken in dem Dunste und Staube. Mit dumpfem Glückauf standen wir plötzlich vor den emsig schaufelnden Leuten, die uns erst jetzt bemerkten. Vor ihnen lag ein hoher Haufen von Kohlen, Blöcke im Gewichte mehrerer Zentner, Staub und Grus — außerdem hatte man den vor Ort befindlichen Wagen fast vollständig gefüllt.

„Wieviel Dynamitpatronen haben Sie noch?" fragt mein Begleiter.

„Fünfundvierzig, Steiger."

„Schön, laden Sie den Wagen voll und befördern Sie ihn zur Strecke."

Wenige Schaufeln genügten, um den Wagen hoch anzufüllen, dann entfernte sich der eine der Leute nach dem unteren Ende der Strecke zu, während der andere den vollen Wagen an einem Drahtseile befestigte, das auf einer hölzernen Welle lief. Einige laute Schläge ertönten — es klang, als wenn man mit einem schweren Gegenstand gegen den blechernen Kasten eines Wagens schlüge — dann ließ der Mann seinen Wagen auf den Schienen bergab rollen. Knarrend drehte sich die Seilwelle, ein zweites Seil, das ich bis jetzt nicht bemerkt, hob sich von der Erde, es spannte sich gleich dem anderen straff an und nach kurzer Zeit tauchte vor uns ein leerer Wagen auf, der von dem gefüllten, bergabrollenden zu uns heraufgezogen worden war.

So sucht sich der Bergmann auf jede

Bei den Wetterthüren.

Weise seine Arbeit zu erleichtern, aber häufig kann er doch diese Art der Beförderung nicht anwenden, und er muß seine Wagen auf dem beschwerlichsten Wege vor sich her in die Förderstrecke schieben.

Wir wanderten danach auf dem bisherigen Wege zurück und ließen uns dort, wo er in eine andere Strecke einmündete, auf einer niederen Kiste nieder, um auszuruhen.

„Nun, wie gefällt Ihnen das Bergmannsleben?“ fragte mich der Steiger nach einer Weile lächelnd. „Vor allem und zum ersten glaube ich aber nicht fehl zu gehen, wenn ich Ihnen einen bedeutenden Hunger zuschreibe.“

Ich nickte: „O, was das anbetrifft ... ich habe mich gut vorgesehen ...“

Damit griff ich in die weiten Taschen meines englischledernen Salonanzuges — und zog die Hände leer zurück.

„Vergessen ...“ und ich verfügte über einen Appetit, daß ich die Schmalzkuchen meiner seligen Tante mit lächelnder Miene hätte verzehren können.

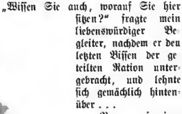
„Nun trösten Sie sich — wir Bergleute pflegen uns in solchen Fällen brüderlich auszuhelfen ...“

Ich durfte das freundlich gereichte Butterbrot nicht zurückweisen, schon in Rücksicht auf meine körperliche Wohlfahrt ...

„Aber meine Hände? ...“ Ich bemerkte mit Grauen, daß sie schwarz waren, wie die eines Kaminfegers.

„O, das macht bei uns nichts aus — es ist der sauberste Schmutz, den Sie sich denken können ...“

Ich griff dann ohne weiteres Zögern zu, da eine Möglichkeit der Reinigung doch nicht vorhanden war, und ich darf mit gutem Gewissen behaupten, daß mir selten ein Frühstück besser gemundet hat, als dieses hier inmitten der Erde, nach meinem strapaziösen Gange und unter den erschwerendsten Umständen.



„Wissen Sie auch, worauf Sie hier sitzen?“ fragte mein liebenswürdiger Begleiter, nachdem er den letzten Bissen der geteilten Ration untergebracht, und lehnte sich gemächlich hintenüber ...

„Nun, auf einer Kiste ...“

„Ich meine, was sich darin befindet ...“

„Nein, wie sollte ich es wissen ...“

„O, der Inhalt würde genügen, um ein Dutzend Häuser dem Erdboden gleich zu machen; Sie sitzen nämlich auf den fünfundvierzig Dynamitpatronen, die der Arbeiter hier in diesem Kasten aufbewahrt.“

Es wurde mir schwer, meine Gleichmütigkeit bei diesen Worten zu behaupten, denn den Laien pflegt schon bei dem bloßen Gedanken an Dynamit



„Vor Ort.“

und ähnliche Produkte ein leichtes Gruseln zu überfallen. Und ich befand mich auf einem solchen Vulkan ... Aber schließlich war ja auch keine Gefahr dabei und nachdem der erste Moment der Überraschung vorüber, blieb ich ruhig auf meinem Platze sitzen: diese Gewalten waren sicher gefesselt und es war am wenigsten zu fürchten, daß sie jemand befreien würde, solange wir auf ihnen saßen. Außerdem hatte ich ja diese fingerlangen Hülsen mit ihrem rötlichen, plastischen Inhalte schon früher kennen gelernt und wußte, daß sie nur unter einem harten Schlage ihre Kraft zur Entfaltung bringen. Man kann diese wunderbare Masse ruhig in der Hand mit einem Streichholz zur Entzündung bringen — ein leises Zischen ist ihre ganze Wirkung ...



Vor der Dynamitkammer.

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, als mein Führer sich erhob, um weiter den Pflichten seines Berufes nachzugehen. Er bat mich, kurze Zeit auf ihn zu warten.

„Mein Weg führt mich sogleich wieder hier vorbei und es würde Sie unnötig ermüden ... zumal ich Ihnen auch an diesem Punkte nichts Neues zu zeigen vermag."

So blieb ich denn auf der Dynamitkiste sitzen und sah meinen Begleiter davoneilen und in einer entfernten Strecke verschwinden; lange noch hallten seine schweren Tritte nach, als das Licht schon in der schwärzesten Finsternis untergegangen war ...

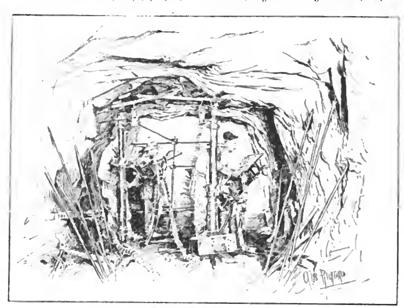
Ich befand mich allein; mein Grubenlicht warf seinen steten Schimmer ringsum auf die Balken vor mir und über mir, auf die feuchten Schienen zu meinen Füßen und den dichten Kohlenstaub, der über sie und die Schwellen gebreitet lag; auf das braune Wettertuch zur Seite ... Sonderbare Gedanken überfielen mich, und durch meine Seele zog es wie von neuen, ungekannten Empfindungen ...

Totenstille ringsum ...

Da raschelt es leise an meiner Seite, es trifft mich so wunderbar: sollten dort schon die Erdgeister nahen, von denen in Märchen berichtet wird ... oder was kann es sein? Ich halte die Lampe höher, sehe aber nichts ... Doch da raschelt es wieder und zugleich hier und dort, an zwanzig verschiedenen Stellen und jetzt bemerke ich, wie etwas am Boden dahineilt — aber es hat keine erdgeisterliche Gestalt, es ist ein kleines Tierchen, schwarz, mit struppigem Fell und spitzem Kopf: eine Maus. Von allen Seiten nahen die kleinen Nager und rascheln in dem Papier, das über dem Boden ausgestreut liegt — sie suchen nach den Krümchen, welche die Arbeiter beim Frühstücken zu Boden fallen ließen, und fristen davon ein kärgliches Dasein. Aber es muß ihnen doch genügen, wie könnten sie sich sonst in dieser Weise vermehren? denn sicherlich wimmelt es ebenso wie hier an allen anderen Stellen des Bergwerks von diesen Tierchen.

Während ich dem munteren Treiben der kleinen Freunde zuschaue, naht der Steiger von einer anderen Seite, als er mich verließ, wieder meinem Platze und die spielenden Mäuse stieben beim Klange der stampfenden Schritte in ihre Löcher zurück. Wir aber setzen unsern Weg gemeinsam wieder fort: bald durch hohe, geräumige,

hallenartige Gangfluchten, bald gebückt und gestützt auf unsern Stab durch niedere Höhlen und kriechend durch Schluchten und über Hänge hinweg. Ein Ort zumal ist mir in der Erinnerung geblieben durch das zauberschöne Gemurmel der hier an den Wänden herabrieselnden Gewässer. Es war wie Bachesfließen im Wiesenthal, und wenn ich die Augen schloß, glaubte ich gleichsam den Duft von Frühlingsblumen einzuatmen... Oft glitzert es im Schein der Grubenlampe vor uns auf wie von blinkendem Golde — aber wenn wir näher zusehen, ist es



Bohrmaschine in Betrieb.

Schwefelkies, der seine Krystalle in Kalkspath und Kohle ausgeblüht hat.

Schön ist es hier unten im Lande der schwarzen Diamanten, zauberhaft schön; eine gewaltige, zu Herzen gehende Majestät wohnt hier in der ewigen Nacht und jeder, der nur einmal in ihr gewandelt, wird in stillen Stunden der Erinnerung seine Brust andachtsvoll sich heben fühlen . . . Aber verkennen wir nicht den Kontrast zwischen demjenigen, der herabgekommen ist, um zu schauen, und dem, der täglich in die Finsternis niederfährt, um in hartem Schweiße des Brotes teilhaftig zu werden, das Weib und Kind ernähren soll! Für ihn ist von all dieser Erhabenheit, von all diesem Zauber nichts da; in seine lumpenhafte Kleidung gehüllt, fährt der Bergmann zur Tiefe, in Hast eilt er seinem Arbeitsplatze entgegen, durch Gänge und Höhlen, die auf jeden Fußes Breite mit dem Erinnerungskreuz an einen verunglückten Genossen bezeichnet werden könnten. Unendliche Stunden sitzt oder liegt er an seinem Orte, bald tief im Wasser, bald in einer Luft, die das Atmen zur Qual macht, die angefüllt ist mit den Ausdünstungen des eignen Körpers, mit dem beizenden Rauch des Dynamits und dem erstickenden Qualm des Pulvers, mit Kohlenstaub und den verderblichen Gasen der Unterwelt. Unendliche Stunden liegt er dort, immer in der Gefahr, erschlagen zu werden von stürzendem Gestein, von den furchtbaren sogenannten Kesseln, die sich plötzlich aus der Decke lösen und durch ihr Gewicht alles unter sich zerschmettern . . .

Und dennoch sah ich auf meinem Wege kaum ein mißmutiges Gesicht; ich sah hier mehr Ruhe und Zufriedenheit, als in den eleganten Salons, in denen sich die Faulheit auf ihren Polstern streckt.



Löwe schlägt einen Kaffernbüffel. Nach der Gouachezeichnung von W. Kuhnert.

Der Bergmann ist stolz auf seinen Beruf!

Und wie kein anderer Arbeiter darf er es sein; denn nirgendwo bedarf es höheren Mutes, größerer Ausdauer und vor allem klügeren Wagens und Wägens als hier. Jeder dieser rußgeschwärzten Männer ist sich bewußt, Leben und Tod von hundert seiner Brüder in seiner Hand zu haben, und er weiß danach zu handeln . . .

Als ich nach vollbrachter Schicht mit dem Steiger wieder hinausfuhr an die kühlere Oberfläche der Erde, sprachen wir über das Los des Bergmannes.

„Sie haben recht,“ sagte jener, „wenn Sie den Beruf des Bergmannes als den schwierigsten bezeichnen und zugleich als denjenigen, der die größte Selbständigkeit und umfassendes Wissen erfordert. Aber wir wollen auch, daß man dies anerkennt, daß man nicht über diese Leute die Nase rümpft, wenn sie ihre Rechte begehren, wenn sie nicht als stumpfe Arbeitstiere, als bloße Handlanger betrachtet werden wollen. Sie sind es nicht, das haben Sie gesehen, und wir alle werden Ihnen dankbar sein, wenn Sie davon Zeugnis ablegen . . .“

— — — — — — — — — — — —

Mit welchem Behagen atmete ich wieder die kühle Nachtluft ein, als wir unserm schmutzigen Verließ nach beendeter Fahrt entstiegen, mit welchem Behagen barg ich die ermüdeten, staubbedeckten Glieder in der wohligen Wärme des Bades, schlüpfte ich in meine eigenen, warmen Kleider, nachdem ich so viel Stunden lang das schmutzige Kleid der Arbeit getragen hatte . . .

Dann trennte sich mein Weg von dem meines freundlichen Führers: ein Händedruck, ein Glückauf und allein schritt ich in die klare, frische Nacht hinaus, meiner Wohnung entgegen. Doppelt schön erschien mir der gestirnte Himmel jetzt, doppelt freundlich lachte mich der blendende Schnee an, der während meiner Fahrt in den Tiefen der Erde gefallen war: Es freue sich, wer da atmet im rosigen Sonnenlicht, über dessen Haupt der Mond glänzt oder die Sterne ihre ewigen Bahnen ziehen . . .

Glück auf!



Der Page.

(Nach dem Dänischen des J. P. Jacobsen.)

Von

Frida Schanz.

Von des Turmes Zinnenrand
Sah der Page nieder,
Starrte finster übers Land,
Sann auf Liebeslieder,

Fing von Stern und Rosenwang'
Stolpernd an zu stammeln,
Suchte mühsam Klang zu Klang,
Reim zu Reim zu sammeln,

Klirrte mit dem Speer im Zorn,
Hob in hellem Rasen
An den Mund sein blankes Horn
Und begann zu blasen.

Und zu Lust und Ohrenschmaus
Für Gesell und Ferge
Blies er seine Liebe aus
Über alle Berge — — —

Vom Aal.

Von

Professor W. Marshall-Leipzig.

Kein Fisch ist mit einem solchen Nimbus des Geheimnisvollen umgeben, wie der Aal, und die Laien freuen sich um so mehr über ihn, je mehr seine Naturgeschichte den Forschern Kopfschmerzen macht. Wie oft habe ich mir vor zwanzig und etlichen Jahren sagen lassen müssen: „Ja, ihr Naturforscher, ihr wißt nicht einmal, wie der Aal sich fortpflanzt! aber über die Entstehung der Tierwelt, da sprecht ihr, als ob ihr dabei gewesen wäret." — Die Lebensgeschichte des Aales war auch ein Punkt, auf den mein seliger Vater gern zu reden kam, wenn er meinem naturwissenschaftlichen, jugendlichen Gedankenflug einen kleinen Dämpfer aufzusetzen für nötig hielt. Gott sei Dank, daß wir in dieser Beziehung aus dem Schlimmsten heraus sind und uns nicht ein jeder mit der indiskreten Frage über die Vermehrung der Aale zum beschämten Schweigen bringen kann.

Wie ein Aal ungefähr aussieht, ist bekannt, und wer es noch nicht weiß, gehe in die erste, beste Delikateßhandlung und kaufe sich einen Spickaal, den er, nachdem er sich an ihm belehrt hat, auch noch aufessen kann. Er wird vorher sehen, daß der Aal einen langgestreckten, schlangenartigen Körper hat, daß ihm die Bauchflossen fehlen und daß seine Rücken-, Schwanz- und Afterflosse einen ununterbrochenen Saum um das hintere Körperende bilden. Die beim lebenden Aal sehr schleimige Haut scheint nackt zu sein, ist es aber in Wahrheit nicht, sie enthält vielmehr zahlreiche kleine, rudimentäre Schüppchen, die tief in ihr eingebettet liegen. Der Kopf ist auffallend klein für die Länge des Tieres, und die äußeren Kiemenöffnungen sind sehr eng. Die natürliche Farbe des Fisches kann man am Spickaal nicht erkennen, auch am „Aal blau" nicht, so appetitlich er uns auch in diesen Zuständen erscheint. Der lebende Aal ist in der Regel oben bläulichschwarz, bisweilen dunkelolivengrün, an den Seiten heller und am Bauche weiß. Es gibt auch Blondins unter ihnen, sehr selten aber Albinos. Die Durchschnittslänge unserer Süßwasseraale ist 60—80 cm, sie können aber auch bis 1,5 m lang und bis 18 kg schwer werden; allerdings sind solche Riesen, ich sollte, aus später zu entwickelnden Gründen, besser sagen „Riesinnen," sehr selten, und ich kann nicht einmal hinzufügen „leider," denn die größten Aale sind noch lange nicht die besten, so wenig wie die dicksten Spargel die wohlschmeckendsten.

Ich bemerkte eben, ich hätte von großen Exemplaren des Flußaals sprechend lieber sagen sollen „Riesinnen" statt Riesen, und dazu war ich befugt. In unsern süßen Gewässern ist die Gattung Aal bloß durch die weiblichen Wesen vertreten, die Männchen bewohnen das Meer, allenfalls noch die brackischen Mündungen der Ströme und größeren Flüsse. Sie werden nie so groß wie die Weibchen, sondern höchstens 48 cm lang, sind meist auch etwas heller und großäugiger.

Die weiblichen Individuen überkommt gegen die Fortpflanzungszeit der Trieb, hinab in das Meer zu wandern. Diese Wanderung fällt in den April und Mai und dauert bis gegen den Herbst, und je weiter die betreffenden Tiere stromaufwärts hausen und je länger der Lauf der von ihnen bewohnten Flüsse ist, desto eher fangen sie an zu wandern. Nicht alle Weibchen sind in der Lage, zur gegebenen Zeit das Meer aufsuchen zu können, manche haben sich seinerzeit sozusagen „verschwommen," das heißt, sie sind in Gewässer geraten, in die sie als kleine, junge Fischchen bequem eintreten konnten, die sie aber ausgewachsen nicht mehr zu verlassen imstande sind. Der Flußaal wächst rasch: ein Individuum, das im Mai 10 cm lang war, mißt im Oktober desselben Jahres 25 und im Herbst des nächsten 50—60 cm. Solche „verschwommene" Weibchen sind es, die die bedeutendsten Größen erreichen, steril zu werden scheinen und als alte Jungfern sterben müssen.

Im Dezember sind alle Aale, die es durchsetzen können, aus unsern Gewässern

in das Meer entschwunden. Am liebsten wandern sie in dunkeln, schwülen Nächten, bei trübem, stürmischem Wetter und bei drohendem Gewitter, so daß sich die Brautfahrt der weiblichen Aale unheimlich-romantisch gestaltet.

An und in den Mündungen der Flüsse und Ströme ins Meer erwarten die Aalmännchen die Weibchen, und das Laichen nimmt seinen Anfang. Jedenfalls ist die Befruchtung der Eier, die sehr klein, aber zahlreich sind, eine äußerliche wie bei den meisten anderen Knochenfischen. Nach dem Laichen sterben die alten Weibchen, sie kehren wenigstens nicht wieder in das süße Wasser zurück, und ein bekannter Aalforscher, Jacoby, teilt mit, man habe zeitweise das Meer vor den Flußmündungen mit toten weiblichen Aalen, deren Eierstöcke leer waren, also sogenannten ausgelaichten, bedeckt gefunden. Die weiblichen Aale sind, „vom Stamm der Asra, die da sterben, wenn sie lieben," und das macht ihre romantische Lebensgeschichte noch romantischer.

Die Männchen hat man lange nicht gekannt, und August Rauber war wohl der erste, der die Vermutung aussprach, sie möchten im Meere bleiben, wo sie 1873 in der That auch von Syrski entdeckt wurden, aber erst am 20. Juni 1880 gelang es dem bekannten Parlamentarier Hermes, der nebenher auch Zoologe ist, die Spermatozoen, zunächst allerdings beim männlichen Seeaal (Conger) aufzufinden. Dadurch ist das alte, große Rätsel von der Fortpflanzung der Aale wenigstens einigermaßen gelöst.

Was hat man nicht alles über die Entstehung dieser Fische zusammengefabelt! Schon 1689 sagte ein gewisser Paullini, der eine sehr wunderliche lateinische Monographie über den Aal unter dem Titel „Coenarum Helena seu Anguilla" — der Tafel Perle oder der Aal — geschrieben hat, die Frage, wie der Aal sich fortpflanze, sei eine unbeantwortete, doch würde keiner von seinesgleichen hervorgebracht, sondern entstünde aus Sumpf, Schlamm und Algen.

Daß die Aale aus Schlamm entstünden, war seit dem Altertum ein allgemeiner Glaube, denn das Volk verfährt genau so wie die gelehrte Welt: wo Thatsachen nicht reden, Ursachen nicht entdeckt sind, — flugs ein Hypotheschen bei der Hand, und klingt es nicht, so klappt es doch! — Der phantastische ältere Helmont meint, die Aale wüchsen aus Tau und Honig, die nun beide allerdings nicht so leicht zusammenkommen werden. Nach Quistorp nimmt man auf Sardinien bei dem Aale eine Art Generationswechsel, wie wir Naturforscher es nennen, an: große Schwimmkäfer sollen Aale und diese wieder Schwimmkäfer erzeugen. Ein gewisser Tackius, ein gelehrter Hexenmeister des XVII. Jahrhunderts gibt allen Ernstes ein Rezept zur Aalmachung: „Nimm zu beliebiger Zeit zwei bis drei Aale, koche sie zu Mus, wirf sie in einen pflanzenreichen Teich, und innerhalb acht Tagen wird eine unzählige Menge von Aalen darin sein."

Am Main, Mittelrhein und Neckar glauben nach von Siebold die Fischer vielfach gleichfalls an eine Art von Generationswechsel hinsichtlich der Vermehrung der Aale. Nach ihnen soll der „blaue Kresel," ein Fisch, der sonst unter dem Namen „Flußgrundel" (Gobio fluviatilis) in Deutschland bekannt ist, den Aal erzeugen. Wahrscheinlich sind die Leute zu der sonderbaren Annahme durch die Gegenwart eines Eingeweidewurms (Agamonema ovatum), der sich im Frühling in der Leibeshöhle jenes Fisches häufig findet, verleitet worden.

Die Eingeweidewürmer spielen überhaupt in der Mythologie der Aalfortpflanzung eine große Rolle. Sehr oft, denn Fachleute wie Laien waren mit vereinten Kräften auf der Suche, hat man Fadenwürmer (Ascaris labiata), die bisweilen im Darm der Aale sehr zahlreich sind, für Aalbrut gehalten, was sogar einmal einem namhaften holländischen Zoologen widerfahren ist. Im Jahre 1874 veröffentlichte ein Laie, ein gewisser Eberhard, in der „Gartenlaube" einen Artikel, in dem er der erstaunten Welt allen Ernstes verkündete, er sei auf den wahren Trichter wegen der Aalfrage gekommen: der Aal sei lebendiggebärend, er habe Embryonen in großer Zahl aus einem herausgeschnitten und bilde zur Bekräftigung auch gleich einen nebenstehend ab. Allerdings stellte das Bild einen Fischembryo dar, aber nicht vom Aal, sondern von der „Aalmutter" (Zoarces vivipara), von der man seit Olims Zeiten weiß, daß sie lebend gebärend ist!

Über die erste Lebenszeit der jungen Aale wissen wir nicht Sicheres. Man hat wohl angegeben, die alten Weibchen und Männchen grüben sich in den Schlamm an den Küsten ein, bis sie auf den darunter befindlichen Sandboden, der von einer Art Grundwasser überspült würde, kämen, hier ginge das Laichgeschäft vor sich. „Ich glaube," sagt ein sehr erfahrener Fischermeister, namens Decker, „daß die jungen Aale allenthalben, an Brücken, Schleusen, Pfählen und durch Quellen aus dem Schlick hervorkommen, wenn es warm wird, wo sie sich nur immer hindurchwinden können, nachdem sie zwischen Schlick und Sand geboren, und dann ihre Wanderung, welche sie im Grundwasser begonnen, längst dem Ufer fortsetzen, bis sie einen Fleck finden, wo sie bis zur Oberfläche kommen können, denn stromlängs wandernd gelangen sie auch in die Flüsse."

Ich muß gestehen, diese Hypothese gefällt mir recht gut, und sie läßt sich auch ziemlich wohl mit verschiedenen, unbestimmten Angaben von weniger berufenen Seiten in Übereinstimmung bringen. —

Seit langer Zeit ist nun der Aufstieg der jungen Aale in den Flüssen, von den Franzosen la montée genannt, beobachtet worden, und es ist eigentlich wunderbar, daß man angesichts dieser Thatsache erst so spät auf die Vermutung gekommen ist, die Fortpflanzung der Aale ginge im Meere vor sich. Schon der große italienische Naturforscher Francesco Redi berichtet, daß 1667 bei Pisa im Arno innerhalb fünf Stunden drei Millionen Pfund solcher Aalbrut gefangen worden sei. Das finde ich, aufrichtig gesagt, denn doch etwas reichlich viel, denn die jungen Aale sind nur ein paar Zoll lang, nicht dicker als ein sehr dünner Bindfaden, — Spallanzani sagt gar als ein Haar, aber dicker sind sie denn doch, — also werden ihrer auf das Pfund schon Tausende gehen, drei Millionen Pfund = 1,5 Million Kilogramm, ist aber schon ein tüchtiger Block lebenden Fleisches!

Die Aalbrut war es auch, an der Leeuwenhoek den Blutübertritt durch die Haargefäße entdeckte, durch welche Harveys Entdeckung des großen Kreislaufes erst ihre wahre Bedeutung erhielt.

Wenn die jungen Aale stromaufwärts wandern, so kriechen sie kletternd an senkrechten Flächen mit Leichtigkeit in die Höhe, Wehre und Schützen sind keine Hindernisse für sie, ja, sie überwinden sogar den Rheinfall bei Schaffhausen, der den alten Lachsen eine unübersteigliche Schranke ist. Viele Tausende von ihnen gehen freilich dabei zu Grunde, aber ein geringer Bruchteil der ganzen Schar sieht seine Anstrengungen doch von Erfolg gekrönt und gelangt in den Bodensee und damit in das Gebiet seiner Zuflüsse. Die jungen Aale können über solche Hindernisse aber nur gelangen, wenn diese feucht sind; wurden sie im oberen Teile trocken, so sind die Fischchen gezwungen auf etwaigen Regen oder starken nächtlichen Tau zu warten. Der verstorbene Benecke, seiner Zeit Professor in Königsberg und ein ausgezeichneter Kenner der Fische Ost- und Westpreußens, hat freilich beobachtet, daß junge Aale, die bei Versendung der Brut aus dem Gefäß zu entschlüpfen gewußt hatten, in den Räumen, wo sie aufbewahrt gewesen waren, an den senkrechten Wänden in die Höhe, ja, an der Decke des Zimmers entlang krochen, und es ist kaum zu vermuten, daß diese feucht gewesen sein sollten. Nur kleine Aale können gut klettern, 5—6 Zoll lange schon schlecht, solche von 12—16 Zoll gar nicht mehr.

Der Aufstieg in den Flüssen erfolgt in den Frühlingsmonaten, in Oberitalien vom Februar bis April, in Nordeuropa von Ende April bis in den Juni hinein. Die jungen Tiere suchen sich meist trübe, stürmische Abende zu ihren Wanderungen aus und wandern in der Regel des Nachts. Herr von Stemann in Rendsburg beobachtete Ende März 1882 einen nächtlichen Zug in der Untereider. Am anderen Morgen war die große Schar spurlos verschwunden, als aber zufällig Kies aus dem Mühlstrome genommen wurde, zeigte es sich, daß zwischen ihm fast eine gleiche Masse junger Aale verkrochen war. Nur wenn die Brut in solcher Menge vorhanden ist, daß thatsächlich Aal an Aal schwimmen muß, und eigentlich einer den anderen drängt und schiebt, zeigt sich der Schwarm auch am Tage.

Über den weiteren Aufstieg der jungen Aale liegen verschiedene Berichte vor, von denen der des jetzigen Professors der Zoologie in Göttingen, Ehlers, der interessanteste ist. Die Beobachtungen dieses

Forschers hierüber finden sich in Karl Theodor von Siebolds klassischem Buche über die Naturgeschichte der deutschen Fische als briefliche Mitteilung und lauten: „Es war vor ungefähr zehn Jahren (1853) im Dorf Drennhausen, Amts Wiesen, im (damaligen) Königreich Hannover, als wir eines Morgens, Ende Juni oder Anfang Juli auf den dort unmittelbar an die Elbe stoßenden Deich tretend sahen, daß sich am ganzen Ufer entlang ein dunkler Streifen fortbewegte. Wie für die Bewohner der dortigen Elbmarsch alles, was sich auf und in der Elbe ereignet, von Interesse ist, so zog auch diese Erscheinung sofort die Aufmerksamkeit auf sich, und es ergab sich, daß dieser dunkle Streif von einer unzähligen Menge junger Aale gebildet wurde, die dicht aneinander gedrängt an der Oberfläche des Flusses stromaufwärts zogen und sich dabei stets so nahe und unmittelbar am Ufer hielten, daß sie alle Krümmungen und Ausbuchtungen mitmachten. Die Breite dieses aus Fischen gebildeten Streifens mochte an der Stelle, wo er beobachtet wurde, und wo die Elbe eine bedeutende Tiefe hatte, etwa einen Fuß betragen, wie groß die Mächtigkeit desselben nach unten sei, wurde nicht beobachtet. So dicht gedrängt schwammen hier aber die jungen Aale, daß man mit jedem Zuge, den man mit einem Gefäße durchs Wasser that, eine große Menge dieser Fische erhielt, und diese für die Anwohner der Elbe insoweit lästig wurden, daß sie, solange der Zug der Fische dauerte, kein Wasser aus der Elbe schöpfen konnten, das nicht von den kleinen Fischchen gefüllt war. — Dieser wunderbare Zug der Fische dauerte ununterbrochen in gleicher Stärke den ganzen Tag hindurch, an dem er zuerst beobachtet wurde, und setzte sich auch noch am folgenden fort. Am Morgen des dritten Tages war aber nirgends mehr einer der jungen Aale zu sehen." —

Es mag in Anschluß hieran noch ein mit dem Aufstieg der jungen Aale im Zusammenhange stehender Bericht von dem vorher erwähnten Benecke folgen, der so fabelhaft klingt, daß ich nicht gewagt haben würde ihn mitzuteilen, wäre er einerseits nicht zu interessant, andererseits durch völlig einwandsfreie Persönlichkeiten verbürgt. „Von einer auffälligen Beobachtung, die mit der Wanderung der jungen Aalbrut zusammenhängt, erhielt ich," erzählt Benecke, „im vorigen Jahre bei einer Bereisung der Gewässer des Kreises Konitz (Regierungsbezirk Marienwerder) Kunde. In der Brahe wurde 1846—47 bei Mühlhof oberhalb Rittel ein hohes Wehr erbaut, um durch Stauung des Flusses einen großen Wiesenkomplex zu bewässern. Unterhalb des Wehres ist eine geneigte Ebene von Bohlen angelegt, die etwa hundert Schritt lang ist und verhüten soll, daß das beim Ziehen der Schleuse gewaltsam herabstürzende Wasser den Grund und die Ufer nicht abspült. Dieser Bretterboden bestand aus zwei Lagen, einer unteren von zweizölligen und einer oberen von dreizölligen Bohlen. Die beträchtliche Höhe des Mühlhofer Wehres (13 Meter) hat der aufsteigenden Aalbrut den Eintritt in den Oberlauf der Brahe und die damit zusammenhängenden Seen vollkommen abgeschnitten und die Zahl der oberhalb des Wehres gefangenen Aale, die früher sehr beträchtlich war, hat sich allmählich fast auf Null reduziert. Im Jahre 1847 war der Bau des Wehres und der geneigten Ebene vollendet worden, 1852 hob sich der obere Boden der Ebene an verschiedenen Stellen in sehr unregelmäßiger Weise, so daß er behufs einer ausgedehnten Reparatur aufgerissen werden mußte. Damit wurde zugleich die Ursache der Hebung entdeckt: Tausende von fingerdicken Aalen, infolge des Lichtmangels von äußerst bleicher Färbung und großenteils mehr oder weniger plattgedrückt, hatten hier genügende Nahrung gefunden und waren herangewachsen, bis die Zunahme ihres Volumens die Decke gesprengt hatte. Diese mir von einem alten Schleusenarbeiter mitgeteilte Thatsache wird mir von Herrn Geh. Reg.-Rat Schmidt in Marienwerder, welcher damals die Bauarbeiten an der Mühlenhofer Schleuse ausführen ließ, in vollem Umfange bestätigt."

Daß Pflanzenwurzeln in ihrem Weiterwachstum die festesten Felsen zu sprengen und die schwersten Blöcke zu heben vermögen, ist eine bekannte Geschichte, aber diese ist viel wunderbarer. Allerdings beweisen zahlreiche Fälle die Zählebigkeit der Aale und ihre Ausdauer unter mißlichen Umständen. Nur ein solcher Fall sei mitgeteilt: Als im Jahre 1886 das Mauerwerk eines der South-Kensington-Aquarien

abgebrochen wurde, fanden einige Arbeiter zehn lebende Aale in einer völlig trockenen Höhlung des Gemäuers. Aus dem Behälter war achtzehn Tage vorher, als das betreffende Aquarium zum Abbruch bestimmt wurde, das Wasser abgelassen worden, so daß also die Fische während dieser ganzen Zeit außerhalb ihres Elements hatten zubringen müssen. Als man sie in Wasser setzte, erwiesen sie sich als durchaus munter und lebensfähig.

Seit Alters geht nun bekanntlich das Gerede im Volke, der Aal verlasse gelegentlich nachts das Wasser und begäbe sich an das Land, mit Vorliebe auf Erbsenäcker, um entweder Erbsen oder Schnecken zu fressen. Schon der alte, in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts lebende Rheinfischer Baldner, von dem von Siebold zwei hinterlassene Manuskripte einsehen konnte, wendet sich gegen diese Meinung mit den Worten: „Fressen Fische, kommen nicht aufs Land und fressen Erbsen, sondern bleiben im Wasser und sind Nachttiere."

Dagegen sagt der Verfasser eines „Versuchs einer wirtschaftlichen Naturgeschichte des Königsreichs Ost- und Westpreußens" (1782), Friedrich Samuel Bock von den Landwanderungen der Aale: „Diese Auswanderung gibt den Aufschluß von der rätselhaften Wahrheit, daß in Preußen und Pommern auf trockenem Lande und mit dem Ackerpflug Fische gefangen werden. Es machen nämlich die Bauern, wenn in warmen (!) Nächten die Aale nach den Erbsen ziehen, gegen den Morgen, wenn es noch nicht völlig Tag ist, nach dem Wasser hin einige Furchen mit der Pflugschar und sind diese das Netz, in welchem sie (die Aale) gefangen werden. Denn ob der Aal gleich auf der Erde fortschlüpft, so ist ihm doch der Rückzug durch die aufgeworfenen Erdschollen verwehret. Die Landleute sehen es als ein Zeichen des nahen Ungewitters an, wenn er aus dem Wasser aufs Trockene geht."

Der weiter oben erwähnte Paullini erzählt, einer seiner Onkel habe in seinem Garten einen Fischteich gehabt, der mit Aalen gut besetzt gewesen sei, da der alte Herr diese leidenschaftlich gern gegessen habe. Nun seien aber früh und abends die Nachbarsjungen über sein Obst in dem Garten gegangen; das habe ihn verdrossen, und da sei er auf den Gedanken verfallen, seine Aale, besonders die großen, derart „abzurichten," daß sie am Morgen und bei einbrechender Nacht das Wasser verlassen hätten und in dem Garten spazieren gekrochen wären, zum heilsamen Entsetzen der diebischen Jungen, die sie für Schlangen gehalten hätten.

Die meisten Naturforscher verwerfen die Ansicht, daß Aale auf das Land wandern könnten, durchaus, ohne eigentlich andere stichhaltige Gründe dagegen ausführen zu können als den schönen, sie hätten's noch nicht gesehen, also glaubten sie's auch nicht. Ich muß gestehen, ich habe es zwar noch nicht mit eigenen Augen beobachtet, aber ich bin von vornherein nicht so gar abgeneigt, die Sache zu glauben, selbstverständlich glaube ich nicht an jenes Geschwätz, die Aale kröchen der Erbsen und Schnecken halber auf die Felder.

Meine Gründe dafür, daß ich einmal in diesem einen Punkte ungewöhnlich wenig skeptisch bin, sind folgende: erstens sind die Kieme der Aale, namentlich wegen der engen äußeren Öffnungen so beschaffen, daß die Luft nur schwer Zutritt zu ihnen hat, das in den Kiemenhöhlen befindliche Wasser also nicht so leicht verdunsten kann, zweitens können sich die Aale vortrefflich schnell und gewandt durch das Gras fortbewegen, wovon sich jeder durch den Augenschein, wenn er einen lebenden Aal auf einer Wiese losläßt, ohne weitere Mühe überzeugen kann, drittens hörten wir, daß im South-Kensington-Aquarium zehn Aale achtzehn Tage außerhalb des Wassers zugebracht hatten. Interessant ist auch die Thatsache, daß die Landleute vielfach behaupten, die Wanderungen der Aale fänden in gewitterschwülen Nächten statt.

Nach meiner Meinung gehen die Aalweibchen allerdings gelegentlich auf das Land, wenn der Fortpflanzungs- und Wandertrieb sich übermächtig in ihnen reget, und sie sonst, als „verschwommene" Individuen, wie wir sie eingangs nannten, keine Gelegenheit haben, ihr heimisches Wasser verlassen zu können. Sie suchen dann benachbarte Gewässer auf, aus denen sie nach und nach in das Meer zu kommen hoffen dürfen. Es ist eben deshalb auch bezeichnend, daß sie ihre Landwanderungen nachts

bei drohendem Unwetter auftreten sollen, wie es für ihre Wasserwanderungen bewiesen ist.

Vieles an der Naturgeschichte des Aales ist seltsam, so auch seine geographische Verbreitung in Europa. Hier findet er sich in allen Flüssen mit Ausnahme derer, die sich in das Schwarze und Kaspische Meer ergießen, so daß er, wie der Stichling, im ganzen Flußgebiet der Donau fehlt. Auch im Genfer See und seinen Zuflüssen soll er nach Sir Humphry Davy nicht gefunden werden oder nach Jurine wenigstens ganz außerordentlich selten sein, was beide mit der Anwesenheit des Rhonefalls unterhalb Genfs in Verbindung bringen, den die Aalbrut, wie Jurine sagt, nur bei ganz günstigem Wasserstande zu überwinden vermöchte. Übrigens ist der Aalmangel im Genfersee schon längst aufgefallen, und Freund Paullini gibt als Ursache an, ein gewisser Bischof Wilhelm von Lausanne habe abs anguillis laesus „durch die Aale geschädigt," — wahrscheinlich hatte sich der geistliche Herr den Magen mit ihrem fetten Fleische überladen — die gefährlichen Fische aus seinem Gebiete verbannt, damit sie ihn nicht wieder in Versuchung führten. Die Aale hätten sich auch reuemütigst entfernt und seien nicht wiedergekommen. Das war nun zwar von den Tieren recht wacker, aber es ist doch hart, daß die Anwohner unter der Indigestion des Herrn Bischofs leiden und als ganz Unbeteiligte des Genusses des frischen Aals entbehren sollen.

Am Tag verstecken sich die Aale in den Schlamm, so daß nur ihr Kopf und vorderer Leibesteil hervorschaut, bei der geringsten Störung wühlen sie sich rasch weiter ein und sind im Nu verschwunden. Den strengen Teil des Winters verhalten sie sich ganz im Schlamm ruhend und scheinen eine Art Winterschlaf zu halten.

Dem wohlschmeckenden Fisch wird auf mancherlei Art nachgestellt: man fängt ihn mit verschiedenen Netzen, in Reusen und an der Nachtangel, auch sticht man ihn in den Winterquartieren mit Fischspeeren.

Zwar ist der Aal im nördlichen Europa keine Seltenheit, und die Preise, die man wenigstens in Mitteldeutschland für ihn zahlen muß, stehen in gar keinem Verhältnisse zu seiner Häufigkeit, aber so häufig wie früher scheint auch er, wie alle Flußfische, nicht mehr zu sein. Der Holländer Houttuyn vermeldet im Jahre 1747, daß bei Workum, einem kleinen Neste in Friesland, der Fisch so massenhaft vorkäme, daß man seinetwegen zwei bis drei Transportfahrzeuge zur Ausfahrt nach London unterhielt, die gelegentlich hunderttausend Pfund auf einmal hinüber brachten.



Die sterben beide an einem Tag.

(Abdruck verboten.)



War doch heut ein zuwidrer Tag —
Ob er was Gutes noch bringen mag?

Ging ich zum „Goldenen Elefanten,“
Möglich, ich traf dort einen Bekannten,
Zum Tagesschluß noch Galle und Nieren
Mal zu entlasten durch Politisieren,
Schritt dann ab vor der Eingangshalle
Spähend die räuch'rigen Kneipstuben alle,
Aber vor ihren Hüten und Röcken
Saßen nur fremde Philister und Gecken.
Kam so bis an die letzte Thür,
Da war's leer — so blieb ich hier,
Wo kein unbewanderter Mann
Hin so leichtlich finden kann,
Steckte ins Glas nun meine Nasen
Und begann dann, Trübsal zu blasen.

Plötzlich knarrt die Angel: fürwahr,
Was da kam, war ein eignes Paar:
Ein uralt Männlein führte herein
Am Arm ein steinalt Mütterlein,
Grüßte mich höflich, mit zittriger Hand
Hing's ihren Mantel dann an die Wand,
Rückt' einen Stuhl ihr altmodisch galant
Dort an des letzten Tischchens Rand,
Putzte die Brille, setzte sich, blickte
Prüfend ringsum, lächelte, nickte.
Kam der Kellner. „Zwei Spaten?“ „Nein!“
Schmunzelt' der Alte, „was gibt's für *Wein*?“
Und bestellt' ein Fläschlein gut
Vom alleredelsten Traubenblut,
Nun ward ich den beiden Luft:
Kennerisch sog das Männlein den Duft,
Stieß mit der Alten den Römer an,
Streichelte zärtlich ihr Händchen dann,
Ihr dünnes, und blickte ihr immer dicht
Ins freundliche kleine Hutzelgesicht.
Dann schwiegen sie lange, bis endlich sah
Zur Uhr der Alte, da sprach er: „Ja, ja,
Daß wir uns hier gefunden, war
Nun also ganz genau siebzig Jahr!“
Und jetzt erhob sich plötzlich *sie*,
Und feierlich langsam und nicht ohne Müh'
Humpelte sie um des Tischleins Rund
Und küßte den Greisen grad auf den Mund,
Lange und fest grad auf den Mund,
Und Aug' in Auge blieben sie stehn —
Ganz wunderlich war das anzusehn,
Ganz wunderlich — plötzlich im Sinn mir's lag:

Die sterben beide an *einem* Tag!

Nun schlug die Uhr, durchs Zimmer sacht
Schwebten die Geister der Mitternacht.

F. Avenarius.



Irländerin. Nach einer Studienzeichnung von Francis Day.



Neues vom Büchertisch.

Von
Paul von Szczepański.

Ich hatte versprochen, auf Karl Heinemanns „Goethe“ (2 Bde., Leipzig, Verlag von E. A. Seemann) nach Ausgabe des zweiten Bandes zurückzukommen. Der letztere ist zeitig genug erschienen, um das Werk für den Weihnachtstisch des vergangenen Jahres komplet zu machen, leider aber nicht zeitig genug, um noch vor Weihnachten in diesen Heften besprochen zu werden. Den Wunsch sprechen merkwürdigerweise viele der Herren Verleger aus, trotzdem sie wissen könnten, daß das Dezemberheft der Monatshefte bereits Ende November zur Ausgabe gelangt und einige Wochen zu seiner Herstellung braucht, daß also auf Bücher, die erst im Dezember auf den Markt geworfen werden, darin keine Rücksicht mehr genommen werden kann. Wenn ich in diesem und in anderen Fällen wieder das Odium auf mich habe laden müssen, ein unliebenswürdiger und ungefälliger Mensch zu sein, so muß ich mich damit trösten, daß auch die Gefälligkeit in Person das Unmögliche nicht möglich machen kann. Ich würde über Heinemanns „Goethe“ sehr viel Anerkennendes zu sagen haben, wenn ich davon überzeugt wäre, daß meinem Urteil ein besonderer Wert beizumessen wäre. Aber da ich weiß, daß die Leser der Monatshefte sich ihre Lektüre nicht von mir vorschreiben lassen, kann ich's bei einem allgemeinen Kompliment für die abgerundete und geistvolle Darstellung und für die bis auf die letzte etwas flüchtig geratene Korrektur sehr splendide Ausstattung des Buches bewenden lassen. Um so eingehender kann ich infolge dieses Prinzips bei den Punkten der Darstellung verweilen, wo ich die Auffassung Heinemanns nicht zu teilen vermag. Diese Punkte sind die ersten Beziehungen Goethes zu Schiller und die ersten Beziehungen Goethes zu seiner späteren Gattin Christiane Vulpius. Daß die schließliche Freundschaft der beiden Dichterheroen auch von seiten Goethes ganz aufrichtig gewesen ist, braucht meiner Meinung nach nicht dadurch bewiesen zu werden, daß man die Schuld an dem ersten kühlen Verhältnis lediglich Schiller zuschiebt. Der Unterschied ihrer Jahre, die Verschiedenartigkeit ihrer Stellung und die Verschiedenheit ihrer Temperamente reichen vollkommen aus, um zu erklären, daß beide einige Zeit brauchten, um zu erkennen, daß das von ihnen erstrebte Ziel dasselbe war. Ich kann daher nicht finden, daß es, wie Heinemann meint, „unschöne“ Worte sind, die Schiller in jener ersten Periode des Mißverstehens an Körner geschrieben hat: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!“ Der Unmut Schillers scheint mir sehr berechtigt und der Ausdruck desselben so ehrlich und temperamentvoll, wie jede Äußerung Schillers. Viel schwerer erklärlich als das anfangs kühle Verhältnis zwischen beiden erscheint es mir, daß die schließliche Freundschaft zwischen Goethe und Schiller bis zum Tode des letzteren vorgehalten hat. Liegt ein Verdienst darin, so ist es sicher ein Verdienst Schillers, wie Heinemann vielleicht auch bemerkt haben würde, wenn er das Verhalten Goethes zu den Hinterbliebenen seines Freundes nicht ganz aus dem Bereich seiner Betrachtungen ließe. Ebensowenig kann ich Heinemanns Urteil über das erste Verhältnis Goethes zu Christiane Vulpius teilen. Daß ich nicht prüde bin, wissen die Leser, und sie werden daher nicht erwarten, mich in moralische Entrüstung darüber geraten zu sehen, daß Goethe zwanzig Jahre lang in illegitimem Verhältnis mit seiner späteren Frau gelebt hat. Das war seine Sache, und wenn ich mich an dem Vermächtnis Goethes an

die Nachwelt erbaue, hat mich der Gedanke an dieses Verhältnis noch niemals gestört, er ist mir nicht mal in den Sinn gekommen. Anders aber ist es, wenn ein moderner Goethebiograph dieses nach zwanzig Jahren legitimierte Verhältnis von seinem Beginn an eine „Gewissensehe" nennt und der Mit- und Nachwelt Goethes, die diese „Gewissensehe" nicht als Ehe schlechtweg hat gelten lassen oder gelten lassen will, den Vorwurf der Engherzigkeit und Heuchelei macht. Ich bin gar nicht engherzig, aber ich muß doch erklären, daß ich mir unter einer „Gewissensehe" gar nichts denken kann, sondern daß das für mich nur ein Wort ist. Und fast möchte ich vermuten, daß auch Karl Heinemann nur in dem einzigen Fall Goethe-Vulpius mit diesem Wort einen Begriff verknüpft. Vom 13. Juni 1788 soll nach Heinemann der Beginn dieser Gewissensehe Goethes datieren. Aber am 10. August 1789 schreibt noch Goethe an Herder: „Ich sehne mich herzlich, mein Haus, meine Freundin (Frau von Stein ist gemeint) und ein gewisses kleines Erotikon wieder zu finden, von dessen Existenz die Frau Dir wird vertraut haben." Wenn es wirklich eine Gewissensehe gibt, so scheint es mir doch nicht wahrscheinlich, daß jemand, der sich bewußt ist, eine solche Ehe eingegangen zu sein, in diesen Ausdrücken von seiner Ehe spricht. Er machte sich dann eines Cynismus schuldig, der das Bild Goethes viel mehr verunglimpft als das Zugeständnis, daß der Jupiter von Weimar seine großen und kleinen menschlichen Schwächen hatte. Wie Goethe selber auch später sein Verhältnis zu Christiane Vulpius aufgefaßt oder sich, auch in menschlicher Schwäche, zurechtgelegt haben mag, — seine Biographen sollten daran festhalten, daß aus diesem Verhältnis eine Ehe überhaupt, also auch eine Gewissensehe, erst an dem Tage wurde, als er sich von seinem Gewissen gedrängt fühlte, dieses Verhältnis legitimieren zu lassen. Von den sittlichen und religiösen Überzeugungen ganz abgesehen, — es laufen so viel Genies in der Welt herum, ich meine, Leute, die sich selbst für Genies halten oder von ihren Freunden für Genies gehalten werden, daß die einzige Ausnahme, die, wie ich annehme, Karl Heinemann zu Gunsten Goethes macht, doch recht gefährlich werden könnte, falls sie allgemein geteilt würde. Wunderlich genug, wie Heinemann zu seiner Auffassung gelangt: „Wer auch sonst von ihm (von Goethe) nichts weiß: daß Goethe lange Zeit in wilder Ehe gelebt hat, das weiß er gewiß, und die zahllosen hämischen Neider weisen immer und immer wieder auf den einen, nicht wegzulöschenden Flecken seines Lebens. Da sie dem Geiste und den Talenten des Dichters nichts anhaben können, so suchen sie seinen Charakter anzutasten und geschickt beginnen sie von hier aus die Stellung Goethes zu seinem Volke zu untergraben. Die Tendenz, aus der jene Verletzung der Sitte erfolgt sein soll, wird nicht bloß in anderen Handlungen seines Lebens, sondern auch in seinen Werken nachzuweisen gesucht. So bleibt denn zwar noch ein großer Dichter übrig, aber nicht ein großer Mensch, da ihm im Leben und Dichten das gefehlt habe, ohne das wahre Größe nicht denkbar ist: der Charakter. Daß ein großer Teil unserer Gebildeten, besonders unsere Frauen, so denken, ist eine Thatsache, die den Freund Goethes und der Wahrheit betrüben muß. So wird, wer es sich zur Aufgabe gemacht hat, des großen Dichters Geist und Charakter seinem Volke näher zu bringen, gerade hierbei ausführlicher verweilen müssen." Ich glaube, die Zeit der Leute, die Goethes Stellung zu seinem Volke untergraben wollen, ist längst vorüber, und die Ansprüche, die Heinemann an den Charakter eines großen Mannes stellt, sind zu hoch gegriffen. Er verwechselt Charakter offenbar mit Vollkommenheit, und statt sich auf den sehr einfachen Standpunkt zurückzuziehen, daß auch Goethe ein Mensch war, oder auf den mir sympathischeren, daß niemand mehr ein Recht hatte, über Goethe zu skandalisieren, nachdem er die Demoiselle Vulpius zur Frau Geheimrat von Goethe gemacht hatte, begibt er sich an eine gänzlich unfruchtbare Mohrenwäsche. Wie man damit glaubt, der Wahrheit dienen zu können, ist mir unverständlich. Man erreicht damit gerade das Gegenteil, man entstellt die Wahrheit nicht nur in dem einen Hauptpunkt, sondern auch in allen Linien, die von diesem Hauptpunkte auslaufen. Nicht nur die Darstellung des Verhältnisses Goethes zu Christiane Vulpius, sondern auch die Rückwirkung dieses Verhältnisses auf die Gesellschaft von Weimar ist daher der schwächste Teil der Goethebiographie Heinemanns geworden. Vor allem geschieht der Frau von Stein in dieser Darstellung meiner Meinung nach ein großes Unrecht. Ob Heinemann nur die Auffassung adoptiert, weil sie ihm für seine spätere Darstellung am bequemsten ist, oder ob die neuere Goetheforschung wirklich den Beweis dafür erbracht zu haben glaubt, daß die Beziehungen Goethes zu Frau von Stein rein geistiger Natur gewesen sind, will ich dahingestellt sein lassen. Ist das letztere der Fall, so kann ich für meine Person nur erklären, daß mich sämtliche Beweise aller Goetheforscher der Welt nicht überzeugen würden. Heinemann geht so weit, Frau von Stein fast dafür verantwortlich zu machen, daß Goethe schließlich an Christiane Vulpius Gefallen gefunden, indem er andeutet, die geistige Diät, die sie von Anfang seiner und ihrer Liebe vorgeschrieben, habe schließlich bei ihm zu einer unaufhaltsamen sinnlichen Reaktion geführt. Ich kann nicht umhin, zu sagen, daß der Kasus mich lachen macht. Denn der einzige Beweis für diese Auffassung der Beziehungen Goethes zu Frau von Stein sind seine häufigen Klagen über die Zurückhaltung, die sie seiner Liebe auferlegt. Die lassen sich doch aber wohl auch anders erklären, wenn man sie nicht gerade zum Beweise dessen braucht, was die neuere Goetheforschung bewiesen haben soll. Beziehungen auch nicht rein geistiger Natur hat die Gesellschaft zu allen Zeiten in Ausnahmefällen toleriert, wenn sie die Beteiligten nicht entbehren konnte und wenn es ihr nicht zu schwer gemacht wurde, beide Augen zuzudrücken. Hätte man's nicht selbst mit angesehen, dann würden einem die Biographen großer Männer und schöner oder geistreicher Frauen — die Biographen älteren Stils wenigstens — diese Überzeugung geradezu aufnötigen. Aber daß die Be-

teiligten sich nach außen nichts vergeben, verlangt die Gesellschaft, die gerne ignorieren, aber nichts zu verzeihen haben will. Goethe wie Frau von Stein waren der Gesellschaft Weimars unentbehrlich und Frau von Stein viel zu sehr Weltdame, um nicht genau zu wissen, wie viel sie der Gesellschaft bieten konnte, und nicht einen Augenblick willens, ihre Stellung in der Gesellschaft zu opfern. Da erklärt es sich von selbst, daß sie auf gewisse Rücksichten hielt, die der viel weniger gefährdete und viel weniger rücksichtsvolle Goethe als ihm auferlegte Entbehrungen beklagte, auch ohne daß man die Beziehungen zwischen beiden, wie mir scheint, so künstlich wie unglaubhaft, auf rein geistige zurückschneidet. Aber so oder so, — wie man sich darüber wundern kann, daß Frau von Stein in dem neuen Verhältnis Goethes zu Christiane Vulpius keine Gewissensehe respektierte, sondern empört darüber war, das ist mir unbegreiflich. Selbst Heinemann weiß aus der Demoiselle Vulpius nichts anderes zu machen als eine dralle, ungebildete Person mit wirtschaftlichen Talenten. Frau von Stein aber konnte ohne Überhebung von sich glauben, Goethe eine geistig Ebenbürtige zu sein. Hätte sie sich auch nicht durch dieses neue Verhältnis Goethes persönlich beleidigt gefühlt, so mußte sie doch annehmen, daß Goethe mit diesem dauerhaften Behagen an einem Mädchen, das ihm geistig nichts bieten konnte, auch geistig Einbuße leiden würde. War's Liebe oder war's nur gesteigertste Freundschaft, — niemals ist eine Empörung berechtigter gewesen als die Empörung der Frau von Stein. Und wenn sie in diesem Zustande der Empörung „sogar“ ein Drama schrieb, das diesen Fall behandelte, so war das zwar nicht sehr geschmackvoll, denn Frau von Stein war keine schöpferische, sondern nur eine anregende Natur, und ihr Drama hatte daher auch gar keine Aussicht, ein gutes Drama zu werden, aber besonders bösartig erscheint sie mir darum noch nicht. Man macht ja Goethe auch keinen Vorwurf daraus, daß er gestaltete, was er erlebte, und man kann daher auch aus dem Drama der Frau von Stein nicht mehr beweisen, als daß sie keine Dichterin war. Wenn aber die Gesellschaft von Weimar, die, meiner Überzeugung nach, Goethe und Frau von Stein gegenüber sehr kräftig ein Auge zugedrückt hat, den Mund über Christiane Vulpius um so weiter öffnete, so ist vielleicht das erstere, aber niemals das letztere ein Vorwurf für diese Gesellschaft. Höchstens kann man sagen, daß man ihr sehr starken Tabak bieten mußte, um sie zu kräftigem Niesen zu bringen. Es scheint mir durchaus nicht notwendig, daß der Biograph eines großen Mannes ihn überall mit der Elle der Moral mißt. Das aber halte ich für unstatthaft und für gefährlich, daß der Biograph diese Elle je nach Bedürfnis lang oder kurz sein läßt. Wenn nichts Schlimmeres, so gibt das seiner Darstellung falsche Züge, die seinen Helden nicht größer erscheinen lassen und den Zweck der Übung gänzlich verfehlen.

Aus den Aufzeichnungen der Gräfin Elise von Bernstorff, geborenen Gräfin von Dernath (2 Bde. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn) die die Jahre 1789—1835 umfassen, hat eine Enkelin der Verewigten ein Lebens- und Zeitbild zusammengestellt, das allen, die an schwererer Lektüre Interesse nehmen, warm empfohlen sein mag. Gräfin Elise Bernstorff wurde in jugendlichem Alter die Gattin des Bruders ihrer Mutter, des Grafen Christian Günther Bernstorff, der zu jener Zeit Minister des Auswärtigen in Dänemark war. Er nahm seinen Abschied, um sich der Bewirtschaftung seiner in Mecklenburg gelegenen Besitzungen zu widmen. Aber noch ehe er diese Absicht ausgeführt hatte, wurde der Posten des dänischen Gesandten in Wien frei, der ihm so verlockend erschien, daß er sich um ihn bewarb. Statt, wie er beabsichtigt hatte, auf seine Güter, ging Graf Bernstorff 1810 als dänischer Gesandter nach Wien, spielte auf dem Wiener Kongreß eine nicht unbedeutende Rolle und übernahm dann, um seinen Gütern näher zu sein, den dänischen Gesandtschaftsposten am preußischen Hofe. 1818 zog ihn Friedrich Wilhelm III. als Minister des Auswärtigen in preußische Staatsdienste, in denen er bis zu seinem Rücktritt im Jahre 1831 verblieb. Die Erinnerungen der Gräfin Bernstorff umfassen also, von den Kinder- und Mädchenjahren ganz abgesehen, drei außergewöhnlich interessante Perioden in Kopenhagen, Wien und Berlin. Die Streiflichter, die aus ihnen, übrigens selten genug, auf die politische Thätigkeit ihres Gatten fallen, mögen dem Historiker nicht immer ganz objektiv erscheinen. Um so unbedingter kann der Kulturhistoriker den Schilderungen des Gesellschaftslebens der höheren Kreise jener Zeit vertrauen. Am meisten aber werden diese Erinnerungen wohl denjenigen fesseln, der ihnen ein rein menschliches Interesse entgegenbringt. Der sieht sich einer seltenen Frau von hervorragenden Eigenschaften gegenüber, als deren Kern tiefste Religiosität und ein, selbst in den Kreisen, denen sie angehörte, ungewöhnlich starker Familiensinn erscheinen. Wie sie es schon als ganz junge, selbst noch kinderlose und von den Pflichten ihrer Stellung stark in Anspruch genommene Frau für selbstverständlich hält, an den drei mutterlos gewordenen Kindern ihres Schwagers Mutterstelle zu vertreten, und wie ihr diese Kinder so ans Herz wachsen, daß sie zwischen ihnen und ihren eignen niemals einen Unterschied macht, so nimmt ihr Herz regen Anteil an jedem frohen und traurigen Ereignis, das sich innerhalb des weitausgedehnten Familienkreises vollzieht. Außerhalb desselben ist sie eine kluge Beobachterin, für alles interessiert, aber niemals ihrer Familie entfremdet trotz des überregen Gesellschaftslebens, zu dem sie ihre Stellung verpflichtete und in dem sie offenbar nicht nur durch ihre Stellung, sondern auch durch geistige und körperliche Eigenschaften eine bevorzugte Rolle spielte. Das Urteil der Gräfin Bernstorff über andere ist immer milde, aber auch immer unbefangen, selbst den Höchsten jenes Kreises, in dem sie lebte, gegenüber; dabei schildert sie lebendig und anschaulich. Man lese, wie die nicht nur der ganzen Hofgesellschaft, sondern selbst der königlichen Familie ganz überraschend kommende Vermählung Friedrich Wilhelms III mit der Gräfin Auguste von Harrach, späteren Fürstin Liegnitz, wirkte. „Er (Graf Bernstorff, von einer Reise

zurückkehrend) fand uns in lebhafter Aufregung über das Ereignis, das eben jetzt veröffentlicht ward," berichtet die Gräfin Bernstorff. „Die Zeitungen brachten die Nachricht, der König sei vermählt. Sonderbar genug bleibt das Geheimnis, womit der König seine Heiratspläne behandelte, und nur dadurch zu erklären, daß er sie lediglich als eine Privatangelegenheit angesehen haben wollte und durchaus nicht als etwas Öffentliches oder für das Publikum Interessantes. Wenn auch des Königs Wille erfüllt wurde, seine Verlobung ganz, seine Vermählung mehrere Tage verborgen blieb, so konnte es doch nicht fehlen, daß der Hof die Existenz eines Geheimnisses ahnte, sich dadurch sehr intriguiert fühlte und den Verwandten und Bekannten nach allen Richtungen hin unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilte, daß etwas Großes im Werk sei. Auch dem vetterlichen Hause Bernstorff waren solche Winke zugekommen und dadurch auch uns. Es war am Mittwoch, dem 10. November, als ich im traulichen Verein mit den Kindern am Theetisch sitzend, durch einen Besuch des Fürsten Wittgenstein unterbrochen werde, der mich um ein Tête à Tête bittet und scherzend, gegen die Mägdelein gewendet, hinzufügt, es werde zwischen ihm und mir von nichts Geringerem als einer Heirat die Rede sein. Da kündigt er mir die vor einigen Tagen stattgehabte Vermählung des Königs mit der Gräfin Harrach an; er sagt, er habe mich davon in Kenntnis setzen wollen, ehe die Sache morgen stadtkundig werde, bittet mich aber zugleich, bis dahin mit niemandem davon zu reden. Um $1^1/_2$ Uhr, unmittelbar vor der Tafel, werde der König seine Gemahlin all denen vorstellen, die er zum Diner geladen habe. Ich war zwar sehr bestürzt über diese Nachricht; allein da oft schon von einer ähnlichen Heirat des Königs die Rede gewesen war, so konnte ich davon nicht sehr überrascht sein; ich konnte sie auch nicht unbedingt für ein Unglück ansehen. Daher erlaubte ich mir den Scherz, noch an demselben Abend Amerika (eine nahe Verwandte der Gräfin) in einem Billet zu verkünden, ich sei jetzt im Besitz des Hofgeheimnisses und würde es ihr morgen Schlag zwei Uhr offenbaren. Sie aber nahm diesen scherzhaften Wink nachher tragisch auf, ja sie verdachte es mir ernsthaft, daß ich mit solch einer Angelegenheit habe meine Kurzweil treiben oder vielmehr solche in Verbindung mit einer königlichen Handlung bringen können, die ihr nicht nur betrübend, sondern ein Unrecht, ja an Sünde zu streifen schien! Unterdes aber führte mich eine frühere Verabredung gerade in der Stunde, wo das Geheimnis enthüllt worden war, über die Straße zu der im Palais des Prinzen Heinrich (früheren Ferdinandschen Palais) wohnenden früheren Hofdame, Fräulein Emilie von Zeuner, deren Nichte mit meiner Marie einigen gemeinschaftlichen Unterricht nehmen sollte. Wir waren beide darüber im lebhaften Gespräch, als die Schwester Friederike Pappenheim, geb. Zeuner, atemlos hereinstürzt und vor großer Bewegung lange nicht zu Worte kommt, vielleicht auch keinen Ausdruck zu finden weiß, der dieses erstaunliche Ereignis grausig genug wiedergeben kann! Ich blieb eine stumme Zeugin dieser theatralischen Scene, indem ich mich nicht berufen fühlte, meine Mitwissenschaft zu gestehen. Endlich stammelte meine gute Gräfin Pappenheim die abgebrochenen Worte hervor: „Le roi s'est marié; la demoiselle de Harrach, que l'on connait à peine, est la femme du roi, il l'a nommée princesse de Liegnitz." Doch ihr immer schneller und lauter fließender Redestrom wird durch einen Schrei der Zeuner unterbrochen, dem eine Ohnmacht folgt. Kaum haben wir sie durch Einreibungen u. s. w. ins Leben zurückgebracht, als sie, zu der Schwester gewandt, ausruft: „Non, ma chère! je n'irai pas au concert ce soir, non certe, cela me serait impossible" Heimlich lachend verlasse ich dieses trauernde Schwesternpaar, erblicke auf den Straßen Haufen von Menschen, die sich die Kunde mitzuteilen scheinen, und sehe überall konsternierte Gesichter!! Daß die Wahl einer Katholikin, daß die morganatische Ehe überhaupt dem Publikum nicht gefallen konnte, war wohl natürlich, und bei der sonst so leicht frondierenden und alles bekrittelnden Art der Berliner war es wirklich noch zu bewundern, daß sich diesmal ihre Unzufriedenheit nur in einer allgemeinen und stillen Trauer äußerte oder durch starres Staunen bemerkbar machte. — Sonderbar war es in der That, daß die Absichten des Königs so ganz unbemerkt hatten bleiben können, daß das ziemlich unmotivierte Erscheinen des alten Harrachschen Ehepaares in Berlin und der Tochter Auftreten am Hofe ohne die Eltern, unter den Flügeln der Staatsdame Gräfin Viereck, nicht darauf geführt hatte. Es war auf dem ersten Ball, den der Kronprinz gab, wo man die junge Dame zuerst sah und erfuhr, es sei die Gräfin Auguste von Harrach, die schon mehrere Jahre hindurch auf den Bällen erschienen, dort aber ihres hübschen Äußern ungeachtet beinahe unbemerkt geblieben war, von den näheren Bekannten indes als ein sehr anspruchsloses und gutes Mädchen geschätzt sei. Bei uns fand sie vielen Beifall. Die älteren Damen gewann sie durch ihr bescheidenes Wesen. Die jungen Herren nahten sich ihr mit eifrigen Huldigungen, so wenig sie sich auch dazu hergab. Sobald man erfuhr, daß der König sie zu seiner Gemahlin erkoren habe, verstummten die Huldigungen für immer und so sehr, daß es ihr stets an Tänzern fehlte, bis der König die Etikette einführte, daß sie wie die anderen Prinzessinnen zum Tanz aufgefordert wird. — Der König hatte seine Kinder in Charlottenburg alle um sich versammelt und ihnen da zu ihrer größten Überraschung seinen Plan angekündigt, den er indes nicht ohne ihre Sanktion ausführen wollte. Man hat späterhin erfahren, daß diese Mitteilung zu sehr rührenden Auftritten Veranlassung gegeben, daß namentlich sich der Kronprinz als durchaus gehorsamen, als ebenso ehrfurchtsvollen als zärtlichen Sohn gezeigt habe, daß es der Großfürstin (Prinzessin Charlotte, Gemahlin des späteren Zaren Nikolaus) allein nicht gelungen sei, ihren Verdruß zu bemeistern, einen Verdruß, den sie noch jahrelang die Fürstin entgelten ließ. Ihr Gemahl war damals abwesend; doch hat er sich seitdem immer nur ganz kindlich gegen den König und voll herzlicher Aufmerksamkeit für dessen Gemahlin gezeigt. Diese lange Unterredung des

Königs mit seinen Kindern bei verschlossenen Thüren, die Bewegung aller Mitglieder der königlichen Familie nach ihr, die verweinten Augen des Kronprinzen, ja sogar die Verstimmung der Großfürstin waren den Hofleuten aufgefallen, und daher datierten jene geheimnisvollen Winke, deren ich erwähnte. Man war aber doch nicht auf die rechte Fährte gekommen, und so blieb denn die Überraschung vollkommen, als der König die schüchterne Fremde am Donnerstag, dem 11. November, dem versammelten Tafelpersonal als seine Gemahlin, die Fürstin von Liegnitz, vorstellte. Der König soll an diesem Tage sehr heiter gewesen sein; davon gibt die scherzhafte Weise Zeugnis, mit der er einige Hofdamen, die gerade eben ihre Köpfe zusammengesteckt hatten, anredete und Emilie Brockhausen, der schönen Hofdame der Kronprinzeß, neckend vorwarf, daß es nur an ihr gelegen hätte, jetzt an Stelle der Fürstin zu sein. Dem größeren Hofkreise und der Stadtgesellschaft ward die neue Gräfin von Hohenzollern und Fürstin von Liegnitz gar nicht vorgestellt, und ich erinnere mich nicht einmal, wann ich sie zuerst als solche wiedergesehen habe. Man ignorierte sie überhaupt in ihrer Bescheidenheit fast ganz, und war ihr das auch eben recht, so war es doch eigentlich nicht passend. Später habe ich sie sehr lieb gewonnen, und sie hat sich das allgemeine Wohlwollen zu erwerben gewußt. Anfangs hatte man viel gegen sie einzuwenden: dies bezog sich jedoch eigentlich nur auf ihre negativen Eigenschaften, auf Mangel an Verstand und Kenntnissen; gegen ihr Herz, ihr Gemüt und ihr Betragen konnte sich kein Vorwurf erheben. Man erwartete aber, sie werde sich in ihre schwierige Lage nicht zu finden wissen, sie werde viele Taktlosigkeiten begehen und auf alle Weise Anstoß geben. Doch nichts derart verlautete, und selbst die Auflauerer erbeuteten nichts, was sie dem harrenden Publikum hätten preisgeben können. Dies ist ein neuer Beweis dafür, daß ein einfacher und gesunder Verstand eine nützlichere Mitgift fürs Leben ist als blendender Geist, wenn er mit Prätensionen gepaart und durch Eigenliebe verdunkelt wird. Sie geht ihren schweren Weg, ohne rechts oder links zu blicken, und eben weil sie den Verwickelungen ihrer Lage eine so große Einfachheit und Ruhe entgegensetzt, gelingt es ihr hindurchzukommen, ohne anderen Anstoß zu geben oder sich selbst zu verletzen. Mit den Kindern des Königs allen hat sie den passendsten Ton zu finden und ihnen gegenüber eine ebenso würdige wie anspruchslose Stellung zu nehmen gewußt. Wie aber ihr Verhältnis zum Könige sich gestaltet habe, darüber blieb ich lange im dunkeln und mit mir die ganze Welt. Die Furcht, sich durch jugendliche Zärtlichkeit für die junge Frau eine Ridicule zu geben, verleitete den König zu einem Betragen gegen sie, dessen Kälte wirklich empörend erscheinen mußte. Er sah sie im Beisein anderer nie an, geschweige daß er mit ihr gesprochen hätte. Er zeigte sich nie an ihrer Seite. Als sie ihm später einmal auf einer Reise in die Provinzen folgen mußte, hatte man in irgend einer kleinen Stadt den König und die Fürstin in zwei Nachbarhäuser einquartiert und zur Verbindung zwischen ihren Wohnungen eine Thür durch die Mauer gebrochen. Da ward aber der König sehr böse und schalt ohne Ende. Doch nicht allein durch solche Kälte mochte er der armen jungen Frau, die ganz auf ihn angewiesen war, oft recht wehe thun; er erschwerte ihr das Leben noch damit, daß er sie durchaus in den Privatstand hinabdrücken wollte. Dadurch trat das Unbestimmte und Unklare ihrer Lage noch greller hervor; ihre Vereinsamung ward immer größer, und es mußte sich ihr oft das schmerzliche Gefühl der Verlassenheit aufdrängen. An der Tafel saß sie ganz unten an; wenn der Hof in die Kirche oder sonst wohin fuhr, mußte sie mit; doch ihre zwei Füchse vermochten sie nicht so schnell zur Stelle zu bringen, wie sie gesollt, und sie war ein Nachzügler überall." Wie dieses trübselige Leben sich nach und nach heiterer gestaltet hatte, konnte Gräfin Bernstorff später beobachten, als sie mit dem König und der Fürstin von Liegnitz gleichzeitig längere Zeit in Teplitz weilte. — Viel neues und interessantes Material bringen die Erinnerungen der Gräfin Bernstorff auch über Kaiser Wilhelms des Großen Liebe zu Prinzessin Elisa Radziwill. Das Ministerium des Auswärtigen war in der Wilhelmstraße neben dem Palais Radziwill gelegen, die beiden Gärten nur durch eine Mauer getrennt, und zwischen den Familien Radziwill und Bernstorff entwickelte sich schnell ein herzliches Verhältnis, zu dem die in ungefähr gleichem Alter stehenden Kinder beider Familien den Grund legten. Gräfin Bernstorff berichtet hier also durchaus nach eignem Wissen und muß als klassische Zeugin gelten. Die Auffassung, daß Prinzessin Elisa Radziwill infolge der Hindernisse, die sich ihrer Vermählung mit dem Prinzen Wilhelm entgegenstellten, an gebrochenem Herzen gestorben sei, ist schon früher an anderer Stelle von mir widerlegt worden. Die Erinnerungen der Gräfin Bernstorff machen diese Auffassung vollends unhaltbar. Die Gräfin berichtet aus dem Jahre 1833: „Auch lastete das Unglück, das in dem teuren Nachbarhause eingezogen war, schwer auf uns. Ich gedachte wohl zuletzt der lieben Radziwills, als sie im Jahre 1830 nach Berlin zurückkehrten. Elisa war lieblicher als je; ihr Herz hatte nicht nur entsagt, sondern war ganz frei. Damals schon konnte sie mir mit frommer Resignation im Rückblick auf ihre Prüfungszeit schreiben: ‚Und dennoch waren es schöne gesegnete Jahre, deren Andenken mich mit dem heißesten Dank gegen den Vater der Liebe erfüllen.' Seitdem war ihr neue Wonne und neue Bitterkeit geworden, und sie kehrte nun nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt mit ihren Eltern in Teplitz mit gebrochenem Herzen zurück. Dort in Teplitz hatte sie den ihrer ganz unwürdigen, aber liebenswürdigen Fürsten von Schwarzenberg kennen und mit der Zeit lieben gelernt. Er brachte ihr seine Huldigungen dar, zeichnete sie in jeder Weise aus, und die Eltern Radziwill ließen sich durch die Liebenswürdigkeit und anscheinend brillante Lage des Prinzen täuschen und machten ihm Avancen, die er schlau benutzte, um durch Vermittelung von Prinzeß Luise (die Mutter der Prinzeß Elisa) von großen Schulden, die auf seinen polnischen Gütern der Krone Rußland

gegenüber lasteten, befreit zu werden. Nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, zog er sich unter allerhand Vorwänden zurück, und unsere arme Elisa mußte alles bittere Weh verratener und betrogener Liebe durchkämpfen. So kam sie zurück, und um diesen Gram zu heilen, ergriff der Vater das grundfalsche Mittel, sie durch Gesellschaften zu zerstreuen. Die Mutter litt schwer darunter. Sie wußte, wie sehr Elisa der Ruhe bedurfte, und selbst leidend und an das Krankenbett gefesselt, sehnte sie sich nach der Pflege ihrer Tochter; aber sie gab hier, wie immer, dem Willen ihres Mannes nach und ließ Elisa mit dem Vater von Fest zu Fest eilen. Das war dem Fürsten aber nicht genug: auch sein Palais wiederhallte von lärmender Freude, die jedem, der sie liebte, in Elisas und der Mutter Seele wehe thun mußte.“ — Die Bildung jener Legende, die Prinzessin Elisa an ihrer unglücklichen Liebe zu dem Prinzen Wilhelm von Preußen sterben läßt, ist sicher dadurch begünstigt worden, daß die Prinzessin gerade während eines Festes im Palais dieses Prinzen von dem ersten Blutsturz befallen wurde, der die schon lange Lungenleidende auf das Sterbelager warf, aber aufrecht erhalten läßt sich die Legende nicht.

Otto E. Ehlers hat das Erscheinen seines Buches „Samoa, die Perle der Südsee“ (Berlin, Verlag von Hermann Paetel) nicht mehr erlebt. Der liebenswürdigste aller Weltreisenden ist seinem Ehrgeiz, eine Aufgabe zu lösen, die vor ihm noch niemand gelöst hatte, zum Opfer gefallen. Was ihn zu dieser verunglückten Expedition durch Neu-Guinea bewogen, war wohl in erster Linie der Wunsch, das Odium des liebenswürdigen, geistreichen, aber auch ein wenig oberflächlichen Globetrotters abzuschütteln. So unternahm er diese Expedition, die eigentlich keinen anderen Zweck hatte, als etwas noch nicht Dagewesenes zu leisten, nachdem ein anderer Plan, von dem er mir im Winter 1894 aus Rámpúr schrieb, an dem Widerstand der englischen Behörden gescheitert war. Sein Buch über Samoa ist, wie alles, was der Verstorbene geschrieben hat, anregend und wohl auch erschöpfend, und wer zu der Lektüre desselben noch eine Stunde Anschauungsunterricht bei der gegenwärtig Europa bereisenden Samoanertruppe nimmt, hat wohl kaum noch nötig, die etwas langwierige Reise nach der Perle der Südsee zu unternehmen, um sie kennen zu lernen. Die Sehnsucht nach einem Dolce far niente durch einen längeren Aufenthalt auf Samoa zu befriedigen, die das Buch und die lebendigen Samoaner leicht in diesem oder jenem erwecken mögen, ist ja nicht jeder gleich in der Lage.

Zu unsern Bildern.

F. Simm, von dessen Ölstudie „Haremsdame“ unser Heft eine sehr gelungene Reproduktion als Titelbild schmückt, ist den Lesern sicher schon durch manches hübsche Genrebild im Rokoko- oder Empirekostüm bekannt geworden. Der Künstler bevorzugt diese beiden Perioden in seinen Bildern; die Tracht jener Zeiten erscheint ihm wohl nicht mit Unrecht kleidsamer und deshalb auch malerischer als die Gegenwart. Aber wie diese Skizze beweist, ist F. Simm nicht einseitig, er malt, was ihm gefällt, und malt es so, daß es auch anderen gefällt. In seiner Skizze hat er nicht nur das Kostüm, sondern auch gleich die Haltung fixiert, die er für das Dioramabild brauchte. Die rechte Hand auf die Brust gelegt, verneigt sich die Haremsdame tief und sklavisch vor dem Herrn und Gebieter. Der Künstler, der viele Jahre in München gelebt hat, steht im Begriff, einem Ruf nach Wien zu folgen und eine Professur an der dortigen Kunstakademie zu übernehmen. — Das Bild „Melancholie“ von E. de Grimberghe weist einen stark modernen Zug auf. In trüber Stimmung schaut das junge Mädchen durch den Spalt der Vorhänge auf die Straße hernieder. Der Morgen einer Großstadt dämmert herauf, ein neuer Tag mit neuen Sorgen und neuer Arbeit. Denn die Einsame gehört zu denen, die hart um ihr Dasein ringen müssen. Da ist es wohl begreiflich, wenn sie Stunden hat, in denen ihr aller Mut entsinkt. — Liebenswürdiger mutet uns das „Zu hoch“ von E. Seanell an, trotzdem auch hier die Kleine ein sorgenvolles Gesicht und schwermütige Augen macht. So lockend lacht der rotbäckige Apfel vom Baum hernieder, wenn er nur nicht so hoch hinge. Oder wenn wenigstens ein Erwachsener in der Nähe wäre, der der Kleinen ihren Wunsch erfüllen könnte. Sie würde ihn schon dazu zu bewegen wissen, ihr die begehrte Frucht zu brechen, mit Bitten, Schmeicheln, Weinen oder Trotzen, denn daß die Kleine bei aller Lieblichkeit auch ein sehr verwöhntes Kind ist, sieht man ihr an. — Ein rechtes Winterbild ist Hugo Mühligs „Nach der Treibjagd.“ Schnee bedeckt die Landschaft, weißer, blendender Schnee, der es auch dem geriebensten Hasen unmöglich macht, sich in einen Versteck zu ducken und die klappernden Treiber an sich vorüberziehen zu lassen, ohne daß sie ihn entdeckten. Was sich von Wild in dem eingeschlossenen Kessel befindet, wird aufgescheucht und muß vor das Rohr. Dafür, daß es auch auf der Strecke bleibt, mögen die Schützen sorgen. Die haben auch ihre Schuldigkeit gethan; in langen Reihen liegt das geschossene Wild, und die Schützen stehen plaudernd daneben, von den sonderlichen Zufällen der Jagd berichtend, von einer höchst kunstvollen Doublette oder von einem ganz unerklärlichen Fehlschuß, während die Treiber sich an einem schnell entzündeten Feuer die Hände wärmen. — Eine andere Jagd schildert uns W. Kuhnert in seinem Bilde „Löwe schlägt einen Kaffernbüffel.“ Jagdherr ist hier der König der Tiere, der ostafrikanische Löwe, den Kuhnert nicht nur in den Zoologischen Gärten, sondern auf seiner Künstlerfahrt nach dem Kilimandscharo auch in der Wildnis beobachtet hat,

und von dem er ein Prachtexemplar beinahe selbst erlegt hätte. — A. Holmberg, der schon so manchen seinen Charakterkopf malte, läßt seinen Altertumsforscher die Vergangenheit weniger aus Büchern studieren, als aus den Zeugen und Erzeugnissen derselben, die auf uns überkommen sind. Die Sprache, die die Kunsterzeugnisse einer Epoche zu uns reden, ist zwar schwieriger zu verstehen als diejenige der meisten Bücher, die diese Epoche schildern, aber sie gibt dafür auch nicht die Auffassung eines anderen, sondern redet mit der Beweiskraft von klassischen Zeugen. Mit großer Sorgfalt hat der Künstler alles behandelt, was von Kunstgegenständen in der Behausung des Altertumsforschers aufgehäuft ist; aber der Charakterkopf des Mannes selbst ist ihm doch die Hauptsache geblieben. — Eine neue Folge Mannfeldscher Radierungen gibt die Verlagshandlung Emil Strauß in Bonn heraus. Bisher erschienen davon die vier Bilder Köln am Rhein — Frankfurt am Main — Mainz und Trier: Porta Nigra. Die Größe der Blätter, teils Hoch-, teils Querformat, ist bei allen vier Blättern die gleiche, 120×90 cm (radierte Bildfläche 75×55 cm). Was Kraft, Stimmung und malerische Wirkung der Radierungen Bernhard Mannfelds betrifft, so stehen dieselben sicher ohnegleichen, den Höhepunkt dieser Kunst darstellend. Das von uns wiedergegebene Blatt Köln am Rhein ist von einem Joch der Schiffbrücke aus aufgenommen. Der Künstler hat nicht den Dom zum Mittelpunkt seines Bildes genommen, sondern die nur durch niedrige Häuser von dem majestätisch dahinfließenden und mit Fahrzeugen aller Art belebten Rhein getrennte Kirche Groß Martin, deren massiver Turm mit seinen zierlichen vier Ecktürmchen von harmonischester Wirkung ist. Dahinter tritt, in durchsichtigen Nebelschleier gehüllt, der Dom selbst hervor, rechts schließt das Bild mit den schlanken Brückentürmen der Eisenbahnbrücke ab, links überragt der Rathausturm das Häusermeer. Tritt uns aus dem architektonischen Stadtbilde Kölns ruhmreiche Vergangenheit entgegen, so spricht aus dem vor dem Quai mit den alten Zollhäusern sich entwickelnden rastlosen Verkehr die Gegenwart zu uns. — Aus einem im Verlag von Gerlach & Schenk in Wien erschienenen Prachtwerke „Baumstudien,“ das nach photographischen Aufnahmen hervorragend schön gruppierte und durch ebenmäßigen oder merkwürdigen Wuchs ausgezeichnete Baumansichten enthält, reproduzieren wir das Bild „Ein stiller Winkel,“ eine stille Ecke aus einem jener unvergleichlichen Naturparks, die die Herrensitze der böhmischen Grundherren umgeben. — Ein liebenswürdiger und kecker Humor spricht aus der Bronzestatuette „Erschreckter Bachant“ von Max Heilmayer; den gefüllten Weinschlauch unter dem linken Arm, in der linken Hand die weingefüllte Schale, geht der Bachant unsicheren Schrittes und jedenfalls schon süßen Weines voll, als ihn unversehens das Böcklein stößt. Ein Auge forscht erschreckt nach dem Störer seiner weinseligen Laune, das andere richtet sich auf die Schale, deren Inhalt überzufließen droht, und krampfhaft drückt er den linken Oberarm gegen den vollen Weinschlauch, damit ihm dieser nicht etwa entgleite. — Francis Days „Irländerin“ zeigt die derbe Schönheit und die lebhaften Augen ihrer Rasse, die trotz aller Unterdrückung seitens der Engländer weder von ihrer Lebensfähigkeit noch von ihrer Lebensfreudigkeit eingebüßt hat. — Ferdinand Pauwels, aus dessen Skizzenbüchern dieses Heft einen zusammengesunkenen Mann in antiker Tracht veröffentlicht, wurde 1830 zu Eckeren bei Antwerpen geboren und studierte von 1842—1850 auf der Antwerpener Akademie. Während seines darauf folgenden vierjährigen Aufenthalts in Rom fühlte er sich nach Adolf Rosenbergs „Geschichte der modernen Kunst“ besonders zur Behandlung biblischer Stoffe hingezogen, wandte sich aber nach seiner Rückkehr in die Heimat der niederländischen Geschichte zu, welcher er fortan fast ausschließlich die Motive zu seinen durch tiefe und energische Charakteristik, durch Größe der Auffassung und durch ein sattes, ernst gestimmtes Kolorit ausgezeichneten Gemälden entnommen hat. 1862 erhielt Pauwels einen Ruf an die Kunstschule in Weimar, von wo er 1872 nach Belgien zurückkehrte, um dem ihm gewordenen Auftrag, in einem Saale der Tuchhallen zu Ypern einen Cyklus von zwölf Wandgemälden auszuführen, zu entsprechen. 1876 folgte er einem Ruf als Professor an die Dresdener Akademie, der er bis heute angehört. Unter seinen in dieser Zeit entstandenen Bildern ist ein Cyklus von sechs Wandgemälden in der Aula der Fürstenschule zu Meißen: Karl der Große in der Schule, die Pflege der Wissenschaften am Hofe der Mediceer, die Gründung der Fürstenschule durch Kurfürst Moritz, ihre Vollendung durch Kurfürst August, Luther und Melanchthon, und ein von den Personifikationen der Stärke und Gerechtigkeit umgebenes Bildnis des Königs Albert von Sachsen. — Aus dem Nachlaß des berühmten Orientmalers Wilhelm Gentz veröffentlichen wir den Studienkopf eines Türken, aus Anton von Werners Skizzenmappen ein lesendes Mädchen und von Wilhelm von Lindenschmit einen Studienkopf. Die alte Bäuerin von Graf W. Bülow von Dennewitz ist eine Porträtskizze aus der ostpreußischen Heimat des in München lebenden Künstlers. O. P.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.









